This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

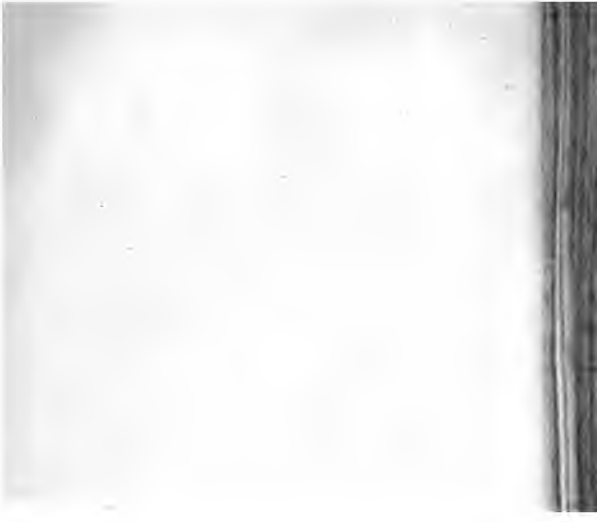
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.



Die Mohicaner von Paris.

37188

Salvator.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Erster Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1856.

848

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Am 27. März gerieth die kleine Stadt Kehl, — wenn man überhaupt Kehl eine Stadt nennen kann, — die Stadt Kehl, sagen wir, gerieth in Aufruhr durch die Ankunft von zwei Postchaisen, welche die einzige Straße der Stadt mit einer solchen Geschwindigkeit hinabfuhren, daß man befürchten konnte, in dem Augenblicke, wo sie auf die Schiffbrücke gelangen, die nach Frankreich führt, werde das geringste Verfehlen der Richtung Pferde, Postillons, Postchaisen und Reisende in den Fluß mit den poetischen Legenden werfen, der Frankreich im Osten als Grenze dient.

Die zwei Postchaisen, welche an Schnelligkeit zu wetteifern schienen, hemmten indessen den Gang bei zwei Dritteln der Straße, und hielten am Ende vor dem Thore eines Gasthauses an, über dem ein blechenes Schild knarrte, vorstellend einen Mann mit einem dreieckigen Hute auf dem Kopfe, mit langen Stiefeln an den Beinen, bekleidet mit einem blauen Rocke mit rothen Revers, geschmückt mit einem Riesenzopfe, unter dessen bespornten Füßen man die drei Worte: Zum großen Friedrich, lesen konnte.

Der Wirth und seine Frau, die bei dem donner-

artigen Lärmen, den in der Ferne die Räder der zwei Wagen machten, auf ihre Thürschwelle gelaufen waren und durch die Geschwindigkeit der Wagen die Hoffnung verloren hatten, Reisende zu beherbergen, welche mit solcher Sturmeseile fuhren, — der Wirth und seine Frau, als sie zu ihrer unaussprechlichen Freude die zwei Postchaisen vor ihrem Hause anhalten sahen, stürzten, der Wirth an den Schlag des ersten Wagens, die Wirthin an den Schlag des zweiten.

Aus dem ersten Wagen stieg rasch ein Mann von etwa fünfzig Jahren, angethan mit einem bis ans Kinn zugeknöpften blauen Ueberrocke, mit schwarzen Beinkleidern und einen breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe. Er hatte einen steifen Schnurrbart, ein festes Auge, eine wohlgebogene Braue, bürstenförmig geschnittene Haare: die Braue war schwarz wie das Auge, die sie beschattete, aber Haare und Schnurrbart fingen an zu ergrauen.

Aus dem zweiten Wagen stieg mit Würde ein majestätischer, kräftig gebauter Bursche aus, so weit man ihn unter seiner Polonaise mit goldenen Schnüren und Borten und unter seinem ungarischen Mantel, oder, um den wahren Namen seines Kleides zu sagen, unter seiner mit Stickereien überladenen Guba, in die er vom Kopfe bis zu den Füßen gehüllt war, beurtheilen konnte.

Sah man diesen reichen Pelz, die Leichtigkeit, mit der er getragen wurde, die männliche Miene von demjenigen, welcher ihn trug, so hätte man gewettet, der Reisende sei ein edler walachischer Hospodar, von Jassy oder Bucharest komme, oder wenig-

weil von nahe betrachtend, hatte man alsbald
en, die Wette sei verloren; denn trotz des dicken
nbarts, der sein Gesicht umrahmte, trotz des
stutzten Schnurrbarts, den er mit einer affectir-
Sorglosigkeit hakenförmig drehte, würde man
unter diesem aristokratischen Anscheine Merk-
der Gemeinheit erkannt haben, die den Unbe-
en vom fürstlichen oder aristokratischen Range,
nan ihm beim ersten Anblicke gewährt, zu dem
Intendanten von vornehmem Hause oder eines
iers dritten Ranges erniedrigt hätten.
lnd, in der That, wie der Leser ohne Zweifel
Herrn Sarranti in dem aus dem ersten Wagen
eigenden Reisenden erkannt hat, ebenso hat
oir sind hievon überzeugt, Meister Gibassier in
erkannt, welcher aus dem zweiten Wagen aus-

Nan erinnert sich, daß Herr Jackal, der mit
iagnole nach Wien abreiste, Gibassier beauf-
hatte, Herrn Sarranti in Kehl zu erwarten.

Ausführung der Befehle, die er erhalten, nothwendigen Verkleidungen finden werde.

Diese Befehle waren sehr einfach, aber darum, weil sie einfach, nicht leichter ausführbar: sie bestanden darin, daß er Herrn Sarranti nicht aus dem Gesichte verlieren, sich auf der ganzen Reise wie sein Schatten an ihn anhängen und in Paris angekommen sich beharrlich ihm anschließen sollte; und Alles dies so gedacht, daß Herr Sarranti keinen Verdacht schöpfen könne.

Herr Jakal verließ sich auf die wohlbekannte Gewandtheit von Gibassier, was die Veränderung seines Costume und seines Gesichtes betraf.

Gibassier reiste auf der Straße nach Steinbach ab, und das Cabriolet in dem Gasthofe den Wagen und in dem Wagen eine ganze Anzahl von Koffern, unter denen er als der nöthigste für die Reise den bezeichnete, mit der wir Ihn in dem Augenblicke, wo er wieder vor uns erscheinen soll, aufgepackt gesehen haben.

Doch zu seinem großen Erstaunen verging der Tag des 26. und ein Theil der Nacht folgte, ohne daß er einen Reisenden ankommen sah, dessen Signalement mit dem, welches man ihm gegeben, übereinstimmte.

Endlich, gegen zwei Uhr Morgens, hörte er das Klatschen einer Peitsche und das Klingen von Schellen. Er ließ anspannen, hielt nur so lange, als er brauchte, um sich zu versichern, der durch das doppelte Geräusch angekündigte Fremde sei wirklich Herr Sarranti, und sah sicher, er habe seinen Mann, be-

fahl er dem Postillon, in gewöhnlichem Train abzufahren.

Zehn Minuten nachher ging Herr Sarranti, der nur die erforderliche Zeit, um die Pferde zu wechseln und eine Tasse Fleischbrühe zu sich zu nehmen, geblieben war, ebenfalls wieder ab und eilte dem nach, der ihm zu folgen beauftragt war.

Was Gibassier vorhergesehen, geschah. Zwei Stunden von Steinbach hatte ihn Herr Sarranti schon eingeholt; da aber nach den Reglements der Post kein Reisender dem Andern ohne die Erlaubniß von diesem vorfahren soll, weil er auf der nächsten Station die einzigen Pferde des Stalles nehmen könnte, so folgten sich die zwei Wagen eine Zeit lang, ohne daß der zweite dem ersten vorzufahren wagte. Ungeduldig, ließ Herr Sarranti endlich Gibassier um Erlaubniß hiezu bitten. Die Erlaubniß wurde mit einer Artigkeit gegeben, welche Herrn Sarranti bewog, selbst aus seinem Wagen zu steigen, um dem ungarischen Edelmanne zu danken; nachdem dies geschehen war, grüßte man sich von beiden Seiten, Herr Sarranti stieg wieder in seinen Wagen und fuhr, durch die Erlaubniß begünstigt, wie der Wind weiter.

Gibassier folgte ihm, doch diesmal, indem er dem Postillon einschärfte, welchen Train auch Herr Sarranti fahren möge, ebenso zu fahren.

Der Postillon gehorchte, und wir haben die zwei Postchaisen in starkem Galopp in die Stadt Kehl einfahren und vor dem Gasthause zum Großen Friedrich anhalten sehen.

Nachdem sie sich höflich, jedoch ohne ein Wort

auszutauſchen, gegrüßt hatten, traten beide Reiſende in das Wirthshaus ein, gelangten in das Speiſezimmer, ſetzten ſich Jeder an einen Tiſch, und verlangten zu frühſtücken, Herr Sarranti in vortrefflichem Franzöſiſch, Gibaſſier mit einem unverkennbaren deutſchen Accente.

Immer ſtillſchweigend, koſtete Gibaſſier verächtlich von allen Schüſſeln, die man ihm vorſetzte, und als er ſeine Rechnung bezahlt hatte und ſah, daß Herr Sarranti aufſtand, ſtand er auch auf und kehrte langſam und in der Stille zu ſeinem Wagen zurück.

Die zwei Poſtchaiſen ſetzten ſodann ihren zügelloſen Lauf wieder fort, wobei der Wagen von Herrn Sarranti immer dem von Gibaſſier voranfuhr, jedoch nur um etwa zwanzig Schritte.

In dem Augenblicke, wo man gegen Abend in Nancy ankam, hatte der Poſtillon von Herrn Sarranti, der es, als erſter Brautführer von einem ſeiner Vettern, ſehr unangenehm gefunden hatte, ſeinen Schmaus wegen einer Station von elf Lieues, hin und zurück, verlaſſen zu müſſen, der Poſtillon von Herrn Sarranti, durch ſeinen Kameraden davon unterrichtet, ſein Reiſender wünſche ſchnell zu fahren und bezahle gut, hatte ſeine Pferde einen raſenden Galopp laufen laſſen, durch den er gute anderthalb Stunden an den zwei Poſten gewonnen haben würde und zu rechter Zeit zurückgekommen wäre, um den Ball zu eröffnen, hätten nicht in dem Momente, wo man am Abend in Nancy ankam, Pferde, Poſtillon und Wagen auf einem jähen Abhange einen ſo entſetzlichen

Brust des empfindsamen Gibassier entschlüpfte, der aus seiner Postchaise hinzueilte, um Herrn Sarranti Hülfe zu leisten.

Gibassier handelte so zu Befreiung seines Gewissens, denn nach dem Purzelbaume, den er den Wagen hatte machen sehen, war er der Ueberzeugung, der Reisende, den derselbe enthielt, bedürfe mehr der Tröstungen eines Priesters, als des Beistandes eines Reisegefährten.

Zu seinem großen Erstaunen fand er Herrn Sarranti frisch und gesund, und selbst der Postillon hatte nur eine Schulter ausgerenkt und einen Fuß verstaucht. Hatte aber die Vorsehung, als eine gute Mutter, was sie war, die Menschen bewahrt, so hatte sie dagegen ihre Genugthuung an den Thieren und am Wagen genommen; eines von den Pferden blieb auf der Stelle todt, das andere schien den Schenkel gebrochen zu haben. Eine von den Achsen des Wagens war gebrochen, und eine ganze Seite des Kastens, die, auf welche man umgeworfen hatte, war völlig zerbröckelt.

Man konnte also im Ernste nicht daran denken, sich wieder auf den Weg zu begeben.

Herr Sarranti stieß einige Flüche aus, die keinen Charakter von englischer Geduld offenbarten. Er mußte indessen seinen Entschluß fassen, was er ohne Zweifel zu thun im Begriffe war, hätte nicht der Magyar Gibassier in einer halb französischen, halb deutschen Sprache, die aber in Wirklichkeit weder das Eine, noch das Andere war, seinem unglücklichen Reisegefährten einen Platz in seinem Wagen angeboten.

[illegible] kam so gelegen und schien so [illegible] gemacht zu sein, daß Herr [illegible] annahm.

[illegible] aus dem ersten Wa- [illegible] versprach dem Postillon, [illegible] schicken, wovon man nur [illegible] war, und man fuhr mit [illegible] weiter.

[illegible] ausgetauscht wa- [illegible] Gewißheit hatte, er [illegible] befürchtete, Herr Sar- [illegible] gründlich, Gi- [illegible] jede Frage [illegible] die artigen Worte [illegible] erwiederte, deren [illegible] Sprache [illegible]

[illegible] im Hotel du [illegible] das Posthaus ist.

[illegible] seine Dank- [illegible] und wollte sich zu- [illegible]

„[illegible] mein Herr," sagte Gibassier; „[illegible] zu haben, nach Paris zu [illegible] Wagen wird vor morgen nicht wieder- [illegible] und Sie verlieren einen Tag."

„Das wäre mir um so ärgerlicher," erwiederte Sarranti, „als mir derselbe Unfall schon bei meiner fahrt von Regensburg widerfahren ist, und ich [illegible] vierundzwanzig Stunden verloren habe."

[illegible]bassier erklärte sich nun erst den Verzug, der [illegible]n Steinbach so sehr beunruhigt hatte.

„Doch," fuhr Herr Sarranti fort, „ich werde nicht warten, bis mein Wagen wiederhergestellt ist, sondern einen andern kaufen."

Und er gab in der That dem Postmeister Befehl, ihm einen Wagen zu kaufen, — was für einer es auch wäre, Calèche, Coupé, Landau oder sogar Cabriolet, — mit dem er seine Reise auf der Stelle fortsetzen könnte.

Gibassier dachte, so rasch auch der Wagen gefunden wäre, hätte er doch wohl Zeit, zu Mittag zu speisen, während sein Reisegefährte ihn untersuchen, um den Preis handeln würde und seine Bagage darauf packen ließe. Er hatte seit Morgens um acht Uhr nichts zu sich genommen, und obschon sein Magen im äußersten Falle an Genügsamkeit mit dem eines Kameels zu rivalisiren vermochte, ließ gerade, weil dieser Fall eintreten konnte, der kluge Gibassier, nie, wenn sie sich bot, die Gelegenheit, sich zu verproviantiren, unbenützt vorübergehen.

Ohne Zweifel hielt es Herr Sarranti seinerseits für geeignet, dieselben Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, wie der würdige Magyar, denn Beide setzten sich, wie sie es am Morgen gethan, jeder an einen andern Tisch, klingelten, um den Kellner zu rufen, und sprachen mit einer Betonung, welche eine lobenswerthe Einhelligkeit der Meinungen andeutete, nur die drei Worte:

„Kellner, ein Mittagsbrod!"

848

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

I.

Steeple-chase.

Am 27. März gerieth die kleine Stadt Kehl, — wenn man überhaupt Kehl eine Stadt nennen kann, — die Stadt Kehl, sagen wir, gerieth in Aufruhr durch die Ankunft von zwei Postchaisen, welche die einzige Straße der Stadt mit einer solchen Geschwindigkeit hinabfuhren, daß man befürchten konnte, in dem Augenblicke, wo sie auf die Schiffbrücke gelangen, die nach Frankreich führt, werde das geringste Verfehlen der Richtung Pferde, Postillons, Postchaisen und Reisende in den Fluß mit den poetischen Legenden werfen, der Frankreich im Osten als Grenze dient.

Die zwei Postchaisen, welche an Schnelligkeit zu wetteifern schienen, hemmten indessen den Gang bei zwei Dritteln der Straße, und hielten am Ende vor dem Thore eines Gasthauses an, über dem ein blechenes Schild knarrte, vorstellend einen Mann mit einem dreieckigen Hute auf dem Kopfe, mit langen Stiefeln an den Beinen, bekleidet mit einem blauen Rocke mit rothen Revers, geschmückt mit einem Riesenzopfe, unter dessen bespornten Füßen man die drei Worte: Zum großen Friedrich, lesen konnte.

Der Wirth und seine Frau, die bei dem donner-

artigen Lärmen, den in der Ferne die Räder der zwei Wagen machten, auf ihre Thürschwelle gelaufen waren und durch die Geschwindigkeit der Wagen die Hoffnung verloren hatten, Reisende zu beherbergen, welche mit solcher Sturmeseile fuhren, — der Wirth und seine Frau, als sie zu ihrer unaussprechlichen Freude die zwei Postchaisen vor ihrem Hause anhalten sahen, stürzten, der Wirth an den Schlag des ersten Wagens, die Wirthin an den Schlag des zweiten.

Aus dem ersten Wagen stieg rasch ein Mann von etwa fünfzig Jahren, angethan mit einem bis ans Kinn zugeknöpften blauen Ueberrocke, mit schwarzen Beinkleidern und einen breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe. Er hatte einen steifen Schnurrbart, ein festes Auge, eine wohlgebogene Braue, bürstenförmig geschnittene Haare: die Braue war schwarz wie das Auge, die sie beschattete, aber Haare und Schnurrbart fingen an zu ergrauen.

Aus dem zweiten Wagen stieg mit Würde ein majestätischer, kräftig gebauter Bursche aus, so weit man ihn unter seiner Polonaise mit goldenen Schnüren und Borten und unter seinem ungarischen Mantel, oder, um den wahren Namen seines Kleides zu sagen, unter seiner mit Stickereien überladenen Guba, in die er vom Kopfe bis zu den Füßen gehüllt war, beurtheilen konnte.

Sah man diesen reichen Pelz, die Leichtigkeit, mit der er getragen wurde, die männliche Miene von demjenigen, welcher ihn trug, so hätte man gewettet, der Reisende sei ein edler walachischer Hospodar, der von Jassy oder Bucharest komme, oder wenig-

n von nahe betrachtend, hätte man alsbald
, die Wette sei verloren; denn trotz des dicken
arts, der sein Gesicht umrahmte, trotz des
tzten Schnurrbarts, den er mit einer affectir-
rglosigkeit hakenförmig drehte, würde man
nter diesem aristokratischen Anscheine Merk-
r Gemeinheit erkannt haben, die den Unbe-
vom fürstlichen oder aristokratischen Range,
n ihm beim ersten Anblicke gewährt, zu dem
ntendanten von vornehmem Hause oder eines
s dritten Ranges erniedrigt hätten.
), in der That, wie der Leser ohne Zweifel
errn Sarranti in dem aus dem ersten Wagen
enden Reisenden erkannt hat, ebenso hat
sind hievon überzeugt, Meister Gibassier in
annt, welcher aus dem zweiten Wagen aus-

n erinnert sich, daß Herr Jackal, der mit
nole nach Wien abreiste, Gibassier beauf-
atte, Herrn Sarranti in Kehl zu erwarten.

Ausführung der Befehle, die er erhalten, nothwendigen Verkleidungen finden werde.

Diese Befehle waren sehr einfach, aber darum, weil sie einfach, nicht leichter ausführbar: sie bestanden darin, daß er Herrn Sarranti nicht aus dem Gesichte verlieren, sich auf der ganzen Reise wie sein Schatten an ihn anhängen und in Paris angekommen sich beharrlich ihm anschließen sollte; und Alles dies so geschickt, daß Herr Sarranti keinen Verdacht schöpfen könnte.

Herr Jackal verließ sich auf die wohlbekannte Gewandtheit von Gibassier, was die Veränderung seines Costume und seines Gesichtes betraf.

Gibassier reiste auf der Stelle nach Steinbach ab, fand das Gasthaus, in dem Gasthofe den Wagen und in dem Wagen eine ganze Auswahl von Trachten, unter denen er als die wärmste für die Reise die wählte, mit der wir ihn in dem Augenblicke, wo er wieder vor uns erschienen ist, aufgeputzt gesehen haben.

Doch zu seinem großen Erstaunen verging der Tag des 26. und ein Theil der Nacht folgte, ohne daß er einen Reisenden ankommen sah, dessen Signalement mit dem, welches man ihm gegeben, übereinstimmte.

Endlich, gegen zwei Uhr Morgens, hörte er das Klatschen einer Peitsche und das Klingen von Schellen. Er ließ anspannen, blieb nur so lange, als er brauchte, um sich zu versichern, der durch das doppelte Geräusch angekündigte Fremde sei wirklich Herr Sarranti, und fast sicher, er habe seinen Mann, be-

fahl er dem Postillon, in gewöhnlichem Train abzufahren.

Zehn Minuten nachher ging Herr Sarranti, der nur die erforderliche Zeit, um die Pferde zu wechseln und eine Tasse Fleischbrühe zu sich zu nehmen, geblieben war, ebenfalls wieder ab und eilte dem nach, der ihm zu folgen beauftragt war.

Was Gibassier vorhergesehen, geschah. Zwei Stunden von Steinbach hatte ihn Herr Sarranti schon eingeholt; da aber nach den Reglements der Post kein Reisender dem Andern ohne die Erlaubniß von diesem vorfahren soll, weil er auf der nächsten Station die einzigen Pferde des Stalles nehmen könnte, so folgten sich die zwei Wagen eine Zeit lang, ohne daß der zweite dem ersten vorzufahren wagte. Ungeduldig, ließ Herr Sarranti endlich Gibassier um Erlaubniß hiezu bitten. Die Erlaubniß wurde mit einer Artigkeit gegeben, welche Herrn Sarranti bewog, selbst aus seinem Wagen zu steigen, um dem ungarischen Edelmanne zu danken; nachdem dies geschehen war, grüßte man sich von beiden Seiten, Herr Sarranti stieg wieder in seinen Wagen und fuhr, durch die Erlaubniß begünstigt, wie der Wind weiter.

Gibassier folgte ihm, doch diesmal, indem er dem Postillon einschärfte, welchen Train auch Herr Sarranti fahren möge, ebenso zu fahren.

Der Postillon gehorchte, und wir haben die zwei Postchaisen in starkem Galopp in die Stadt Kehl einfahren und vor dem Gasthause zum Großen Friedrich anhalten sehen.

Nachdem sie sich höflich, jedoch ohne ein Wort

ausführung der Befehle, die er erhalten, nothwendigen Verkleidungen finden werde.

Diese Befehle waren sehr einfach, aber darum, weil sie einfach, nicht leichter ausführbar: sie bestanden darin, daß er Herrn Sarranti nicht aus dem Gesichte verlieren, sich auf der ganzen Reise wie sein Schatten an ihn anhängen und in Paris angekommen sich beharrlich ihm anschließen sollte; und Alles dies so geschickt, daß Herr Sarranti keinen Verdacht schöpfen könnte.

Herr Jackal verließ sich auf die wohlbekannte Gewandtheit von Gibassier, was die Veränderung seines Costume und seines Gesichtes betraf.

Gibassier reiste auf der Stelle nach Steinbach ab, fand das Gasthaus, in dem Gasthofe den Wagen und in dem Wagen eine ganze Auswahl von Trachten, unter denen er als die wärmste für die Reise die wählte, mit der wir ihn in dem Augenblicke, wo er wieder vor uns erschienen ist, aufgeputzt gesehen haben.

Doch zu seinem großen Erstaunen verging Tag des 26. und ein Theil der Nacht folgte daß er einen Reisenden ankommen sah, dessen lement mit dem, welches man ihm gegestimmte.

Endlich, gegen zwei Uhr M... Klatschen einer Peitsche und ... len. Er ließ anspannen, ... brauchte, um sich ... pelte Geräusch ... Sarranti, und sogleich

auszutauſchen, gegrüßt hatten, traten beide Reiſende in das Wirthshaus ein, gelangten in das Speiſezimmer, ſetzten ſich Jeder an einen Tiſch, und verlangten zu frühſtücken, Herr Sarranti in vortrefflichem Franzöſiſch, Gibaſſier mit einem unverkennbaren deutſchen Accente.

Immer ſtillſchweigend, koſtete Gibaſſier verächtlich von allen Schüſſeln, die man ihm vorſetzte, und als er ſeine Rechnung bezahlt hatte und ſah, daß Herr Sarranti aufſtand, ſtand er auch auf und kehrte langſam und in der Stille zu ſeinem Wagen zurück.

Die zwei Poſtchaiſen ſetzten ſodann ihren zügelloſen Lauf wieder fort, wobei der Wagen von Herrn Sarranti immer dem von Gibaſſier voranfuhr, jedoch nur um etwa zwanzig Schritte.

In dem Augenblicke, wo man gegen Abend in Nancy ankam, hatte der Poſtillon von Herrn Sarranti, der es, als erſter Brautführer von einem ſeiner Vettern, ſehr unangenehm gefunden hatte, ſeinen Schmaus wegen einer Station von elf Lieues, hin und zurück, verlaſſen zu müſſen, der Poſtillon von Herrn Sarranti, durch ſeinen Kameraden davon unterrichtet, ſein Reiſender wünſche ſchnell zu fahren und bezahle gut, hatte ſeine Pferde einen raſenden Galopp laufen laſſen, durch den er gute anderthalb Stunden an den zwei Poſten gewonnen haben würde und zu rechter Zeit zurückgekommen wäre, um den Ball zu eröffnen, hätten nicht in dem Momente, wo man am Abend in Nancy ankam, Pferde, Poſtillon und Wagen auf einem jähen Abhange einen ſo entſetzlichen Purzelbaum gemacht, daß ein Schmerzensſchrei der

), denn nach dem Purzelbaume, den er den
: hatte machen sehen, war er der Ueberzeu-
der Reisende, den derselbe enthielt, bedürfe
er Tröstungen eines Priesters, als des Bei-
i eines Reisegefährten.

seinem großen Erstaunen fand er Herrn Sar-
frisch und gesund, und selbst der Postillon
nur eine Schulter ausgerenkt und einen Fuß
cht. Hatte aber die Vorsehung, als eine gute
:, was sie war, die Menschen bewahrt, so hatte
egen ihre Genugthuung an den Thieren und
igen genommen; eines von den Pferden blieb
: Stelle todt, das andere schien den Schenkel
en zu haben. Eine von den Achsen des Wa-
ar gebrochen, und eine ganze Seite des Ka-
die, auf welche man umgeworfen hatte, war
zerbröckelt.

an konnte also im Ernste nicht daran denken,
eder auf den Weg zu begeben.

rr Sarranti stieß einige Flüche aus, die keinen

Das Anerbieten kam ſo gelegen und ſchien ſo ſehr von gutem Herzen gemacht zu ſein, daß Herr Sarranti es ohne Bedenken annahm.

Man brachte das Gepäcke aus dem erſten Wagen in den zweiten, man verſprach dem Poſtillon, ihm Hülfe von Nancy zu ſchicken, wovon man nur noch eine Stunde entfernt war, und man fuhr mit derſelben Geſchwindigkeit weiter.

Nachdem die erſten Artigkeiten ausgetauſcht waren, vermied Gibaſſier, der keine Gewißheit hatte, er ſpreche das reine Deutſch, und befürchtete, Herr Sarranti, obgleich Corſe, kenne dieſes Idiom gründlich, Gibaſſier, ſagen wir, vermied ſorgfältig jede Frage und beſchränkte ſich darauf, daß er die artigen Worte ſeines Gefährten mit Ja und Nein erwiederte, deren Accent ſich immer mehr der franzöſiſchen Sprache näherte.

Man kam nach Nancy; man hielt im Hotel du Grand-Stanislas an, das zugleich das Poſthaus iſt.

Herr Sarranti ſtieg aus, wiederholte ſeine Dankſagungen gegen den Magyaren, und wollte ſich zurückziehen.

„Sie haben Unrecht, mein Herr,“ ſagte Gibaſſier; „Sie ſchienen mir Eile zu haben, nach Paris zu kommen: Ihr Wagen wird vor morgen nicht wiederhergeſtellt ſein, und Sie verlieren einen Tag.“

„Das wäre mir um ſo ärgerlicher,“ erwiederte Sarranti, „als mir derſelbe Unfall ſchon bei meiner Abfahrt von Regensburg widerfahren iſt, und ich dabei vierundzwanzig Stunden verloren habe.“

Gibaſſier erklärte ſich nun erſt den Verzug, der ihn in Steinbach ſo ſehr beunruhigt hatte.

„Doch," fuhr Herr Sarranti fort, „ich werde nicht warten, bis mein Wagen wiederhergestellt ist, sondern einen andern kaufen."

Und er gab in der That dem Postmeister Befehl, ihm einen Wagen zu kaufen, — was für einer es auch wäre, Calèche, Coupé, Landau oder sogar Cabriolet, — mit dem er seine Reise auf der Stelle fortsetzen könnte.

Gibassier dachte, so rasch auch der Wagen gefunden wäre, hätte er doch wohl Zeit, zu Mittag zu speisen, während sein Reisegefährte ihn untersuchen, um den Preis handeln würde und seine Bagage darauf packen ließe. Er hatte seit Morgens um acht Uhr nichts zu sich genommen, und obschon sein Magen im äußersten Falle an Genügsamkeit mit dem eines Kameels zu rivalisiren vermochte, ließ gerade, weil dieser Fall eintreten konnte, der kluge Gibassier, nie, wenn sie sich bot, die Gelegenheit, sich zu verproviantiren, unbenützt vorübergehen.

Ohne Zweifel hielt es Herr Sarranti seinerseits für geeignet, dieselben Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, wie der würdige Magyar, denn Beide setzten sich, wie sie es am Morgen gethan, jeder an einen andern Tisch, klingelten, um den Kellner zu rufen, und sprachen mit einer Betonung, welche eine lobenswerthe Einhelligkeit der Meinungen andeutete, nur die drei Worte:

„Kellner, ein Mittagsbrod!"

II.

Das Hotel du Grand-Turc, Place Saint-André-des-Arcs.

Für diejenigen, welche sich darüber wundern sollten, daß sie Herrn Sarranti das Anerbieten, — so annehmbar es für einen Mann, der Eile hatte, war, — das ihm Gibassier machte, nicht haben annehmen sehen, bemerken wir, daß, wenn Jemand schlauer ist, als der Polizeiagent, der einen Menschen verfolgt, wie schlau auch dieser Polizeiagent sein mag, dies der Verfolgte ist.

Es regte sich also im Geiste von Herrn Sarranti ein unbestimmter Verdacht in Betreff dieses Magyaren, der so schlecht Französisch sprach, und dennoch, wenn man etwas Französisch zu ihm sagte, ziemlich verständig auf Alles antwortete, was man ihm sagen mochte, dagegen wenn man Deutsch, Polnisch oder Walachisch mit ihm sprach, — drei Sprachen, in denen Herr Sarranti vollkommen Meister war, — in den Tag hinein ja oder nein antwortete, sich sogleich in seine Guba hüllte und den Anschein gab, als schliefe er.

In Folge dieses Verdachts war Herr Sarranti, der sich während der anderthalb Meilen, die er mit ihm, von dem Orte, wo der Wagen gebrochen, bis zu dem Gasthause gemacht, wo er sein Mittagsbrod bestellt hatte, sehr unbehaglich gefühlt, entschlossen, den Beistand seines gefälligen, aber schweigsamen Reisegefährten auszuschlagen.

Darum hatte Herr Sarranti, der nicht warten

konnte, bis der seinige wiederhergestellt war, und nicht in dem des edlen Ungarn Platz nehmen wollte, einen Wagen verlangt.

Gibassier war zu schlau, um dieses Mißtrauen nicht zu bemerken. Während er zu Mittag speiste, befahl er auch, sogleich anzuspannen, da er nothwendig am andern Tage in Paris ankommen müsse, wo er ungeduldig vom österreichischen Gesandten erwartet werde.

Als die Pferde angespannt waren, grüßte Gibassier Herrn Sarranti mit einer herzlichen Kopfbewegung, drückte seine Pelzmütze auf seine Ohren nieder und ging ab.

Da Herr Sarranti ebenfalls Eile hatte, so war es wahrscheinlich, er werde dem directen Wege wenigstens bis Ligny folgen. Dort würde er ohne Zweifel Bar-le-Duc zu seiner Rechten lassen, um, auf der Straße von Ancerville, Saint-Dizier und Vitry-le-Français zu erreichen.

Nur bei Vitry-le-Français entstand ein Zweifel. Würde Herr Sarranti, hier angekommen, eine krumme Linie beschreibend, über Chalons gehen, oder unmittelbar über Fère-Champenoise, Coulanniers, Crécy und Lagny reisen?

Das war eine Frage, die sich erst in Vitry-le-Français entscheiden ließ.

Gibassier bezeichnete seinen Weg über Toul, Ligny, Saint-Dizier; doch eine halbe Meile von Vitry hielt er an, und er hatte mit seinem Postillon eine Besprechung von ein paar Minuten, nach welchen sich der Wagen auf die Seite geworfen mit einer gebrochenen Vorderachse auf der Erde fand.

Gibaſſier war ungefähr ſeit einer halben Stunde hier in dieſer ſo wohl bekannten traurigen Lage, welche von Herrn Sarranti ſo gut geſchätzt werden mußte, als die Poſtchaiſe von dieſem oben auf einer Anhöhe erſchien.

Als er ſich dem umgeworfenen Wagen näherte, ſtreckte Herr Sarranti den Kopf zum Schlage hinaus, und er ſah auf der Straße ſeinen Magyaren, der mit Hülfe des Poſtillon vergebliche Verſuche machte, um ſeine Chaiſe in den Stand zu bringen, die Reiſe fortſetzen zu können.

Es wäre von Herrn Sarranti eine Verletzung aller Pflichten der Höflichkeit geweſen, hätte er Gibaſſier in einer ſolchen Verlegenheit gelaſſen, während Gibaſſier bei einem ähnlichen Umſtande ſich und ſeinen Wagen zu ſeiner Verfügung geſtellt hatte.

Er bot ihm alſo ebenfalls an, zu ihm einzuſteigen, was Gibaſſier mit einer merkwürdigen Discretion annahm, indem er Vitry-le-Français als das Ziel der Verlegenheit feſtſetzte, welche er Seiner Excellenz Herrn von Bornis zu verurſachen einwilligte. — Das war der Name, unter welchem Herr Sarranti reiſte.

Man transportirte auf den Wagen von Herrn von Bornis den Rieſenkoffer des Magyaren, und man ſchlug den Weg nach Vitry-le-Français ein, wo man zwanzig Minuten nachher ankam.

Man hielt vor der Poſt an.

Herr von Bornis verlangte Pferde; Gibaſſier irgend eine Carriole, um ſeine Reiſe fortzuſetzen.

Der Poſtmeiſter zeigte unter ſeiner Remiſe ein

ltes Cabriolet, das, so alt es war, den Bedürfnissen on Gibassier zu entsprechen schien.

Beruhigt über das Schicksal seines Gefährten, ahm Herr von Bornis von diesem Abschied und ab, wie dies Gibassier gedacht hatte, Befehl, der Straße nach Fère-Champenoise zu folgen.

Gibassier schloß seinen Handel mit dem Postmeister und reiste ab, indem er dem Postillon den Befehl gab, derselben Straße zu folgen, welche der Reisende, der ihm voranging, eingeschlagen hatte.

Der Postillon sollte fünf Franken in dem Augenblicke erhalten, wo man den Wagen erblicken würde.

Der Postillon trieb seine Pferde zum schnellsten Laufe an, doch man kam zur Station, ohne etwas gesehen zu haben.

Auf der Station fragte man Postmeister und Postillon: keine Postchaise war seit dem vorhergehenden Tage vorübergekommen.

Die Sache war klar: Sarranti mißtraute. Er hatte die Straße nach Fère-Champenoise angegeben und die nach Châlons eingeschlagen.

Gibassier war zurückgeblieben.

Es war keine Minute zu verlieren, um in Meaux vor Sarranti anzukommen.

Gibassier ließ sein Cabriolet hier, nahm aus seinem Koffer das vollständige Costume eines Cabinetscouriers, Blau und Gold, zog eine Lederhose und weiche Stiefeln an, warf auf seinen Rücken den Deckensack, entledigte sich seines Backenbartes und eines Schnurrbartes und verlangte einen Postklepper.

In einem Augenblicke war der Postklepper gesattelt und Gibassier auf dem Wege nach Sésanne.

Er hoffte Meaux über la Ferté-Gaucher und Coulomniers zu erreichen.

Er hielt weder um zu trinken, noch um zu essen, machte dreißig Lieues in einem Zuge und kam vor dem Thore von Meaux an.

Keine der, welche Gibassier beschrieb, ähnliche Postchaise war passirt.

Gibassier hielt an, ließ sich in der Küche Mittagsbrod serviren, aß, trank und wartete.

Ein gesatteltes Pferd wartete auch.

Nach einer Stunde traf der mit so großer Ungeduld erwartete Wagen ein.

Es war finstere Nacht.

Sarranti ließ sich ein Bouillon in seinen Wagen bringen und gab Befehl, nach Paris über Claye zu fahren: — das genügte Gibassier.

Er ging zum Hofthore hinaus, schwang sich auf sein Pferd und erreichte bald, indem er einen Seitenweg durch ein Gäßchen einschlug, die Straße nach Paris.

Nach Verlauf von zehn Minuten sah er hinter sich die zwei Laternen der Postchaise von Sarranti glänzen.

Das war fortan Alles, was er brauchte: er sah und wurde nicht gesehen. Es handelte sich nur darum, auch nicht gehört zu werden.

Er wählte die Seite des Weges und galoppirte immer ein Kilometer vor dem Wagen.

Man kam in Bondy an.

Hier war in einem Nu der Cabinetscourier in einen Postillon verwandelt, und gegen ein Trinkgeld

von fünf Franken, trat der Postillon, der fahren sollte, mit Dankbarkeit seine Tour ab.

Herr Sarranti erschien.

So nahe bei Paris war es nicht der Mühe werth, anzuhalten; er steckte den Kopf durch den Schlag und verlangte Pferde.

„Hier sind schon, Herr, und zwar famose," antwortete Gibassier.

Es war in der That ein Paar von den trefflichen Schimmeln des Perche, welche immer wiehern und stampfen.

„Wollt ihr wohl ruhig sein, ihr Teufelsmähren!" rief Gibassier, während er sie ihren Platz mit der Geschicklichkeit eines vollendeten Postillon an der Deichsel einnehmen ließ.

Als sodann die Pferde angespannt waren, fragte der falsche Postillon, mit dem Hute in der Hand, an den Wagenschlag tretend:

„Wo werden Sie absteigen, Herr?"

„Place Saint-André-des-Arcs, Hotel du Grand-Turc," antwortete Herr Sarranti.

„Gut!" rief Gibassier, „es ist, als ob Sie schon dort wären!"

„Und wann werden wir da sein?" fragte Herr Sarranti.

„Oh! in anderthalb Stunden; die Funken müssen davon fliegen!"

„Rasch, vorwärts! zehn Franken Trinkgeld, wenn wir in einer Stunde an Ort und Stelle sind."

„Man wird da sein, Bürger!" sagte Gibassier.

Und er schwang sich auf das Sattelpferd und ging im Galopp ab.

Diesmal war er sicher, Sarranti werde ihm nicht entkommen.

Man erreichte die Barrière. Die Douaniers nahmen die rasche Durchsuchung vor, mit der sie die Reisenden beehren, welche mit Extrapost reisen, sprachen das sacramentliche Wort: „Weiter!“ und Herr Sarranti, der sieben Jahre früher aus Paris durch die Barrière de Fontainebleau abgegangen war, kehrte dahin durch die Barrière de la Petite-Villette zurück.

Eine Viertelstunde nachher fuhr man in starkem Trabe in den Hof des Hotel du Grand-Turc, Place Saint-André-des-Arcs, ein.

Es waren im Gasthause nur zwei Zimmer, welche auf demselben Boden einander gegenüberlagen, unbesetzt: die Nummer 6 und die Nummer 11.

Der Kellner führte Herrn Sarranti, und dieser wählte die Nummer 6.

Als der Kellner hinabging, rief Gibassier:

„He! sagen Sie doch, Freund!“

„Was gibt es, Postillon?“ fragte verächtlich der Kellner.

„Postillon! Postillon!“ wiederholte Gibassier; „ganz gewiß bin ich Postillon. Nun? ist dabei eine Schande?“

„Nicht daß ich wüßte; nur nenne ich Sie Postillon, weil Sie Postillon sind!“

„Gut!“ sprach Gibassier.

Und er machte brummend zwei Schritte gegen seine Pferde.

„Was wollen Sie denn von mir?“ fragte der Kellner.

„Ich? Nichts.“

„Sie riefen ja vorhin . . .“

„Was?“

„„Sagen Sie doch, Freund!““

„Ah! es iſt wahr . . . Nun, die Sache verhält ſich ſo: Herrn Poirier . . . Sie kennen ihn wohl?“

„Welchen Herrn Poirier?“

„Ei! Herrn Poirier . . .“

„Ich kenne keinen Herrn Poirier.“

„Herrn Poirier, der Pächter bei uns: Sie kennen ihn nicht? Herrn Poirier, der eine Herde von vierhundert Stück Vieh hat! Sie kennen Herrn Poirier nicht?“

„Ich ſage Ihnen, daß ich ihn nicht kenne.“

„Deſto ſchlimmer! er wird mit dem Wagen von elf Uhr kommen, mit dem Wagen von Plat d'Etain. Sie kennen ihn wohl, den Wagen von Plat d'Etain?“

„Nein.“

„Sie kennen alſo Nichts? Was haben Sie denn Ihr Vater und Ihre Mutter gelehrt, wenn Sie weder Herrn Poirier, noch den Wagen von Plat d'Etain kennen? . . . Ah! man muß zugeſtehen, es gibt ſehr fehlerhafte Eltern!“

„Wo wollen Sie denn aber hinaus mit Ihrem Herrn Poirier?“

„Ah! ich wollte Ihnen hundert Sous in ſeinem Auftrage geben; doch wenn Sie ihn nicht kennen...“

„Man kann Bekanntſchaft machen.“

„Doch wenn Sie ihn nicht kennen . . .“

„Wozu denn aber dieſe hundert Sous? Er gibt mir nicht hundert Sous wegen meiner ſchönen Augen . . .“

„Oh! nein, da Sie ſchielen, mein Freund.“

„Gleichviel! warum beauftragt Sie Herr Poirier, mir hundert Sous zu geben?“

„Um ihm ein Zimmer im Hotel aufzubewahren, weil er im Faubourg Saint-Germain zu thun hat; und er ſagte zu mir: „„Charpillon!..““ Das iſt mein Name, Charpillon vom Vater auf den Sohn.“

„Das freut mich ſehr, Herr Charpillon.“

„Er ſagte zu mir: „„Charpillon, Du wirſt hundert Sous dem Mädchen vom Hotel du Grand-Turc, Place Saint-André-des-Arcs, geben, damit es mir ein Zimmer aufbewahrt.““ Wo iſt das Mädchen?“

„Das iſt unnöthig, ich werde ihm das Zimmer ſo gut aufbewahren, als das Mädchen.“

„Ei nein! da Sie ihn nicht kennen . . .“

„Ich brauche ihn nicht zu kennen, um ihm ein Zimmer aufzubewahren.“

„Ah! das iſt wahr; Sie ſind nicht ganz ſo dumm, als Sie ausſehen!“

„Ich danke.“

„Hier ſind die hundert Sous; Sie werden ihn wohl erkennen, wenn er kommt.“

„Herrn Poirier?“

„Ja.“

„Beſonders, wenn er ſeinen Namen ſagt.“

„Oh! er wird ihn ſagen; er hat keine Gründe, ſeinen Namen zu verheimlichen.“

„Dann wird man ihn in das Zimmer Nummer 11 führen.“

„Sehen Sie einen dicken Kumpan, mit einem Naſenwärmer, der ihm das halbe Geſicht bedeckt, und einem Ueberrocke von kaſtanienbraunem Caſtorin, ſo können Sie dreiſt ſagen: „„Das iſt Herr Poirier!““

Und hienach: gute Nacht! laſſen Sie Nummer 11 gut heizen, denn Herr Poirier iſt ſehr verfroren . . . Ah! und warten Sie doch, ich glaube, es wäre ihm nicht unangenehm, wenn er ein gutes Abendbrod in ſeinem Zimmer fände."

„Schön!"

„Und ich vergaß noch . . ." ſagte der falſche Charpillon.

„Was?"

„Die Hauptſache! Er trinkt nur Bordeaux-Wein."

„Wohl! er wird eine Flaſche Bordeaux auf ſeinem Tiſche finden."

„Dann wird er nichts mehr zu wünſchen haben, als Augen zu beſitzen, wie die Deinigen, um gegen Bondy ſehen zu können, wenn Charenton brennt."

Und mit einem gewaltigen Gelächter, das von dem Vergnügen zeugte, welches ihm dieſer ſeine Scherz bereitete, verließ der falſche Poſtillon das Hotel du Grand-Turc.

Eine Viertelſtunde nachher hielt ein Cabriolet vor der Thüre des Gaſthauſes; ein Mann ſtieg aus unter dem von Charpillon angegebenen Signalement und wurde, nachdem er ſich als denſelben Herrn Poirier, den man erwartete, zu erkennen gegeben, vom Kellner unter zahlloſen Bücklingen in das Zimmer Nummer 11 geführt, wo ein gutes Abendbrod aufgetragen war, und wo eine Flaſche Bordeaux-Wein, in einer vernünftigen Entfernung vom Feuer ſtehend, den Grad von Lauigkeit erreichte, welchen ihm, ehe ſie ihn trinken, die wahren Feinzüngler geben.

III.

Man wird immer nur durch die Seinigen verrathen.

Fünf Minuten nachher war Herr Poirier im Besitze des Zimmers Nr. 11, und er kannte alle Winkel und Ecken desselben, als ob er dieses Zimmer sein ganzes Leben bewohnt hätte.

Herr Poirier war der Charakter, der am schnellsten mit den Menschen Bekanntschaft machte, und das Temperament, das sich am schnellsten mit den Orten familiarisirte; er erklärte indessen dem Kellner, er brauche Niemand zu seiner Bedienung, er liebe es, allein und ruhig zu essen, ohne Jemand zu haben, der ihm sein Glas vollschenke, ehe es leer sei, oder ihm seinen Teller wegnehme, so lange sich noch Speisen darauf finden.

Sobald er allein war und auf der Treppe die Tritte des Kellners hatte erlöschen hören, öffnete der falsche Poirier oder der ächte Gibassier, wie man will, die Thüre wieder.

Gerade in demselben Augenblicke öffnete Herr Sarranti auch die seinige.

Gibassier hielt seine Thüre nicht geschlossen, sondern an das Gesims angelehnt.

Herr Sarranti gab dem Zimmermädchen, das sein Bett gemacht hatte, ein paar Befehle, welche andeuteten, er werde in ein paar Stunden zurückkehren.

„Ho! ho!“ sagte Gibassier zu sich selbst, „es scheint, trotz der vorgerückten Stunde will mein Nach-

einen kleinen Gang machen. Sehen wir, nach welcher Seite er wandeln wird."

Gibassier löschte die zwei Kerzen aus, welche auf seinem Tische brannten, und öffnete sein Fenster, ehe Herr Sarranti die Schwelle der Hausthüre überschritten hatte.

Einen Augenblick nachher sah er ihn hinausgehen und den Weg durch die Rue Saint-André-des-Arcs nehmen.

„Ich bin sicher, daß er zurückkommen wird," sagte er zu sich selbst, „da er nicht errathen konnte, ich sei da, um die Befehle zu behorchen, die er gab. Bah! keine Trägheit, treiben wir unser Handwerk gewissenhaft und erfahren wir, wohin er geht."

Er ging rasch hinab und folgte ihm durch die Rue de Bussy, über den Marché Saint-Germain, die Place Saint-Sulpice und in die Rue du Pot-de-Fer, wo er ihn in ein Haus eintreten sah, ohne nur die Nummer anzuschauen.

Gibassier war neugieriger als er: Herr Sarranti war in Nummer 24 eingetreten.

Gibassier ging die Straße hinauf, zog sich längs dem Hotel Cossé-Brissac hin und wartete.

Er wartete nicht lange: Herr Sarranti trat nur ein und kam wieder heraus.

Doch sodann, statt die Rue du Pot-de-Fer hinabzugehen, ging er dieselbe hinauf, das heißt, er ging an Gibassier vorbei, der sich kluger und schamhafter Weise gegen die Mauer umwandte, und schlug den Weg durch die Rue de Vaugirard ein. Nachdem er eine Zeit lang dieser Straße gefolgt, sodann längs dem Odeon-Theater auf der Seite des Eingangs der

Schauspieler hinmarschirt war, die Place Saint-Michel überschritten hatte, drang Herr Sarranti in die Rue des Postes ein und gelangte vor ein Haus, dessen Nummer er diesmal [illegible].

Dieses Haus, unsere Leser kennen es schon, aber wenn sie es nicht wiedererkennen, so werden sie es auf die erste Bezeichnung erkennen. Neben der Impasse des Vignes und gegenüber der Rue du Puits-qui-parle liegend, war es kein anderes, als jener [illegible]

[illegible]

Fünfte nicht komme, und als er nicht einmal einen Schatten erscheinen sah, dachte er, das sei der rechte Augenblick, um einen Meisterstreich auszuführen.

Durch Herrn Jackal in die Mysterien dieses Hauses eingeweiht, mit den Maurerzeichen aller geheimen Gesellschaften vertraut, schritt er gerade auf die Gruppe zu, nahm die erste Hand, die sich gegen ihn ausstreckte, und machte das Erkennungszeichen; dieses Zeichen bestand darin, daß man dreimal die Hand von innen nach außen drehte.

Hierauf steckte einer von den Männern den Schlüssel in das Schloß, und alle Fünf traten ein.

Das Innere des Hauses war ausgebessert und so wieder angemalt, daß keine Spur mehr von der Passage von Carmagnole durch die Mauer und vom Sturze von Vol-au-Vent durch den Fensterrahmen blieb.

Diesmal war zwar nicht davon die Rede, in die Katakomben hinabzusteigen. Vier einander unbekannte Chefs hatte man zusammenberufen, um die vertraulichen Mittheilungen von Herrn Sarranti zu empfangen.

Dieser kündigte ihnen an, binnen drei Tagen werde der Herzog von Reichstadt in Saint-Leu-Taverny sein; und er gedenke dort bis zu dem Augenblicke verborgen zu bleiben, wo man nöthig hätte, dem Volke die Fahne zu zeigen, in deren Namen man sich erhob.

Da es die Gewohnheit der Affiliirten war, um die Polizei irre zu führen, jede Gelegenheit zu benützen, die sich ihnen zu einer Versammlung bot, so wurde verabredet, es sollten sich, weil am andern

Tage das Leichenbegängniß des Herrn Herzog de la Rochefoucauld ſtattfand, alle Logen und alle Vente entweder in der Himmelfahrtskirche oder in den umliegenden Straßen einfinden.

Hier würde man die letzten Inſtructionen der oberſten Venta empfangen.

In jedem Falle ſollte bis zur Ankunft des Herzogs von Reichſtadt ein Ausſchuß in Permanenz bleiben.

Man trennte ſich um ein Uhr des Morgens.

Gibaſſier befürchtete nur Eines: vor der Thüre den Affiliirten zu treffen, deſſen Platz er eingenommen; dieſer war nicht da. Ohne Zweifel war er gekommen; doch da er ſeine vier Gefährten nicht hatte kommen ſehen, ſo hatte es ihm Langweile gemacht, auf ſie zu warten, und er war im Glauben, die Sache ſei verſchoben, nach Hauſe zurückgekehrt.

Herr Sarranti verließ ſeine vier Gefährten vor der Thüre, und Gibaſſier, der nicht bezweifelte, er kehre nach dem Hotel du Grand-Turc zurück, verſchwand an der Ecke der erſten Straße, lief über Hals und Kopf, kam ihm zehn Minuten zuvor, trat in das Gaſthaus ein, ſetzte ſich zu Tiſche und aß mit dem Hunger eines Reiſenden, welcher mit verhängten Zügeln fünfunddreißig bis vierzig Meilen gemacht, und die Befriedigung eines Menſchen hat, der ſich bewußt iſt, er habe gewiſſenhaft ſeine Pflicht erfüllt.

Er empfing auch den ſüßen Lohn für alle ſeine Mühewaltungen, als er auf der Treppe den Tritt von Herrn Sarranti hörte, den er ſchon ſtudirt hatte, um ihn unter tauſend zu erkennen.

ie Thüre von Nummer 6 öffnete ſich und ſch
wieder.

Alsdann hörte Gibaſſier das Knirſchen des Schl
s, der zweimal im Schloſſe gedreht wurde. D
r ein ſicheres Zeichen, daß Herr Sarranti na
auſe gekommen war, um nicht mehr auszugehen, –
nigſtens bis am andern Morgen.

„Gute Nacht, lieber Nachbar," murmelte Gi
ſſier.

Dann klingelte er dem Kellner.

Der Kellner erſchien.

„Sie werden bei mir morgen früh ... oder viel=
ehr heute um ſieben Uhr," ſagte Gibaſſier ſich ver=
ſſernd, „einen Commiſſionär eintreten laſſen. Er
rd einen ſehr preſſanten Brief in die Stadt zu
gen haben."

„Will der Herr den Brief mir geben," erwiederte
Kellner, „ſo wird man ihn wegen einer ſolchen
inigkeit nicht aufwecken."

„Einmal iſt mein Brief keine Kleinigkeit," ſagte
aſſier, „und dann wird es mir gar nicht unan=
hm ſein, wenn man mich ſo frühzeitig weckt."

Der Kellner verbeugte ſich zum Zeichen des Ge=
ms und nahm das Couvert weg; nur bat ihn
ſier, im Zimmer ein herrliches kaltes Huhn, und
on ſeiner zweiten Flaſche Bordeaux übrig war,
en, indem er ſagte, wie König Ludwig XIV.
r es nicht, zu ſchlafen, ohne ein en cas *) im
e ſeiner Hand zu haben.

---

*) für den Fall, daß er Hunger bekäme.

Der Kellner ſtellte auf den Kamin das unberührte Huhn und die angegriffene Flaſche.

Hienach entfernte er ſich mit dem Verſprechen, den Commiſſionär am Morgen auf den Schlag ſieben Uhr eintreten zu laſſen.

Als der Kellner weggegangen war, ſchloß Gibaſſier ſeine Thüre doppelt, öffnete den Secretär, in welchem eine Feder, Tinte und Papier zu finden er ſich vorher ſchon verſichert hatte, und fing an für Herrn Jackal ſeine Reiſeeindrücke von Kehl nach Straßburg zu ſchreiben.

Wonach er ſich zu Bette legte.

Um ſieben Uhr klopfte der Commiſſionär an die Thüre.

Schon auf, ſchon angekleidet, ſchon bereit, ins Feld zu ziehen, rief Gibaſſier:

„Herein!“

Der Commiſſionär trat ein.

Gibaſſier warf einen raſchen Blick auf ihn, und ehe dieſer Menſch nur ein Wort geſprochen, erkannte er den Vollblut-Auvergnat: er konnte ihm ſeine Botſchaft mit vollem Vertrauen übergeben.

Er gab ihm zwölf Sous ſtatt zehn, erklärte ihm alle Winkel des Palaſtes der Rue de Jeruſalem, und ſagte ihm, die Perſon, an welche der Brief gerichtet ſei, müſſe an dieſem Morgen von einer großen Reiſe zurückgekommen ſein, oder werde im Verlaufe des Tages zurückkommen.

Sei dieſe Perſon zurückgekommen, ſo ſoll er ihr den Brief zu eigenen Händen im Auftrage von Herrn Bagnères de Toulon, — das war der ariſtokratiſche Name von Gibaſſier, — übergeben; ſei ſie noch nicht

igekommen, so soll er den Brief bei ihrem Secretär rücklassen.

Der Auvergnat ging völlig unterrichtet ab.

Es verlief eine Stunde. Die Thüre von Herrn Sarranti blieb geschlossen; nur hörte man ihn hin und hergehen und die Meubles seines Zimmers verrücken.

Um etwas zu thun, beschloß Gibassier, zu frühstücken.

Er klingelte dem Kellner, ließ sich sein Gedeck legen, sein Huhn und seinen Rest von Bordeaux vorsetzen, und schickte den Kellner wieder weg.

Gibassier hatte schon seine Gabel in den Schlägel seines Huhns gesteckt, er hatte schon sein Messer dem Gelenke des Flügels genähert, in dessen Gliederfuge er es schlüpfen zu lassen sich anschickte, als die Thüre seines Nachbars auf ihren Angeln knarrte.

„Teufel!“ sagte er, indem er aufstand, „mir scheint, wir gehen sehr frühzeitig aus.“

Seine Augen richteten sich auf die Pendeluhr: sie bezeichnete ein Viertel nach acht.

„Ei! ei!“ fügte er bei, „es ist nicht mehr so früh.“

Herr Sarranti ging die Treppe hinab.

Wie am Tage vorher lief Gibassier ans Fenster, aber er öffnete es diesmal nicht, sondern schob nur die Vorhänge auseinander; doch er wartete vergebens: Herr Sarranti erschien nicht auf dem Platze.

„Ho! ho!“ sagte Gibassier zu sich selbst, „was macht er denn unten? sollte er seine Rechnung bezahlen? denn er kann unmöglich so schnell hinausgegangen sein, daß ich zu spät ans Fenster gekom-

men wäre . . . Wenn er nicht etwa an . . .
hingegangen iſt," dachte er; „ſelbſt in dieſem Falle könnte er noch nicht fern ſein."

Und raſch das Fenſter öffnend neigte ſich Gibaſſier hinaus, um den Platz in allen Richtungen auszukundſchaften.

Nichts, was Sarranti glich.

Er wartete ungefähr vier bis fünf Minuten, und da er nicht errathen konnte, warum Herr Sarranti nicht hinausging, ſo ſchickte er ſich an hinabzugehen, um ſich nach ihm zu erkundigen, als er ihn endlich die Thürſchwelle überſchreiten und ſich, wie am vorhergehenden Tage, nach der Rue Saint-André-des-Arcs wenden ſah.

„Ich vermuthe wohl, wohin Du gehſt," murmelte Gibaſſier; „Du gehſt in die Rue du Pot-de-Fer. Du haſt geſtern Niemand zu Hauſe getroffen, und Du willſt ſehen, ob Du heute glücklicher biſt. Ich könnte es wohl unterlaſſen, Dir zu folgen, doch die Pflicht vor Allem."

Und er nahm ſeinen Hut und ſein Cache-nez, ließ ſein Huhn unberührt, und erkannte die Güte der Vorſehung, die ihm dieſen kleinen Morgengang auferlegte, um ſeinen Appetit zu reizen.

Doch zu ſeinem großen Erſtaunen wurde er auf der letzten Stufe der Treppe von einem Manne angehalten, in dem er an ſeinem Geſichte und an ſeiner Miene ſogleich einen untergeordneten Agenten der Polizei erkannte.

„Ihre Papiere?" fragte ihn dieſer.

„Meine Papiere?" wiederholte Gibaſſier erſtaunt.

„Bei Gott! Sie wissen wohl, daß man, um in ein Hotel garni zu wohnen, Papiere haben muß."

„Das ist richtig," sagte Gibassier, „nur glaubte ich nicht, man habe, um von Bondy nach Paris zu gehen, einen Paß nöthig."

„Hat man seine Wohnung in Paris, oder man wohnt bei einem Freunde — nein; wohnt man aber in einem Hotel garni — ja."

„Ah! das ist richtig," sprach Gibassier, der besser als irgend Jemand aus der Erfahrung, die er in der Vergangenheit hierüber gemacht hatte, die Nothwendigkeit eines Passes, um ein Lager zu finden, kannte; „man wird Ihnen auch seine Papiere zeigen."

Und er störte in allen Taschen seiner Castorine.

Die Taschen der Castorine von Gibassier waren leer.

„Was Teufels habe ich denn mit meinen Papieren gethan?" sagte er.

Der Agent machte eine Geberde, die man mit den Worten übersetzen konnte: „Sobald ein Mensch seine Papiere nicht sogleich findet, findet er sie nie."

Und durch einen Wink empfahl er Wachsamkeit zwei in schwarze Ueberröcke gekleideten Männern, welche, dicke Stöcke tragend, unter dem Thore des Gasthauses warteten.

„Ah! alle Wetter!" sagte Gibassier; „ich weiß, was ich mit meinen Papieren gemacht habe."

„Desto besser!" erwiederte der Agent.

„Ich habe sie im Posthause von Bondy gelassen, als ich meine Courier-Verkleidung ablegte, um meine Postillons-Tracht anzuziehen."

„Wie?" fragte der Agent.

„Ja," sagte Gibassier lachend; „zum Glücke brauche ich keine Papiere."

„Wie! Sie brauchen keine Papiere?"

„Nein."

Und sich dem Ohre des Agenten nähernd, sagte er:

„Ich bin Einer der Ihrigen."

„Der Unserigen?"

„Ja, lassen Sie mich also passiren."

„Ah, ah, Sie haben Eile, wie es scheint?"

„Ich folge Jemand," sagte Gibassier mit einer Miene des Einverständnisses und mit dem Auge hinzeilend.

„Sie folgen Jemand?"

„Ich folge einem Verschwörer, und zwar einem der Gefährlichsten."

„Wahrhaftig! Und wo ist dieser Jemand?"

„Ei! Sie mußten ihn sehen: es ist der Mann, der so eben hinabging: fünfzig Jahre, ergrauender Schnurrbart, dürstenförmig geschnittene Haare, militärische Tournure. Sie haben ihn nicht gesehen?"

„Doch, ich habe ihn gesehen."

„Nun wohl," sagte Gibassier immer lachend, „er war es, den Sie verhaften mußten, und nicht ich."

„Ja, doch da er seine Papiere hatte, und zwar vollkommen in Ordnung, so ließ ich ihn passiren, und da Sie die Ihrigen nicht haben, so verhafte ich Sie."

„Wie! Sie verhaften mich?"

„Allerdings: glauben Sie etwa, ich werde mir Zwang anthun?"

„Sie verhaften mich?"

„Ja, Sie."

„Mich, den speciellen Agenten von Herrn Jackal?“

„Der Beweis?“

„Gut! ich werde Ihnen den Beweis geben, und es wird nicht schwierig sein.“

„Geben Sie also.“

„Doch mittlerweile entflieht vielleicht mein Mann!“

ef Gibassier.

„Ja, ich begreife, und Sie würden gern dasselbe un wie er.“

„Ich, entfliehen? Ah! warum denn? Man sieht ohl, daß Sie mich nicht kennen! Entfliehen, nein;) finde meine neue Lage zu unangenehm . . .“

„Gut! gut!“ sagte der Agent, „genug der Worte.“

„Wie, genug der Worte . . .“

„Ja, folgen Sie mir, oder . . .“

„Oder?“

„Oder man wird bewaffnete Mannschaft requiriren.“

„Da ich Ihnen aber sage,“ wiederholte Gibassier schäumend vor Zorn, „ich gehöre zur speciellen olizei von Herrn Jackal.“

Der Agent schaute ihn mit einer Miene der Verhtung an, welche bedeutete: „Sie abgeschmackter tensch!“

Und er zuckte die Achseln und winkte den zwei genten in schwarzem Ueberrocke, ihm zu Hülfe zu mmen.

Sie kamen als zu dieser Uebung dressirte Leute rbei.

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Freund!“ sagte ibassier.

„Ja," sagte Gibassier lachend; „zum Glücke brauche ich keine Papiere."

„Wie, Sie brauchen keine Papiere?"

„Nein."

Und sich dem Ohre des Agenten nähernd, sagte er:

„Ich bin Einer der Ihrigen."

„Der Unserigen?"

„Ja, lassen Sie mich also passiren."

„Ah! ah! Sie haben Eile, wie es scheint?"

„Ich folge Jemand," sagte Gibassier mit einer Miene des Einverständnisses und mit dem Auge blinzelnd.

„Sie folgen Jemand?"

„Ich folge einem Verschwörer, und zwar einem der Gefährlichsten."

„Wahrhaftig! Und wo ist dieser Jemand?"

„Ei! Sie mußten ihn sehen; es ist der Mann, der so eben hinabging; fünfzig Jahre, ergrauender Schnurrbart, bürstenförmig geschnittene Haare, militärische Tournure. Sie haben ihn nicht gesehen?"

„Doch, ich habe ihn gesehen."

„Nun wohl," sagte Gibassier immer lachend, „er war es, den Sie verhaften mußten, und nicht ich."

„Ja, doch da er seine Papiere hatte, und zwar vollkommen in Ordnung, so ließ ich ihn passiren, und da Sie die Ihrigen nicht haben, so verhafte ich Sie."

„Wie! Sie verhaften mich?"

„Allerdings; glauben Sie etwa, ich werde mir Zwang anthun?

„Sie verhaften mich?"

„Ja, Sie."

„Mich, den speciellen Agenten von Herrn Jackal?"

„Der Beweis?"

„Gut! ich werde Ihnen den Beweis geben, und das wird nicht schwierig sein."

„Geben Sie also."

„Doch mittlerweile entflieht vielleicht mein Mann!" rief Gibassier.

„Ja, ich begreife, und Sie würden gern dasselbe thun wie er."

„Ich, entfliehen? Ah! warum denn? Man sieht wohl, daß Sie mich nicht kennen! Entfliehen, nein; ich finde meine neue Lage zu unangenehm . . ."

„Gut! gut!" sagte der Agent, „genug der Worte."

„Wie, genug der Worte . . ."

„Ja, folgen Sie mir, oder . . ."

„Oder?"

„Oder man wird bewaffnete Mannschaft requiriren."

„Da ich Ihnen aber sage," wiederholte Gibassier schäumend vor Zorn, „ich gehöre zur speciellen Polizei von Herrn Jackal."

Der Agent schaute ihn mit einer Miene der Verachtung an, welche bedeutete: „Sie abgeschmackter Mensch!"

Und er zuckte die Achseln und winkte den zwei Agenten in schwarzem Ueberrocke, ihm zu Hülfe zu kommen.

Sie kamen als zu dieser Uebung dressirte Leute herbei.

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Freund!" sagte Gibassier.

„Ich bin nicht der Freund von Individuen, welche keinen Paß haben," erwiederte der Agent.

„Herr Jackal wird Sie streng bestrafen!"

„Mein Befehl ist, auf die Polizei-Präfectur die Reisenden zu führen, welche keinen Paß haben; Sie haben keinen Paß, ich führe Sie auf die Polizei-Präfectur; nichts kann einfacher sein."

„Aber, Donnerwetter! ich sage Ihnen . . ."

„Zeigen Sie Ihr Auge."

„Mein Auge?" versetzte Gibassier. „Es ist gut für subalterne Agenten wie Sie, ein Auge zu haben; doch ich, ich . . ."

„Ja, Sie haben zwei, ich begreife; nun wohl! dann werden Sie den Weg besser erkennen, dem wir folgen. Vorwärts!"

„Sie wollen es?"

„Ich glaube wohl, daß ich es will."

„Halten Sie sich nur an sich selbst wegen des Schlimmen, das Ihnen widerfahren wird."

„Vorwärts! vorwärts! es ist genug in den Tag hinein geschwatzt; folgen Sie mir gutwillig, oder man wird genöthigt sein, Gewalt anzuwenden."

Und der Agent zog aus seiner Tasche ein hübsches kleines Paar Daumeneisen, das nur die Ehre haben wollte, Bekanntschaft mit den Händen von Gibassier zu machen.

„Gut," sagte Gibassier, der wohl einsah, in welcher falschen Stellung er sich befand, und in welche noch falschere er sich bringen konnte, „ich folge Ihnen."

„Dann werde ich die Ehre haben, Ihnen den Arm anzubieten, während diese zwei Herren hinter

ns gehen ſollen," ſagte der Agent, „denn Sie
heinen mir ein Burſche zu ſein, der im Stande iſt,
h an der nächſten Straßenecke aus dem Staube zu
achen."

„Ich habe meine Pflicht gethan," ſprach Gibaſſier,
dem er die Hand zum Himmel erhob, als wollte er
n zum Zeugen nehmen, daß er in der That bis
im Ende gekämpft habe.

„Raſch, Ihren Arm, und noch etwas Beſſeres!"

Gibaſſier wußte, wie ſich der Arm eines Men-
ben, den man verhaftet, auf den Arm des Mannes
gt, der verhaftet. Er ließ ſich alſo nicht mehr
tten und gewährte dem Agenten jede Leichtigkeit.

Dieſer erkannte einen Kunden.

„Ah!" ſagte er, „es iſt nicht das erſte Mal, daß
nen das begegnet, mein guter Mann."

Gibaſſier ſchaute den Agenten mit der Miene
s Mannes an, der in ſeinem Innern ſagt: „Gut!
wer zuletzt lacht, lacht am Beſten."

Dann ſprach er entſchloſſen laut:

‚Laſſen Sie uns gehen!"

Und Gibaſſier und der Agent verließen das Hotel
rand-Turc, wie zwei gute alte Freunde.

ie zwei Polizeimenſchen in ſchwarzem Ueberrocke
ſodann, mit der zarten Aufmerkſamkeit, daß
den Anſchein gaben, als gehörten ſie, wie
-Soleil, nicht zu der Geſellſchaft von Mon-
r.

IV.

Der Triumph von Gibassier.

Gibassier und der Agent wandten sich also oder der Polizeiagent wandte vielmehr Gibassier nach der Rue de Jerusalem.

Man begreift, daß nach den durch den Beglaubiger der Pässe genommenen Maßregeln jede Flucht unmöglich war.

Fügen wir übrigens zum Ruhme von Gibassier bei, daß ihm der Gedanke, zu fliehen, nicht einmal kam.

Mehr noch: das spöttische Aussehen seiner Physiognomie, das Lächeln des Mitleids, das auf seinen Lippen schwebte, wenn er den Agenten anschaute, die sorglose, ungezwungene, hochmüthige Art, wie er sich auf die Polizei-Präfectur führen ließ, offenbarten ein ruhiges Gewissen. Mit einem Worte, er schien seinen Entschluß gefaßt zu haben und ging mehr als ein stolzer Märtyrer, denn als ein ergebenes Opfer einher.

Von Zeit zu Zeit warf ihm der Agent einen Seitenblick zu.

Je näher Gibassier der Präfectur kam, desto mehr, statt sich zu verdüstern, heiterte sich seine Stirne auf; er dachte an den Sturm von Flüchen, den der Zorn von Herrn Jackal bei seiner Rückkehr auf das Haupt des unglücklichen Agenten würde fallen lassen.

Diese Heiterkeit, welche wie eine Glorie um die reinen Stirnen glänzt, fing an den Führer von Gibassier zu erschrecken. Während des ersten Vier-

els vom Wege hatte er keinen Zweifel gehabt
bringe einen wichtigen Fang; auf halbem Wege z
felte er; auf drei Vierteln war er überzeugt, er h
eine Dummheit begangen.

Der Zorn von Herrn Jackal, mit dem ihn (
haſſier bedroht hatte, fing ſchon an, wie es ih
ſchien, ſchwer über ſeinem Haupte zu toſen.

Eine Folge hievon war, daß nach und nach d
Arm des Agenten ſich lockerte und dem Arme vo
Gibaſſier die Freiheit ſeiner Bewegungen ließ.

Gibaſſier bemerkte dieſe relative Freiheit, die ihm
gewährt wurde; da er ſich aber nicht in der Urſache
äuſchte, welche die Armmuskeln ſeines Gefährten
ockerte, ſo ſchien er nicht darauf Acht zu geben.

Der Agent, der Dankſagungen von ſeinem Ge-
ngenen zu erhalten hoffte, ward äußerſt unruhig,
s er bemerkte, ſo wie ſein eigener Arm ſich ab-
nne, ſchließe ſich der von Gibaſſier feſter an.

Er hatte einen Gefangenen gemacht, der ihn nicht
laſſen wollte.

„Teufel," ſagte er zu ſich ſelbſt, „ſollte ich mich
rt haben?"

Er blieb einen Augenblick ſtehen, um zu über-
, ſchaute Gibaſſier vom Kopfe bis zu den Füßen
nd da er ſah, daß dieſer ihn ſeinerſeits von den
n bis zum Kopfe mit einer ſpöttiſchen Miene
ute, welche immer mehr beunruhigend wurde,
te er zu ihm:

Nein Herr, Sie kennen die Strenge unſerer
en. Man ſagt zu uns: „„Verhafte!"" und
haften; daraus geht zuweilen hervor, daß wir
genswerthe Irrthümer verfallen. Es iſt wahr,

daß wir meistens Verbrecher festnehmen, es geschieht aber auch manchmal aus Irrthum, daß wir die Hand an ehrliche Leute legen."

„Sie glauben?" fragte Gibassier mit höhnischer Miene.

„Und zwar an sehr ehrliche Leute," wiederholte der Agent.

Gibassier schaute ihn mit einer Miene an, welche bezeichnete: „Ich bin ein lebendiger Beweis hievon."

Die Heiterkeit dieses Blickes verrückte dem Polizeimann vollends den Kopf, und im Tone ausnehmender Höflichkeit fügte er bei:

„Mein Herr, ich befürchte, ich habe einen Mißgriff dieser Art begangen, doch es ist noch Zeit, ihn wieder gut zu machen."

„Ei! was wollen Sie damit sagen?" fragte verächtlich Gibassier.

„Ich will sagen, mein Herr, ich befürchte einen ehrlichen Mann verhaftet zu haben."

„Ich glaube es wohl, bei Gott! daß Sie das befürchten müssen," erwiederte der Galeerensklave, indem er ihn mit strengem Auge anschaute.

„Ich hielt Sie beim ersten Anblicke für eine zweideutige Person; doch ich sehe nun, daß dem nicht so ist, und daß Sie im Gegentheile von den Unsern sind."

„Von den Ihrigen?" sagte verächtlich Gibassier.

„Und," fügte der Agent demüthig bei, „wie ich so eben bemerkte, da es noch Zeit ist, diesen kleinen Mißgriff wieder gut zu machen . . ."

„Nein, mein Herr, es ist nicht mehr Zeit," entgegnete lebhaft Gibassier, „denn in Folge dieses Mißgriffes ist der Mann, über den ich zu wachen beauf-

ragt war, entkommen... Und was für ein Mann? Ein Verschwörer, der vielleicht in acht Tagen die Regierung umgestürzt haben wird ..."

„Mein Herr, wenn Sie wollen, so unternehmen wir Beide sogleich seine Verfolgung, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir Beide ..."

Es lag nicht in den Wünschen von Gibassier, mit irgend Jemand die Ehre des Fanges von Herrn Carranti zu theilen.

Er unterbrach auch seinen subalternen Collegen:

„Nein, mein Herr, und Sie werden, wenn's beliebt, vollenden, was Sie angefangen haben."

„Oh! nein," erwiederte der Agent.

„Oh! ja," sprach Gibassier.

„Nein, und zum Beweise gehe ich."

„Sie gehen?"

„Ja."

„Sie gehen, wie?"

„Wie man geht. Ich bezeuge Ihnen meine Ehrurcht und wende Ihnen den Rücken zu."

Und der Agent pirouettirte in der That auf seinen Absätzen und wandte Gibassier den Rücken zu, doch dieser packte ihn nun seinerseits beim Arme, ließ ihn einen Halbkreis links beschreiben, und sagte:

„Nein, Sie haben mich verhaftet, um mich nach der Polizei-Präfectur zu führen, und Sie werden mich dahin führen.

„Ich werde Sie nicht dahin führen."

„Oh! Sie werden mich dahin führen, alle Teufel! oder Sie werden sagen, warum nicht. Verliere ich meinen Mann, so muß Herr Jackal wissen, wer ihn mich verlieren gemacht hat."

„Nein, mein Herr, nein!“

„Dann verhafte ich Sie und führe Sie auf die Präfectur, verstehen Sie wohl?“

„Sie verhaften mich?“

„Ja, ich.“

„Und mit welchem Rechte?“

„Mit dem Rechte des Stärkeren.“

„Ich werde meine zwei Männer rufen.“

„Thun Sie das nicht, oder ich rufe die Vorübergehenden. Sie wissen, daß Sie nicht angebetet sind, meine Herren von der Rothen, und ich erzähle, nachdem Sie mich ohne Grund verhaftet haben, wollen Sie mich freilassen, weil Sie wegen Ihres Mißbrauchs der Gewalt bestraft zu werden befürchten... wir sind, bei meiner Treue! so nahe am Flusse!...“

Der Polizeimann wurde weiß wie ein Leintuch; die Vorübergehenden fingen in der That an sich anzuschaaren. Er wußte aus der Erfahrung, daß das Volk zu jener Zeit keine sehr große Zärtlichkeit für die Mouchards hegte. Er schaute Gibassier mit einer so flehenden Miene an, daß dieser auf dem Punkte war, sich erweichen zu lassen.

Doch genährt von den Maximen von Herrn von Talleyrand, drängte Gibassier diese erste Bewegung zurück: er mußte vor Allem bei Herrn Jackal gerechtfertigt sein.

Er schloß daher seine Hand in Form einer Zange um das Faustgelenke des Agenten und führte ihn, vom Gefangenen Gendarme werdend, er mochte wollen oder nicht, auf die Präfectur.

Der Hof der Präfectur war voll von einer ungewöhnlichen Menge.

wollte dieſe Menge hier?
ſagten in einem vorhergehenden Kapitel,
e unbeſtimmt durch die Luft etwas wie die
inde eines Aufſtandes ziehen gefühlt.
Menge, welche den Hof füllte, beſtand aus
, die eine Rolle beim Aufſtande ſpielen ſoll-
hierher kamen, um das Loſungswort zu

ſſier, der ſeit ſeiner Jugend gewohnt war,
Hof der Präfectur mit Handſchellen einzu-
id ſich in einem vergitterten Wagen daraus
nen, empfand eine Freude ohne Beimiſchung,
dieſen Hof führend, ſtatt geführt zu wer-
rat.
Eintritt von Gibaſſier war in der That ein
einzug. Er hielt den Kopf hoch und die
Winde, während ſein unglücklicher Gefan-
m folgte wie eine rhedelos gemachte Fregatte
hordigen Schiffe folgt, welches ſie, alle Segel
e und mit wehender Flagge, im Schlepptau

errſchte einen Augenblick Zweifel in dieſer
then Menge. Man glaubte Gibaſſier in
aſtide *) in Toulon, und nun erſchien Gibaſ-
lich wie ein Chef in Function.
ſſier aber, als er ſah, in welchem Zweifel
r ihn ſchwebte, grüßte nach rechts und nach

—

aſtide im Süden von Frankreich Landhaus,
ſthaus, wird im Scherze häufig für Galeeren
raucht.

links, die Einen mit einer freundſchaftlichen Miene, die Anderen mit einer Protectorsmiene; ſo daß ſich auf dieſe Begrüßung ein ſanftes Gemurmel erhob und Mehrere mit einem Eifer auf ihn zukamen, der von ihrem Glücke, einen alten Collegen wiederzufinden, zeugte.

Man wechſelte tauſend Händedrücke und tauſend Complimente, und dies zur großen Verwirrung des Agenten, den Gibaſſier mit Mitleid anzuſchauen anfing. Dann ſtellte man Gibaſſier dem Aelteſten der Brigade vor, einem ehrwürdigen Fälſcher, der, unter gewiſſen zwiſchen ihm und Herrn Jackal verhandelten Bedingungen, in die Welt zurückgekehrt war. Er kam von Breſt; er hatte auch Gibaſſier nicht gekannt, und Gibaſſier kannte ihn nicht; doch der Letztere hatte ſo oft bei ſeinen Abendgeſellſchaften an der Küſte des Mittelländiſchen Meeres von dieſem ausgezeichneten Greiſe reden hören, daß er ſeit langer Zeit ſeine ehrwürdigen Hände zu drücken wünſchte.

Der Aelteſte empfing ihn väterlich.

„Mein Sohn," ſprach er zu ihm, „längſt wünſchte ich Sie zu ſehen. Ich habe Ihren Vater ſehr gut gekannt . . ."

„Meinen Vater?" verſetzte Gibaſſier, der nie einen Vater von ſich gekannt hatte; „dieſer Burſche iſt glücklicher als ich."

„Es iſt ein wahres Glück," fuhr der Aelteſte fort, „an Ihnen die Züge dieſes rechtſchaffenen Mannes wiederzufinden. Bedürfen Sie einiger Rathſchläge, ſo wenden Sie ſich an mich, mein Sohn; ich ſtelle mich zu Ihrer Verfügung."

Die ganze Geſellſchaft ſchien neidiſch auf dieſes

Patent eines großen Mannes zu sein, das ihr Aeltester Gibassier gegeben hatte.

Sie umringte den Galeerensklaven, und nach fünf Minuten hatte Herr Bagnères de Toulon vor den Augen des durch einen solchen Triumph völlig verdummten Agenten tausend Dienstanerbieten und tausend Freundschaftsbetheuerungen empfangen.

Gibassier schaute ihn mit der Miene eines Mannes an, welcher fragt: „Nun, habe ich Sie belogen?"

Der Agent neigte das Haupt.

„Sagen Sie nun," sprach Gibassier zu ihm, „gestehen Sie offenherzig, daß Sie nur ein Esel sind?"

„Ich gestehe es offenherzig," antwortete der Polizeimann, der wohl noch etwas ganz Anderes gestanden haben würde, hätte ihn Gibassier darum gebeten.

„Nun wohl," sagte Gibassier, „sobald Sie dies gestehen, ist die Ehre befriedigt, und ich verspreche Ihnen, mild gegen Sie bei der Rückkehr von Herrn Jackal zu sein."

„Bei der Rückkehr von Herrn Jackal?" fragte der Agent.

„Ja, bei der Rückkehr von Herrn Jackal werde ich mich damit begnügen, daß ich ihm Ihren Mißgriff als ein Uebermaß von Eifer vorstelle. Sie sehen, daß ich ein guter Teufel bin."

„Herr Jackal ist schon zurückgekommen," sagte der Agent, der, befürchtend, den guten Willen von Gibassier erkalten zu sehen, sich beeiferte, ihn unverzüglich zu benützen.

„Wie! Herr Jackal ist zurückgekommen?" rief Gibassier.

„Ja, allerdings.“

„Und ſeit wann?“

„Seit dieſem Morgen um ſechs Uhr.“

„Und Sie ſagten mir das nicht!“ rief Gibaſſier mit donnernder Stimme.

„Sie haben es mich nicht gefragt, Excellenz,“ antwortete demüthig der Agent.

„Sie haben Recht, mein Freund,“ erwiederte Gibaſſier ſich beſänftigend.

„Mein Freund!“ murmelte der Agent; „Du haſt mich Deinen Freund genannt, o großer Mann! befiehl, was ich für Dich thun kann!“

„Zu Herrn Jackal wollen wir gehen, alle Teufel! und zwar ohne eine Minute zu verlieren.“

„Gehen wir,“ ſagte der Agent, indem er Schritte von einem Mètre machte, während die Normaltrennung ſeiner Beine nur zwei und ein halber Fuß war.

Gibaſſier grüßte die Verſammlung zum letzten Male mit der Hand winkend, durchſchritt den Hof, vertiefte ſich ein paar Schritte unter dem Gewölbe, das dem Thore gegenüber liegt, wählte links dieſelbe kleine Treppe, die wir Salvator haben wählen ſehen, ſtieg zwei Stockwerke hinauf, eilte durch einen düſtern Corridor rechts und kam vor die Thüre des Cabinets von Herrn Jackal.

Der Aufwärter vom Dienſte, der nicht Gibaſſier, ſondern den Agenten erkannte, öffnete ſogleich die Thüre von Herrn Jackal.

„Nun, was machen Sie, Dummkopf?“ fragte Herr Jackal. „Habe ich Ihnen nicht geſagt, ich ſei nur für Gibaſſier zu Hauſe?“

„Hier bin ich, lieber Herr Jackal!“ rief Gil
Sodann sich gegen den Agenten umwende
„Sie hören, er war nur für mich zu Hau
Der Agent hielt sich mit beiden Händen an
nicht auf die Kniee zu fallen.
„Auf,“ sagte Gibassier, „folgen Sie mir;
habe Ihnen versprochen mild zu sein, und ich w
mein Versprechen halten.“
Und er trat bei Herrn Jackal ein.
„Wie, Sie sind es, Gibassier?“ sagte der Ch
„ich hatte Ihren Namen aufs Gerathewohl genannt ..
„Und ich bin äußerst stolz auf diese Erinnerun
mein Herr,“ erwiederte Gibassier.
„Sie haben also Ihren Mann verlassen?“ fragt
Herr Jackal.
„Ach! Herr,“ antwortete Gibassier, „er hat mich
verlassen.“
Herr Jackal faltete ernst die Stirne. Gibassier
ab dem Agenten einen Stoß mit dem Ellenbogen,
s wollte er ihm sagen: „Sie sehen, daß Sie mich
eine abscheuliche Patsche gebracht haben.“
„Herr,“ sagte Gibassier auf den Schuldigen deu-
b, „befragen Sie diesen Mann; ich will seine
e nicht erschweren; er wird Ihnen Alles sagen.“
Herr Jackal hob seine Brille bis oben auf seine
ne empor, um denjenigen zu erkennen, mit wel-
er es zu thun hatte.
Ah! Du bist es, Fourrichon,“ rief er; „nähere
und sage, in wie fern Du Ursache bist, daß
Befehle nicht vollzogen worden sind.“
urrichon sah, daß es nicht möglich war, Um-
e zu machen. Er faßte seinen Entschluß, und

wie ein Zeuge vor einem Gerichte, ſagte er die Wahrheit, die volle Wahrheit, nichts als die Wahrheit.

„Sie ſind ein Eſel," rief Herr Jackal dem Agenten zu.

„Seine Excellenz der Herr Graf Bagnères de Toulon hat mir ſchon die Ehre erwieſen, dies zu ſagen," erwiederte der Polizeimann mit tiefer Zerknirſchung.

Herr Jackal ſchien zu ſuchen, wer die illuſtre Perſon ſein könnte, welche ihm über Fourrichon eine ſo ſehr mit der ſeinigen übereinſtimmende Meinung ausſprechend zuvorgekommen war.

„Das bin ich," ſagte Gibaſſier, ſich verbeugend.

„Ah! ſehr gut, ſehr gut," rief Herr Jackal, „Sie haben ſich zum Agentilhom*) gemacht?"

„Ja, Herr," erwiederte Gibaſſier: „doch, ich muß Ihnen ſagen, daß ich dieſem Unglücklichen, kraft ſeiner tiefen Reue, Ihre ganze Nachſicht für ihn anzurufen verſprochen habe. Er hat, bei meinem Worte! aus zu viel Eifer geſündigt."

„Auf die Bitte unſeres Freundes Gibaſſier," ſprach mit Majeſtät Herr Jackal, „bewilligen wir Euch volle Vergebung Eurer Sünde. Geht im Frieden und ſündiget fortan nicht mehr.

Sodann, während er mit der Hand den unglücklichen Agenten entließ, der rückwärts wegging, ſagte Herr Jackal:

„Mein lieber Gibaſſier, wollen Sie mir die Ehre erweiſen, die Hälfte meines Frühſtücks anzunehmen?"

---

*) Agent-ilhomme im Franzöſiſchen.

„Mit wahrer Freude, Herr Jackal," antwortete
ıſſier.
„Gehen wir alſo ins Speiſezimmer," ſprach Herr
al, indem er ihm den Weg zeigte.
Gibaſſier folgte Herrn Jackal.

V.

Das zweite Geſicht.

Herr Jackal bezeichnete Gibaſſier mit der Hand
ı Stuhl.
Dieſer Stuhl ſtand ihm gegenüber, auf der an-
Seite des Tiſches.
Während er ihm den Stuhl bezeichnete, winkte er
ſich zu ſetzen; Gibaſſier aber, dem daran lag,
ın Jackal zu zeigen, die Geſetze der Höflichkeit
ihm nicht fremd, ſagte:
„Erlauben Sie mir vor Allem, lieber Herr Jackal,
en zu Ihrer Rückkehr nach Paris Glück zu wün-
."
„Empfangen Sie von meiner Seite dieſelben
ıwünſche zu demſelben Gegenſtande," antwortete
ıer Weiſe Herr Jackal.
„Gern will ich glauben, daß Ihre Reiſe glücklich
laufen iſt."
„Aeußerſt glücklich, lieber Herr Gibaſſier; doch
ıitte, laſſen wir die Complimente ruhen: machen
es wie ich, ſetzen Sie ſich."
Gibaſſier ſetzte ſich.
„Nehmen Sie eine Cotelette."

Gibassier stach in eine Cotelette.

„Reichen Sie Ihr Glas.“

Gibassier reichte sein Glas.

„So,“ sagte Herr Jackal, „nun essen Sie, trinken Sie und hören Sie.“

„Ich bin ganz Ohr,“ erwiederte Gibassier, indeß er mit kräftigen Zähnen in seine Cotelette biß.

„Sie haben also,“ fuhr Herr Jackal fort, „Sie haben durch die Eselei dieses Agenten Ihren Mann aus dem Blicke verloren, lieber Herr Gibassier?“

„Ach!“ antwortete Gibassier, indem er den entblößten Knochen seiner Cotelette auf einen Teller legte, „Sie sehen mich hierüber in Verzweiflung!... Mit einer Mission von dieser Wichtigkeit betraut sein, sie zu seinem Ruhme, — man darf das Wort wohl sagen, — vollführen und im Hafen scheitern!“

„Das ist Unglück.“

„Lebte ich hundert Jahre, ich würde es mir nicht verzeihen,“ sagte Gibassier.

Und er machte eine Geberde der Verzweiflung.

„Nun wohl,“ sprach Herr Jackal, nachdem er ein Glas Bordeaux geschlürft und seine Zunge hatte schnalzen lassen, „ich werde nachsichtiger sein, ich werde Ihnen verzeihen.“

„Nein, nein, Herr Jackal, nein, ich nehme Ihre Verzeihung nicht an,“ rief Gibassier; „ich habe mich benommen wie eine Auster; kurz gesagt, ich bin noch dümmer gewesen als der Agent.“

„Was wollten Sie gegen ihn thun, mein lieber Herr Gibassier? Mir scheint, es gibt ein auf diesen Gegenstand passendes Sprüchwort: „„Gegen die Gewalt...““

„Ich mußte ihn mit einem Faustschlage zurichte
nd Herrn Sarranti nachlaufen."

„Sie hätten nicht zwei Schritte gemacht, ohn
on den Agenten von der Wache verhaftet zu wer
en."

„Ho!" machte Gibassier, drohend wie Ajax den
öttern mit der Faust.

„Ich wiederhole aber, daß ich Ihnen verzeihe!"
gte Herr Jackal.

„Verzeihen Sie mir," sprach Gibassier, auf die
sdrucksvolle Pantomime, der er sich überließ, ver-
htend, „so haben Sie ein Mittel, unsern Mann
iederzufinden. Sie werden mir erlauben, unser
lann zu sagen, nicht wahr?"

„Ah! nicht schlecht!" erwiederte Herr Jackal, ent-
ckt über diese Probe von Verstand, die ihm Gi-
ssier dadurch gegeben, daß er errathen hatte, wenn
nicht unruhig sei, so habe er keinen Grund, es
sein. „Nicht schlecht! und ich ermächtige Sie,
n lieber Gibassier, und wäre es nur, um Sie
belohnen, Herrn Sarranti unsern Mann zu
en; denn er gehört am Ende eben so sehr Ihnen,
Sie ihn verloren, nachdem Sie ihn entdeckt
n, als mir, der ich ihn wiedergefunden, nachdem
hn verloren hatten."

Das ist nicht möglich," sagte Gibassier erstaunt.

Das ist nicht möglich?"

Daß Sie ihn wiedergefunden haben."

s ist dennoch so."

Sie kann das sein? es ist kaum eine Viertel-
daß ich ihn verloren habe."

„Und es sind kaum fünf Minuten, daß ich ihn wiedergefunden habe.“

„So halten Sie ihn also in Ihren Händen?“

„Oh! nein; Sie wissen, daß wir auf eine ganz besondere Art mit ihm verfahren müssen. Ich werde ihn haben, oder Sie werden ihn vielmehr haben... Nur verlieren Sie ihn nicht, denn ich könnte ihn schicklicher Weise nicht anschlagen lassen.“

Es war auch die Hoffnung von Gibassier, ihn wiederzufinden. Es war am Tage vorher in der Rue des Postes zwischen den vier Verschwornen und Herrn Sarranti Rendez-vous in der Himmelfahrts-Kirche verabredet worden; Herr Sarranti konnte aber einen Zweifel fassen und sich nicht in diese Kirche begeben. Ueberdies wollte Gibassier nicht das Ansehen haben, er besitze zum Voraus dieses Merkzeichen.

Er war also entschlossen, auf Rechnung seines Genies das Wiederentdecken von Herrn Sarranti zu setzen.

„Und wie werde ich ihn wiederfinden?“ fragte Gibassier.

„Indem Sie seine Spur verfolgen.“

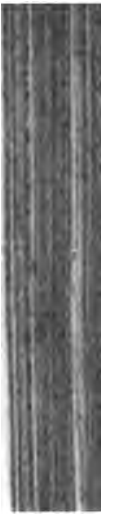
„Ich habe sie aber verloren . . .“

„Gibassier, es gibt keine verlorene Spur bei einem Jäger wie ich und einem Leithunde wie Sie.“

„Dann,“ sprach Gibassier, überzeugt, Herr Jackal prahle und wolle ihn auf das Aeußerste treiben, „dann ist kein Augenblick zu verlieren.“

Und er stand auf, als wollte er Herrn Sarranti nachlaufen.

„Im Namen Seiner Majestät, der Sie die Krone



vor der demuthigste, aber der ergebenste
: Seiner Majestät," erwiederte Gibassier,
sich mit Bescheidenheit verbeugte.
!" sprach Herr Jackal; „und seien Sie über-
ß Ihre Ergebenheit belohnt werden wird.
ge sind es nicht, die man des Undanks be-
kann."
, es sind die Völker," erwiederte Gibassier,
sch die Augen zum Himmel aufschlagend.

oo!"
jedem Falle, lieber Herr Jackal, abgesehen
nke der Könige und von der Dankbarkeit der
assen Sie mich Ihnen sagen, daß ich ganz
Verfügung bin."
werden mir wohl die Freundschaft erweisen,
gel von diesem Huhne zu essen."
n er uns aber entkommt, während wir
n Flügel essen werden?"
ntkommt uns nicht; er wartet auf uns."

links, die Einen mit einer freundſchaftlichen Miene, die Anderen mit einer Protectorsmiene; ſo daß ſich auf dieſe Begrüßung ein ſanftes Gemurmel erhob und Mehrere mit einem Eifer auf ihn zukamen, der von ihrem Glücke, einen alten Collegen wiederzufinden, zeugte.

Man wechſelte tauſend Händedrücke und tauſend Complimente, und dies zur großen Verwirrung des Agenten, den Gibaſſier mit Mitleid anzuſchauen anfing. Dann ſtellte man Gibaſſier dem Aelteſten der Brigade vor, einem ehrwürdigen Fälſcher, der, unter gewiſſen zwiſchen ihm und Herrn Jackal verhandelten Bedingungen, in die Welt zurückgekehrt war. Er kam von Breſt; er hatte auch Gibaſſier nicht gekannt, und Gibaſſier kannte ihn nicht; doch der Letztere hatte ſo oft bei ſeinen Abendgeſellſchaften an der Küſte des Mittelländiſchen Meeres von dieſem ausgezeichneten Greiſe reden hören, daß er ſeit langer Zeit ſeine ehrwürdigen Hände zu drücken wünſchte.

Der Aelteſte empfing ihn väterlich.

„Mein Sohn," ſprach er zu ihm, „längſt wünſchte ich Sie zu ſehen. Ich habe Ihren Vater ſehr gut gekannt . . ."

„Meinen Vater?" verſetzte Gibaſſier, der nie einen Vater von ſich gekannt hatte; „dieſer Burſche iſt glücklicher als ich."

„Es iſt ein wahres Glück," fuhr der Aelteſte fort, „an Ihnen die Züge dieſes rechtſchaffenen Mannes wiederzufinden. Bedürfen Sie einiger Rathſchläge, ſo wenden Sie ſich an mich, mein Sohn; ich ſtelle mich zu Ihrer Verfügung."

Die ganze Geſellſchaft ſchien neidiſch auf dieſes

Patent eines großen Mannes zu sein, das ihr Aeltester Gibassier gegeben hatte.

Sie umringte den Galeerensklaven, und nach fünf Minuten hatte Herr Bagnères de Toulon vor den Augen des durch einen solchen Triumph völlig verdummten Agenten tausend Dienstanerbieten und tausend Freundschaftsbetheuerungen empfangen.

Gibassier schaute ihn mit der Miene eines Mannes an, welcher fragt: „Nun, habe ich Sie belogen?"

Der Agent neigte das Haupt.

„Sagen Sie nun," sprach Gibassier zu ihm, „gestehen Sie offenherzig, daß Sie nur ein Esel sind?"

„Ich gestehe es offenherzig," antwortete der Polizeimann, der wohl noch etwas ganz Anderes gestanden haben würde, hätte ihn Gibassier darum gebeten.

„Nun wohl," sagte Gibassier, „sobald Sie dies gestehen, ist die Ehre befriedigt, und ich verspreche Ihnen, mild gegen Sie bei der Rückkehr von Herrn Jackal zu sein."

„Bei der Rückkehr von Herrn Jackal?" fragte der Agent.

„Ja, bei der Rückkehr von Herrn Jackal werde ich mich damit begnügen, daß ich ihm Ihren Mißgriff als ein Uebermaß von Eifer vorstelle. Sie sehen, daß ich ein guter Teufel bin."

„Herr Jackal ist schon zurückgekommen," sagte der Agent, der, befürchtend, den guten Willen von Gibassier erkalten zu sehen, sich beeiferte, ihn unverzüglich zu benützen.

„Wie! Herr Jackal ist zurückgekommen?" rief

„Ja, allerdings.“

„Und seit wann?“

„Seit diesem Morgen um sechs Uhr.“

„Und Sie sagten mir das nicht!“ rief Gibassier mit donnernder Stimme.

„Sie haben es mich nicht gefragt, Excellenz,“ antwortete demüthig der Agent.

„Sie haben Recht, mein Freund,“ erwiederte Gibassier sich besänftigend.

„Mein Freund!“ murmelte der Agent; „Du hast mich Deinen Freund genannt, o großer Mann! befiehl, was ich für Dich thun kann!“

„Zu Herrn Jackal wollen wir gehen, alle Teufel! und zwar ohne eine Minute zu verlieren.“

„Gehen wir,“ sagte der Agent, indem er Schritte von einem Mètre machte, während die Normaltrennung seiner Beine nur zwei und ein halber Fuß war.

Gibassier grüßte die Versammlung zum letzten Male mit der Hand winkend, durchschritt den Hof, vertiefte sich ein paar Schritte unter dem Gewölbe, das dem Thore gegenüber liegt, wählte links dieselbe kleine Treppe, die wir Salvator haben wählen sehen, stieg zwei Stockwerke hinauf, eilte durch einen düstern Corridor rechts und kam vor die Thüre des Cabinets von Herrn Jackal.

Der Aufwärter vom Dienste, der nicht Gibassier, sondern den Agenten erkannte, öffnete sogleich die Thüre von Herrn Jackal.

„Nun, was machen Sie, Dummkopf?“ fragte Herr Jackal. „Habe ich Ihnen nicht gesagt, ich sei nur für Gibassier zu Hause?“

„Hier bin ich, lieber Herr Jackal!“ rief Gibaſſier. Sodann ſich gegen den Agenten umwendend:

„Sie hören, er war nur für mich zu Hauſe?“

Der Agent hielt ſich mit beiden Händen an, um nicht auf die Kniee zu fallen.

„Auf,“ ſagte Gibaſſier, „folgen Sie mir; ich habe Ihnen verſprochen mild zu ſein, und ich werde mein Verſprechen halten.“

Und er trat bei Herrn Jackal ein.

„Wie, Sie ſind es, Gibaſſier?“ ſagte der Chef; „ich hatte Ihren Namen aufs Gerathewohl genannt ...“

„Und ich bin äußerſt ſtolz auf dieſe Erinnerung, mein Herr,“ erwiederte Gibaſſier.

„Sie haben alſo Ihren Mann verlaſſen?“ fragte Herr Jackal.

„Ach! Herr,“ antwortete Gibaſſier, „er hat mich verlaſſen.“

Herr Jackal faltete ernſt die Stirne. Gibaſſier gab dem Agenten einen Stoß mit dem Ellenbogen, als wollte er ihm ſagen: „Sie ſehen, daß Sie mich in eine abſcheuliche Patſche gebracht haben.“

„Herr,“ ſagte Gibaſſier auf den Schuldigen deutend, „befragen Sie dieſen Mann; ich will ſeine Lage nicht erſchweren; er wird Ihnen Alles ſagen.“

Herr Jackal hob ſeine Brille bis oben auf ſeine Stirne empor, um denjenigen zu erkennen, mit welchem er es zu thun hatte.

„Ah! Du biſt es, Fourrichon,“ rief er; „nähere Dich und ſage, in wie fern Du Urſache biſt, daß meine Befehle nicht vollzogen worden ſind.“

Fourrichon ſah, daß es nicht möglich war, Umſchweife zu machen. Er faßte ſeinen Entſchluß, und

wie ein Zeuge vor einem Gerichte, ſagte er die Wahrheit, die volle Wahrheit, nichts als die Wahrheit.

„Sie ſind ein Eſel," rief Herr Jackal dem Agenten zu.

„Seine Excellenz der Herr Graf Bagnères de Toulon hat mir ſchon die Ehre erwieſen, dies zu ſagen," erwiederte der Polizeimann mit tiefer Zerknirſchung.

Herr Jackal ſchien zu ſuchen, wer die illuſtre Perſon ſein könnte, welche ihm über Fourrichon eine ſo ſehr mit der ſeinigen übereinſtimmende Meinung ausſprechend zuvorgekommen war.

„Das bin ich," ſagte Gibaſſier, ſich verbeugend.

„Ah! ſehr gut, ſehr gut," rief Herr Jackal, „Sie haben ſich zum Agentilhom*) gemacht?"

„Ja, Herr," erwiederte Gibaſſier: „doch, ich muß Ihnen ſagen, daß ich dieſem Unglücklichen, kraft ſeiner tiefen Reue, Ihre ganze Nachſicht für ihn anzurufen verſprochen habe. Er hat, bei meinem Worte! aus zu viel Eifer geſündigt."

„Auf die Bitte unſeres Freundes Gibaſſier," ſprach mit Majeſtät Herr Jackal, „bewilligen wir Euch volle Vergebung Eurer Sünde. Geht im Frieden und ſündiget fortan nicht mehr.

Sodann, während er mit der Hand den unglücklichen Agenten entließ, der rückwärts wegging, ſagte Herr Jackal:

„Mein lieber Gibaſſier, wollen Sie mir die Ehre erweiſen, die Hälfte meines Frühſtücks anzunehmen?"

---

*) Agent-ilhomme im Franzöſiſchen.

„Mit wahrer Freude, Herr Jackal," antwortete ibaſſier.

„Gehen wir alſo ins Speiſezimmer," ſprach Herr ackal, indem er ihm den Weg zeigte.

Gibaſſier folgte Herrn Jackal.

V.

Das zweite Geſicht.

Herr Jackal bezeichnete Gibaſſier mit der Hand nen Stuhl.

Dieſer Stuhl ſtand ihm gegenüber, auf der an- rn Seite des Tiſches.

Während er ihm den Stuhl bezeichnete, winkte er m, ſich zu ſetzen; Gibaſſier aber, dem daran lag, errn Jackal zu zeigen, die Geſetze der Höflichkeit ien ihm nicht fremd, ſagte:

„Erlauben Sie mir vor Allem, lieber Herr Jackal, hnen zu Ihrer Rückkehr nach Paris Glück zu wün- hen."

„Empfangen Sie von meiner Seite dieſelben lückwünſche zu demſelben Gegenſtande," antwortete rtiger Weiſe Herr Jackal.

„Gern will ich glauben, daß Ihre Reiſe glücklich gelaufen iſt."

„Aeußerſt glücklich, lieber Herr Gibaſſier; doch bitte, laſſen wir die Complimente ruhen: machen ie es wie ich, ſetzen Sie ſich."

Gibaſſier ſetzte ſich.

„Nehmen Sie eine Cotelette."

Gibassier stach in eine Cotelette.

„Reichen Sie Ihr Glas.“

Gibassier reichte sein Glas.

„So,“ sagte Herr Jackal, „nun essen Sie, trinken Sie und hören Sie.“

„Ich bin ganz Ohr,“ erwiederte Gibassier, indeß er mit kräftigen Zähnen in seine Cotelette biß.

„Sie haben also,“ fuhr Herr Jackal fort, „Sie haben durch die Eselei dieses Agenten Ihren Mann aus dem Blicke verloren, lieber Herr Gibassier?“

„Ach!“ antwortete Gibassier, indem er den entblößten Knochen seiner Cotelette auf einen Teller legte, „Sie sehen mich hierüber in Verzweiflung!... Mit einer Mission von dieser Wichtigkeit betraut sein, sie zu seinem Ruhme, — man darf das Wort wohl sagen, — vollführen und im Hafen scheitern!“

„Das ist Unglück.“

„Lebte ich hundert Jahre, ich würde es mir nicht verzeihen,“ sagte Gibassier.

Und er machte eine Geberde der Verzweiflung.

„Nun wohl,“ sprach Herr Jackal, nachdem er ein Glas Bordeaux geschlürft und seine Zunge hatte schnalzen lassen, „ich werde nachsichtiger sein, ich werde Ihnen verzeihen.“

„Nein, nein, Herr Jackal, nein, ich nehme Ihre Verzeihung nicht an,“ rief Gibassier; „ich habe mich benommen wie eine Auster; kurz gesagt, ich bin noch dümmer gewesen als der Agent.“

„Was wollten Sie gegen ihn thun, mein lieber Herr Gibassier? Mir scheint, es gibt ein auf diesen Gegenstand passendes Sprüchwort: „„Gegen die Gewalt...““

…te ihn mit einem Fauſtſchlage zurichten
…Sarranti nachlaufen."
…hätten nicht zwei Schritte gemacht, ohne
…Agenten von der Wache verhaftet zu wer-

…o!" machte Gibaſſier, drohend wie Ajax den
…rn mit der Fauſt.
„Ich wiederhole aber, daß ich Ihnen verzeihe!"
…gte Herr Jackal.
„Verzeihen Sie mir," ſprach Gibaſſier, auf die ausdrucksvolle Pantomime, der er ſich überließ, verzichtend, „ſo haben Sie ein Mittel, unſern Mann wiederzufinden. Sie werden mir erlauben, unſer Mann zu ſagen, nicht wahr?"
„Ah! nicht ſchlecht!" erwiederte Herr Jackal, entzückt über dieſe Probe von Verſtand, die ihm Gibaſſier dadurch gegeben, daß er errathen hatte, wenn er nicht unruhig ſei, ſo habe er keinen Grund, es zu ſein. „Nicht ſchlecht! und ich ermächtige Sie, mein lieber Gibaſſier, und wäre es nur, um Sie zu belohnen, Herrn Sarranti unſern Mann zu nennen; denn er gehört am Ende eben ſo ſehr Ihnen, der Sie ihn verloren, nachdem Sie ihn entdeckt hatten, als mir, der ich ihn wiedergefunden, nachdem Sie ihn verloren hatten."
„Das iſt nicht möglich," ſagte Gibaſſier erſtaunt.
„Was iſt nicht möglich?"
„Daß Sie ihn wiedergefunden haben."
„Es iſt dennoch ſo."
„Wie kann das ſein? es iſt kaum eine Viertelſtunde, daß ich ihn verloren habe."

„Und es ſind kaum fünf Minuten, daß ich ihr wiedergefunden habe.“

„So halten Sie ihn alſo in Ihren Händen?“

„Oh! nein; Sie wiſſen, daß wir auf eine ganz beſondere Art mit ihm verfahren müſſen. Ich werde ihn haben, oder Sie werden ihn vielmehr haben.. Nur verlieren Sie ihn nicht, denn ich könnte ihr ſchicklicher Weiſe nicht anſchlagen laſſen.“

Es war auch die Hoffnung von Gibaſſier, ihr wiederzufinden. Es war am Tage vorher in der Rue des Poſtes zwiſchen den vier Verſchwornen und Herrn Sarranti Rendez-vous in der Himmelfahrts-Kirche verabredet worden; Herr Sarranti konnte aber einen Zweifel faſſen und ſich nicht in dieſe Kirche begeben. Ueberdies wollte Gibaſſier nicht das Anſehen haben, er beſitze zum Voraus dieſes Merkzeichen.

Er war alſo entſchloſſen, auf Rechnung ſeines Genies das Wiederentdecken von Herrn Sarranti zu ſetzen.

„Und wie werde ich ihn wiederfinden?“ fragte Gibaſſier.

„Indem Sie ſeine Spur verfolgen.“

„Ich habe ſie aber verloren . . .“

„Gibaſſier, es gibt keine verlorene Spur bei einem Jäger wie ich und einem Leithunde wie Sie.“

„Dann,“ ſprach Gibaſſier, überzeugt, Herr Jacques prahle und wolle ihn auf das Aeußerſte treiben „dann iſt kein Augenblick zu verlieren.“

Und er ſtand auf, als wollte er Herrn Sarranti nachlaufen.

„Im Namen Seiner Majeſtät, der Sie die Kron

Ehre haben, danke ich Ihnen für dieſen
, lieber Herr Gibaſſier," ſagte Herr

bin der demüthigſte, aber der ergebenſte
n Seiner Majeſtät," erwiederte Gibaſſier,
er ſich mit Beſcheidenheit verbeugte.

„Gut!" ſprach Herr Jackal; „und ſeien Sie über-
gt, daß Ihre Ergebenheit belohnt werden wird.
e Könige ſind es nicht, die man des Undanks be-
ſchuldigen kann."

„Nein, es ſind die Völker," erwiederte Gibaſſier, philoſophiſch die Augen zum Himmel aufſchlagend. „Ah!..."

„Bravo!"

„In jedem Falle, lieber Herr Jackal, abgeſehen vom Undanke der Könige und von der Dankbarkeit der Völker, laſſen Sie mich Ihnen ſagen, daß ich ganz zu Ihrer Verfügung bin."

„Sie werden mir wohl die Freundſchaft erweiſen, einen Flügel von dieſem Huhne zu eſſen."

„Wenn er uns aber entkommt, während wir von dieſem Flügel eſſen werden?"

„Er entkommt uns nicht; er wartet auf uns."

„Wo dies?"

„In der Kirche."

Gibaſſier ſchaute Herrn Jackal mit wachſendem Erſtaunen an. Wie war Herr Jackal über dieſen Punkt beinahe ſo gut unterrichtet als er?

Gleichviel, er beſchloß zu ſehen, wie weit das Wiſſen vom Herrn Jackal gehe.

„In der Kirche!" rief er. „Ich hätte es vermuthen müſſen."

„Und warum dies?“ fragte Herr Jackal.

„Weil ein Mann, der mit dieser Blitzesschnelligkeit auf den Landstraßen fährt, keine andere Entschuldigung hat, als er eile zu seinem Seelenheile.“

„Immer besser, lieber Herr Gibassier,“ sagte der Polizeichef. „Ich sehe, Sie sind ein wenig Beobachter, und ich wünsche Ihnen Glück hiezu, weil es fortan Ihr Geschäft sein wird, zu beobachten. Ich wiederhole Ihnen also, in der Kirche werden Sie Ihren Mann finden.“

Gibassier wollte sehen, ob Herr Jackal bis ans Ende unterrichtet sei.

„In welcher Kirche?“ fragte er in der Hoffnung, eine schwache Seite bei ihm zu finden.

„In der Himmelfahrts-Kirche,“ antwortete einfach Herr Jackal.

Gibassier ging von einem Erstaunen zum andern über.

„Sie kennen wohl die Himmelfahrts-Kirche?“ sagte Herr Jackal, als er sah, daß Gibassier nicht antwortete.“

„Bei Gott!“ erwiederte Gibassier.

„Doch vom Hörensagen, ohne Zweifel, denn ich glaube nicht, daß Sie ein Mann von sehr inbrünstiger Frömmigkeit sind.“

„Ich habe meinen Glauben wie Jedermann,“ antwortete Gibassier, indem er seine Augen gottselig zum Himmel aufschlug.

„Es wäre mir nicht unangenehm, hierüber erbaut zu werden,“ sagte Herr Jackal, während er Gibassier den Kaffee einschenkte, „und hätten wir einige Augenblicke mehr, so würde ich Sie gern

Ihr theologisches System auseinanderzu-
ir haben, wie Sie wissen, große Theolo-
der Rue de Jerusalem. Die Gewohnheit
sterlebens mußte Sie zur Meditation führen.
äre mir also, fehlte es uns nicht an Zeit, ein
es Vergnügen, Sie eine These über diesen Ge-
ıstand behaupten zu sehen. Leider rückt die
Stunde vor, und wir haben wahrhaftig heute keine
Muße. Doch Sie geben mir Ihr Wort, daß die
Partie nur aufgeschoben ist."

Gibassier hörte mit den Augen blinzelnd und schlürfte dabei seinen Kaffee.

„Sie werden also Ihren Mann in der Himmelfahrts-Kirche treffen," fuhr Herr Jackal fort.

„In der Frühmette, in der Complete oder in der Vesper?" fragte Gibassier mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Bosheit und Naivetät.

„Zur Stunde der großen Messe."

„Gegen halb zwölf Uhr also?"

„Seien Sie um halb zwölf Uhr dort, wenn Sie wollen; doch unser Mann wird kaum vor Mittag kommen."

Das war in der That die verabredete Stunde.

„Es ist eilf Uhr!" rief Gibassier auf die Pendeluhr schauend.

„Warten Sie doch, Sie Ungeduldiger! Sie werden sich wohl Zeit lassen, Ihr Gloria zu sprechen!"

Und er goß ein Gläschen Liqueur in die Tasse von Gibassier.

„Gloria in excelsis!" sprach Gibassier, indem er die Tasse mit beiden Händen aufhob, wie wenn er ein Rauchfaß aufgehoben hätte.

Herr Jackal neigte das Haupt wie ein Mann, der überzeugt ist, er verdiene diese Ehre.

„Lassen Sie mich Ihnen nun Eins sagen," sprach Gibassier, „was nichts Ihrem Verdienste benimmt, vor dem ich mich verbeuge, und dem ich volle Ehre widerfahren lasse."

„Nun?"

„Ich wußte Alles dies wie Sie."

„Ah! wahrhaftig!"

„Ja, und ich habe es auf folgende Art erfahren."

Alsdann erzählte Gibassier Herrn Jackal die ganze Geschichte der Rue des Postes, wie er sich für einen Affiliirten ausgegeben, wie er in das Haus eingetreten, wie verabredet worden sei, daß man sich am Mittag in der Himmelfahrts-Kirche einfinden sollte. Herr Jackal hörte mit einer Aufmerksamkeit, welche eine stumme Huldigung für den Scharfsinn von Gibassier war.

„Sie glauben also," sagte er, als Gibassier geendigt hatte, „Sie glauben, es werden viele Menschen bei dieser Beerdigung sein?"

„Wenigstens hunderttausend Personen."

„Und in der Kirche?"

„Alles, was sie fassen kann: wenigstens zwei- bis dreitausend Individuen."

„Es wird nicht leicht sein, Ihren Mann unter einer solchen Menge zu finden, mein lieber Gibassier."

„Gut! das Evangelium sagt: „„Suche, und Du wirst finden.""

„Nein, ich will Ihnen die Mühe ersparen, zu suchen."

„Sie?"

uf den Schlag zwölf Uhr werden Sie ihn an
Pfeiler, links vom Eingange in die Kirche,
und mit einem Dominicanermönche spre-
n.
abe des doppelten Gesichtes war diesmal
kal so reichlich gewährt, daß Gibassier
te, ohne etwas zu sagen, und gebeugt
: solchen Ueberlegenheit seinen Hut nahm
.

VI.

Zwei Landstraßen-Cavaliere.

er eilte aus dem Hotel der Rue de Jeru-
de in dem Augenblicke weg, wo, nachdem
trait des heiligen Hyacinth bei Carmelite
hatte, Dominique mit großen Schritten
: Tournon hinabging.
of der Präfectur war leer; eine Gruppe
Männern stationirte allein hier.
ieser Gruppe trennte sich ein Mensch, und
rkannte in diesem magern Männchen mit
farbigen Teint, mit den glänzend schwar-
, mit den schimmernden Zähnen, der sich
e, Gibassier erkannte, sagen wir, seinen
armagnole, den Vertrauten von Herrn
nselben, der ihm nach Kehl die Befehle
ıschaftlichen Herrn überbracht hatte.
er wartete mit einem Lächeln auf den

ei Männer grüßten sich.

„Sie gehen in die Himmelfahrts-Kirche?“ fragte Carmagnole.

„Haben wir nicht den sterblichen Ueberresten eines großen Philanthropen die letzte Ehre zu erweisen?“ erwiederte Gibassier.

„Ganz richtig, und ich lauerte auf Sie bei Ihrem Abgange von Herrn Jackal, um einen Augenblick von unserer doppelten Sendung mit Ihnen zu reden.“

„Mit großem Vergnügen. Plaudern wir gehend oder gehen wir plaudernd. Die Zeit wird uns nicht lang scheinen, mir besonders.“

Carmagnole verbeugte sich.

„Sie wissen, was wir dort thun sollen?“

„Ich, ich gehe dahin, um nicht aus dem Gesichte einen Mann zu verlieren, welchen ich an den dritten Pfeiler links angelehnt und mit einem Mönche sprechend finden werde,“ sagte Gibassier, der sich nicht von seinem Erstaunen über die Genauigkeit, mit der Herr Jackal unterrichtet war, erholen konnte.

„Und ich, ich gehe dahin, um diesen Mann zu verhaften.“

„Wie, um ihn zu verhaften?“

„Ja, in einem gegebenen Augenblicke; dies Ihnen zu sagen bin ich beauftragt.“

„Sie sind beauftragt, Herrn Sarranti zu verhaften?“

„Nein, Herrn Dubreuil; das ist der Name seiner Wahl, — er wird sich nicht zu beklagen haben.“

„Dann werden Sie ihn als Verschwörer verhaften?“

„Nein, als Aufruhrstifter.“

„Wir werden also einen ernsten Aufruhr haben?“

ehr Gewicht zu geben, „finden Sie es nicht
ien Aufſtand an einem Tage wie dieſer zu
wo ganz Paris auf den Beinen iſt?“
llerdings, doch Sie kennen das Sprüchwort:
hts wagt, gewinnt nichts.““
ß; diesmal ſpielen wir aber um Alles gegen

ſpielen wir mit falſchen Würfeln.“
Bemerkung beruhigte Gibaſſier ein wenig.
ennoch blieb ſein Geſicht unruhig oder viel-
denkend.
es die Leiden, welche Gibaſſier in der
Huits-qui-parle ausgeſtanden hatte, und die
age vorher durch die Erinnerung wieder-
ſetzten? hatten die Strapazen einer haſtigen
einer raſchen Rückkehr auf ſeine Stirne
iſche Siegel des Spleen gedrückt? immerhin
daß der Graf Bagnères de Toulon in
genblicke einer großen Sorge oder einer
Unruhe preisgegeben ſchien.

„Ja, es ist wahr," erwiederte Gibassier; „Eines setzt mich in Erstaunen, mein Freund."

„Teufel! das ist eine große Ehre für dieses Eine."

„Beschäftigt mich also."

„Sprechen Sie! und kann ich Sie von dieser Sorge befreien, so werde ich mich als den glücklichsten Menschen betrachten."

„Hören Sie. Herr Jackal hat mir gesagt, ich werde unsern Mann auf den Schlag zwölf Uhr in der Himmelfahrts-Kirche am dritten Pfeiler links vom Eingange finden."

„Am dritten Pfeiler, ja."

„Und mit einem Mönche sprechend."

„Mit seinem Sohne, dem Abbé Dominique."

Gibassier schaute Carmagnole mit derselben Miene an, mit der er Herrn Jackal angeschaut hatte.

„Nun," sagte er, „ich hielt mich für stark; es scheint, ich täuschte mich."

„Warum diese Demuth?" fragte Carmagnole.

Gibassier blieb einen Augenblick stumm; er machte offenbar unerhörte Anstrengungen, um mit den Augen des Luchses die Finsterniß, die ihn verblendete, zu durchdringen.

„Nun wohl," sagte er, „es ist hierin eine äußerst falsche Kunde."

„Warum dies?"

„Oder, wenn sie wahr ist, so erfüllt sie mich zugleich mit Erstaunen und mit Bewunderung."

„Für wen?"

„Für Herrn Jackal."

Carmagnole nahm seinen Hut ab, wie es der

hef einer Seiltänzerbande thut, wenn man vom laire und den bestehenden Behörden spricht.

„Und was für eine Kunde ist das?“ fragte er.

„Das ist die vom Pfeiler und vom Mönche. Daß err Jackal die Vergangenheit weiß, daß Herr Jackal gar die Gegenwart weiß, ich gebe es zu . . .“

Carmagnole folgte jedem Satze von Gibassier it einer bejahenden Kopfbewegung.

„Daß er aber auch die Zukunft weiß, das über- eigt meine Fassungskraft, Carmagnole.“

Carmagnole lachte seine weißen Zähne zeigend.

„Und wie erklären Sie sich, daß er die Vergan- nheit und die Gegenwart weiß?“ fragte Carmagnole.

„Daß Herr Jackal errathen hat, Herr Sarranti erde in die Kirche gehen, nichts kann einfacher sein: dem Augenblicke, wo man den Umsturz einer Re- erung versuchend sein Leben wagt, ist es ganz atürlich, daß man die Hülfe der Religion und den eistand der Heiligen anfleht. Daß er errathen hat, err Sarranti werde die Himmelfahrts-Kirche wählen, ichts kann einfacher sein, da diese Basilika dazu be- immt ist, heute als Herd der Empörung zu dienen.“

Carmagnole billigte fortwährend durch Kopfbe- egungen.

„Daß er errathen hat, Herr Sarranti werde ort eher um Mittag als um elf Uhr, um halb völf Uhr, um drei Viertel auf zwölf Uhr sein, ichts ist leichter: ein Verschwörer, der einen Theil er Nacht in der Ausübung seines Handwerks zuge- racht hat, würde, ist er nicht ein ultrarobuster Bursche, icht in der ersten Frühmesse absichtlich schnattern ehen. Daß er entdeckt hat, er werde sich an einen

Pfeiler anlehnen, darin finde ich auch nichts Wunderbares; nach drei bis vier Tagen und eben so vielen Nächten auf der Reise ist es nicht erstaunlich, daß er sich, eine gewisse Müdigkeit fühlend, um auszuruhen, an einen Pfeiler anlehnt. Daß er endlich durch eine logische Deduction errathen hat, ich werde meinen Mann eher links, als rechts finden, das begreife ich auch, da die linke Seite natürlich von einem Chef der Opposition gewählt werden muß. Alles dies ist geschickt, außerordentlich, aber durchaus nicht wunderbar, da es mir gelingt, mir darüber Aufschluß zu geben. Was mich aber wundert, was mich in Erstaunen setzt, was mich verdutzt, was mich in eine unbegreifliche Verwirrung versenkt . . ."

Gibassier hielt inne, als wollte er durch einen doppelten Verstandesaufwand dazu gelangen, das Räthsel zu errathen.

„Nun, das ist?" fragte Carmagnole.

„Wie Herr Jackal die Nummer des Pfeilers, an den er sich anlehnen würde, die Stunde, zu der er sich daran anlehnen würde, und den Umstand hat errathen können, es werde ein Mönch kommen und mit ihm sprechen, indeß er daran angelehnt wäre."

„Wie!" sagte Carmagnole, „dies ist es, was Sie in Verlegenheit setzt und Ihre Stirne mit einer Wolke bedeckt, Herr Graf?"

„Nichts Anderes, Carmagnole," antwortete Gibassier.

„Nun, das ist so einfach, als alles Uebrige."

„Bah!"

„Es ist sogar noch einfacher."

„Wirklich?"

„Bei meiner Ehre!“

„Wollen Sie mir die Freundschaft erweisen, mir dieses Geheimniß zu enthüllen?“

„Mit dem größten Vergnügen.“

„Ich höre.“

„Kennen Sie die Barbette?“

„Ich kenne eine Straße dieses Namens, welche bei der des Trois-Pavillons anfängt und bei der Vielle-Rue-du-Temple endigt.“

„Das ist es nicht.“

„Ich kenne die Porte Barbette, welche einen Theil der Ringmauer von Philipp-August bildete und ihren Namen Etienne Barbette, Straßenaufseher von Paris, Münzmeister und Handlungsvorstand, verdankte.“

„Das ist es auch nicht.“

„Ich kenne das Hotel Barbette, wo Isabelle von Baiern den Dauphin Karl VII. gebar. Der Herzog von Orleans kam aus diesem Hotel, als er am 23. November 1407 in einer sehr regnerischen Nacht ermordet wurde.“

„Genug!“ rief Carmagnole, der erstickte wie ein Mensch, den man eine Säbelklinge verschlingen läßt, „genug! einige Worte mehr, Gibassier, und ich verlange für Sie einen Lehrstuhl der Geschichte.“

„Das ist wahr,“ erwiederte Gibassier, „immer war es die Gelehrsamkeit, was mich zu Grunde gerichtet hat; doch von welcher Barbette sprechen Sie? von der Straße, vom Thore oder vom Hotel?“

„Weder von der einen, noch vom andern, illustrer Baccalaureus,“ sagte Carmagnole, indem er Gibassier mit Bewunderung anschaute und seine Börse von seiner rechten Tasche in seine linke übergehen ließ,

das heißt, die ganze Dicke seines Leibes zwischen sie und seinem Gefährten setzte, denn vielleicht mit Recht glaubte er, er habe Alles zu erwarten von Seiten eines Menschen, der zugestand, er wisse so viele Dinge, und ohne Zweifel noch mehr wußte, als er zugestand.

„Nein," fuhr Carmagnole fort, „meine Barbette ist eine Stühlevermietherin in der Saint-Jaques-Kirche und wohnt in der Impasse des Vignes."

„Ah! was ist eine Stühlevermietherin von der Impasse des Vignes," sagte Gibassier verächtlich, „und was für eine armselige Gesellschaft besuchen Sie, Carmagnole?"

„Man muß ein wenig von Allem sehen, Herr Graf."

„Nun?"

„Ich sage also, die Barbette vermiethe Stühle, und zwar Stühle, auf welche mein Freund Longue-Avoine . . . Sie kennen Longue-Avoine?"

„Vom Gesichte."

„Stühle, auf welche sich zu setzen mein Freund Longue-Avoine nicht verachtet."

„Und welche Beziehung hat diese Frau, die Stühle vermiethet, auf die sich zu setzen Ihr Freund Longue-Avoine nicht verachtet, zu dem Geheimnisse, das ich zu ergründen wünschte?"

„Eine unmittelbare Beziehung."

„Lassen Sie hören," sagte Gibassier, während er mit den Augen blinzelnd stehen blieb und seine Daumen auf seinem Bauche sich drehen ließ, das heißt, alle Mittel der Stimme und der Geberde anwandte, um zu sagen: „Ich verstehe nicht!"

Carmagnole hielt lächelnd und ſich an ſeinem Triumphe weidend auch an.

Es ſchlug drei Viertel auf zwölf Uhr in der Himmelfahrts-Kirche.

Die zwei Männer ſchienen jeden fremden Gedanken zu verjagen, um die Stunde ſchlagen zu hören.

„Drei Viertel auf zwölf Uhr," ſagten ſie. „Gut! wir haben Zeit."

Dieſer Ausruf bewies, mit welcher Aufmerkſamkeit Jeder die Converſation verfolgte, in die er mit ſeinem Gefährten vertieft war.

Da ſich aber die Aufmerkſamkeit noch lebhafter bei Gibaſſier, als bei Carmagnole erregt fand, inſofern Gibaſſier es war, der fragte, und Carmagnole, der antwortete, ſo ſagte Gibaſſier:

„Ich höre."

„Sie wiſſen vielleicht nicht, mein lieber College, da Sie nicht dieſelben Neigungen wie ich für unſere heilige Religion haben, Sie wiſſen nicht, daß die Stühlevermietherinnen ſich kennen wie die fünf Finger der Hand."

„Ich geſtehe, daß ich das durchaus nicht wußte," erwiederte Gibaſſier mit jener erhabenen Offenherzigkeit der ſtarken Männer.

„Nun wohl," ſagte Carmagnole, ganz ſtolz, einen ſo gelehrten Mann etwas gelehrt zu haben, „dieſe Stühlevermietherin der Saint-Jaques-Kirche . . ."

„Die Barbette?" unterbrach Gibaſſier, um zu beweiſen, daß er nicht ein Wort vom Geſpräche verlor.

„Die Barbette, ja, ſteht in einer engen Freundſchaftsverbindung mit der Stühlevermietherin von

Saint-Sulpice, welche Stühlevermietherin in der Rue du Pot-de-Fer wohnt."

„Ah!" rief Gibassier durch einen Schein geblendet.

„Sie fangen an dabei zu sein, nicht wahr?"

„Das heißt, ich erschaue undeutlich, ich wittere, ich errathe."

„Nun wohl, unsere Stühlevermietherin von Saint-Sulpice ist, wie ich Ihnen vorhin sagte, Concierge des Hauses, bis zu dessen Thüre Sie gestern Abend Herrn Sarranti gefolgt sind, und in welchem sein Sohn, der Abbé Dominique, wohnt."

„Immer zu," sprach Gibassier, der um keinen Preis der Welt den Faden, den er so eben erwischt hatte, verlieren wollte.

„Nun wohl, der erste Gedanke, der Herrn Jackal kam, als er diesen Morgen den Brief empfing, in welchem Sie ihm Ihre Reisebeschreibung von gestern gaben, war, da er sah, Sie haben Herrn Sarranti bis zur Thüre eines Hauses der Rue du Pot-de-Fer verfolgt, mich holen zu lassen, um mich zu fragen, ob ich nicht Jemand in diesem Hause kenne. Sie begreifen, lieber Gibassier, meine Freude war groß, als ich erkannte, es sei dasjenige, dessen Bewachung der Thürschnur der Freundin der Freundin meines Freundes anvertraut sei. Ich nahm mir nur die Zeit, ein bejahendes Zeichen zu machen, und lief zu Barbette. Ich wußte, ich werde Longue-Avoine bei ihr finden: das ist die Stunde, wo er seinen Kaffee zu sich nimmt. Ich lief also nach der Impasse des Vignes; Longue-Avoine war dort. Ich sagte ihm zwei Worte in's Ohr; er sagte vier in's Ohr von Barbette, und diese ging auf der Stelle ab, um einen kleinen Besuch

ihrer Freundin, der Stühlevermietherin von Saint-Sulpice, zu machen."

„Ah! nicht ſchlecht, nicht ſchlecht," ſprach Gibaſſier, der die erſten Sylben der Charade zu errathen anfing. „Fahren Sie fort, ich verliere kein Wort."

„Dieſen Morgen gegen halb neun Uhr begab ſich alſo die Barbette in die Rue du Pot-de-Fer. Ich ſagte Ihnen, glaube ich, mit vier Worten habe ſie Longue-Avoine über die Sache unterrichtet. Das Erſte, was ſie nun in der Ecke von einer der Fenſterſcheiben erblickte, war ein Brief an Herrn Dominique Sarranti adreſſirt.

„„Sprich!"" ſagte die Barbette zu ihrer Freundin, „„Dein Mönch iſt alſo noch nicht zurückgekehrt?""

„„Nein,"" erwiederte die Andere, „„doch ich erwarte ihn jede Stunde.""

„„Es iſt erſtaunlich, daß er ſo lange ausbleibt.""

„„Weiß man je, was das macht, die Mönche? Doch warum ſprichſt Du von ihm?""

„„Weil ich dort ganz einfach einen Brief an ſeine Adreſſe ſehe,"" antwortete die Barbette.

„„Ja, das iſt ein Brief, den man geſtern Abend für ihn gebracht hat.""

„„Es iſt poſſirlich,"" ſagte die Barbette, „„man ſollte glauben, es ſei eine Frauenhandſchrift.""

„„Bei meiner Treue, nein,"" entgegnete die Andere. „„Ah! ja wohl, Frauen . . . Seit den fünf Jahren, die der Abbé Dominique hier wohnt, habe ich nicht die Schnauze von einer einzigen geſehen.""

„„Ah! Sie mögen immerhin ſagen . . .""

„„Nein, nein, da es ein Mann iſt, der ihn hier

geſchrieben hat, und er hat mir ſogar noch ſehr bange gemacht.““

„„Oh! ſollte er Sie beleidigt haben, Gevatterin?““

„„Nein, Gott ſei Dank, das kann ich nicht ſagen. Aber ſehen Sie, es ſcheint, ich duſſelte ein wenig; ich öffnete die Augen, und plötzlich ſah ich vor mir einen großen, ganz ſchwarzen Mann.““

„„War es zufällig der Teufel?““

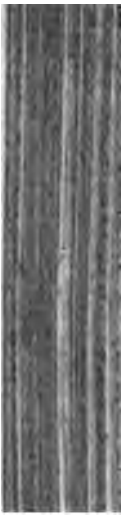
„„Nein; denn nach ſeinem Abgange hätte ich den Schwefel gerochen . . . Da fragte er mich, ob der Abbé Dominique zurückgekommen ſei. „Nein,“ antwortete ich ihm, „noch nicht.“

„— Wohl, ſo ſage ich Ihnen, daß er heute Abend oder morgen früh zurückkommen wird.“ Das war gräßlich genug, wie mir ſcheint!““

„„Ja.““

„— Ah!“ erwiederte ich, „— er wird heute Abend oder morgen früh zurückkommen? Nun wohl, das freut mich, ſo wahr ich Perine heiße.“ „— Iſt er Ihr Beichtvater?“ fragte er mich lachend.

„— Mein Herr,“ antwortete ich, „— erfahren Sie, daß ich nicht jungen Leuten von ſeinem Alter beichte.“ „— Ah! . . . Nun, ſo thun Sie mir den Gefallen und ſagen Sie ihm . . . Doch nein, es iſt beſſer . . . Haben Sie eine Feder, Papier und Tinte?“ „— Bei Gott! eine ſchöne Frage!“ „— Ich will ihm ſchreiben; geben Sie mir, was ich hiezu brauche.“ Ich gab ihm ſeine Tinte, ſeine Feder und ſein Papier, und er ſchrieb dieſen Brief. „— Haben Sie nun Oblaten oder Siegellack?“ fragte er. „— Oh! was das betrifft, nein,“ antwortete ich ihm, „— das habe ich nicht.“



chen?““
er That, das wäre mit der Zeit ein Ruin.“
es ist nicht gerade wegen des Ruins; doch
Ansehen, als mißtraute man den Leuten,
von ihnen etwas zum Versiegeln der
mgt.““
ınd dann genirt das, will man den Brief
sie abgegangen sind; aber,““ fuhr die
rt, indem sie einen Blick auf den Brief
: kommt es, daß er gesiegelt ist?““
sprechen Sie mir nicht hievon! er störte
Portefeuille und suchte so lange, bis er
)late fand.““
aß Sie nicht wissen, was der Brief ent-

neiner Treue, nein. Wozu sollte es mich
, zu wissen, daß Herr Dominique sein
ıß er Herrn Dominique heute um Mittag
melfahrts-Kirche an den dritten Pfeiler,

„„Was denn?““

„„Daß um neun Uhr ein Begräbniß ſtattfindet. Gut! und mein Schlingel von einem Manne iſt trinken gegangen! Immer dieſelben Streiche, was! er macht immer dieſelben Streiche! Durch wen ſoll ich meine Thüre bewachen laſſen? Durch meine Katze?““

„„Nun, bin ich denn nicht da?“ fragte die Barbette.

„„Wahrhaftig?““ ſagte die Andere, „„Sie würden mir einen ſolchen Dienſt thun?““

„„Oh! wie einfältig! muß man ſich nicht auf dieſer Welt einander beiſtehen?““

„Und auf dieſe Verſicherung ging die Stühlevermietherin von Saint-Sulpice, um ihren Geſchäften obzuliegen.“

„Ja, ich begreife,“ ſagte Gibaſſier, „und die Barbette, als ſie allein war, ließ den Brief ebenfalls klaffen.“

„Ah! ſie hielt ihn über den Dampf des Siedekeſſels, öffnete ihn und ſchrieb ihn ab, ſo daß wir zehn Minuten nachher den ganzen Brief hatten.“

„Und der Brief ſagte?“

„Was die Portière von Nr. 28 ſchon geſagt hatte. Uebrigens iſt hier der Text,“ erwiederte Carmagnole.

Und er zog ein Papier aus ſeiner Taſche und las laut, während Gibaſſier leiſe las:

„Mein lieber Sohn, ich bin ſeit heute Abend unter dem Namen Dubreuil in Paris: **mein erſter** Beſuch hat Dir gegolten. Man ſagt mir, Du ſeiſt nicht zurückgekehrt, man habe Dir aber **meinen erſten**

Brief zugeschickt, und Du kannst folglich nicht säumen. Kommst Du heute Nacht oder morgen früh an, so indest Du mich um Mittag in der Himmelfahrts-Kirche; ich werde an den dritten Pfeiler, vom Eingange links, angelehnt sein."

„Ah!" sagte Gibassier, „sehr gut!"

Und da sie so von ihren Angelegenheiten und von denen Anderer plaudernd zur letzten Stufe der Vorhalle der Himmelfahrts-Kirche gelangt waren, so traten sie in die Kirche ein, als es eben Mittag schlug.

Am dritten Pfeiler links stand Herr Sarranti angelehnt, während bei ihm knieend Dominique, ohne von Jemand gesehen zu werden, ihm die Hand küßte.

Wir täuschen uns, er war von Gibassier und von Carmagnole gesehen worden.

VII.

Wie man einen Aufstand macht.

Ein Blick genügte den zwei Männern; sie drehten sich sogleich auf den Absätzen und wandten sich nach der entgegengesetzten Seite, das heißt gegen den Chor.

Als sie sich aber wieder umdrehten und zurückkamen, kniete Dominique immer noch auf derselben Stelle, doch Herr Sarranti war nicht mehr da.

Es hätte, wie man sieht, wenig gebraucht, daß die Unfehlbarkeit von Herrn Jackal von Gibassier in

Zweifel gezogen werden konnte, nichtsdestoweniger war seine Bewunderung für den Polizeichef nur größer; die Scene, die er bezeichnet, das Gemälde, das er beschrieben, hatten nur die Dauer des Blitzes gehabt, doch Scene und Gemälde hatten existirt.

„Ei! ei!" sagte Carmagnole, „ich sehe immer noch den Mönch, doch ich sehe unseren Mann nicht mehr."

Gibassier erhob sich auf den Fußspitzen, schoß seinen geübten Blick in die Tiefen der Kirche, und lächelte.

„Ich sehe ihn," sagte er.

„Wo denn?"

„Zu unserer Rechten, in schräger Linie."

„Ich folge."

„Schauen Sie."

„Ich schaue."

„Was sehen Sie?"

„Einen Academisten, der schnupft."

„Das ist, um sich wach zu erhalten; er glaubt, er sei in einer Sitzung . . . Und was sehen Sie hinter dem Academiker?"

„Einen Schlingel, der eine Uhr stiehlt."

„Das ist, um seinem alten Vater die Stunde zu sagen, Carmagnole ... Und hinter dem Schlingel?"

„Einen jungen Mann, der ein Billet in das Gebetbuch eines Mädchens steckt."

„Seien Sie überzeugt, daß dies kein Beerdigungsbillet ist. Und hinter diesem glücklichen Paare?"

„Einen guten Mann, der so traurig aussieht, als ob er begraben würde. Ich habe diesen Mann bei allen Beerdigungen gesehen."

„Mein lieber Carmagnole, ohne Zweifel hat er im Grunde seines Herzens den melancholischen Gedanken, er werde der seinigen nicht beiwohnen ... Nun sind Sie aber bald dabei, mein Busenfreund. Was sehen Sie hinter dem traurigen Greise?“

„Ah! es ist wahr, unsern Mann. Er spricht mit Herrn von Lafayette.“

„Wahrhaftig! das ist Herr von Lafayette?“ sagte Gibassier mit jener Ehrfurcht, welche die gemeinsten und elendsten Leute für den edlen Greis hegten.

„Wie!“ rief Carmagnole mit Erstaunen, „Sie kennen Herrn von Lafayette nicht?“

„Ich habe Paris am Abend vor dem Tage verlassen, wo ich ihm als peruvianischer Kazike, der herbei gekommen, um die französische Constitution zu studiren, vorgestellt werden sollte.“

In diesem Augenblicke, und als die zwei Gefährten, die Hände auf dem Rücken und mit sehr harmloser Miene, langsam gegen die Gruppe zugingen, — welche in der That aus dem General Lafayette, Herrn von Marande, dem General Pajol, Dupont (de l'Eure), und Einigen von den Männern bestand, welche ihre Opposition der allgemeinen Popularität bemerkbar machte, — in diesem Augenblicke, sagen wir, waren sie von Salvator seinen Freunden bezeichnet worden.

Gibassier hatte nichts von dem verloren, was in der Gruppe der jungen Leute vorgegangen war. Gibassier schien mit einer besondern Fähigkeit in Betreff des dritten Sinnes begabt; er sah zugleich rechts und links wie die Schieler, und vorne und hinten wie die Kamäleone.

„Mein lieber Carmagnole," ſagte Gibaſſier, indem er ihm mit einem Augenwinke die Gruppe der fünf jungen Leute bezeichnete, „ich glaube, dieſe Herren erkennen uns; es wäre gut, wenn wir uns trennen würden, wohlverſtanden auf einen Moment. Ueberdies würden wir unſern Mann nur um ſo beſſer belauern, und es gibt einen Ort, wo wir uns mit Sicherheit immer wiederfinden."

„Sie haben Recht," erwiederte Carmagnole, „man vermöchte nicht vorſichtig genug zu Werke zu gehen. Die Verſchwörer ſind ſchlauer, als man glaubt."

„Sie ſprechen da eine ſehr gewagte Anſicht aus, Carmagnole; doch gleichviel, es iſt nichts Schlimmes dabei, glauben zu laſſen, was Sie ſagen."

„Sie wiſſen, daß wir nur Einen zu verhaften haben?"

„Allerdings; was würden wir mit dem Mönche thun? Er brächte uns die ganze Geiſtlichkeit auf den Nacken."

„Und zu verhaften unter ſeinem Namen Dubreuil, wegen des in der Kirche verurſachten Aergerniſſes."

„Wegen keiner andern Sache."

„Gut!" ſagte Carmagnole, indem er ſich gegen rechts wandte, während ſich ſein Gefährte gegen links wandte.

Dann ſtellte ſich Jeder, eine krumme Linie beſchreibend, Carmagnole auf die Rechte des Vaters und Gibaſſier auf die Linke des Sohnes.

Die Meſſe begann in dieſem Augenblicke.

Sie wurde mit Salbung geleſen, mit Sammlung gehört.

Nach Beendigung der Meſſe traten die jungen

in dem Augenblicke, wo sie sich bückten, um
:engungen zu vereinigen und die Last mit
hzeitigen Bewegung aufzuheben, schien eine
on hoher Gestalt, schwarz gekleidet, doch
zeichnung, aus der Erde hervorzukommen,
nit dem Tone eines Mannes, der das Recht
efehlen:
:en Sie diesen Sarg nicht an, meine

warum nicht?" fragten erstaunt die jungen

habe Ihnen keine Rechenschaft zu geben,"
der schwarze Mann; „rühren Sie den
t an."
uf wandte er sich an den Todtencommissär
e:
sind Ihre Träger, mein Herr?"
Todtencommissär trat vor und erwiederte:
ich glaubte, diese Herren sollten den Leich-
en . . ."

Seiten; ein furchtbares Gebrülle drang aus der Bruſt der Menge hervor.

Der Unbekannte fühlte ſich ohne Zweifel durch eine unwiderſtehliche Macht unterſtützt, denn er empfing dieſen Lärmen mit einem Lächeln der Verachtung.

„Träger!“ wiederholte er.

„Nein, nein, nein, keine Träger!“ riefen die Zöglinge.

„Keine Träger!“ wiederholte die Menge.

„Mit welchem Rechte,“ fuhren die Zöglinge fort, „mit welchem Rechte wollen Sie uns verhindern, die ſterblichen Ueberreſte unſeres Wohlthäters zu tragen, während wir von der Familie die Erlaubniß erhalten haben?“

„Das iſt falſch,“ erwiederte der Unbekannte, „die Familie widerſetzt ſich im Gegentheile förmlich, daß der Körper anders als auf die gewöhnliche Art getragen werde.“

„Iſt das wahr, meine Herren?“ fragten die jungen Leute, ſich an die Grafen Gaëtan und Alexandre de la Rochefoucauld wendend, welche in dieſem Augenblicke herbeikamen, um ihren Platz hinter dem Leichname ihres Vaters zu nehmen; „iſt das wahr, meine Herren, verbieten Sie uns, die Ueberreſte unſeres Wohlthäters und Ihres Vaters, der auch der unſere war, zu tragen?“

Alles dies ging unter einem unbeſchreiblichen, erſchrecklichen Tumulte vor.

Als man aber dieſe Frage hörte, als man ſah, daß der Graf Gaëtan zu antworten ſich anſchickte, rief man von allen Seiten:

„Stille! Stille! Stille!“

Die Stille trat wie durch einen Zauber ein, und an hörte den Grafen Gaëtan mit zugleich ernſtem, inſtem und dankbaren Tone antworten:

„Weit entfernt, ſich zu widerſetzen, hat Sie die amilie hiezu ermächtigt, und ſie ermächtigt Sie bermals.“

Auf dieſe Worte erfolgte ein Freudengeſchrei, das on der Firſte bis zur Baſis der Kirche erſcholl.

Der Todtencommiſſär hatte indeſſen die Träger erbeikommen laſſen, und dieſe hatten ſchon die Trag- ahre ergriffen; als ſie aber die Worte des Grafen aëtan hörten, übergaben ſie den Sarg wieder den ngen Leuten, und dieſe ſetzten ihn auf ihre Schul- rn und gingen mit frommem Weſen aus der irche ab.

Man durchſchritt ziemlich ruhig den Hof, dann at man in die Rue Saint-Honoré ein.

Der Mann, der das Aergerniß verurſacht hatte, ar wie durch Zauber verſchwunden. Man mochte ch immerhin in allen Gruppen fragen, Niemand atte ihn weggehen ſehen, Niemand hatte ihn vor- berkommen ſehen.

Sobald man in der Rue Saint-Honoré war, ildete ſich der Zug wieder: zuerſt die Söhne des erzogs de la Rochefoucauld, ſodann hinter ihnen ahmen in großer Anzahl Pairs von Frankreich, Ab- eordnete, Perſonen ausgezeichnet durch ihr perſön- ches Verdienſt oder hervorragend durch ihre Stel- ung, Freunde oder Verwandte des Herzogs, nach nd nach ihren Platz.

Der Herzog de la Rochefoucauld war General-

lieutenant. Eine Ehrenescorte war ihm gegeben worden.

Alles schien also beschwichtigt, als in dem Augenblicke, wo man es am wenigsten erwartete, derselbe Mann, der schon das Aergerniß in der Kirche verursacht hatte, plötzlich wiedererschien, als ob er zum zweiten Male unter der Erde hervorkäme.

Die Menge, sobald sie ihn erkannte, stieß einen Schrei der Entrüstung aus.

Er aber ging auf den Officier zu, der die Ehrenescorte commandirte, und sagte ihm ein paar Worte ins Ohr, die Niemand hörte.

Sodann ermahnte er ihn laut, den Agenten Beistand zu leisten, um die jungen Leute zu verhindern, den Sarg zu tragen, und ihn auf den Leichenwagen niedersetzen zu machen, der bestimmt sei, den Herzog aus Paris zu führen.

Bei dieser mit Anrufung der bewaffneten Macht zum zweiten Male erneuerten Prätension erhob sich auf allen Seiten drohendes Geschrei.

Unter diesem Geschrei unterschied man deutlich die Worte:

„Nein, nein, willigen Sie nicht ein . . . Es lebe die Garde! Nieder mit den Mouchards! Nieder mit dem Polizeicommissär! An die Laterne mit dem Polizeicommissär!"

Und als natürliches Accompagnement dieses Geschreies entstand vom Schweife bis zum Kopfe dieser Menge eine Bewegung ähnlich der der Wellen der Fluth.

Die letzte Woge drang so nahe zum Commissär, daß sie ihn nöthigte, zurückzuweichen.

Er wandte sich nach der Seite, woher das Ge-
kam, warf dieser ganzen Menge einen drohen-
Blick zu, und sagte zum Officier:
„Mein Herr, ich fordere Sie zum zweiten Male
mir Beistand zu leisten!"
Der Officier warf einen Blick auf seine Leute:
h sie fest und düster. Sie würden gehorchen,
er Befehl auch gegeben werden sollte.
Neues Geschrei erhob sich:
„Es lebe die Garde! Nieder mit den Mouchards!"
„Mein Herr," sagte heftig der schwarze Mann
Officier, „zum dritten und letzten Male fordere
ie auf, mir Beistand zu leisten. Ich habe förm-
Befehle erhalten, und wehe Ihnen, wenn Sie
verhindern, sie zu vollziehen!"
Besiegt durch den gebieterischen Ton des Com-
rs und durch die drohende Form der Aufforde-
, gab der Officier einen Befehl mit halber Stimme,
in einem Augenblicke strahlten die Bajonnete am
der Flinten.
Unheil weissagendes Geschrei, Rache- und Todes-
:ei erscholl von allen Seiten.
„Nieder mit der Garde! Tod dem Commissär!
:r mit dem Ministerium! Tod Herrn von Cor-
! An die Laterne mit den Jesuiten! Es lebe
Preßfreiheit!"
Will nun der Leser vom Ganzen auf die Einzel-
n und von der Menge auf Einige der Indivi-
übergehen, die sie bildeten, so wird er, von
geführt, einen Blick auf die Haltung der Per-
t unseres Buches werfen, in dem Momente, wo
Sarg, getragen von den Zöglingen der Schule

von Chalons, die Stufen der Himmelfahrts-Kirche hinabkam und ſich nach der Rue Saint-Honoré wandte.

Herr Sarranti und der Abbé Dominique, der Eine gefolgt von Gibaſſier, der Andere von Carmagnole, hatten ſich beim Ausgange aus der Kirche einander genähert, ohne daß es abſichtlich zu geſchehen ſchien, und ohne daß ſie ſich auch nur entfernt zu kennen ſchienen, und hatten einen Platz am Ende der Rue de Mondovi, das heißt, bei der Place de l'Orangerie und gegenüber dem Tuilerien-Garten eingenommen.

Herr von Marande und ſeine Freunde waren in der Rue du Mont-Thabor gruppirt, und warteten, daß ſich der Zug in Marſch ſetze.

Salvator und unſere vier jungen Leute waren in der Rue Saint-Honoré, an der Ecke der Rue Neuve-du-Luxembourg, ſtehen geblieben.

Bei der Bewegung, welche von der Menge bewerkſtelligt worden war, hatten ſich die Reihen enger angeſchloſſen, und die jungen Leute befanden ſich zwanzig Schritte von dem Gitter, das die Umfriedung der Himmelfahrts-Kirche bildete.

Sie wandten ſich um, als ſie das Geſchrei ausſtoßen hörten, mit dem die entrüſtete Bevölkerung, mitten unter einem Leichenbegängniſſe, die Intervention der bewaffneten Macht empfing.

Doch unter Allen denjenigen, die ſo ihre Entrüſtung kundgaben, waren die am meiſten Entrüſteten die Menſchen mit gemeinen Geſichtern und mit ſcheelen Blicken, welche mit einer geſchickten Verſchwendung in der Menge ausgeſtreut zu ſein ſchienen.

Jean Robert und Petrus wandten sich mit Ekel ab. Ihr Wunsch in diesem Augenblicke wäre gewesen, sich aus diesem Gedränge zu ziehen, über dem man etwas Unheil Verkündendes, Drohendes schweben fühlte; doch sie sahen sich fest gefaßt; es war unmöglich, sich zu rühren, und alle ihre dem Gefühle der Selbsterhaltung zugewandten Anstrengungen mußten sich darauf beschränken, daß sie nicht erdrückt würden.

Salvator, der sonderbare Mann, der eben so vertraut mit den Mysterien der Aristokratie als mit den Arcanen der Polizei zu sein schien, Salvator kannte übrigens die Mehrzahl von diesen Menschen, nicht nur von Gesichte, sondern seltsamer Weise auch den Namen nach; und diese Namen waren für Jean Robert, den Dichter mit dem erhabenen Instincte, Absteckpfähle eingepflanzt auf einem unbekannten, zu den, von Dante besuchten, hölliſchen Kreisen hinabgehenden Wege.

Diese Menschen, es waren Longue-Avoine, Maldaplomb, Brin-d'Acier, Maillochon, kurz die ganze Schaar, die unsere Leser in der Rue des Postes das kleine Haus haben belagern sehen, in welchem Einer von ihnen, der arme Vol-au-Vent, einen so gefährlichen und so sehr mißglückten Sprung gemacht hatte; es waren, auf verschiedene Weise gruppirt und mit dem Auge und der Geberde mit Salvator correspondirend, der ihnen durch diese zwei mimiſchen Mittel die größte Vorsicht empfahl, es waren Croc-en-Jambe und sein Gevatter la Gibelotte, völlig ausgesöhnt, der Letztere beständig seine Gegenwart durch den scharfen Baldriangeruch offenbarend, der so unange-

nehm den Geruchssinn von Ludovic in der Schenke an der Ecke der Rue Aubry-le-Boucher berührte, wo diese lange Geschichte beginnt, die wir unsern Lesern zu erzählen im Zuge sind; es waren Fasiou und der göttliche Copernic, mehr noch verbunden durch das Interesse, das Copernic hatte, sich nicht mit Fasiou zu entzweien, als durch das, welches Fasiou hatte, sich nicht mit Copernic zu veruneinigen.

Copernic hatte also Fasiou die unbedachtsame Geberde vergeben, welche der Pitre auf Rechnung einer Nervenzuckung setzte, die er nicht habe bemeistern können; nur ließ Copernic Fasiou schwören, die Sache werde ihm nicht mehr begegnen, ein Eid, den Fasiou mit dem stillschweigenden Vorbehalte leistete, mit dessen Hülfe man nach der Behauptung der Jesuiten schwören kann, ohne verbunden zu sein, etwas zu halten.

Zehn Schritte von den zwei Künstlern, und glücklicher Weise durch eine compacte Masse von ihnen getrennt, waren Jean Taureau, unter seinem Arme haltend, — wie ein Gendarme seinen Gefangenen hält, wie Gibassier seinen Agenten hielt, — unter seinem Arme haltend das große blonde Mädchen, die Venus der Hallen, mit dem schlangenartig wogenden Leibe, die man Fisine nannte.

Wir sagen glücklicher Weise, denn Jean Taurean hatte Fasiou gerochen, wie Ludovic la Gibelotte gerochen hatte, obgleich wir den armen Jungen durchaus nicht beschuldigen, er habe denselben Geruch ausgedünstet, — und man weiß, welchen tiefen Haß, welchen eingewurzelten Widerwillen der robuste Zimmermann gegen seinen schwächlichen Nebenbuhler hegte.

Unfern von da waren die zwei Kameraden, welche den jungen Leuten in der Schenke eine Schlacht geliefert hatten. Sac-à-Plâtre, dieser Maurer, der bei einem Brande vom zweiten Stocke sein Kind und seine Frau in die Arme des farnesischen Hercules, genannt Jean Taureau, geworfen und dann sich selbst hinabgestürzt hatte; Sac-à-Plâtre weiß wie die Substanz, die er anzurühren pflegte, und die ihm diesen Spitznamen eingetragen hatte, Sac-à-Plâtre hing am Arme eines Riesen, der so schwarz war, als er, Sac-à-Plâtre, weiß: dieser Riese, welcher der Titan, der Gemahl der Nacht zu sein schien, war der übermäßig große Kohlenbrenner, den Jean Taureau, an einem Tage der Schulfuchserei, Toussaint-Louverture genannt hatte.

Es waren überdies alle die in Trauer gekleideten Personen, die wir im Hofe der Präfectur, die letzten Befehle von Herrn Jackal und das Signal zum Abgange erwartend, gesehen haben.

In dem Augenblicke, wo sich die Soldaten mit gefälltem Bajonnet dem Sarge näherten, warfen sich etliche und zwanzig Personen, einer ersten Bewegung des Edelmuths nachgebend, zwischen sie und die Zöglinge der Schule von Chalons, die den Leichnam trugen.

Der Officier, aufgerufen, ob er den Muth hätte, sich der Bajonnete seiner Soldaten gegen junge Leute zu bedienen, deren einziges Verbrechen es sei, daß sie ihrem Wohlthäter ihre Ehrfurcht bezeigen, der Officier antwortete, der Befehl sei förmlich, und er wolle nicht seiner Stelle entsetzt werden.

Nur forderte er seinerseits und ein letztes Mal

diejenigen, welche ihn an der Erfüllung ſeiner Pflicht verhindern wollten, auf, ſich zurückzuziehen, und ſich an die durch dieſe lebendige Mauer beſchützten Träger wendend, befahl er dieſen, den Sarg auf die Erde niederzuſetzen.

„Thut es nicht! gehorcht nicht!“ rief man von allen Seiten. „Wir ſind da, um Euch zu unterſtützen!“

Und die jungen Leute ſchienen wirklich durch ihre feſten Worte und ihre kräftige Haltung entſchloſſen, eher Alles zu wagen, als zu gehorchen.

Der Officier gab ſeinen Leuten den Befehl, die Bewegung fortzuſetzen. Die Bajonnete, die ſich wieder einen Augenblick erhoben hatten, ſenkten ſich aufs Neue.

„Tod dem Commiſſär! Tod dem Officier!“ brüllte die Menge.

Der ſchwarze Mann hob den Arm empor: das Pfeifen eines Caſſe-tête wurde hörbar, und an den Schlaf getroffen, ſtürzte ein Mann, in ſeinem Blute gebadet, zu Boden.

Wir hatten zu jener Zeit noch nicht die furchtbaren Aufſtände vom 5. und 6. Juni, vom 13. und 14. April durchgemacht, und ein erſchlagener Mann war noch Etwas.

„Mord! Mord!“ rief die Menge.

Als hätten ſie nur auf dieſen Ruf gewartet, zogen zwei- bis dreihundert Agenten unter ihren Ueberröcken ihre Caſſe-têtes hervor, welche dem ähnlich, deſſen Wirkung man ſo eben geſehen hat.

Der Krieg war erklärt.

Diejenigen, welche Stöcke hatten, hoben ſie auf,

diejenigen, welche Meſſer hatten, zogen ſie aus ihr Taſchen.

Gut geſchürt, wie man mit dem Kunſtausdruck ſagt, kam der Aufſtand zum Ausbruche.

Jean Taureau, der Mann mit dem ſanguiniſchen Muthe, das heißt der Mann der erſten Bewegung, Jean Taureau vergaß die ſtummen Ermahnungen von Salvator.

„Ah! ah!“ ſagte er, indem er den Arm von Fifine losließ und in ſeine Hände ſpuckte, „ich glaube, wir werden uns meſſen.“

Und, als wollte er ſeine Kräfte verſuchen, nahm er bei den Flanken den erſten den beſten Agenten, der ſich in ſeinem Bereiche fand, und ſchickte ſich an, ihn gleichviel wohin zu werfen.

„Herbei! zu Hülfe! zu Hülfe, Freunde!“ rief der Agent mit einer Stimme, welche immer mehr unter dem Drucke der eiſernen Hände von Jean Taureau erloſch.

Brin-d'Acier hörte dieſen Nothſchrei, und wie die Schlange durch die Menge ſchlüpfend, näherte er ſich von hinten und hob ſchon gegen Jean Taureau den kurzen, ausgebleiten Stock auf, als ſich Sac-lâtre zwiſchen den Mouchard und den Zimmermann ſtürzte und den Stock packte, während der Pflanzenſammler, der, bei der Gruppe angelangt, augenſcheinlich ſeinen Namen rechtfertigen wollte, Brin-d'Acier ein Bein unterſchlug und ihn rückwärts zu Fall machte.

Von dieſem Augenblicke an war es ein entſetzliches Gemenge, und man fing an ſchrille Schreie

Seiten; ein furchtbares Gebrülle drang aus der Bruſt der Menge hervor.

Der Unbekannte fühlte ſich ohne Zweifel durch eine unwiderſtehliche Macht unterſtützt, denn er empfing dieſen Lärmen mit einem Lächeln der Verachtung.

„Träger!“ wiederholte er.

„Nein, nein, nein, keine Träger!“ riefen die Zöglinge.

„Keine Träger!“ wiederholte die Menge.

„Mit welchem Rechte,“ fuhren die Zöglinge fort, „mit welchem Rechte wollen Sie uns verhindern, die ſterblichen Ueberreſte unſeres Wohlthäters zu tragen, während wir von der Familie die Erlaubniß erhalten haben?“

„Das iſt falſch,“ erwiederte der Unbekannte, „die Familie widerſetzt ſich im Gegentheile förmlich, daß der Körper anders als auf die gewöhnliche Art getragen werde.“

„Iſt das wahr, meine Herren?“ fragten die jungen Leute, ſich an die Grafen Gaëtan und Alexandre de la Rochefoucauld wendend, welche in dieſem Augenblicke herbeikamen, um ihren Platz hinter dem Leichname ihres Vaters zu nehmen; „iſt das wahr, meine Herren, verbieten Sie uns, die Ueberreſte unſeres Wohlthäters und Ihres Vaters, der auch der unſere war, zu tragen?“

Alles dies ging unter einem unbeſchreiblichen, erſchrecklichen Tumulte vor.

Als man aber dieſe Frage hörte, als man ſah, daß der Graf Gaëtan zu antworten ſich anſchickte, rief man von allen Seiten:

„Stille! Stille! Stille!“

Die Stille trat wie durch einen Zauber ein, und man hörte den Grafen Gaëtan mit zugleich ernstem, sanftem und dankbaren Tone antworten:

„Weit entfernt, sich zu widersetzen, hat Sie die Familie hiezu ermächtigt, und sie ermächtigt Sie abermals.“

Auf diese Worte erfolgte ein Freudengeschrei, das von der Firste bis zur Basis der Kirche erscholl.

Der Todtencommissär hatte indessen die Träger herbeikommen lassen, und diese hatten schon die Tragbahre ergriffen; als sie aber die Worte des Grafen Gaëtan hörten, übergaben sie den Sarg wieder den jungen Leuten, und diese setzten ihn auf ihre Schultern und gingen mit frommem Wesen aus der Kirche ab.

Man durchschritt ziemlich ruhig den Hof, dann trat man in die Rue Saint-Honoré ein.

Der Mann, der das Aergerniß verursacht hatte, war wie durch Zauber verschwunden. Man mochte sich immerhin in allen Gruppen fragen, Niemand hatte ihn weggehen sehen, Niemand hatte ihn vorüberkommen sehen.

Sobald man in der Rue Saint-Honoré war, bildete sich der Zug wieder: zuerst die Söhne des Herzogs de la Rochefoucauld, sodann hinter ihnen nahmen in großer Anzahl Pairs von Frankreich, Abgeordnete, Personen ausgezeichnet durch ihr persönliches Verdienst oder hervorragend durch ihre Stellung, Freunde oder Verwandte des Herzogs, nach und nach ihren Platz.

Der Herzog de la Rochefoucauld war General-

lieutenant. Eine Ehrenescorte war ihm gegeben worden.

Alles ſchien alſo beſchwichtigt, als in dem Augenblicke, wo man es am wenigſten erwartete, derſelbe Mann, der ſchon das Aergerniß in der Kirche verurſacht hatte, plötzlich wiedererſchien, als ob er zum zweiten Male unter der Erde hervorkäme.

Die Menge, ſobald ſie ihn erkannte, ſtieß einen Schrei der Entrüſtung aus.

Er aber ging auf den Officier zu, der die Ehrenescorte commandirte, und ſagte ihm ein paar Worte ins Ohr, die Niemand hörte.

Sodann ermahnte er ihn laut, den Agenten Beiſtand zu leiſten, um die jungen Leute zu verhindern, den Sarg zu tragen, und ihn auf den Leichenwagen niederſetzen zu machen, der beſtimmt ſei, den Herzog aus Paris zu führen.

Bei dieſer mit Anrufung der bewaffneten Macht zum zweiten Male erneuerten Prätenſion erhob ſich auf allen Seiten drohendes Geſchrei.

Unter dieſem Geſchrei unterſchied man deutlich die Worte:

„Nein, nein, willigen Sie nicht ein . . . Es lebe die Garde! Nieder mit den Mouchards! Nieder mit dem Polizeicommiſſär! An die Laterne mit dem Polizeicommiſſär!“

Und als natürliches Accompagnement dieſes Geſchreies entſtand vom Schweife bis zum Kopfe dieſer Menge eine Bewegung ähnlich der der Wellen der Fluth.

Die letzte Woge drang ſo nahe zum Commiſſär, daß ſie ihn nöthigte, zurückzuweichen.

Er wandte sich nach der Seite, woher das
schrei kam, warf dieser ganzen Menge einen dro
den Blick zu, und sagte zum Officier:
„Mein Herr, ich fordere Sie zum zweiten M
auf, mir Beistand zu leisten!“
Der Officier warf einen Blick auf seine Leut
er sah sie fest und düster. Sie würden gehorche
welcher Befehl auch gegeben werden sollte.
Neues Geschrei erhob sich:
„Es lebe die Garde! Nieder mit den Mouchards!“
„Mein Herr,“ sagte heftig der schwarze Mann
zum Officier, „zum dritten und letzten Male fordere
ich Sie auf, mir Beistand zu leisten. Ich habe förm-
liche Befehle erhalten, und wehe Ihnen, wenn Sie
mich verhindern, sie zu vollziehen!“
Besiegt durch den gebieterischen Ton des Com-
missärs und durch die drohende Form der Aufforde-
rung, gab der Officier einen Befehl mit halber Stimme,
und in einem Augenblicke strahlten die Bajonnete am
Ende der Flinten.
Unheil weissagendes Geschrei, Rache- und Todes-
eschrei erscholl von allen Seiten.
„Nieder mit der Garde! Tod dem Commissär!
ieder mit dem Ministerium! Tod Herrn von Cor-
ère! An die Laterne mit den Jesuiten! Es lebe
: Preßfreiheit!“
Will nun der Leser vom Ganzen auf die Einzel-
ten und von der Menge auf Einige der Indivi-
n übergehen, die sie bildeten, so wird er, von
geführt, einen Blick auf die Haltung der Per-
n unseres Buches werfen, in dem Momente, wo
Sarg, getragen von den Zöglingen der Schule

i Chalons, die Stufen der Himmelfahrts-Kirche abkam und ſich nach der Rue Saint-Honoré ndte.

Herr Sarranti und der Abbé Dominique, der ine gefolgt von Gibaſſier, der Andere von Carmagole, hatten ſich beim Ausgange aus der Kirche einander genähert, ohne daß es abſichtlich zu geſchehen chien, und ohne daß ſie ſich auch nur entfernt zu ennen ſchienen, und hatten einen Platz am Ende der Rue de Mondovi, das heißt, bei der Place de l'Orangerie und gegenüber dem Tuilerien-Garten eingenommen.

Herr von Marande und ſeine Freunde waren in der Rue du Mont-Thabor gruppirt, und warteten, daß ſich der Zug in Marſch ſetze.

Salvator und unſere vier jungen Leute waren in der Rue Saint-Honoré, an der Ecke der Rue Neuve-du-Luxembourg, ſtehen geblieben.

Bei der Bewegung, welche von der Menge bewerkſtelligt worden war, hatten ſich die Reihen enger angeſchloſſen, und die jungen Leute befanden ſich zwanzig Schritte von dem Gitter, das die Umfriedung der Himmelfahrts-Kirche bildete.

Sie wandten ſich um, als ſie das Geſchrei ausſtoßen hörten, mit dem die entrüſtete Bevölkerung, mitten unter einem Leichenbegängniſſe, die Intervention der bewaffneten Macht empfing.

Doch unter Allen denjenigen, die ſo ihre Entrüſtung kundgaben, waren die am meiſten Entrüſteten die Menſchen mit gemeinen Geſichtern und mit ſcheelen Blicken, welche mit einer geſchickten Verſchwendung in der Menge ausgeſtreut zu ſein ſchienen.

Jean Robert und Petrus wandten sich mit Ekel
b. Ihr Wunsch in diesem Augenblicke wäre ge-
esen, sich aus diesem Gedränge zu ziehen, über dem
an etwas Unheil Verkündendes, Drohendes schwe-
en fühlte; doch sie sahen sich fest gefaßt; es war
nmöglich, sich zu rühren, und alle ihre dem Ge-
ihle der Selbsterhaltung zugewandten Anstrengun-
en mußten sich darauf beschränken, daß sie nicht
drückt würden.

Salvator, der sonderbare Mann, der eben so
ertraut mit den Mysterien der Aristokratie als mit
en Arcanen der Polizei zu sein schien, Salvator
nnte übrigens die Mehrzahl von diesen Menschen,
icht nur von Gesichte, sondern seltsamer Weise auch
en Namen nach; und diese Namen waren für Jean
obert, den Dichter mit dem erhabenen Instincte,
bsteckpfähle eingepflanzt auf einem unbekannten,
den, von Dante besuchten, höllischen Kreisen hinab-
ehenden Wege.

Diese Menschen, es waren Longue-Avoine, Mal-
plomb, Brin-d'Acier, Maillochon, kurz die ganze
chaar, die unsere Leser in der Rue des Postes das
eine Haus haben belagern sehen, in welchem Einer
on ihnen, der arme Vol-au-Vent, einen so gefähr-
chen und so sehr mißglückten Sprung gemacht hatte;
waren, auf verschiedene Weise gruppirt und mit
em Auge und der Geberde mit Salvator correspon-
rend, der ihnen durch diese zwei mimischen Mittel
e größte Vorsicht empfahl, es waren Croc-en-Jambe
nd sein Gevatter la Gibelotte, völlig ausgesöhnt,
er Letztere beständig seine Gegenwart durch den
harfen Baldriangeruch offenbarend, der so unange-

nehm den Geruchssinn von Ludovic in der Schenke an der Ecke der Rue Aubry-le-Boucher berührte, wo dieſe lange Geſchichte beginnt, die wir unſern Leſern zu erzählen im Zuge ſind; es waren Faſiou und der göttliche Copernic, mehr noch verbunden durch das Intereſſe, das Copernic hatte, ſich nicht mit Faſiou zu entzweien, als durch das, welches Faſiou hatte, ſich nicht mit Copernic zu veruneinigen.

Copernic hatte alſo Faſiou die unbedachtſame Geberde vergeben, welche der Pitre auf Rechnung einer Nervenzuckung ſetzte, die er nicht habe bemeiſtern können; nur ließ Copernic Faſiou ſchwören, die Sache werde ihm nicht mehr begegnen, ein Eid, den Faſiou mit dem ſtillſchweigenden Vorbehalte leiſtete, mit deſſen Hülfe man nach der Behauptung der Jeſuiten ſchwören kann, ohne verbunden zu ſein, etwas zu halten.

Zehn Schritte von den zwei Künſtlern, und glücklicher Weiſe durch eine compacte Maſſe von ihnen getrennt, waren Jean Taureau, unter ſeinem Arme haltend, — wie ein Gendarme ſeinen Gefangenen hält, wie Gibaſſier ſeinen Agenten hielt, — unter ſeinem Arme haltend das große blonde Mädchen, die Venus der Hallen, mit dem ſchlangenartig wogenden Leibe, die man Fiſine nannte.

Wir ſagen glücklicher Weiſe, denn Jean Taurean hatte Faſiou gerochen, wie Ludovic la Gibelotte gerochen hatte, obgleich wir den armen Jungen durchaus nicht beſchuldigen, er habe denſelben Geruch ausgedünſtet, — und man weiß, welchen tiefen Haß, welchen eingewurzelten Widerwillen der robuſte Zimmermann gegen ſeinen ſchwächlichen Nebenbuhler hegte.

Unfern von da waren die zwei Kameraden, welche
n jungen Leuten in der Schenke eine Schlacht ge-
fert hatten. Sac-à-Plâtre, dieser Maurer, der bei
nem Brande vom zweiten Stocke sein Kind und
ine Frau in die Arme des farnesischen Hercules,
nannt Jean Taureau, geworfen und dann sich selbst
nabgestürzt hatte; Sac-à-Plâtre weiß wie die Sub-
anz, die er anzurühren pflegte, und die ihm diesen
pitznamen eingetragen hatte, Sac-à-Plâtre hing am
rme eines Riesen, der so schwarz war, als er, Sac-
Plâtre, weiß: dieser Riese, welcher der Titan, der Ge-
ahl der Nacht zu sein schien, war der übermäßig
oße Kohlenbrenner, den Jean Taureau, an einem
age der Schulfuchserei, Toussaint-Louverture ge-
nnt hatte.

Es waren überdies alle die in Trauer gekleideten
rsonen, die wir im Hofe der Präfectur, die letzten
fehle von Herrn Jackal und das Signal zum Ab-
ge erwartend, gesehen haben.

In dem Augenblicke, wo sich die Soldaten mit
llem Bajonnet dem Sarge näherten, warfen sich
e und zwanzig Personen, einer ersten Bewegung
delmuths nachgebend, zwischen sie und die Zög-
der Schule von Chalons, die den Leichnam
n.

er Officier, aufgerufen, ob er den Muth hätte,
r Bajonnete seiner Soldaten gegen junge Leute
ienen, deren einziges Verbrechen es sei, daß
em Wohlthäter ihre Ehrfurcht bezeigen, der
: antwortete, der Befehl sei förmlich, und er
icht seiner Stelle entsetzt werden.

r forderte er seinerseits und ein letztes Mal

diejenigen, welche ihn an der Erfüllung ſeiner Pflich verhindern wollten, auf, ſich zurückzuziehen, und ſid an die durch dieſe lebendige Mauer beſchützten Träge wendend, befahl er dieſen, den Sarg auf die Erd niederzuſetzen.

„Thut es nicht! gehorcht nicht!“ rief man vor allen Seiten. „Wir ſind da, um Euch zu unter ſtützen!“

Und die jungen Leute ſchienen wirklich durch ihre feſten Worte und ihre kräftige Haltung ent ſchloſſen, eher Alles zu wagen, als zu gehorchen.

Der Officier gab ſeinen Leuten den Befehl, di Bewegung fortzuſetzen. Die Bajonnete, die ſich wie der einen Augenblick erhoben hatten, ſenkten ſid aufs Neue.

„Tod dem Commiſſär! Tod dem Officier!“ brüllt die Menge.

Der ſchwarze Mann hob den Arm empor: das Pfeifen eines Caſſe-tête wurde hörbar, und an der Schlaf getroffen, ſtürzte ein Mann, in ſeinem Blut gebadet, zu Boden.

Wir hatten zu jener Zeit noch nicht die furcht baren Aufſtände vom 5. und 6. Juni, vom 13. und 14. April durchgemacht, und ein erſchlagener Mann war noch Etwas.

„Mord! Mord!“ rief die Menge.

Als hätten ſie nur auf dieſen Ruf gewartet, zogen zwei- bis dreihundert Agenten unter ihren Ueberröcken ihre Caſſe-têtes hervor, welche dem ähn lich, deſſen Wirkung man ſo eben geſehen hat.

Der Krieg war erklärt.

Diejenigen, welche Stöcke hatten, hoben ſie auf,

geschaut, wie man mit dem Kunstausdrucke
der Aufstand zum Ausbruche.
Taureau, der Mann mit dem sanguinischen
das heißt der Mann der ersten Bewegung,
ureau vergaß die stummen Ermahnungen
ator.
ah!" sagte er, indem er den Arm von
ließ und in seine Hände spuckte, „ich glaube,
en uns messen."
als wollte er seine Kräfte versuchen, nahm
en Flanken den ersten den besten Agen=
sich in seinem Bereiche fand, und schickte sich
gleichviel wohin zu werfen.
bei! zu Hülfe! zu Hülfe, Freunde!" rief der
t einer Stimme, welche immer mehr unter
cke der eisernen Hände von Jean Taureau

=d'Acier hörte diesen Nothschrei, und wie
nge durch die Menge schlüpfend, näherte er
hinten und hob schon gegen Jean Taureau

der mit der Volksmasse vermischten Weiber zu vernehmen.

Von Jean Taureau, wie Antäus von Hercules, um den Leib gepackt, ließ der Agent seinen Casse-tête los, und er rollte zu den Füßen von Fifine. Diese hob ihn auf, und, den Aermel bis an den Ellenbogen zurückgestreift, die blonden Haare im Winde flatternd, schlug sie, nach rechts und nach links, auf Alles, was sich ihr zu nähern versuchte. Zwei bis drei Schläge, männlich von der Bradamante versetzt, concentrirten auf ihr die Aufmerksamkeit von ein paar Polizeimännern, und sie wäre unfehlbar todtgeschlagen worden, als sich Copernic und Fasiou einen Durchgang zu ihr öffneten.

Der Anblick von Fasiou, der sich Fifine näherte, machte, daß Jean Taureau einen gewaltsamen Entschluß faßte. Er schleuderte den Agenten durch die Menge, wandte sich gegen den Pitre um und sagte:

„Das ist Einer."

Und den Arm ausstreckend, packte er Fasiou beim Kragen.

Doch kaum hatte die Hand das Kleid berührt, als Jean Taureau einen Streich mit einem ausgebleiten Stocke empfing, der ihn Fasiou los lassen machte.

Er erkannte die Hand, die ihn geschlagen hatte.

„Fifine!" rief er schäumend vor Zorn, „Du willst also, daß ich Dich umbringe?"

„Du, großer Feiger!" sagte sie; „wage es doch ein wenig, Deine Hand gegen mich zu erheben!"

„Nicht gegen Dich, sondern gegen ihn."

„Seht doch diesen Taugenichts," sagte sie zu

Sac-à-Plâtre und zu Croc-en-jambe, „will er nicht einen Mann erwürgen, der mir das Leben gerettet hat?“

Jean Taureau ſtieß einen Seufzer aus, der einem Gebrülle glich; dann ſprach er zu Faſiou:

„Geh! und iſt Dir Dein Leben lieb, ſo zeige Dich ſo wenig als möglich auf meinem Wege!“

Während dieſe Dinge rechts in der Gruppe von Jean Taureau und ſeinen gewöhnlichen Wirthshauskameraden vorgingen, wollen wir ſehen, was ſich links in der Gruppe von Salvator und unſeren vier jungen Leuten zutrug.

Salvator hatte, wie wir geſehen, Juſtin, Petrus, Jean Robert und Ludovic die ſtrengſte Neutralität empfohlen, und dennoch hatte Juſtin, dem Anſcheine nach der Ruhigſte von Allen, dieſer Ermahnung zuwider gehandelt.

Sagen wir, wie ſie geſtellt waren.

Juſtin ſtand links von Salvator, die drei anderen jungen Leute ſtanden hinter ihnen.

Plötzlich hörte Juſtin drei Schritte von ſich einen ſchmerzlichen Schrei, ſodann eine Kinderſtimme, welche ihm zurief:

„Zu Hülfe, Herr Juſtin! herbei!“

Bei ſeinem Namen angerufen, eilte Juſtin vorwärts, und er erblickte Babolin zu Boden geworfen und mit gewaltigen Fußtritten von einem Agenten mißhandelt.

Mit einer Bewegung raſch wie der Gedanke ſtieß er den Agenten heftig zurück und neigte ſich, um Babolin ſich wieder auf ſeine Füße ſtellen zu helfen. Doch in dem Augenblicke, wo er ſich bückte,

ſah Salvator, wie ſich der Caſſe-tête eines Agenten über ihm erhob. Er ſtürzte auch vor und ſtreckte dabei die Hand aus, um Juſtin mit ſeinem Arme einen Wall zu machen, doch zu ſeinem großen Erſtaunen blieb der Caſſe-tête aufgehoben, ohne niederzufallen, während eine Stimme freundlich zu ihm ſagte:

„Ei! guten Morgen, Herr Salvator! wie freut es mich, daß ich mit Ihnen zuſammentreffe!“

Dieſe Stimme war die von Herrn Jackal.

VIII.

Die Verhaftung.

Herr Jackal hatte Juſtin als den Freund von Salvator und den Geliebten von Mina erkannt und war, die Gefahr wahrnehmend, die ihn bedrohte, zugleich mit Salvator vorgeſtürzt, um ihn dieſer Gefahr zu entreißen.

So waren ihre zwei Hände zuſammengetroffen.

Hierauf ſollte ſich aber die Protection von Herrn Jackal nicht beſchränken.

Er gab durch einen Wink ſeinen Leuten den Befehl, die Gruppe der jungen Leute zu reſpectiren, zog Salvator beiſeit und ſagte zu ihm, indem er ſeine Brille emporhob, um, während er ſprach, nichts von dem zu verlieren, was in der Menge vorging.

„Mein lieber Salvator, einen guten Rath.“

„Reden Sie, lieber Herr Jackal.“

„Einen Freundesrath . . . Sie wiſſen, ob ich Ihr Freund bin?“

„Ich rühme mich wenigſtens deſſen,“ erwiederte Salvator.

„Nun wohl, rathen Sie Juſtin und andern Perſonen, die Sie intereſſiren dürften,“ — und er bezeichnete mit dem Auge Petrus, Jean Robert und Ludovic,— „rathen Sie ihnen, ſage ich, ſich zu entfernen, und . . . machen Sie es wie ſie.“

„Ah!“ rief Salvator, „und warum dies, Herr Jackal?“

„Weil ihnen Unglück widerfahren könnte.“

„Bah!“

„Ja,“ machte Herr Jackal mit dem Kopfe.

„Wir werden alſo einen Aufſtand haben?“

„Ich befürchte es ſehr. Was vor ſich geht, hat ganz das Anſehen, als führte es uns dahin, und ſo fangen alle Aufſtände an.“

„Ja, ſie fangen alle auf dieſelbe Art an,“ erwiederte Salvator. „Freilich,“ fügte er bei, „freilich endigen nicht alle auf dieſelbe Art.“

„Das wird gut endigen, dafür ſtehe ich Ihnen,“ ſprach Herr Jackal.

„Ah! ſobald Sie dafür ſtehen . . .“

„Ich habe keinen Schatten von Zweifel in dieſer Hinſicht.“

„Teufel!“

„Sie begreifen alſo, wie, trotz des ſpeciellen Schutzes, den ich Ihren Freunden zu gewähren geneigt bin, ihnen, wie ich ſagte, Unglück widerfahren könnte; bitten Sie dieſelben daher, ſich zu entfernen.“

„Ich werde mich wohl hüten.“

„Und warum?"

„Weil sie bis zum Ende zu bleiben beschlossen haben."

„In welcher Absicht?"

„Aus Neugierde."

„Bah! das wird nicht sehr interessant sein."

„Um so mehr, als man nach dem, was Sie mir gesagt haben, einer Sache sicher sein kann: daß der Sieg auf Seiten des Gesetzes bleiben wird."

„Nichtsdestoweniger laufen Ihre jungen Leute Gefahr..."

„Nun?"

„Wenn sie bleiben..."

„Was?"

„Ei! was man bei einem Aufstande Gefahr läuft: ein wenig gequetscht zu werden."

„In diesem Falle, Sie begreifen das, mein lieber Herr Jackal, beklage ich sie nicht."

„Ah! Sie beklagen sie nicht?"

„Nein, sie werden nur haben, was sie verdienen."

„Wie, was sie verdienen?"

„Allerdings, sie wollten einen Aufstand sehen: sie mögen die Folgen ihrer Neugierde erdulden."

„Sie wollten einen Aufstand sehen?" wiederholte Herr Jackal.

„Ja," erwiederte Salvator.

„Sie wußten also, es werde ein Aufstand stattfinden? Ihre Freunde hatten also Wind von dem, was vorgehen sollte?"

„Ah! vollkommenen Wind, lieber Herr Jackal. Die ältesten Matrosen errathen die Stürme nicht

mit mehr Scharfsinn, als meine Freunde den Aufstand gewittert haben."

„Wahrhaftig?"

„Allerdings. Gestehen Sie übrigens, lieber Herr Jackal: man müßte sehr böswillig sein, um nicht zu begreifen, was vorgeht."

„Gut! und was geht denn vor?" sagte Herr Jackal, indem er seine Brille auf seine Nase setzte.

„Sie wissen es nicht?"

„Durchaus nicht."

„Nun wohl, so fragen Sie diesen Herrn, den man dort verhaftet."

„Wo denn?" fragte Herr Jackal, ohne seine Brille aufzuheben, was bewies, daß er so gut als Salvator die Verhaftung, die man bewerkstelligte, gesehen hatte. „Welchen Herrn?"

„Ah! es ist wahr, Sie haben ein so kurzes Gesicht, daß Sie es nicht zu sehen vermöchten. Versuchen Sie es indessen . . . Dort, zwei Schritte von einem Mönche."

„Ja, in der That, ich glaube, ich erblicke etwas wie einen weißen Rock."

„Ah! beim Himmel!" rief Salvator, „das ist ja der Abbé Dominique, der Freund des armen Colombau. Ich glaubte, er sei in der Bretagne, im Schlosse Penhoël."

„Er war wirklich dort," erwiederte Herr Jackal; „doch er ist heute Morgen angekommen."

„Heute Morgen? Ich danke Ihnen für Ihre gute Auskunft, Herr Jackal," sagte lächelnd Salvator. „Nun wohl, neben ihm, sehen Sie?"

„Ah! bei meinen Treuen, ja, ein Mann, den man

verhaftet, es iſt wahr. Ich beklage dieſen Bürger von ganzem Herzen."

„Sie kennen ihn alſo nicht?"

„Nein."

„Kennen Sie diejenigen, welche ihn verhaften?"

„Ich habe ein ſo ſchwaches Geſicht, und dann ſind es Viele, wie mir ſcheint."

„Beſonders die Zwei, die ihn am Kragen halten."

„Ja, ja, ich kenne dieſe Burſche. Doch wo Teufels habe ich ſie geſehen? das iſt die Frage?"

„Sie erinnern ſich deſſen alſo nicht?"

„Wahrhaftig, nein."

„Wünſchen Sie, daß ich Ihnen auf die Spur helfe?"

„Sie werden mir ein wahres Vergnügen machen."

„Nun wohl, Sie haben den Einen, den Kleineren, in dem Augenblicke geſehen, wo er nach dem Bagno abging, und Sie haben den Andern, den Größeren, in dem Augenblicke geſehen, wo er aus demſelben zurückkam."

„Ja! ja! ja!"

„Sind Sie nun dabei?"

„Das heißt, ich kenne ſie wie Vater und Mutter; es ſind Angeſtellte meiner Adminiſtration. Was Teufels machen ſie dort?"

„Ei! ich glaube, ſie arbeiten für Ihre Rechnung, mein lieber Herr Jackal!"

„Bah!" verſetzte Herr Jackal, „vielleicht arbeiten die Burſche auch für die ihrige. Das begegnet ihnen manchmal."

„Ei! in der That," ſagte Salvator, „ſehen Sie,

)a iſt Einer, der ſeinem Gefangenen die Uhrkette ıbſchneidet."

„Ich ſagte es Ihnen ja! . . . Ah! lieber Herr Salvator, die Polizei iſt ſehr ſchlecht beſtellt!"

„Wem ſagen Sie das, Herr Jackal?"

Und da er wahrſcheinlich nicht länger in der Geſellſchaft von Herrn Jackal geſehen werden wollte, ſo machte Salvator einen Schritt rückwärts und grüßte ihn.

„Entzückt, das Glück gehabt zu haben, Ihnen zu begegnen, Herr Salvator," ſagte der Polizeichef, während er ſich ſeinerſeits entfernte und ſich mit raſchem Schritte nach der Gruppe wandte, wo Gibaſſier und Carmagnole Herrn Sarranti zu verhaften ſuchten.

Wir ſagen ſuchten, denn, obſchon von den zwei Agenten am Kragen gepackt, betrachtete ſich Herr Sarranti entfernt nicht als verhaftet.

Er hatte Anfangs parlamentirt.

Auf die Worte: „Im Namen des Königs, ich verhafte Sie!" zu gleicher Zeit von Carmagnole und von Gibaſſier in ſeine Ohren geſprochen, hatte er erwiedert:

„Sie verhaften mich! und warum?"

„Keinen Scandal!" ſagte halblaut Gibaſſier; wir kennen Sie."

„Sie kennen mich?" rief Sarranti, indem er einen Blick rechts und links auf die zwei Polizeimenſchen warf.

„Ja, Sie heißen Dubreuil," antwortete Carmagnole.

Man erinnert ſich, daß Herr Sarranti ſeinem

Sohne geſchrieben hatte, er ſei in Paris unter dem Namen Dubreuil, und daß Herr Jackal, um aus der Verhaftung keine politiſche Angelegenheit zu machen, ſeinen zwei Agenten empfohlen hatte, den hartnäckigen Verſchwörer unter dieſem Namen zu verhaften.

Als Dominique ſah, daß man ſeinen Vater verhaftete, ſtürzte er, von einer erſten Bewegung fortgeriſſen, auf ihn zu.

Herr Sarranti hielt ihn aber durch einen Wink zurück.

„Miſchen Sie ſich nicht in dieſe Angelegenheit, mein Herr," ſagte er zum Mönche. „Ich bin das Opfer eines Irrthums, und morgen, deſſen bin ich ſicher, werde ich in Freiheit geſetzt werden."

Der Mönch verbeugte ſich vor dieſer Ermahnung, die er wie einen Befehl empfing, und machte einen Schritt rückwärts.

„Gewiß," ſprach Gibaſſier; „täuſchen wir uns, ſo wird Ihnen Ihr Recht widerfahren."

„Und vor Allem," fragte Sarranti, „kraft welchen Befehles verhaften Sie mich?"

„Kraft eines Vorführungsbefehles gegen einen gewiſſen Herrn Dubreuil, der Ihnen ſo ſehr gleicht, daß ich meine Pflicht zu verletzen glauben würde, wenn ich mich Ihrer nicht verſicherte."

„Und warum, wenn Sie den Scandal ſo ſehr befürchten, verhaften Sie mich eher hier als anderswo?"

„Weil man die Leute verhaftet, wo man ſie trifft!" antwortete Carmagnole.

„Abgesehen davon, daß wir Ihnen seit heute Morgen nachlaufen," fügte Gibassier bei.

„Wie, seit heute Morgen?"

„Ja," erwiederte Carmagnole, „seitdem Sie das Hotel verlassen haben."

„Welches Hotel?" fragte Sarranti.

„Das Hotel der Place Saint-André-des-Arcs," sagte Gibassier.

Bei dieser letzten Bezeichnung durchzuckte es wie ein Blitz den Geist von Sarranti. Es schien ihm, er sehe auf dem Gesichte, er höre in der Stimme von Gibassier Züge und Töne, die ihm nicht unbekannt waren.

Dann kehrte Alles in sein Gedächtniß zurück, die Reise, der Ungar, der Courier mit den Depechen, der Postillon, Alles dies unbestimmt wie durch eine Wolke, dennoch aber klar genug, daß er mehr instinctartig als anders keinen Zweifel hegte.

„Elender!" rief der Corse erbleichend wie ein Todter, indem er die Hand unter seinen Rock steckte.

Gibassier sah die Klinge eines Dolches glänzen, und der Tod wäre vielleicht auf diesen Strahl mit derselben Geschwindigkeit gefolgt, mit der der Donner auf den Blitz folgt, hätte nicht Carmagnole, der die Bewegung gesehen und begriffen hatte, mit beiden Händen die Hand, welche die Waffe hielt, gepackt.

Da er sich zugleich von den beiden Händen gepreßt fühlte, so machte sich Sarranti, Alles zusammenraffend, was der menschliche Wille an Stärke in einem äußersten Augenblicke geben kann, von dem doppelten Drucke los, sprang, den Dolch in der Hand, mitten unter eine compacte Gruppe und rief:

„Gebt Raum! gebt Raum!“

Doch Gibaſſier und Carmagnole ſprangen hinter ihm und hatten überdies durch einen verabredeten Ruf an alle ihre Gefährten appellirt.

In einem Augenblicke bildete ſich ein undurchdringlicher Kreis um Sarranti, zwanzig Caſſe-têtes waren aufgehoben, und ohne Zweifel ſollte er erſchlagen wie ein Stier unter dem Schlagbeile der Fleiſcher niederſtürzen, als eine Stimme erſcholl, welche rief:

„Lebendig! man greife ihn lebendig.“

Die Agenten erkannten die Stimme, der man ſo gut gehorchte, von Herrn Jackal und ſtürzten ſich, da ſie wußten, ſie kämpfen unter den Augen ihres Chefs, auf Herrn Sarranti.

Es herrſchte einen Augenblick ein entſetzliches Gemenge. Ein Mann zerarbeitete ſich aufrecht ſtehend unter zwanzig Männern; dann fiel er auf ein Knie; dann verſchwand er gänzlich.

Als er ſeinen Vater zum zweiten Male fallen ſah, eilte ihm Dominique zu Hülfe; doch die Menge, welche Angſtſchreie ausſtoßend entfloh, wälzte ſich in dieſem Momente wie ein Strom nach der Straße und trennte den Sohn vom Vater.

Um nicht fortgeriſſen zu werden, klammerte ſich der Mönch an das Gitter eines Hotels an; als aber die Menge ſich verlaufen hatte, waren Herr Sarranti und die häßliche Gruppe, unter der er ſich zerarbeitete, verſchwunden.

IX.

Die officiellen Journale.

Wir haben einige Proben von den Scenen ge-
eben, welche die Polizei von Herrn Delavau am
0. März des Jahres der Gnade 1827 spielte.

Woher kam dieser Scandal? was war die Ursache
ieser seltsamen, gegen die sterblichen Ueberreste des
dlen Herzogs verübten Entheiligung?

Niemand wußte es.

Das Ministerium konnte Herrn de la Rochefou-
auld-Liancourt die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung
icht vergeben. Ein la Rochefoucauld der Opposition
ngehören und mit ihr stimmen! wahrhaftig, das
ar ein Verbrechen der beleidigten Majestät, und
as Ministerium durfte es nicht versäumen, es zu
estrafen.

Man vergaß den la Rochefoucauld der Fronde.
Dieser war allerdings bestraft worden, zuerst durch
inen Büchsenschuß mitten ins Gesicht, sodann durch
ine Untreue mitten ins Herz.

Das Ministerium hatte in der That Herrn de
a Rochefoucauld, — dem modernen, wohlverstanden,
— alle seine unentgeldliche Functionen, und alle die
uf Wohlthätigkeitsanstalten bezügliche, die er übte,
ntzogen; doch nicht damit zufrieden, daß es ihn in
einem Leben verletzt, wollte es ihn auch noch in
einem Tode dadurch schlagen, daß es die dankbare
Menge verhinderte, durch einen äußerlichen Act die
Ehrfurcht und die Liebe kundzuthun, die der Be-

völkerung von Paris die lange Laufbahn des Herz
eingeflößt hatte, welche ausschließlich dem materiell
und moralischen Wohle: dem Almosen und dem U
terrichte, gewidmet war.

Die Menge wußte also, woher der Befehl ka
und ganz laut nannte sie Herrn von Corbière, d
man, mit Recht oder mit Unrecht, zum Sündenbo
des Ministeriums von 1827 gemacht hatte.

Wir werden, in der Folge dieser Erzählung
entsetzlichen Scenen der Unordnung, die fehlgesch
genen Aufstände sehen, welche von der Polizei h
rührten. Für den Augenblick halten wir die Hau
scenen von diesem Tage für genügend, um eine Id
von dem entsetzlichen Gemenge und dem blutig
Kampfe zu geben, wozu die Obsequien des ehrwürdig
Herzogs veranlaßten.

Sagen wir, welche Ursachen diesen Strom v
Männern, Frauen und Kindern, der Dominique v
Herrn Sarranti, den Vater vom Sohne trennte, a
treten gemacht hatten.

In dem Augenblicke, wo der Aufruhr aufs Höch
gestiegen war, in dem Momente, wo sich das Tod
geschrei, das Gebrülle der Männer, die Wehklag
der Frauen, das Wimmern der Kinder von allen S
ten hörbar machten, das heißt, wo die Soldaten, m
gefällten Bajonneten auf die Zöglinge der Schu
von Chalons zumarschirend, mit Gewalt sich des Se
ges bemächtigen wollten, ertönte plötzlich klägl
ein durchdringender Schrei, gefolgt von einem u
heimlichen Geräusche, und durch diesen Schrei, du
dieses Geräusch wurden auf der Stelle und wie du

unter alles Geschrei, alle Geräusche, alles
le dieses menschlichen Oceans gehemmt.
trat ein Augenblick erschrecklicher Stille ein;
tte glauben sollen, das Leben sei gleichzeitig
r Brust entschwunden.
er Schrei war von den Fenstern ausgegan-
he wie Logen über dem Theater angebracht
o das ruchlose Drama gespielt wurde.
Schrei, die Menge hatte ihn ausgestoßen,
nen von den jungen Leuten, welche den
en, vom Bajonnet eines Soldaten verwun-
eses unheimliche Geräusch, das man ge-
as dumpfe Geräusch vom Sarge des Her-
n Kampfe von den Soldaten nach rechts
t den jungen Leuten nach links gezogen,
as Pflaster niederfiel.
lben Augenblicke, als hätte der Blitz
sie geschlagen, traten die Zuschauer die-
Scene, von einem unsäglichen Schrecken
f und ließen in dem ungeheuren leeren
h bei ihrem Rückzuge bildete, die jun-
beſtürzt allein.
deutet von denjenigen, welche die Er-
ten, ohne ihre Ursache zu kennen,
Bewegung die Lawine, die wir in
Straßen und besonders in die Rue
ben wälzen sehen.
n jungen Leuten lag auf dem Boden
hatte einen Bajonnetstich in die
Seine Gefährten hoben ihn in ihren
rugen ihn in ihren Reihen fort.

Man konnte seinem Wege nach der Blutspur, die er zurückgelassen, folgen.

Der Officier, der Polizeicommissär und die Soldaten waren Herren der Stellung geblieben.

Das Gesetz hatte den Sieg davon getragen, wie Salvator sagte, der, immer an demselben Platze, mit einem Arme Justin, mit dem andern Jean Robert zurückhielt, während er zu Petrus und Ludovic sagte:

„Bei Ihrem Kopfe, rühren Sie sich nicht!"

Niedergeschlagen und beschämt, näherten sich die Soldaten dem halb zerbrochenen Sarge und hoben den Mantel und die auf dem Boden zerstreuten, mit Koth bedeckten Insignien des Verstorbenen auf.

Nach diesem ersten furchtbaren, ungeheuren, tödtlichen Schrei, nach dieser ersten Bewegung, welche die Menge in allen Richtungen, wo sie sich verlaufen zu können glaubte, hinausdrängte, trat, wie gesagt, eine Todesstille ein, eine erhabene Stille, welche energischer als alles Geschrei.

In der That, die höchste Protestation, die nachdrücklichste Vertheidigung, die ungestümste Entrüstung hätten nicht mehr bittere Vorwürfe, mehr blutige Drohungen enthalten, als diese gesammelte, ehrfurchtsvolle Haltung der Menge dem Leichname gegenüber, als diese stumme, stillschweigende Mißbilligung den Entheiligern gegenüber.

Mitten unter diesem Stillschweigen stürzte der Urheber dieser ganzen Ruchlosigkeit, der schwarze Mann, der Polizeicommissär, in den Kreis, winkte den Trägern herbeizukommen, hieß sie den Sarg auf den Leichenwagen setzen, und befahl dem Officier

mit einer gebieterischen Geberde, ihm im Nothfalle beizustehen.

Plötzlich aber wurden der Officier und der Commissär leichenbleich, und ihr Gesicht bedeckte sich mit einem kalten Schweiße, als sie durch die Spalten des an mehreren Stellen zerbrochenen Sarges gegen sie, wie eine Drohung aus dem Grabe, einen der abgezehrten Arme des Leichnames sich ausstrecken sahen, der, vom Leibe getrennt, nahe daran schien, auf das Pflaster zu fallen.

Sagen wir für diejenigen, welche uns beschuldigen dürften, wir machen Gräßliches mit kaltem Blute, daß aus der in Folge dieses ärgerlichen Ereignisses vorgenommenen Untersuchung hervorging, man habe, als der Sarg des Herzogs de la Rochefoucauld nach Liancourt, in die Familiengruft der la Rochefoucauld, geführt wurde, einen Theil der Nacht, welche der Bestattung vorherging, damit zubringen müssen, nicht nur den Sarg auszubessern, der, wie gesagt, halb zerbrochen war, sondern auch um wieder in ihre natürliche Lage die Glieder zu bringen, die sich vom Körper abgelöst hatten*).

Fügen wir schleunigst bei, — und wir werden auf diesen traurigen Gegenstand nicht mehr zurückkommen, — daß die Volksentrüstung nur einen Schrei von einem Ende Frankreichs zum andern ausstieß.

Alle Journale, welche nicht dem Ministerium gehörten, gaben ihren Bericht über die entsetzliche Scene

---

*) Achille von Vaulabelle, Histoire des Deux Restaurations.

mit allem Zorne und mit aller Verachtung, welche diese schändliche Profanation verdiente.

Die zwei Kammern waren das Echo dieses Schreies; die Pairskammer besonders, schwer getroffen in einem ihrer Mitglieder, beschränkte sich nicht darauf, daß sie energisch diese ruchlose Gewaltthat tadelte, die den Leichnam eines Mannes schlug, dessen einziges Verbrechen es gewesen war, daß er gegen die Regierung gestimmt hatte; sie beauftragte ihren Großreferendär, sich nach den Thatumständen zu erkundigen, und als der hohe Würdeträger der Kammer das Resultat seiner Untersuchung mittheilte, klagte er laut die Polizei an, sie habe willkürlich dieses Aergerniß verursacht, ein um so mehr tadelnswerthes Aergerniß, als zahlreiche Vorgänge das Fortbringen eines Sarges mit den Armen rechtfertigten, und bei manchen Veranlassungen, besonders bei den Obsequien von Delille, Béclard und Emmery, dem Superior des Seminars von Saint-Sulpice, die Polizei das Tragen ihrer Ueberreste sowohl durch ihre Freunde, als durch ihre Zöglinge erlaubt hatte. Der Sarg von Herrn Emmery, unter Anderem, war auf diese Art von den Zöglingen seines Seminars bis auf den Kirchhof von Issy getragen worden.

Herr von Corbière hörte alle diese Vorwürfe und nahm sie mit der ihm natürlichen hochmüthigen Kälte auf, welche manchmal in der Kammer so furchtbare Stürme gegen ihn erregte, und er glaubte nicht nur kein Wort des Tadels an den Agenten richten zu müssen, der die Leiche des redlichen Mannes beschimpft hatte, welcher von ihm, dem Mi-

ch ihren Schmerz geehrt und ein Stillſchwei-
achtet haben. Aber auch Klagen gegen die
tration! . . . Das Benehmen des Polizei-
i und ſeiner Agenten iſt geweſen, was es
ite, und ſie hätten anders handelnd, als ſie
n, ihre Pflicht verletzt und ſich meinem ge-
Tadel preisgegeben."

Kammer dankte dem Großreferendär für ſei-
:icht und beſchloß, das Ende des gerichtlichen
ens, das begonnen hatte, abzuwarten. Wohl-
en, das Verfahren hatte ein Ende, aber kein
:.

hrend die unabhängigen oder die Oppoſitions-
:e am andern Tage in ihrer erſten Colonne
rüſtung, deren Dolmetſcher ſie nur waren,
en, veröffentlichten die Regierungsjournale
enbar vom Miniſterium oder von der Prä-
ekommene Note; denn, obgleich in drei ver-
:n Zeitungen gedruckt, glich ſie ſich doch dem
und der Form nach.

Schatten und in der Stille, und die Monarchie w
ſich aufs Neue ihrer ewigen Feindin gegenüber find

„Achtung, treue Diener Seiner Majeſtät, a
ergebene Unterthanen! der Altar und der Thron,
Prieſter und der König ſind bedroht!

„Die bedauernswerthen Ereigniſſe von geſt
haben zu Scenen der Gewalt Anlaß gegeben; (
ſchrei der Drohung, Geſchrei des Aufruhrs, Tod
geſchrei iſt ausgeſtoßen worden.

„Glücklicher Weiſe hielt der Polizeipräfect ſ
ſeit vierundzwanzig Stunden in ſeinen Händen
Hauptfäden des Complottes. Dank ſei es dem glüh
den Eifer dieſes geſchickten Beamten, iſt das Co
plott geſcheitert, und er hofft den Sturm beſchwich
zu haben, der noch einmal das Staatsſchiff zu v
ſchlingen drohte.

„Der Chef dieſer weit umfaſſenden Verſchwöru
iſt verhaftet worden. Er iſt in den Händen
Gerichte, und die Freunde der Ordnung, die treu
Unterthanen des Königs werden erkennen, von w
cher Wichtigkeit dieſer Fang, wenn ſie erfahr
daß der Chef dieſes Complottes, deſſen Zweck es w
den König vom Throne zu ſtürzen und den Herz
von Reichſtadt darauf zu ſetzen, kein Anderer iſt, (
der berühmte Corſe Sarranti, welcher kürzlich a
Indien angekommen, wo das Complott geboren wur

„Man ſchauert, denkt man an die Gefahr, n
der die Regierung Seiner Majeſtät bedroht w
Doch der Abſcheu wird bald auf die Entrüſtu
folgen, und man wird nicht einmal mehr wiſſe
woran man ſich in Betreff dieſer Leute zu halten h
welche, nachdem ſie dem Uſurpator gedient, ſein

Sohne dienen, wenn man erfährt, daß eben dieser Sarranti, der sich seit einigen Tagen in der Hauptstadt verbarg, derselbe ist, der Paris vor sieben Jahren unter dem Gewichte einer Anklage wegen Diebstahls und Mords verlassen hat.

„Diejenigen, welche die Journale jener Zeit gelesen haben, erinnern sich vielleicht, daß das Dörfchen Viry-sur-Orge im Jahre 1829 der Schauplatz eines entsetzlichen Verbrechens war. Einer der angesehensten Männer des Cantons fand, als er eines Abends nach Hause kam, seine Kasse erbrochen, seine Frau ermordet, seine zwei jungen Neffen entführt und den Hofmeister verschwunden.

„Dieser Hofmeister war kein Anderer als Herr Sarranti.

„Eine gerichtliche Untersuchung hat schon begonnen."

X.

Seelengemeinschaft.

Der ausdrucksvolle Blick, den Herr Sarranti dem Abbé Dominique zugeworfen, und die paar Worte, die er im Augenblicke seiner Verhaftung gesprochen, geboten dem armen Mönche eine völlige Zurückhaltung, eine äußerste Discretion.

Von seinem Vater getrennt, lief Dominique rasch in der aufsteigenden Richtung der Rue de Rivoli fort. Hier fand er wieder eine aufgeregte, stürmische Gruppe, und er begriff, daß diese Gruppe, welche

auf die Tuilerien zueilte, Herrn Sarranti zum Mittelpunkte hatte. Er folgte daher, doch von fern, und wie er es kluger Weise wegen seiner so leicht erkennbaren Tracht thun mußte.

Dominique war wirklich damals vielleicht der einzige Dominicaner, der in Paris wohnte.

An der Ecke der Rue Saint-Nicaise hielt die Gruppe an, und von der Ecke der Place des Pyramides, wohin er gelangt war, sah Dominique denjenigen, welcher der Chef der Agenten zu sein schien, einen Fiacre rufen, und in diesen Fiacre, der auf seinen Ruf herbeikam, Herrn Sarranti einsteigen.

Er folgte dem Fiacre, schritt über den Carrouselplatz so rasch als es ihm seine Kleidung erlaubte, und erreichte den Einlaß des Quai des Tuileries in dem Momente, wo der Fiacre sich um den Pont Neuf wandte.

Der Wagen fuhr offenbar nach der Polizeipräfectur.

Der Abbé Dominique, als er den Fiacre an der Ecke des Quai des Lunettes verschwinden sah, fühlte alles Blut seiner Adern nach seinem Herzen fließen und tausend traurige Gedanken ihm zu Gehirne steigen.

Er kehrte ganz vernichtet, den Leib gebrochen, die Seele voll tödtlicher Bangigkeit, nach Hause zurück.

Zwei Tage und zwei Nächte in der Diligence zugebracht, die Gemüthsbewegungen aller Art des Tages, die Ungewißheit hinsichtlich der Ursachen, welche die Verhaftung seines Vaters motivirten, das

war mehr als es brauchte, um den kräftigsten Ki
per zu beugen, um die muthigste Seele zu zähme

Als er in sein Zimmer kam, war es schon Nach
Er warf sich auf sein Bett, ohne Nahrung zu sic
zu nehmen, und versuchte es, ein wenig zu ruhen.
Aber es setzten sich tausend Gespenster zu Häupten
seines Bettes, und nach einer Viertelstunde war er
wieder auf und ging hastig in seinem Zimmer um-
her, als müßte er, um zu schlafen, den Rest von
Kraft oder von Fieber, der in ihm brannte, brechen.

Die Unruhe trieb ihn hinaus. Da es Nacht
geworden war, so bezeichnete ihn sein, in der Dunkel-
heit verlorener, Rock nicht mehr der allgemeinen Auf-
merksamkeit. Er ging nach der Polizeipräfectur, in der
sein Vater gewisser Maßen verschlungen worden war;
— ein Schlund dem ähnlich, in welchen sich der
Taucher von Schiller versenkt, und aus welchem man,
wie der Taucher, erschrocken über die Ungeheuer aller
Art, die man darin gesehen, hervorkommt.

Er wagte es indessen nicht, einzutreten. Wußte
man, daß Sarranti sein Vater war, so war sein
Name eine Denunciation.

War Herr Sarranti nicht unter dem Namen
Dubreuil verhaftet worden? war es nicht besser, ihn
nter der Wohlthat dieses falschen Namens einsper-
:n zu lassen, der den gefährlichen, hartnäckigen Ver-
;wörer nicht verrieth?

Dominique wußte noch nicht, aus welchem Grunde
n Vater nach Frankreich zurückkam, doch er errieth
hl, es geschehe wegen der Sache, der er sein gan-
Leben geweiht hatte: wegen der Sache des Kai-

sers, oder, vielmehr da der Kaiser todt war, wegen der des Herzogs von Reichstadt.

Zwei Stunden lang irrte der Sohn wie ein Schatten um das Grab seines Vaters, und er ging von der Rue Dauphine nach der Place du Harlay, vom Quai des Lunettes nach der Place du Palais-de-Justice, ohne Hoffnung, denjenigen wiederzusehen, welchen er suchte, denn es wäre ein Wunder gewesen, wäre er mit dem Wagen zusammengetroffen, der ihn vom Depot nach einem andern Gefängnisse führte; doch dieses Wunder, Gott konnte es machen, und, gut, einfach und groß, hoffte Dominique instinctartig auf Gott.

Diesmal sah er sich in seiner Hoffnung getäuscht. Um Mitternacht ging er wieder nach Hause, legte sich zu Bette, schloß die Augen und entschlummerte endlich erschöpft vor Müdigkeit.

Doch kaum war er eingeschlafen, als die peinlichsten Träume ihn bestürmten. Der Alp schwebte, wie eine Riesenfledermaus, die ganze Nacht über seinem Kopfe, und als der Tag kam, erwachte er; statt seine Kräfte wiederherzustellen, hatte der Schlaf seine Müdigkeit nur vermehrt.

Er stand auf und suchte wach die Eindrücke des Schlafes wiederzufinden; es schien ihm, als wäre mitten unter diesem stürmischen Chaos ein Engel leuchtend und rein vorübergezogen.

Ein junger Mann war zu ihm gekommen mit sanftem, ehrlichem Gesichte, hatte ihm die Hand gereicht und in einer unbekannten Sprache, die er jedoch verstanden, zu ihm gesagt: „Stütze Dich auf mich, und ich werde Dir beistehen."

Dieſes Geſicht war ihm bekannt. Nur fragte es ch, wo, um welche Zeit, unter welchen Umſtänden atte er es geſehen? War dieſe Perſon reell, oder ar es nur eine von den unbeſtimmten Erinnerun- en, die man von einem früheren Leben zu bewah- en ſcheint, welches ſich dem unſeren nur in dem litze eines Traumes offenbart? war er nicht die ncarnation der Hoffnung, dieſer Traum des wachen enſchen?

Dominique, indem er klar in der Finſterniß ſei- es Gehirnes zu ſehen ſuchte, ſetzte ſich ganz nach- enkend ans Fenſter, auf denſelben Stuhl, auf dem r am Abend vorher ſaß, um das Bild vom heili- en Hyacinth anzuſchauen, das heute abweſend. a kehrte das Andenken an Carmelite und Colom- au in ſein Herz zurück, und dieſer zwei Freunde ch erinnernd, erinnerte er ſich auch Salvators.

Salvator war der Engel ſeiner Nacht, es war er ſchöne junge Mann mit dem ſanften, ehrlichen eſichte, der während ſeines Schlafes zu ſeinen äupten ſtehend von ſeinem Bette das Geſpenſt der erzweiflung vertrieben hatte.

Da zog die ſchmerzliche Scene, unter der Sal- ator ihm erſchienen war, wieder ganz vor ſeinen ugen vorüber. Er ſah ſich noch, wie er im Pavillon on Colombau im Bas-Meudon ſaß und langſam ie Todtengebete ſprach, während Thränen ſeinen im Himmel emporgehobenen Augen entfielen.

Plötzlich waren zwei junge Leute mit entblößtem nd geneigtem Haupte in's Sterbezimmer eingetreten; ieſe zwei jungen Leute waren Jean Robert und alvator.

Salvator, als er ihn erblickte, hatte eine Art von Freudengeschrei von sich gegeben, dessen Sinn er nie hätte begreifen können, hätte Salvator, sich ihm nähernd, nicht mit einer zugleich festen und bewegten Stimme zu ihm gesagt: „Mein Vater, ohne es zu vermuthen, haben Sie das Leben dem Manne gerettet, der vor Ihnen steht; und dieser Mann, der Sie seitdem nie gesehen hat, der Ihnen seitdem nie begegnet ist, hat Ihnen eine tiefe Dankbarkeit geweiht . . . Ich weiß nicht, ob Sie meiner eines Tags bedürfen werden; doch bei dem Heiligsten, was je existirt hat, bei dem Leibe des Ehrenmannes, der so eben verschieden ist, schwöre ich Ihnen, daß das Leben, welches ich Ihnen verdanke, Ihnen gehört." Und er, Dominique, hatte geantwortet: „Mein Herr, ich nehme dies an, obschon ich nicht weiß, wann und wie ich Ihnen den Dienst habe leisten können, von dem Sie sprechen; doch die Menschen sind Brüder und in die Welt gestellt, um einander zu helfen. Bedarf ich also Ihrer, so werde ich zu Ihnen kommen. Ihr Name und Ihre Adresse?"

Man erinnert sich, daß Salvator an den Schreibtisch von Colombau gegangen war, seinen Namen und seine Adresse auf ein Papier, das er sodann Sarranti übergab, geschrieben hatte, und daß der Mönch das Papier zusammengefaltet in sein Gebetbuch gelegt hatte.

Dominique ging rasch in seine Bibliothek, nahm das Buch vom zweiten Fache, und fand das Papier bei dem Blatte, wo er es niedergelegt hatte.

Sodann, als hätte sich die Sache an demselben Tage zugetragen, erinnerte er sich der Kleidung, der

Stimme, der kleinsten Einzelheiten der Person von Salvator, und er erkannte in ihm den jungen Mann mit der sanften Stirne und dem sympathetischen Lächeln, den er in seinem Traume wiedergesehen hatte.

„Auf!“ sagte er, „es ist nicht zu zögern, und das ist eine Eingebung Gottes. Dieser junge Mann erschien wohl, ich weiß nicht unter welchem Titel, mit einem der höheren Agenten der Polizei, mit demselben, mit dem ich ihn gestern in der Himmelfahrts-Kirche sprechen sah; durch diesen Agenten kann er erfahren, aus welchem Grunde mein Vater verhaftet worden ist. Kein Augenblick ist zu verlieren, laufen wir zu Herrn Salvator.“

Er vollendete in Eile seine mönchische Toilette.

In dem Momente, wo er weggehen wollte, trat die Concierge, in einer Hand eine Tasse Milch, in der andern ein Journal haltend, ein; aber Dominique hatte weder Zeit, sein Journal zu lesen, noch zu frühstücken. Er hieß die Concierge Alles auf die Console legen; sagte ihr, er werde wohl in ein paar Stunden zurückkommen, einstweilen jedoch müsse er ausgehen.

Er stieg rasch die Treppe hinab und kam nach zehn Minuten in die Rue Macon, vor das Haus, wo Salvator wohnte.

Vergebens suchte er den Klopfer oder die Klingel.

Die Thüre öffnete sich, am Tage mittelst einer Art von Kette, welche eine Klinke zog; bei Nacht nahm man die Kette herein, und die Thüre war geschlossen.

Mochte noch Niemand ausgegangen sein, war

die Kette durch einen Zufall nach innen gefallen, es war nicht möglich, die Thüre zu öffnen.

Ohne Zweifel würde er lange geklopft haben, hätte nicht die Stimme von Roland Salvator und Fragola verkündigt, es komme ein unerwarteter Besuch.

„Das iſt ein Freundesbeſuch!“ ſagte Salvator.

„Woran erkennſt Du dies?“

„Am munteren, einſchmeichelnden Bellen des Hundes. Oeffne das Fenſter, Fragola, und ſieh, wer dieſer befreundete Beſuch iſt.“

Fragola öffnete das Fenſter und erkannte den Abbé Dominique, den ſie am Tage des Todes von Colombau geſehen hatte.

„Es iſt der Mönch,“ ſagte ſie.

„Welcher Mönch? . . . der Abbé Dominique?“

„Ja.“

„Ah! ich ſagte wohl, es ſei ein Freund!“ rief Salvator.

Und er ſtieg raſch die Treppe hinab, Roland voran, der ſich die Stufen hinabgeſtürzt hatte, ſobald er die Thüre offen geſehen.

XI.

Unnütze Erkundigungen.

Mit einer Geberde ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit reichte Salvator dem Abbé Dominique beide Hände.

„Sie, mein Vater?“ rief er.

„Ja,“ antwortete ernſt der Mönch.

„Ah! seien Sie willkommen!“

„Sie erkennen mich also?“

„Sind Sie nicht mein Retter?“

„Sie haben es mir wenigstens gesagt, und zwar bei einem so schmerzlichen Umstande, daß es nicht nöthig ist, Sie daran zu erinnern.“

„Und ich wiederhole es Ihnen.“

„Erinnern Sie sich dessen, was Sie beifügten?“

„Bedürfen Sie je meiner, so gehöre Ihnen das Leben, das ich Ihnen verdanke.“

„Ich habe Ihr Anerbieten nicht vergessen, wie Sie sehen, ich bedarf Ihrer, und hier bin ich.“

Diese Worte austauschend, waren sie in das nach einer antiken Zeichnung von Pompeji decorirte kleine Speisezimmer gekommen.

Der junge Mann bot dem Mönche einen Stuhl, und während er Roland winkte, der den Rock des Abbé Dominique beroch, als suchte er, bei welcher Gelegenheit er ihn gesehen habe, setzte er sich zu ihm. Vom Gespräche durch seinen Herrn entfernt, hockte ch Roland unter den Tisch.

Der Mönch legte seine bleiche, schmale Hand auf e Hand von Salvator. Trotz ihrer Blässe war ne Hand fieberhaft.

„Ein Mann,“ sprach der Abbé Dominique, „für ich eine tiefe Zuneigung hege, ist, vor ein paar en erst in Paris angekommen, gestern an meiner e, in der Rue Saint-Honoré, bei der Himmel- ts-Kirche verhaftet worden, ohne daß ich es wagte, Hülfe zu leisten, — zurückgehalten durch den mit dem ich bekleidet bin.“

Salvator verbeugte sich.

„Ich habe es gesehen, mein Vater," sagte er, „und ich muß zu seinem Lobe beifügen, daß er sich kräftig vertheidigt hat."

Der Abbé schauerte bei dieser Erinnerung.

„Ja," sagte er, „ich befürchte, diese Vertheidigung, so gerecht sie auch ist, wird ihm als ein Verbrechen angerechnet."

„Sie kennen also diesen Mann?" fragte Salvator, indem er den Mönch fest anschaute.

„Oh! ich habe Ihnen gesagt, daß ich eine tiefe Zärtlichkeit für ihn hege."

„Welches Verbrechens ist er angeklagt?"

„Das ist es, was ich durchaus nicht weiß, und was ich gern wissen möchte, und der Dienst, um den ich Sie bitten wollte, besteht darin, Sie mögen mir erfahren helfen, aus welcher Ursache er verhaftet worden ist."

„Ist das Alles, was Sie von mir wünschen, mein Vater?"

„Ja; ich habe Sie nach dem Bas-Meudon in Begleitung eines Mannes kommen sehen, der mir ein höherer Agent der Polizei zu sein schien. Gestern habe ich Sie mit diesem Manne sprechend wiedergesehen. Ich dachte, durch ihn könnten Sie vielleicht das Verbrechen erfahren, dessen mein . . . Freund beschuldigt ist."

„Wie heißt Ihr Freund, mein Vater?"

„Dubreuil."

„Sein Stand?"

„Es ist ein vormaliger Militär, der, wie ich glaube, von seinem Vermögen lebt."

„Woher kommt er?"

ziehe einen Ueberrock an, mein Vater, und
te Ihnen. Ich will Sie nicht länger auf-
denn, glaube ich der Traurigkeit Ihres Ge-
ſo ſind Sie einer tiefen Beſorgniß preisge-

er ſehr tiefen," antwortete der Mönch.
ator, der nur eine Blouſe anhatte, ging
oßende Zimmer und erſchien in einem Augen-
eder im Ueberrocke.
n bin ich zu Ihren Befehlen, mein Vater,"

Abbé ſtand raſch auf, und Beide gingen die
inab.
nd hob den Kopf empor und folgte ihnen
em verſtändigen Blicke, bis ſie die Thüre
igemacht hatten; als er aber ſah, daß man
hrſcheinlich nicht bedurfte, da man ihm nicht
en winkte, ſo ließ er ſeinen Kopf wieder
ſeine zwei Pfoten fallen und beſchränkte ſich
daß er einen tiefen Seufzer ausſtieß.

man wüßte, ich beſchäftige mich mit ihm, daß dies, wie ich glaube, eine unerläßliche Vorſicht iſt."

„Ich wollte Ihnen das vorſchlagen," erwiederte Salvator.

Man rief einen Fiacre, und die zwei jungen Männer ſtiegen ein; Salvator ſtieg am Ende des Pont Saint-Michel wieder aus.

„Ich werde Sie an der Ecke des Quai und der Place Saint-Germain-l'Auxerrois erwarten," ſagte der Mönch.

Salvator nickte beiſtimmend mit dem Kopfe; der Fiacre fuhr durch die Rue de la Barrillerie weiter. Salvator ging den Quai des Orfévres hinab.

Herr Jackal war nicht auf der Präfectur. Die Scenen vom vorhergehenden Tage hatten Paris in Aufregung gebracht. Man befürchtete, oder vielmehr, ſagen wir es, man hoffte einige Zuſammenſchaarungen. Alle Polizeiagenten, Herr Jackal an der Spitze, waren auswärts, und der Huiſſier wußte die Stunde ſeiner Rückkehr nicht.

Man konnte alſo nicht auf ihn warten: beſſer war es, ihn zu ſuchen.

War es tiefe Kenntniß von Herrn Jackal, war es Verſchwörerinſtinct, Salvator wußte, wo er ihn finden würde.

Er ging den Quai hinab und wandte ſich rechts auf den Pont Neuf.

Er hatte nicht zehn Schritte gemacht, als er einem Wagen begegnete; er hörte das Geräuſch einer Hand, welche an die Scheibe des Schlages als Zeichen eines Rufes klopfte: er blieb ſtehen.

Der Wagen hielt auch an.

Der Schlag wurde geöffnet.

„Steigen Sie ein!“ sagte eine Stimme.

Salvator wollte sich mit der Nothwendigkeit, inen Freund einzuholen, entschuldigen, als er in dem Manne, der diese Einladung an ihn richtete, den General Lafayette erkannte.

Er zögerte nicht und nahm bei ihm Platz.

Der Wagen ging wieder ab; jedoch sachte.

„Sie sind Herr Salvator, nicht wahr?“ fragte er General.

„Ja, General, und ich habe zweimal die Ehre ehabt, mich mit Ihnen als Abgeordneter der hohen Zenta zusammenzufinden.“

„So ist es; ich habe Sie wiedererkannt, und arum habe ich Sie angehalten. Sie sind Logenchef, icht wahr?“

„Ja, General.“

„Wie viel Leute haben Sie?“

„Ich vermöchte es nicht genau zu sagen, doch ich abe viele.“

„Zweihundert? dreihundert?“

Salvator lächelte.

„General,“ sagte er, „am Tage, wo Sie meiner edürfen werden, verspreche ich Ihnen dreitausend Soldaten.“

Der General schaute Salvator an.

Salvator neigte den Kopf mit einer Geberde der Bestätigung.

Es lag ein so redlicher Ausdruck von Vertrauen n der Physiognomie des jungen Mannes, daß man nmöglich zweifeln konnte.

„Je mehr Sie haben, deſto wichtiger iſt es, daß Sie die Neuigkeit erfahren.“

„Welche?“

„Die Wiener Affaire hat fehlgeſchlagen.“

„Ich vermuthete es,“ ſagte Salvator. „Ich habe auch geſtern meine Leute ermahnt, ſich nicht in die Bewegung zu miſchen.“

„Und Sie haben wohl daran gethan. Man will heute einen Aufſtand.“

„Ich weiß das.“

„Doch Ihre Leute . . .?“

„Der für geſtern gegebene Befehl beſteht auch noch für heute. Darf ich Sie nun fragen, General, ob die Nachricht, die Sie mir mittheilen, aus ſicherer Quelle kommt?“

„Ich habe ſie von Herrn von Marande, der ſie vom Herzog von Orleans hat.“

„Und der Prinz hat ohne Zweifel einige Details erfahren?“

„Poſitive Details. Ein Courier iſt geſtern angekommen, unter dem Vorwande von Handelsangelegenheiten, abgeſandt vom Hauſe Arnſtein und Eskeles in Wien an das Haus Rothſchild in Paris, in Wirklichkeit aber, um den Prinzen zu unterrichten.“

„Das Complott iſt alſo angezeigt?“

„Man weiß nicht, ob es durch eine Machination der Polizei oder durch einen von den Zufällen, welche das Angeſicht der Reiche erhalten oder verändern, geſcheitert iſt. Es iſt Ihnen ohne Zweifel bekannt, was dort beſchloſſen wurde?“

„Ja, einer von den Hauptchefs der Verſchwörung hat uns Alles geſagt. Der Herzog von Reichſtadt

ſt durch die Vermittlung ſeiner Geliebten mit einem ehemaligen Diener von Napoleon, dem General Leaſtard de Prémont, in Verbindung gebracht worden. Der junge Prinz willigte ein, zu fliehen, und dieſe Flucht ſollte an dem Tage ſtattfinden, wo ein Buchſtabe am Worte καιρος mit Metallbuchſtaben geſchrieben über die Thüre einer zwiſchen dem Meidlinger Thore und dem Fuße des Grünen Berges liegenden Villa fehlen würde. Das iſt Alles, was ich weiß."

„Nun wohl, am 24. März fehlte das ε. Abends um ſieben Uhr warf der Herzog einen Mantel auf ſeine Schultern und ging aus. Als er an das Meidlinger Thor kam, verſperrte ihm ein Wächter, — die Wächter des Palaſtes von Schönbrunn ſind Gendarmen des Hofes, — verſperrte ihm ein Wächter den Weg."

„„Ich bin es,"" ſagte der Prinz, „„erkennen Sie mich nicht?""

„„Doch, Hoheit,"" antwortete der Wächter ſich verbeugend; „„aber . . .""

„„Werden Sie in zwei Stunden noch hier auf der Wache ſein?""

„„Nein, Hoheit; es iſt halb acht Uhr, und auf den Schlag neun Uhr löſt man mich ab.""

„„Nun, ſo ſagen Sie Ihrem Nachfolger, ich ſei ausgegangen, damit er mich, wenn er mich zufällig nicht kennt, wieder hineinläßt. Nach einem heißen Liebesabenteuer wäre es traurig, eine kalte Nacht auf der Landſtraße zuzubringen.""

„Und dieſe Worte ſprechend, drückte der Prinz dem Gendarmen vier Goldſtücke in die Hand.

„„Sie werden mit Ihrem Nachfolger theilen,""

ſagte er; „„es wäre nicht gerecht, wenn derjenige, welcher mich hinausläßt, Alles hätte, und derjenige, welcher mich hineinlaſſen wird, nichts bekäme.““

„Der Soldat nahm die vier Goldſtücke, und der Herzog ging durch das Gitter. Am Fuße des Grünen Berges wartete ein Wagen mit einer Escorte von vier Männern zu Pferde; der Herzog ſtieg in den Wagen, und er ging im Galopp ab; die vier Reiter folgten. Der Eine von dieſen vier Männern war der General Lebaſtard de Prémont; er ſollte die erſten drei Poſten zu Pferde machen, dann zum Herzog einſteigen und ſeine Reiſe mit ihm fortſetzen. Man wandte ſich um das Schloß Schönbrunn, und man kam über Baumgarten und Hütteldorf nach Weidlingen. Hier iſt eine Brücke über die Wien geſchlagen. Auf dieſer Brücke fand ſich ein umgeworfener Wagen, der Kälber nach dem Markte führte. Die Kälber waren mitten auf der Brücke angehäuft und verſperrten den Weg.

„„Macht die Straße frei!““ ſagte der General zu ſeinen Gefährten.

„Dieſe ſtiegen ab und ſchickten ſich an, das Hinderniß zu beſeitigen.

„Doch in demſelben Augenblicke ſah man den Helm und die Epauletten eines Oberofficiers glänzen, der aus dem nahen Wirthshauſe herauskam: es war der General Houdon. Hinter ihm marſchirten ungefähr zwanzig Mann.

„„Kehre um!““ ſagte der General zu dem als Poſtillon verkleideten Manne.

„Dieſer, der die Dringlichkeit der Lage begriff, ließ ſchon ſeine Pferde ſich drehen, als man den Galopp

ines Truppes von Reitern hörte, welche auf der
andstraße, der man gefolgt war, herbeikamen.

„„Fliehen Sie, General!““ rief der Herzog;
„wird sind verrathen!““

„„Aber Sie, Hoheit . . .?““

„„Ach! ich . . . seien Sie unbesorgt, mir wird
an nichts zu Leide thun . . . Fliehen Sie! fliehen
ie!““

„„Aber, Hoheit . . .““

„„Ich sage Ihnen, Sie sollen fliehen, oder Sie
nd verloren . . . und wenn es sein muß, befehle
h es Ihnen im Namen meines Vaters.““

„„Im Namen des Kaisers,““ rief eine starke
timme, „„haltet an.““

„„Sie hören?““ sagte der Herzog. „„Fliehen
ie, ich will es, ich bitte Sie darum.““

„„Ihre Hand, Hoheit . . .““

„Der Herzog steckte seine Hand zum Schlage
inaus, der General drückte seine Lippen darauf;
ann stieß er seinem Pferde die Sporen in den Bauch
nd setzte über die Brustmauer. Man hörte das
eräusch des Pferdes und des Mannes, wie sie in
en Fluß fielen, und dann nichts mehr. Die Nacht
ar zu finster, als daß man sehen konnte, was aus
hnen geworden war. Was den Herzog betrifft, er
urde nach Wien in die kaiserliche Burg zurückgeführt.“

„Und,“ fragte Salvator, „Sie denken, General,
in einfacher Zufall habe den Wagen umgeworfen
nd die Soldaten auf jede Seite der Brücke geführt?“

„Das ist möglich; doch es ist nicht die Meinung
es Herzogs von Orleans: er glaubt, die Polizei
on Herrn von Metternich sei durch die französische

Polizei in Kenntniß geſetzt worden. In jedem Falle ſind Sie nun unterrichtet . . . Vorſicht, Klugheit!"

Der General ließ ſeinen Wagen halten.

„Seien Sie unbeſorgt!" ſagte Salvator.

Sodann, als er auszuſteigen zögerte, fragte Lafayette:

„Nun?"

„Werden Sie mir, wenn ich ausſteige, dieſelbe Gunſt bewilligen, welche der Herzog von Reichſtadt dem General Lebaſtard de Prémont bewilligt hat?"

Und er nahm die Hand des Generals, um ſie zu küſſen; dieſer zog aber ſeine Hand zurück, bot ihm beide Wangen dar, und ſprach:

„Umarmen Sie mich, und küſſen Sie mir zu Gefallen die erſte hübſche Frau, der Sie begegnen werden."

Salvator umarmte den General, und ſtieg aus dem Wagen, der ſeinen Weg nach dem Luxembourg fortſetzte.

Salvator aber kehrte durch die Rue Dauphine und über den Pont des Arts zurück.

Der Fiacre wartete an der Ecke des Quai und der Place Saint-Germain-l'Auxerrois.

Die Bangigkeiten des armen Dominique wären noch viel erſchrecklicher geweſen, hätte der General Lafayette ihm geſagt, was er Salvator erzählt hatte!

Salvator theilte mit zwei Worten Dominique die Abweſenheit von Herrn Jackal mit und erklärte ihm, ohne ihm zu ſagen, wer ihn aufgehalten, die Urſache ſeines Verzugs.

Doch wir wiederholen, Salvator wußte, wo er Herrn Jackal finden konnte.

Er befahl, in der That ohne das geringste Zögern, n Fiacre mit dem Bruder Dominique an der Ecke er Rue Neuve-du-Luxembourg zu halten, und durch den Hof des Louvre gehend, indeß der Fiacre den Quais folgte, erreichte er die Rue Saint-Honoré.

Wie er es vorhergesehen, war von der Saint-Roche-Kirche an die Rue Saint-Honoré versperrt.

Es gibt in Paris Neugierige des Tages und Neugierige des andern Tages: die Neugierigen des Tages, die das Ereigniß machen, und die Neugierigen des andern Tages, die den Schauplatz des Ereignisses in Augenschein nehmen.

Es besichtigten aber zehn bis zwölftausend Neugierige des andern Tages mit ihren Frauen und ihren Kindern den Schauplatz des Ereignisses.

Man hätte glauben sollen, es sei eine Promenade nach Saint-Cloud oder nach Versailles an einem Festtage.

Mitten unter diesen Neugierigen hoffte Salvator Herrn Jackal wiederzufinden.

Er mischte sich unter dieses Gedränge.

Wir werden nicht sagen, wie viel Blicke, ehe er zur Rue de la Paix kam, mit dem seinigen correspondirt hatten, wie viel Hände die seinige berührt hatten, und dennoch war kein Wort gewechselt worden; nur eine Geberde, welche bedeutete: „Nichts.“

Dem Hotel de Mayence gegenüber hielt Salvator an. Er hatte getroffen, was er suchte.

Bekleidet mit einem Ueberrocke à la propriétaire, auf dem Kopfe einen Hut à la Bolivar, einen Regenschirm unter dem Arme, und eine Prise Tabak aus

zählte Herr Jackal ganz emphatisch, und zwar zum größten Nachtheile der Polizei, wohlverstanden, die Ereignisse des vorhergehenden Tages.

In einem Momente, wo Herr Jackal seine Brille aufgehoben hatte, kreuzte sich sein Blick mit dem von Salvator; dieser Blick blieb unempfindlich, und Salvator begriff dennoch, daß Herr Jackal ihn gesehen hatte.

Der Blick von Herrn Jackal nahm wirklich ein paar Secunden nachher dieselbe Richtung, und dieser neue Blick drückte die Frage aus:

„Haben Sie mir etwas zu sagen?"

„Ja," antwortete Salvator.

„Gehen Sie voran; ich folge Ihnen."

Salvator ging voran und trat unter einen Thorweg.

Herr Jackal folgte ihm dahin.

Salvator trat gerade auf ihn zu, verbeugte sich leicht, jedoch ohne ihm die Hand zu geben, und sagte:

„Sie mögen mir glauben, wenn Sie wollen, Herr Jackal, doch Sie suchte ich."

„Ich glaube Ihnen, Herr Salvator," erwiederte der Polizeichef mit seinem feinen Lächeln.

„Ja, der Zufall hat mich vortrefflich bedient," sprach Salvator. „Ich komme von der Präfectur."

„Wahrhaftig!" rief Herr Jackal, „Sie haben sich die Mühe genommen, zu mir zu gehen?"

„Ja, und Ihr Huissier wird es bestätigen. Nur war ich, da er mir nicht sagen konnte, wo ich Sie finden werde, gezwungen, es zu errathen, und ich habe Sie meinem guten Sterne vertrauend aufgesucht."

„Sollte ich das Glück haben, Ihnen irgend einen

ſten zu können, mein lieber Herr Salvator?"
rr Jackal.
mein Gott! ja," antwortete der junge
Sie können dieſes Glück haben, wenn Sie
t wollen."
er Herr Salvator, Sie ſind zu geizig mit
elegenheiten, als daß ich ſie mir würde ent-
laſſen."
das iſt ſehr einfach, wie Sie ſehen werden.
nd von einem meiner Freunde iſt geſtern
t Getümmel verhaftet worden."
" machte Herr Jackal.
ſetzt Sie in Erſtaunen?" fragte Salvator.
ı, denn ich hörte ſogar, es habe geſtern
e Menge Verhaftungen ſtattgefunden. Brin-
mich auf die Spur, lieber Herr Salvator."
iſt ſehr leicht; ich habe Ihnen denſelben
ugenblicke, wo man ihn verhaftete, gezeigt."
... es iſt gerade dieſer? ... Seltſam! ..."
rden Sie ihn unter den Gefangenen wieder-
?"
kann nicht dafür ſtehen; ich habe ein ſo
eſicht! Doch wenn Sie mir mit ſeinem
elfen wollen . . ."
heißt Dubreuil."
ıreuil? Warten Sie doch," ſagte Herr
ıdem er ſich mit der Hand vor die Stirne
ie ein Menſch, der ſeine Gedanken zu ſam-
ıt. „Dubreuil? . . . Ja, ja, ja, ich kenne
ıamen."
wenn Sie Auskunft nöthig hätten, ſo könnte
n unter der Menge die zwei Agenten ſuchen,

die ihn verhaftet haben? Ihre Geſichter ſind mir ſo gegenwärtig, daß ich ſie wiedererkennen würde, deſſen bin ich ſicher . . ."

„Sie glauben?"

„Um ſo mehr, als ich ſie ſchon in der Kirche bemerkt hatte . . ."

„Nein, das iſt unnöthig . . . Wünſchen Sie einige Auskunft über den Unglücklichen?"

„Ich wünſche ganz einfach zu wiſſen, aus welchem Grunde dieſer Unglückliche, wie Sie ihn nennen, verhaftet worden iſt."

„Ah! das kann ich Ihnen in dieſem Augenblicke nicht ſagen."

„In jedem Falle werden Sie mir wohl ſagen, wo Sie glauben, daß er iſt."

„Auf dem Depot, natürlich . . . wenn ihn nicht etwa eine beſondere Bezüchtigung nach der Conciergerie oder nach der Force bringen gemacht hat."

„Dieſe Auskunft iſt unbeſtimmt."

„Was wollen Sie, mein lieber Herr Salvator? Sie faſſen mich ganz unverhofft an."

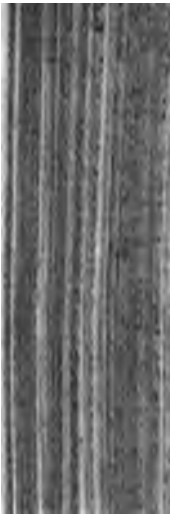
„Sie, Herr Jackal! faßt man Sie je ſo?"

„Gut! nun ſind Sie wie die Anderen. Weil ich Herr Jackal heiße, ſo ziehen Sie Analogien aus meinem Namen, und Sie glauben, ich ſei fein wie ein Fuchs!"

„Ei! das iſt Ihr Ruf."

„Nun wohl! ich bin das Gegentheil von Figaro: ich bin weniger werth als mein Ruf, das ſchwöre ich Ihnen. Nein, ich bin ein guter Kerl, und das
cht meine Stärke. Man hält mich für ſchlau,
n fürchtet meine Feinheiten, und läßt ſich durch

rheit."
ul, machen Sie mich nicht glauben,
ehl gegeben, einen Mann zu ver-
: Urſache zu wiſſen, aus der Sie ihn
."
ıan Sie, ſo ſollte man glauben, ich
Frankreich!"
Sie ſind König von Jeruſalem."
und! . . . Präfect allerhöchſtens!
r von Corbière und Herr Delavau
in meinem Reiche regieren?"
te Salvator, den Polizeichef feſt an-
weigern ſich alſo, mir zu antworten?"
:e mich nicht, Herr Salvator, nur iſt
lich unmöglich. Was kann ich Ihnen
an hat Herrn Dubreuil verhaftet?"
Dubreuil."
dafür iſt ein Grund vorhanden."
ınd iſt es gerade, was ich zu wiſſen



„Je mehr Sie haben, deſto wichtiger iſt es, daß Sie die Neuigkeit erfahren.“

„Welche?“

„Die Wiener Affaire hat fehlgeſchlagen.“

„Ich vermuthete es,“ ſagte Salvator. „Ich habe auch geſtern meine Leute ermahnt, ſich nicht in die Bewegung zu miſchen.“

„Und Sie haben wohl daran gethan. Man will heute einen Aufſtand.“

„Ich weiß das.“

„Doch Ihre Leute . . .?“

„Der für geſtern gegebene Befehl beſteht auch noch für heute. Darf ich Sie nun fragen, General, ob die Nachricht, die Sie mir mittheilen, aus ſicherer Quelle kommt?“

„Ich habe ſie von Herrn von Marande, der ſie vom Herzog von Orleans hat.“

„Und der Prinz hat ohne Zweifel einige Details erfahren?“

„Poſitive Details. Ein Courier iſt geſtern angekommen, unter dem Vorwande von Handelsangelegenheiten, abgeſandt vom Hauſe Arnſtein und Eskeles in Wien an das Haus Rothſchild in Paris, in Wirklichkeit aber, um den Prinzen zu unterrichten.“

„Das Complott iſt alſo angezeigt?“

„Man weiß nicht, ob es durch eine Machination der Polizei oder durch einen von den Zufällen, welche das Angeſicht der Reiche erhalten oder verändern, geſcheitert iſt. Es iſt Ihnen ohne Zweifel bekannt, was dort beſchloſſen wurde?“

„Ja, einer von den Hauptchefs der Verſchwörung hat uns Alles geſagt. Der Herzog von Reichſtadt

ist durch die Vermittlung seiner Geliebten mit einem ehemaligen Diener von Napoleon, dem General Lebastard de Prémont, in Verbindung gebracht worden. Der junge Prinz willigte ein, zu fliehen, und diese Flucht sollte an dem Tage stattfinden, wo ein Buchstabe am Worte χαιρε mit Metallbuchstaben geschrieben über die Thüre einer zwischen dem Meidlinger Thore und dem Fuße des Grünen Berges liegenden Villa fehlen würde. Das ist Alles, was ich weiß."

„Nun wohl, am 24. März fehlte das ε. Abends um sieben Uhr warf der Herzog einen Mantel auf seine Schultern und ging aus. Als er an das Meidlinger Thor kam, versperrte ihm ein Wächter, — die Wächter des Palastes von Schönbrunn sind Gendarmen des Hofes, — versperrte ihm ein Wächter den Weg."

„„Ich bin es,"" sagte der Prinz, „„erkennen Sie mich nicht?""

„„Doch, Hoheit,"" antwortete der Wächter sich verbeugend; „„aber . . .""

„„Werden Sie in zwei Stunden noch hier auf der Wache sei?""

„„Nein, Hoheit; es ist halb acht Uhr, und auf den Schlag neun Uhr löst man mich ab.""

„„Nun, so sagen Sie Ihrem Nachfolger, ich sei ausgegangen, damit er mich, wenn er mich zufällig nicht kennt, wieder hineinläßt. Nach einem heißen Liebesabenteuer wäre es traurig, eine kalte Nacht auf der Landstraße zuzubringen.""

„Und diese Worte sprechend, drückte der Prinz dem Gendarmen vier Goldstücke in die Hand.

„„Sie werden mit Ihrem Nachfolger theilen,""

[illegible] wäre nicht gerecht, wenn derjenige, [illegible] Alles hätte, und derjenige, [illegible] wird, nichts bekäme.““

[illegible] die vier Goldstücke, und der [illegible] der Ritter. Am Fuße des Grünen [illegible] Wagen mit einer Escorte von [illegible] Der Herzog stieg in den [illegible] die vier Reiter [illegible] Männern war [illegible] er sollte die [illegible] machen, dann zum Her- [illegible] mit ihm fortsetzen. [illegible] Schönbrunn, und [illegible] nach [illegible] über die Wien [illegible] umge- [illegible] führte. [illegible] angehäuft

[illegible]

[illegible] der General

[illegible]

[illegible] des Hin- [illegible]

[illegible] den [illegible]

[illegible] Mann.

[illegible] dem als [illegible]

[illegible] begriff, [illegible] als man den Galopp

nes Truppes von Reitern hörte, welche auf der andstraße, der man gefolgt war, herbeikamen.

„„Fliehen Sie, General!““ rief der Herzog; „wird sind verrathen!““

„„Aber Sie, Hoheit . . .?““

„„Ach! ich . . . seien Sie unbesorgt, mir wird an nichts zu Leide thun . . . Fliehen Sie! fliehen ie!““

„„Aber, Hoheit . . .““

„„Ich sage Ihnen, Sie sollen fliehen, oder Sie id verloren . . . und wenn es sein muß, befehle) es Ihnen im Namen meines Vaters.““

„„Im Namen des Kaisers,““ rief eine starke timme, „„haltet an.““

„„Sie hören?““ sagte der Herzog. „„Fliehen ie, ich will es, ich bitte Sie darum.““

„„Ihre Hand, Hoheit . . .““

„Der Herzog steckte seine Hand zum Schlage naus, der General drückte seine Lippen darauf; ann stieß er seinem Pferde die Sporen in den Bauch nd setzte über die Brustmauer. Man hörte das eräusch des Pferdes und des Mannes, wie sie in en Fluß fielen, und dann nichts mehr. Die Nacht ar zu finster, als daß man sehen konnte, was aus nen geworden war. Was den Herzog betrifft, er urde nach Wien in die kaiserliche Burg zurückgeführt.“

„Und,“ fragte Salvator, „Sie denken, General, n einfacher Zufall habe den Wagen umgeworfen nd die Soldaten auf jede Seite der Brücke geführt?“

„Das ist möglich; doch es ist nicht die Meinung es Herzogs von Orleans: er glaubt, die Polizei on Herrn von Metternich sei durch die französische

Polizei in Kenntniß geſetzt worden. In jedem Falle ſind Sie nun unterrichtet . . . Vorſicht, Klugheit!"

Der General ließ ſeinen Wagen halten.

„Seien Sie unbeſorgt!" ſagte Salvator.

Sodann, als er auszuſteigen zögerte, fragte Lafayette:

„Nun?"

„Werden Sie mir, wenn ich ausſteige, dieſelbe Gunſt bewilligen, welche der Herzog von Reichſtadt dem General Lebaſtard de Prémont bewilligt hat?"

Und er nahm die Hand des Generals, um ſie zu küſſen; dieſer zog aber ſeine Hand zurück, bot ihm beide Wangen dar, und ſprach:

„Umarmen Sie mich, und küſſen Sie mir zu Gefallen die erſte hübſche Frau, der Sie begegnen werden."

Salvator umarmte den General, und ſtieg aus dem Wagen, der ſeinen Weg nach dem Luxembourg fortſetzte.

Salvator aber kehrte durch die Rue Dauphine und über den Pont des Arts zurück.

Der Fiacre wartete an der Ecke des Quai und der Place Saint-Germain-l'Auxerrois.

Die Bangigkeiten des armen Dominique wären noch viel erſchrecklicher geweſen, hätte der General Lafayette ihm geſagt, was er Salvator erzählt hatte!

Salvator theilte mit zwei Worten Dominique die Abweſenheit von Herrn Jackal mit und erklärte ihm, ohne ihm zu ſagen, wer ihn aufgehalten, die Urſache ſeines Verzugs.

Doch wir wiederholen, Salvator wußte, wo er Herrn Jackal finden konnte.

Er befahl, in der That ohne das geringste Zöger dem Fiacre mit dem Bruder Dominique an der Ec der Rue Neuve-du-Luxembourg zu halten, und durc den Hof des Louvre gehend, indeß der Fiacre de Quais folgte, erreichte er die Rue Saint-Honoré.

Wie er es vorhergesehen, war von der Saint-Roche-Kirche an die Rue Saint-Honoré versperrt.

Es gibt in Paris Neugierige des Tages und Neugierige des andern Tages: die Neugierigen des Tages, die das Ereigniß machen, und die Neugierigen des andern Tages, die den Schauplatz des Ereignisses in Augenschein nehmen.

Es besichtigten aber zehn bis zwölftausend Neugierige des andern Tages mit ihren Frauen und ihren Kindern den Schauplatz des Ereignisses.

Man hätte glauben sollen, es sei eine Promenade ach Saint-Cloud oder nach Versailles an einem sttage.

Mitten unter diesen Neugierigen hoffte Salvator rrn Jackal wiederzufinden.

Er mischte sich unter dieses Gedränge.

Wir werden nicht sagen, wie viel Blicke, ehe er Rue de la Paix kam, mit dem seinigen correspon- hatten, wie viel Hände die seinige berührt hatten, dennoch war kein Wort gewechselt worden; nur Geberde, welche bedeutete: „Nichts."

dem Hotel de Mayence gegenüber hielt Salvator Er hatte getroffen, was er suchte.

ekleidet mit einem Ueberrocke à la propriétaire, m Kopfe einen Hut à la Bolivar, einen Regen- unter dem Arme, und eine Prise Tabak aus Dose à la Charte nehmend, verorirte und er-

zählte Herr Jackal ganz emphatisch, und zwar zum größten Nachtheile der Polizei, wohlverstanden, die Ereignisse des vorhergehenden Tages.

In einem Momente, wo Herr Jackal seine Brille aufgehoben hatte, kreuzte sich sein Blick mit dem von Salvator; dieser Blick blieb unempfindlich, und Salvator begriff dennoch, daß Herr Jackal ihn gesehen hatte.

Der Blick von Herrn Jackal nahm wirklich ein paar Secunden nachher dieselbe Richtung, und dieser neue Blick drückte die Frage aus:

„Haben Sie mir etwas zu sagen?"

„Ja," antwortete Salvator.

„Gehen Sie voran; ich folge Ihnen."

Salvator ging voran und trat unter einen Thorweg.

Herr Jackal folgte ihm dahin.

Salvator trat gerade auf ihn zu, verbeugte sich leicht, jedoch ohne ihm die Hand zu geben, und sagte:

„Sie mögen mir glauben, wenn Sie wollen, Herr Jackal, doch Sie suchte ich."

„Ich glaube Ihnen, Herr Salvator," erwiederte der Polizeichef mit seinem feinen Lächeln.

„Ja, der Zufall hat mich vortrefflich bedient," sprach Salvator. „Ich komme von der Präfectur."

„Wahrhaftig!" rief Herr Jackal, „Sie haben sich die Mühe genommen, zu mir zu gehen?"

„Ja, und Ihr Huissier wird es bestätigen. Nur war ich, da er mir nicht sagen konnte, wo ich Sie finden werde, gezwungen, es zu errathen, und ich habe Sie meinem guten Sterne vertrauend aufgesucht."

„Sollte ich das Glück haben, Ihnen irgend einen

Dienst leisten zu können, mein lieber Herr Salvator
fragte Herr Jackal.

„Ei! mein Gott! ja," antwortete der jun
Mann, „Sie können dieses Glück haben, wenn Si
überhaupt wollen."

„Lieber Herr Salvator, Sie sind zu geizig mit
solchen Gelegenheiten, als daß ich sie mir würde ent
schlüpfen lassen."

„Und das ist sehr einfach, wie Sie sehen werden.
Der Freund von einem meiner Freunde ist gestern
Abend im Getümmel verhaftet worden."

„Ah!" machte Herr Jackal.

„Das setzt Sie in Erstaunen?" fragte Salvator.

„Nein, denn ich hörte sogar, es habe gestern
eine große Menge Verhaftungen stattgefunden. Brin
gen Sie mich auf die Spur, lieber Herr Salvator."

„Das ist sehr leicht; ich habe Ihnen denselben
in dem Augenblicke, wo man ihn verhaftete, gezeigt."

„Ah! ... es ist gerade dieser? ... Seltsam! ..."

„Würden Sie ihn unter den Gefangenen wieder
erkennen?"

„Ich kann nicht dafür stehen; ich habe ein so
kurzes Gesicht! Doch wenn Sie mir mit seinem
Namen helfen wollen ..."

„Er heißt Dubreuil."

„Dubreuil? Warten Sie doch," sagte Herr
Jackal, indem er sich mit der Hand vor die Stirne
schlug, wie ein Mensch, der seine Gedanken zu sam
meln sucht. „Dubreuil? ... Ja, ja, ja, ich kenne
diesen Namen."

„Ei! wenn Sie Auskunft nöthig hätten, so könnte
ich Ihnen unter der Menge die zwei Agenten suchen,

die ihn verhaftet haben? Ihre Geſichter ſind mir ſo gegenwärtig, daß ich ſie wiedererkennen würde, deſſen bin ich ſicher . . ."

„Sie glauben?"

„Um ſo mehr, als ich ſie ſchon in der Kirche bemerkt hatte . . ."

„Nein, das iſt unnöthig . . . Wünſchen Sie einige Auskunft über den Unglücklichen?"

„Ich wünſche ganz einfach zu wiſſen, aus welchem Grunde dieſer Unglückliche, wie Sie ihn nennen, verhaftet worden iſt."

„Ah! das kann ich Ihnen in dieſem Augenblicke nicht ſagen."

„In jedem Falle werden Sie mir wohl ſagen, wo Sie glauben, daß er iſt."

„Auf dem Depot, natürlich . . . wenn ihn nicht etwa eine beſondere Bezüchtigung nach der Conciergerie oder nach der Force bringen gemacht hat."

„Dieſe Auskunft iſt unbeſtimmt."

„Was wollen Sie, mein lieber Herr Salvator? Sie faſſen mich ganz unverhofft an."

„Sie, Herr Jackal! faßt man Sie je ſo?"

„Gut! nun ſind Sie wie die Anderen. Weil ich Herr Jackal heiße, ſo ziehen Sie Analogien aus meinem Namen, und Sie glauben, ich ſei fein wie ein Fuchs!"

„Ei! das iſt Ihr Ruf."

„Nun wohl! ich bin das Gegentheil von Figaro: ich bin weniger werth als mein Ruf, das ſchwöre ich Ihnen. Nein, ich bin ein guter Kerl, und das macht meine Stärke. Man hält mich für ſchlau, man fürchtet meine Feinheiten, und läßt ſich durch

reine Gutmüthigkeit fangen. An dem Tage, wo ein Diplomat nicht mehr lügt, wird er alle seine Collegen täuschen, denn nie werden sie glauben können, er spreche die Wahrheit."

„Herr Jackal, machen Sie mich nicht glauben, Sie haben Befehl gegeben, einen Mann zu verhaften, ohne die Ursache zu wissen, aus der Sie ihn verhaften ließen."

„Ei! hört man Sie, so sollte man glauben, ich sei König von Frankreich!"

„Nein, doch Sie sind König von Jerusalem."

„Vicekönig, und! . . . Präfect allerhöchstens! Sind nicht Herr von Corbière und Herr Delavau da, die vor mir in meinem Reiche regieren?"

„Also," sagte Salvator, den Polizeichef fest anschauend, „Sie weigern sich also, mir zu antworten?"

„Ich weigere mich nicht, Herr Salvator, nur ist mir das buchstäblich unmöglich. Was kann ich Ihnen sagen? . . . Man hat Herrn Dubreuil verhaftet?"

„Ja, Herrn Dubreuil."

„Nun wohl, dafür ist ein Grund vorhanden."

„Dieser Grund ist es gerade, was ich zu wissen verlange."

„Er wird die Ordnung gestört haben."

„Nein, denn ich habe ihn in dem Augenblicke, wo er verhaftet wurde, angeschaut."

„Nun, dann wird man ihn für einen Andern gehalten haben."

„Das geschieht also zuweilen?"

„Ei!" erwiederte Herr Jackal, indem er sich die Nase mit Tabak vollstopfte, „nur unser Heiliger Vater ist unfehlbar, und auch . . ."

„Erlauben Sie mir, Ihre Worte auszulegen, mein lieber Herr Jackal.“

„Thun Sie das; doch wahrhaftig, Sie erweisen ihnen zu viel Ehre.“

„Ist Ihnen das Gesicht des Verhafteten unbekannt?“

„Ja, ich sah ihn gestern zum ersten Male.“

„Sein Name ist Ihnen unbekannt?“

„Sein Name Dubreuil . . . ja.“

„Und die Ursache seiner Verhaftung ist Ihnen unbekannt?“

Herr Jackal drückte seine Brille wieder auf seine Augen nieder.

„Völlig unbekannt,“ sagte er.

„Woraus ich schließe,“ fuhr Salvator fort, „daß die Ursache seiner Verhaftung von geringer Bedeutung ist, und daß sie folglich nicht von langer Dauer sein dürfte.“

„Ah! gewiß!“ antwortete mit einer väterlichen Miene Herr Jackal. „Ist es das, was Sie wissen wollten?“

„Ja.“

„Warum sagten Sie es denn nicht früher? Ich will nicht gerade behaupten, daß der Freund Ihres Freundes zur Stunde, wo ich mit Ihnen spreche, freigelassen ist; doch da er Ihr Schützling ist, so haben Sie durchaus nichts zu befürchten, und sobald ich auf die Präfectur komme, öffne ich diesem Burschen beide Flügel der Thüre.“

„Ich danke!“ sprach Salvator, indem er den Polizeimann tief anschaute. „Ich darf also auf Sie zählen?“

„Das heißt, Ihr Freund kann auf beiden Ohren ſchlafen. Ich habe in meinen ernſten Cartons nicht ein einziges Actenfascikel mit dem Namen Dubreuil. Iſt das Alles, was Sie von mir wünſchen?"

„Nichts Anderes."

„Wahrhaftig, Herr Salvator," ſagte der Polizeimann, als er ſah, daß die Menge ſich verlief, und daß die Zuſammenſchaarung beinahe zerſtreut war; „wahrhaftig, die Dienſte, die Sie von mir verlangen, haben große Aehnlichkeit mit den Zuſammenrottungen; man glaubt ſie feſt zu halten, und ſie zerplatzen einem in der Hand wie Seifenblaſen."

„Das iſt ſo," erwiederte Salvator lachend, „weil die Zuſammenrottungen verpflichten wie die Dienſte. Darum ſind ſie ſo ſelten und folglich ſo koſtbar."

Herr Jackal hob ſeine Brille empor, ſchaute Salvator an, ſtopfte ſich die Naſe mit Tabak voll, drückte ſeine Brille wieder nieder und ſagte:

„Nun alſo?"

„Auf Wiederſehen, lieber Herr Jackal," antwortete Salvator.

Und er grüßte den Polizeimann, dem er die Hand eben ſo wenig gab, da er ihn verließ, als da er ihn angeredet hatte, ſchritt über die Rue Saint-Honoré von rechts nach links und begab ſich wieder zu Dominique, der ihn in ſeinem Fiacre an der Ecke der Rue Neuve-du-Luxembourg erwartete.

Er öffnete ſodann den Schlag des Fiacre, reichte Dominique beide Hände und ſprach:

„Sie ſind Mann, Sie ſind Chriſt, Sie wiſſen

folglich, was der Schmerz ist, was die Resignation ist . . .“

„Mein Gott!“ rief der Mönch, seine weißen Hände faltend.

„Nun wohl, die Lage Ihres Freundes ist ernst, sehr ernst!“

„Er bat Ihnen also Alles gesagt?“

„Er bat mir im Gegentheile nichts gesagt, und das ist es, was mich erschreckt. Er kennt Ihren Freund nicht von Gesichte; er hat gestern zum ersten Male den Namen Dubreuil aussprechen hören, und er weiß die Ursache seiner Verhaftung nicht . . . Mißtrauen Sie, ich wiederhole es Ihnen, die Sache ist ernst, sehr ernst!“

„Was ist zu thun?“

„Geben Sie nach Hause . . . Ich will meinerseits nachforschen, forschen Sie Ihrerseits nach, und zählen Sie auf mich.“

„Freund,“ sprach Dominique, „da Sie so gut sind . . .“

„Was?“ fragte Salvator, den Mönch anschauend.

„Lassen Sie mich Sie um Verzeihung bitten, daß ich Ihnen nicht Alles gesagt habe.“

„Ist es noch Zeit? Sprechen Sie!“

„Nun denn, der Verhaftete heißt nicht Dubreuil, ist nicht mein Freund.“

„Nicht?“

„Er heißt Sarranti und ist mein Vater.“

„Ah!“ rief Salvator, „ich weiß nun Alles.“ Sodann den Mönch anschauend.

„Treten Sie in die erste die beste Kirche ein, die Sie treffen, und beten Sie!“

„Und Sie?“

„Ich . . . ich werde zu handeln ſuchen.“

Der Mönch nahm die Hand von Salvator und ßte ſie, ehe dieſer Zeit gehabt hatte, ſich zu wider- zen.

„Bruder, Bruder,“ ſprach Salvator, „ich habe nen geſagt, ich gehöre Ihnen mit Leib und Seele, ch man darf uns nicht beiſammen ſehen. Gott be- hlen!“

Er ſchloß den Schlag wieder und entfernte ſich ſch.

„Nach der Saint-Germain-des-Prés-Kirche!“ ſagte r Mönch.

Und während der Fiacre den Weg nach dem ont de la Concorde mit dem gewöhnlichen Gange nes Fiacre einſchlug, ging Salvator ſchleunigſt ieder die Rue de Rivoli hinauf.

XII.

Das Geſpenſt.

Die Saint-Germain-des-Prés-Kirche, mit ihrer manischen Vorhalle, ihren maſſiven Pfeilern, ihren drückten Bögen, ihrem Dufte vom achten Jahrhun- rt, iſt eine der düſterſten Kirchen von Paris, und lglich eine von denjenigen, wo man am leichteſten e Vereinzelung des Leibes und die Erhebung der eele finden kann.

Es hatte alſo nicht ohne Grund Dominique, der nach- chtige Mönch, aber der ſtrenge Menſch, Saint-Germain-

folglich, was der Schmerz ist, was die Resignation ist . . .“

„Mein Gott!“ rief der Mönch, seine weißen Hände faltend.

„Nun wohl, die Lage Ihres Freundes ist ernst, sehr ernst!“

„Er hat Ihnen also Alles gesagt?“

„Er hat mir im Gegentheile nichts gesagt, und das ist es, was mich erschreckt. Er kennt Ihren Freund nicht von Gesichte; er hat gestern zum ersten Male den Namen Dubreuil aussprechen hören, und er weiß die Ursache seiner Verhaftung nicht . . . Mißtrauen Sie, ich wiederhole es Ihnen, die Sache ist ernst, sehr ernst!“

„Was ist zu thun?“

„Gehen Sie nach Hause . . . Ich will meinerseits nachforschen, forschen Sie Ihrerseits nach, und zählen Sie auf mich.“

„Freund,“ sprach Dominique, „da Sie so gut sind . . .“

„Was?“ fragte Salvator, den Mönch anschauend.

„Lassen Sie mich Sie um Verzeihung bitten, daß ich Ihnen nicht Alles gesagt habe.“

„Ist es noch Zeit? Sprechen Sie!“

„Nun denn, der Verhaftete heißt nicht Dubreuil, ist nicht mein Freund.“

„Nicht?“

„Er heißt Sarranti und ist mein Vater.“

„Ah!“ rief Salvator, „ich weiß nun Alles.“

Sodann den Mönch anschauend.

„Treten Sie in die erste die beste Kirche ein, die Sie treffen, und beten Sie!“

Sie?“
. . . ich werde zu handeln ſuchen.“
Mönch nahm die Hand von Salvator und
ehe dieſer Zeit gehabt hatte, ſich zu wider-

der, Bruder,“ ſprach Salvator, „ich habe
ſagt, ich gehöre Ihnen mit Leib und Seele,
darf uns nicht beiſammen ſehen. Gott be-

bloß den Schlag wieder und entfernte ſich

der Saint-Germain-des-Prés-Kirche!“ ſagte
h.
während der Fiacre den Weg nach dem
la Concorde mit dem gewöhnlichen Gange
ıcre einſchlug, ging Salvator ſchleunigſt
e Rue de Rivoli hinauf.

XII.

Das Geſpenſt.

Saint-Germain-des-Prés-Kirche, mit ihrer
en Vorhalle, ihren maſſiven Pfeilern, ihren
Bögen, ihrem Duſte vom achten Jahrhun-
eine der düſterſten Kirchen von Paris, und
ne von denjenigen, wo man am leichteſten
nzelung des Leibes und die Erhebung der
den kann.
te alſo nicht ohne Grund Dominique, der nach-
önch, aber der ſtrenge Menſch, Saint-Germain-

des-Prés gewählt, um hier mit Gott von seinem Vater zu reden.

Er betete lange, und es war über fünf Uhr Nachmittags, als er, die Hände in seinen weiten Aermeln verloren, den Kopf auf seine Brust gesenkt, daraus wegging.

Er wandelte langsam nach der Rue du Pot-de-Fer, immer hoffend, — indessen mit einer sehr schüchternen und unbestimmten Hoffnung, — aus dem Gefängnisse abgegangen, werde sein Vater gekommen sein, um nach ihm zu fragen.

Seine erste Frage an die gute Frau, welche beim Abbé die Functionen einer Concierge und einer Löhnerin cumulirte, war auch, daß er sich erkundigte, ob in seiner Abwesenheit Niemand nach ihm gefragt habe.

„Doch, mein Vater," antwortete die Concierge, „ein Herr . . ."

Dominique bebte.

„Sein Name?" fragte er.

„Er hat ihn mir nicht gesagt."

„Sie kennen ihn nicht?"

„Nein . . . es ist das erste Mal, daß er kommt."

„Sie sind sicher, daß es nicht der ist, welcher mir gestern einen Brief gebracht hat?"

„Ah! nein, diesen hätte ich wohl erkannt: es gibt nicht zwei so finstere Gesichter in Paris."

„Armer Vater!" murmelte Dominique.

„Nein," fuhr die Concierge fort, „die Person, welche zweimal gekommen ist, — denn sie ist zweimal gekommen: einmal um Mittag, und das andere Mal um vier Uhr; — die Person, welche zweimal

ekommen ist, ist mager und kahl. Es ist ein Mann
on ungefähr sechzig Jahren, mit kleinen, wie die
ines Maulwurfs tief im Kopfe liegenden Augen
nd ganz krankem Aussehen. Sie werden ihn übri-
ens wahrscheinlich sogleich sehen, denn er hat ge-
agt, er wolle einen Gang machen und werde dann
iederkommen . . . Soll ich ihn heraufla ssen?"

„Gewiß," erwiederte der Abbé zerstreut; denn
n diesem Augenblicke war ihm an nichts gelegen,
ls an dem, was von seinem Vater kam.

Und er nahm seinen Schlüssel und schickte sich
n, hinaufzugehen.

„Aber," sagte die gute Frau, „Herr Abbé..."

„Was?"

„Sie haben also auswärts gefrühstückt?"

„Nein," antwortete der Abbé, den Kopf schüt-
elnd.

„Also haben Sie den ganzen Tag nichts gegessen?"

„Ich habe nicht daran gedacht. Sie werden mir
twas beim Restaurateur holen . . . was Ihnen be-
iebt."

„Wenn der Herr Abbé wollte," sagte die gute
Frau, indem sie einen Blick auf ihren Ofen warf,
„ich habe einmal eine gute Fleischbrühe . . ."

„Wohl!"

„Sodann würde ich ein paar Cotelettes auf den
Rost legen; das wäre für den Herrn Abbé viel
esser als Fleisch vom Restaurateur."

„Thun Sie, was Sie wollen."

„In fünf Minuten werden die Fleischbrühe und
ie Cotelettes bei Ihnen sein."

Der Abbé nickte beipflichtend mit dem Kopfe und

ging die Treppe hinauf. Als er in sein Zimmer eintrat, öffnete er das Fenster. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne glitten golden durch die Zweige der Bäume des Luxembourg, deren Knospen zu schwellen anfingen.

Es war in der Luft der in's Veilchenblaue spielende kleine Nebel, der das Herannahen des Frühlings verkündigt.

Der Abbé setzte sich, stützte seinen Ellenbogen auf das Fenstergesims, schaute und horchte auf die Schwärme von Sperlingen, welche zwitscherten, ehe sie in ihre Hagebuchen zurückkehrten.

Die Concierge, wie sie es zu thun versprochen, brachte die Fleischbrühe und die zwei Cotelettes herauf; ohne den Mönch in seiner Meditation zu stören, denn sie war gewohnt, ihn so meditiren zu sehen, setzte sie sodann den Tisch vor ihn, und auf den Tisch sein Mittagsbrod.

Der Abbé hatte die Gewohnheit angenommen, Brod auf sein Fenster zu zerkrümeln, und an dieses Bettelgeschenk gewöhnt, eilten die Vögel herbei wie römische Clienten zur Thüre von Lucullus oder von Cäsar.

Einen Monat lang war das Fenster geschlossen geblieben; einen Monat lang hatten die Vögel vergebens ihrem Freunde gerufen; einen Monat lang hatten sie sich vergebens auf den äußeren Rand dieses Fensters gesetzt und neugierig durch die Scheibe geschaut.

Das Zimmer war leer: der Abbé Dominique war in Penhoël.

Als aber die Vögel das Fenster offen sahen, da

verdoppelte sich ihr Geschwätz. Man hätte glauben sollen, sie verkündigen einander die frohe Neuigkeit. Endlich wagten es einige von ihnen, mit besserem Gedächtnisse, um den Mönch zu flattern.

Das Geräusch der Flügel entzog ihn seiner Träumerei.

„Ah!“ sagte er, „arme Kleine, ich vergaß euch, und ihr erinnert euch; ihr seid besser als ich.“

Und er nahm sein Brod, wie er es früher gethan, und zerkrümelte es auf das Fenster.

Sogleich waren es nicht mehr zwei oder drei kühne Sperlinge, die sich zu nähern wagten: es war der ganze Flug seiner alten Pensionäre, der um ihn wirbelte.

„Frei, frei, frei!“ murmelte Dominique; „ihr seid frei, reizende Vögel, und mein Vater, er ist Gefangener!“

Und er fiel in seinen Lehnstuhl zurück, wo er einige Augenblicke in eine tiefe Träumerei versenkt blieb.

Dann trank er endlich maschinenmäßig seine Fleischbrühe und aß seine Cotelettes mit der Kruste von dem Brode, von dem er die Krume den Vögeln gegeben hatte.

Die Sonne sank indessen immer tiefer gegen den Horizont; sie vergoldete nur noch das äußerste Ende der Zweige und die Spitzen der Kamine. Die kleinen Vögel waren entflogen, und man hörte in der Ferne, in den Hagebuchen, ihr Geschwätz, das mehr und mehr erlosch.

Immer maschinenmäßig, streckte Dominique die Hand aus und entfaltete sein Journal.

Die zwei erſten Colonnen enthielten die wortreiche Erzählung der Ereigniſſe des vorhergehenden Tages. Der Abbé Dominique, der wenigſtens eben ſo gut als ein Journal des Miniſteriums wußte, woran er ſich in dieſer Hinſicht zu halten hatte, überſprang die zwei Colonnen; als er aber zur dritten kam, zog es wie eine Blendung vor ſeinen Augen vorüber; ſein ganzer Leib zitterte, ein Schauer lief in ihm vom Kopfe bis zu den Füßen, ein kalter Schweiß überſtrömte ſeine Stirne: er hatte dreimal wiederholt, ehe er etwas geleſen, ſeinen Namen oder vielmehr den ſeines Vaters geſehen.

Aus welcher Veranlaſſung war der Name von Herrn Sarranti dreimal in den Colonnen dieſes Journals wiederholt?

Der arme Dominique hatte eine Erſchütterung empfunden ähnlich der, welche die Gäſte von Balthaſar treffen mußte, als die unſichtbare Hand mit Flammenſchrift die drei tödtlichen Worte an die Wand ſchrieb.

Er rieb ſich die Augen, als blendete ihn ein Blutbild; er verſuchte es, zu leſen, doch die Zeitung zitterte dergeſtalt in ſeinen beiden Händen, daß die Linien ihm blendend ſchillerten wie der Reflex eines Spiegels, den man bewegt.

Endlich breitete er das Blatt auf ſeinem Schooße aus, befeſtigte es auf beiden Seiten mit ſeinen Händen, und las beim letzten Scheine des Tages.

Sie errathen, nicht wahr, was er las? Er las die in die Journale eingerückte entſetzliche Notiz, die wir Ihnen vor Augen gelegt haben; die Notiz, in

der sein Vater des Diebstahls und des Mordes angeklagt war.

Der Blitz hätte nicht so ungeschlacht und so tödtlich einen Menschen niedergeschmettert, als es dieser erschreckliche Artikel that:

Plötzlich aber sprang er von seinem Stuhle an seinen Secretär und rief:

„Ah! Gott sei gelobt! Diese Verleumdung, mein Vater, wird in die Hölle zurückkehren, von der sie ausgegangen ist!“

Und er nahm aus der Schublade das uns bekannte Papier, die geschriebene Beichte von Herrn Gérard.

Er drückte heiße Küsse auf die Rolle, welche das Leben eines Menschen enthielt; mehr als sein Leben, seine Ehre! — die Ehre seines Vaters!

Er öffnete sie, um sich zu versichern, es sei wirklich die kostbare Rolle, und er täusche sich nicht in seiner Hast; und als er die Handschrift erkannt und den Namen, mit dem sie unterzeichnet war, wieder gelesen hatte, küßte er sie aufs Neue; dann schob er sie unter seinen Rock, preßte sie an seine Brust, verließ das Zimmer, schloß die Thüre und stieg rasch die Treppe hinab.

Ein Mann stieg die Treppe zu gleicher Zeit herauf, da der Abbé Dominique hinabging. Doch der Abbé Dominique schenkte diesem Manne keine Aufmerksamkeit; er ging an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken, beinahe ohne ihn zu sehen, als er sich am Aermel seines Rockes zurückgehalten fühlte.

„Verzeihen Sie, Herr Abbé,“ sagte derjenige, welcher ihn zurückhielt, „ich ging zu Ihnen.“

Der Ton dieſer Stimme machte Dominique beben; ſie war ihm nicht unbekannt.

„Zu mir? . . . Später," erwiederte Dominique; „ich habe nicht Zeit, wieder hinaufzugehen."

„Und ich habe keine, wiederzukommen," ſprach der Mann, indem er diesmal den Arm des Mönches mit dem Aermel ergriff.

Dominique fühlte etwas wie einen tiefen Schrecken auf ſich niederfallen.

Dieſe eiſernen Hände, die ihm den Arm zuſammendrückten, ſchienen die Hände eines Skelettes zu ſein.

Er ſuchte denjenigen zu ſehen, welcher ihn ſo auf ſeinem Wege aufhielt; doch die Treppe war in der Finſterniß, ein einziger Strahl des Tages drang durch ein Ochſenauge ein und beleuchtete einen ſchmalen Raum.

„Wer ſind Sie, und was wollen Sie von mir?" fragte der Mönch, der ſeinen Arm vergebens loszumachen ſuchte.

„Ich bin Herr Gérard," erwiederte der Mann, „und ich komme wegen des Bewußten."

Dominique ſtieß einen Schrei aus.

Doch die Sache ſchien ihm ſo unmöglich, daß er, ehe er daran glaubte, dem Zeugniſſe ſeiner Ohren das Zeugniß ſeiner Augen beifügen wollte.

Er nahm den Mann nun auch bei beiden Armen, und ſprang mit ihm bis in den röthlichen Strahl, den einzigen, der die Treppe beleuchtete.

Der Kopf des Geſpenſtes befand ſich im Lichte.

Es war in der That Herr Gérard.

Der Abbé wich, das Auge erſchrocken, die Haare

u Berge stehend, seine Kinnbacken an einander klap-
ernd, bis an die Wand zurück.

Hier blieb er in der Haltung eines Mannes, der
inen Leichnam in seinem Sarge sich würde erheben
ehen, und ließ mit einer dumpfen Stimme das ein-
ige Wort entschlüpfen:

„Lebendig!"

„Allerdings lebendig," sagte Herr Gérard. „Gott
at Mitleid mit meiner Reue gehabt und mir einen
uten, jungen Arzt geschickt, durch den ich geheilt
orden bin."

„Sie?" rief der Abbé, der sich einem entsetzlichen
raume preisgegeben glaubte.

„Nun wohl, ja. Ich begreife, daß Sie mich für
ödt gehalten haben, doch ich bin es nicht."

„Sind Sie schon zweimal heute hier gewesen?"

„Und ich komme zum dritten Male . . . Ich
äre zehnmal gekommen; Sie begreifen, es lag mir
aran, daß Sie mich nicht fortwährend für todt
ielten."

„Doch warum eher heute, als an einem andern
age?" fragte maschinenmäßig der Abbé, indem er
en Mörder mit starren Augen anschaute.

„Sie haben also die Zeitungen nicht gelesen?"
agte Herr Gérard.

„Doch, ich habe sie gelesen," antwortete mit
umpfer Stimme der Mönch, der den Abgrund, vor
em er sich fand, zu ermessen anfing.

„Wenn Sie sie gelesen haben, so müssen Sie den
weck meines Besuches begreifen."

Dominique begriff in der That, und ein kalter
chweiß floß über seinen ganzen Leib.

„Da ich lebe," fuhr Herr Gérard, die Stimme dämpfend, fort, „so ist meine Beichte nichtig."

„Nichtig?" wiederholte maschinenmäßig der Mönch.

„Ja, ist es nicht den Priestern bei Strafe ewiger Verdammniß verboten, die Beichte zu offenbaren, ohne die Erlaubniß des Beichtenden erhalten zu haben?"

„Diese Erlaubniß haben Sie mir gegeben," rief der Mönch.

„Wenn ich todt wäre, ja, allerdings; doch da ich lebe, nehme ich sie zurück."

„Unglücklicher!" rief der Mönch, „und mein Vater?"

„Er vertheidige sich, er klage mich an, er beweise; doch Sie, Beichtvater, Stille!"

„Es ist gut!" sagte Dominique, einsehend, daß er sich nicht gegen ein Verhängniß sträuben konnte, das sich ihm unter der Form von einem der Grunddogmen der Kirche bot, „es ist gut, Elender! ich werde schweigen!"

Und mit der Hand Gérard zurückstoßend, machte er eine Bewegung, um wieder in seine Wohnung hinaufzugehen.

Doch Herr Gérard klammerte sich an ihn an.

„Was wollen Sie noch von mir?" fragte der Mönch.

„Was ich will?" sagte der Mörder. „Ich will das Papier, das ich Ihnen in einem Augenblicke des Deliriums gegeben habe."

Dominique drückte seine beiden Hände an seine Brust.

„Sie haben es," rief Gérard; „es ist da . . . geben Sie es mir zurück."

Und der Mönch fühlte aufs Neue an seinem Arme den Druck der eisernen Hand, während der ausgestreckte Finger des Mörders beinahe das Manuscript berührte.

„Ja, es ist da," sprach der Abbé Dominique; „doch wo es ist, da wird es, ich schwöre es bei meinem Priesterworte, auch bleiben."

„Sie würden also Ihren Eid brechen? Sie würden also die Beichte offenbaren?"

„Ich habe Ihnen gesagt, ich nehme den Vertrag an, und so lange Sie leben, werde ich schweigen."

„Warum behalten Sie dann dieses Papier?"

„Weil Gott gerecht ist; weil es, durch Zufall oder durch Gerechtigkeit, sein kann, daß Sie während des Processes meines Vaters sterben, weil ich endlich, ist mein Vater verurtheilt, auf dem Schaffot zu sterben, dieses Papier gegen Gott erheben und sprechen werde: „„Herr, der Du das höchste Wesen und der gerechte Gott bist, schlage den Schuldigen und rette den Unschuldigen!"" Das, Elender, ist mein Menschen- und Priesterrecht, und ich werde von meinem Rechte Gebrauch machen."

Hierauf schob er Herrn Gérard, der sich vor ihn gestellt hatte, als wollte er ihm den Weg versperren, heftig beiseit, ging die Treppe hinauf, dem Mörder durch eine gebieterische Geberde verbietend, ihm zu folgen, trat in seine Wohnung ein, deren Thüre er schloß, fiel vor einem Crucifix auf die Kniee und sprach:

„Mein Gott und Herr, Du, der Du Alles siehst,

Du, der Du Alles hörst, Du haſt ſo eben geſehen und gehört, was vorgefallen iſt; mein Gott und Herr, es wäre eine Ruchloſigkeit, die Hand der Menſchen bei Allem dem anzurufen . . . Dir die Gerechtigkeit!"

Dann fügte er mit dumpfem Tone bei:

„Und übſt Du nicht Gerechtigkeit, mir die Rache!"

XIII.

Eine Soirée im Hotel Marande.

Einen Monat nach den Ereigniſſen, die wir in den vorhergehenden Kapiteln erzählt haben, am Sonntag den 30. April, bot die Rue Laffitte, — oder nennen wir ſie vielmehr mit dem Namen, den ſie damals trug, — die Rue d'Artois einen ungewohnten Anblick.

Man denke ſich in der That das Boulevard des Italiens und das Boulevard des Capucines bis zum Boulevard de la Madeleine, das Boulevard Montmartre bis zum Boulevard Bonne-Nouvelle, und andererſeits, parallel, die ganze Rue de Provence und die anliegenden Straßen buchſtäblich von Equipagen mit funkelnden Laternen überſtrömt; man denke ſich die Rue d'Artois beleuchtet von zwei mit Lämpchen beladenen rieſigen Eibenbäumen, die ſich auf jeder Seite der Thüre eines reichen Hotels erhoben; zwei Dragoner zu Pferde dieſe Thüre bewachend, zwei andere auf dem durch das Durchkreuzen der Rue de Provence gebildeten Scheidewege ſtationirend; —

nd man wird eine Idee von dem Schauspiele
ben, das den Vorübergehenden die Umgebungen des
otels Marande bieten, wenn seine schöne Herrin
nigen Freunden eine von den Soireen gibt,
obei ganz Paris sein will.

Folgen wir einer von den Equipagen, welche die
eihe bilden, und treten wir mit ihr in den Ehren-
f ein; bleiben wir sodann in diesem Ehrenhofe
hen, in Erwartung von Einem, der uns einführt,
id während wir warten, betrachten wir das Innere
s Hotels.

Das Hotel Marande lag, wie gesagt, in der Rue
Artois, zwischen dem Hotel Cerutti, — das bis
792 seinen Namen der Straße gegeben hatte, —
id dem Hotel de l'Empire.

Drei Corps de Logis bildeten, mit der Façade-
auer, ein ungeheures Rechteck. Rechts waren die
mmer des Banquier, vorne die Salons des Politikers;
ıks die Gemächer der schönen Person, die unsern
:sern schon mehrere Male unter dem Namen Lydie
)n Marande erschienen ist. Diese drei Corps de
)gis standen so mit einander in Verbindung, daß
:r Herr das Auge überall haben konnte, — zu
der Stunde des Tages, wie zu jeder Stunde der
acht.

Die Empfangsalons nahmen den ersten Stock dem
horwege gegenüber ein. Doch an den großen Tagen
fnete man die Verbindungsthüren, und die Einge-
:denen konnten dann ohne Indiscretion in die ele-
ınten Boudoirs der Frau und in die strengen Orte
:r Zurückgezogenheit des Mannes dringen.

Das ganze Erdgeschoß diente, der linke Flügel

ging die Treppe hinauf. Als er in sein Zimmer eintrat, öffnete er das Fenster. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne glitten golden durch die Zweige der Bäume des Luxembourg, deren Knospen zu schwellen anfingen.

Es war in der Luft der in's Veilchenblaue spielende kleine Nebel, der das Herannahen des Frühlings verkündigt.

Der Abbé setzte sich, stützte seinen Ellenbogen auf das Fenstergesims, schaute und horchte auf die Schwärme von Sperlingen, welche zwitscherten, ehe sie in ihre Hagebuchen zurückkehrten.

Die Concierge, wie sie es zu thun versprochen, brachte die Fleischbrühe und die zwei Cotelettes herauf; ohne den Mönch in seiner Meditation zu stören, denn sie war gewohnt, ihn so meditiren zu sehen, setzte sie sodann den Tisch vor ihn, und auf den Tisch sein Mittagsbrod.

Der Abbé hatte die Gewohnheit angenommen, Brod auf sein Fenster zu zerkrümeln, und an dieses Bettelgeschenk gewöhnt, eilten die Vögel herbei wie römische Clienten zur Thüre von Lucullus oder von Cäsar.

Einen Monat lang war das Fenster geschlossen geblieben; einen Monat lang hatten die Vögel vergebens ihrem Freunde gerufen; einen Monat lang hatten sie sich vergebens auf den äußeren Rand dieses Fensters gesetzt und neugierig durch die Scheibe geschaut.

Das Zimmer war leer: der Abbé Dominique war in Penhoël.

Als aber die Vögel das Fenster offen sahen, da

verdoppelte ſich ihr Geſchwätz. Man hätte glauben ſollen, ſie verkündigen einander die frohe Neuigkeit. Endlich wagten es einige von ihnen, mit beſſerem Gedächtniſſe, um den Mönch zu flattern.

Das Geräuſch der Flügel entzog ihn ſeiner Träumerei.

„Ah!“ ſagte er, „arme Kleine, ich vergaß euch, und ihr erinnert euch; ihr ſeid beſſer als ich.“

Und er nahm ſein Brod, wie er es früher gethan, und zerkrümelte es auf das Fenſter.

Sogleich waren es nicht mehr zwei oder drei kühne Sperlinge, die ſich zu nähern wagten: es war der ganze Flug ſeiner alten Penſionäre, der um ihn wirbelte.

„Frei, frei, frei!“ murmelte Dominique; „ihr ſeid frei, reizende Vögel, und mein Vater, er iſt Gefangener!“

Und er fiel in ſeinen Lehnſtuhl zurück, wo er einige Augenblicke in eine tiefe Träumerei verſenkt blieb.

Dann trank er endlich maſchinenmäßig ſeine Fleiſchbrühe und aß ſeine Cotelettes mit der Kruſte von dem Brode, von dem er die Krume den Vögeln gegeben hatte.

Die Sonne ſank indeſſen immer tiefer gegen den Horizont; ſie vergoldete nur noch das äußerſte Ende der Zweige und die Spitzen der Kamine. Die kleinen Vögel waren entflogen, und man hörte in der Ferne, in den Hagebuchen, ihr Geſchwätz, das mehr und mehr erloſch.

Immer maſchinenmäßig, ſtreckte Dominique die Hand aus und entfaltete ſein Journal.

Die zwei erſten Colonnen enthielten die wortreiche Erzählung der Ereigniſſe des vorhergehenden Tages. Der Abbé Dominique, der wenigſtens eben ſo gut als ein Journal des Miniſteriums wußte, woran er ſich in dieſer Hinſicht zu halten hatte, überſprang die zwei Colonnen; als er aber zur dritten kam, zog es wie eine Blendung vor ſeinen Augen vorüber; ſein ganzer Leib zitterte, ein Schauer lief in ihm vom Kopfe bis zu den Füßen, ein kalter Schweiß überſtrömte ſeine Stirne: er hatte dreimal wiederholt, ehe er etwas geleſen, ſeinen Namen oder vielmehr den ſeines Vaters geſehen.

Aus welcher Veranlaſſung war der Name von Herrn Sarranti dreimal in den Colonnen dieſes Journals wiederholt?

Der arme Dominique hatte eine Erſchütterung empfunden ähnlich der, welche die Gäſte von Balthaſar treffen mußte, als die unſichtbare Hand mit Flammenſchrift die drei tödtlichen Worte an die Wand ſchrieb.

Er rieb ſich die Augen, als blendete ihn ein Blutbild; er verſuchte es, zu leſen, doch die Zeitung zitterte dergeſtalt in ſeinen beiden Händen, daß die Linien ihm blendend ſchillerten wie der Reflex eines Spiegels, den man bewegt.

Endlich breitete er das Blatt auf ſeinem Schooße aus, befeſtigte es auf beiden Seiten mit ſeinen Händen, und las beim letzten Scheine des Tages.

Sie errathen, nicht wahr, was er las? Er las die in die Journale eingerückte entſetzliche Notiz, die wir Ihnen vor Augen gelegt haben; die Notiz, in

der sein Vater des Diebstahls und des Mordes angeklagt war.

Der Blitz hätte nicht so ungeschlacht und so tödtlich einen Menschen niedergeschmettert, als es dieser erschreckliche Artikel that:

Plötzlich aber sprang er von seinem Stuhle an seinen Secretär und rief:

„Ah! Gott sei gelobt! Diese Verleumdung, mein Vater, wird in die Hölle zurückkehren, von der sie ausgegangen ist!"

Und er nahm aus der Schublade das uns bekannte Papier, die geschriebene Beichte von Herrn Gérard.

Er drückte heiße Küsse auf die Rolle, welche das Leben eines Menschen enthielt; mehr als sein Leben, seine Ehre! — die Ehre seines Vaters!

Er öffnete sie, um sich zu versichern, es sei wirklich die kostbare Rolle, und er täusche sich nicht in seiner Hast; und als er die Handschrift erkannt und den Namen, mit dem sie unterzeichnet war, wieder gelesen hatte, küßte er sie aufs Neue; dann schob er sie unter seinen Rock, preßte sie an seine Brust, verließ das Zimmer, schloß die Thüre und stieg rasch die Treppe hinab.

Ein Mann stieg die Treppe zu gleicher Zeit herauf, da der Abbé Dominique hinabging. Doch der Abbé Dominique schenkte diesem Manne keine Aufmerksamkeit; er ging an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken, beinahe ohne ihn zu sehen, als er sich am Aermel seines Rockes zurückgehalten fühlte.

„Verzeihen Sie, Herr Abbé," sagte derjenige, welcher ihn zurückhielt, „ich ging zu Ihnen."

Der Ton dieſer Stimme machte Dominique beben; ſie war ihm nicht unbekannt.

„Zu mir? . . . Später," erwiederte Dominique; „ich habe nicht Zeit, wieder hinaufzugehen."

„Und ich habe keine, wiederzukommen," ſprach der Mann, indem er diesmal den Arm des Mönches mit dem Aermel ergriff.

Dominique fühlte etwas wie einen tiefen Schrecken auf ſich niederfallen.

Dieſe eiſernen Hände, die ihm den Arm zuſammendrückten, ſchienen die Hände eines Skelettes zu ſein.

Er ſuchte denjenigen zu ſehen, welcher ihn ſo auf ſeinem Wege aufhielt; doch die Treppe war in der Finſterniß, ein einziger Strahl des Tages drang durch ein Ochſenauge ein und beleuchtete einen ſchmalen Raum.

„Wer ſind Sie, und was wollen Sie von mir?" fragte der Mönch, der ſeinen Arm vergebens loszumachen ſuchte.

„Ich bin Herr Gérard," erwiederte der Mann, „und ich komme wegen des Bewußten."

Dominique ſtieß einen Schrei aus.

Doch die Sache ſchien ihm ſo unmöglich, daß er, ehe er daran glaubte, dem Zeugniſſe ſeiner Ohren das Zeugniß ſeiner Augen beifügen wollte.

Er nahm den Mann nun auch bei beiden Armen, und ſprang mit ihm bis in den röthlichen Strahl, den einzigen, der die Treppe beleuchtete.

Der Kopf des Geſpenſtes befand ſich im Lichte.

Es war in der That Herr Gérard.

Der Abbé wich, das Auge erſchrocken, die Haare

stehend, seine Kinnbacken an einander klap-
s an die Wand zurück.
blieb er in der Haltung eines Mannes, der
eichnam in seinem Sarge sich würde erheben
und ließ mit einer dumpfen Stimme das ein-
Wort entschlüpfen:
„Lebendig!"
„Allerdings lebendig," sagte Herr Gérard. „Gott
at Mitleid mit meiner Reue gehabt und mir einen guten, jungen Arzt geschickt, durch den ich geheilt worden bin."
„Sie?" rief der Abbé, der sich einem entsetzlichen Traume preisgegeben glaubte.
„Nun wohl, ja. Ich begreife, daß Sie mich für todt gehalten haben, doch ich bin es nicht."
„Sind Sie schon zweimal heute hier gewesen?".
„Und ich komme zum dritten Male . . . Ich wäre zehnmal gekommen; Sie begreifen, es lag mir daran, daß Sie mich nicht fortwährend für todt hielten."
„Doch warum eher heute, als an einem andern Tage?" fragte maschinenmäßig der Abbé, indem er den Mörder mit starren Augen anschaute.
„Sie haben also die Zeitungen nicht gelesen?" sagte Herr Gérard.
„Doch, ich habe sie gelesen," antwortete mit dumpfer Stimme der Mönch, der den Abgrund, vor dem er sich fand, zu ermessen anfing.
„Wenn Sie sie gelesen haben, so müssen Sie den Zweck meines Besuches begreifen."
Dominique begriff in der That, und ein kalter Schweiß floß über seinen ganzen Leib.

„Da ich lebe," fuhr Herr Gérard, die Stimme dämpfend, fort, „ſo iſt meine Beichte nichtig."

„Nichtig?" wiederholte maſchinenmäßig der Mönch.

„Ja, iſt es nicht den Prieſtern bei Strafe ewiger Verdammniß verboten, die Beichte zu offenbaren, ohne die Erlaubniß des Beichtenden erhalten zu haben?"

„Dieſe Erlaubniß haben Sie mir gegeben," rief der Mönch.

„Wenn ich todt wäre, ja, allerdings; doch da ich lebe, nehme ich ſie zurück."

„Unglücklicher!" rief der Mönch, „und mein Vater?"

„Er vertheidige ſich, er klage mich an, er beweiſe; doch Sie, Beichtvater, Stille!"

„Es iſt gut!" ſagte Dominique, einſehend, daß er ſich nicht gegen ein Verhängniß ſträuben konnte, das ſich ihm unter der Form von einem der Grunddogmen der Kirche bot, „es iſt gut, Elender! ich werde ſchweigen!"

Und mit der Hand Gérard zurückſtoßend, machte er eine Bewegung, um wieder in ſeine Wohnung hinaufzugehen.

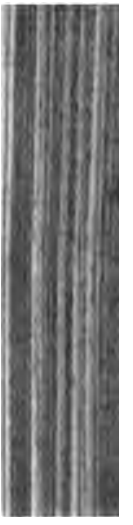
Doch Herr Gérard klammerte ſich an ihn an.

„Was wollen Sie noch von mir?" fragte der Mönch.

„Was ich will?" ſagte der Mörder. „Ich will das Papier, das ich Ihnen in einem Augenblicke des Deliriums gegeben habe."

Dominique drückte ſeine beiden Hände an ſeine Bruſt.

es ist da," sprach der Abbé Dominique;
es ist, da wird es, ich schwöre es bei
riesterworte, auch bleiben."
würden also Ihren Eid brechen? Sie wür-
ie Beichte offenbaren?"
habe Ihnen gesagt, ich nehme den Vertrag
so lange Sie leben, werde ich schweigen."
um behalten Sie dann dieses Papier?"
Gott gerecht ist; weil es, durch Zufall
Gerechtigkeit, sein kann, daß Sie während
sses meines Vaters sterben, weil ich end-
nein Vater verurtheilt, auf dem Schaffot
, dieses Papier gegen Gott erheben und
erde: „„Herr, der Du das höchste Wesen
erechte Gott bist, schlage den Schuldigen
den Unschuldigen!"" Das, Elender, ist
ischen- und Priesterrecht, und ich werde
m Rechte Gebrauch machen."
f schob er Herrn Gérard, der sich vor ihn
te, als wollte er ihm den Weg versperren,



Du, der Du Alles hörst, Du haſt ſo eben geſehen und gehört, was vorgefallen iſt; mein Gott und Herr, es wäre eine Ruchloſigkeit, die Hand der Menſchen bei Allem dem anzurufen . . . Dir die Gerechtigkeit!"

Dann fügte er mit dumpfem Tone bei:

„Und übſt Du nicht Gerechtigkeit, mir die Rache!"

XIII.

Eine Soirée im Hotel Marande.

Einen Monat nach den Ereigniſſen, die wir in den vorhergehenden Kapiteln erzählt haben, am Sonntag den 30. April, bot die Rue Laffitte, — oder nennen wir ſie vielmehr mit dem Namen, den ſie damals trug, — die Rue d'Artois einen ungewohnten Anblick.

Man denke ſich in der That das Boulevard des Italiens und das Boulevard des Capucines bis zum Boulevard de la Madeleine, das Boulevard Montmartre bis zum Boulevard Bonne-Nouvelle, und andererſeits, parallel, die ganze Rue de Provence und die anliegenden Straßen buchſtäblich von Equipagen mit funkelnden Laternen überſtrömt; man denke ſich die Rue d'Artois beleuchtet von zwei mit Lämpchen beladenen rieſigen Eibenbäumen, die ſich auf jeder Seite der Thüre eines reichen Hotels erhoben; zwei Dragoner zu Pferde dieſe Thüre bewachend, zwei andere auf dem durch das Durchkreuzen der Rue de Provence gebildeten Scheidewege ſtationirend; —

wird eine Idee von dem Schauspiele
den Vorübergehenden die Umgebungen des
arande bieten, wenn seine schöne Herrin
Freunden eine von den Soireen gibt,
anz Paris sein will.

gen wir einer von den Equipagen, welche die
bilden, und treten wir mit ihr in den Ehren-
ein; bleiben wir sodann in diesem Ehrenhofe
en, in Erwartung von Einem, der uns einführt,
d während wir warten, betrachten wir das Innere
es Hotels.

Das Hotel Marande lag, wie gesagt, in der Rue d'Artois, zwischen dem Hotel Cerutti, — das bis 1792 seinen Namen der Straße gegeben hatte, — und dem Hotel de l'Empire.

Drei Corps de Logis bildeten, mit der Façademauer, ein ungeheures Rechteck. Rechts waren die Zimmer des Banquier, vorne die Salons des Politikers; links die Gemächer der schönen Person, die unsern Lesern schon mehrere Male unter dem Namen Lydie von Marande erschienen ist. Diese drei Corps de Logis standen so mit einander in Verbindung, daß der Herr das Auge überall haben konnte, — zu jeder Stunde des Tages, wie zu jeder Stunde der Nacht.

Die Empfangsalons nahmen den ersten Stock dem Thorwege gegenüber ein. Doch an den großen Tagen öffnete man die Verbindungsthüren, und die Eingeladenen konnten dann ohne Indiscretion in die eleganten Boudoirs der Frau und in die strengen Orte der Zurückgezogenheit des Mannes dringen.

Das ganze Erdgeschoß diente, der linke Flügel

für Küche und Officin; das Centrum als Speiſeſaal und Veſtibule; der rechte Flügel für Bureaux und Kaſſe.

Steigen wir die Treppe mit marmornem Geländer und mit Stufen bedeckt mit einem Teppich von Sallandrouze hinauf und ſehen wir, ob unter dieſer ganzen Menge, welche die Vorzimmer füllt, nicht ein Freund exiſtirt, der uns der ſchönen Wirthin des Hauſes vorſtellen kann.

Wir kennen die bedeutendſten Eingeladenen; doch wir ſtehen nicht in ſo enger Verbindung mit ihnen, um einen ſolchen Dienſt von ihnen zu verlangen.

Höret, man meldet ſie.

Es iſt Lafayette, es iſt Caſimir Perrier, es iſt Royer-Collard, es iſt Béranger, es iſt Pajol, es iſt Köchlin, es iſt endlich Alles das, was in Frankreich die in der Mitte zwiſchen der ariſtokratiſchen Monarchie und der Republik liegende Meinung vertritt; es ſind diejenigen, welche mit dem Worte Charte im Munde dumpf an der großen Geburt von 1830 arbeiten, und hören wir unter allen dieſen Parteichefs, die wir genannt haben, Laffitte nicht melden, ſo iſt dies ſo, weil er ſich in Maiſons befindet und mit der Ergebenheit, welche der treffliche Banquier für ſeine Freunde hegt, den kranken Manuel pflegt, der binnen Kurzem ſterben wird.

Doch ſieh, da iſt Einer, der uns einführen wird. Iſt einmal die Schwelle überſchritten, ſo werden wir gehen, wohin es uns beliebt.

Es iſt dieſer junge Mann von mittlerer, eher großer, als kleiner, wunderbar gebauter Geſtalt; dieſer junge Mann nach der Mode der Zeit gekleidet,

haffen, und überdies ist er bei der Opposition;
arze Sammetweste mit einem Knopfe oben
ɔft, drei Knöpfen unten zugeknöpft, welche
urch ihre Oeffnuug ein Jabot von englischen
passiren läßt; anliegende Beinkleider, ein
, bewunderungswürdig gemachtes Bein zeich-
urchbrochene schwarze seidene Strümpfe und
mit kleinen goldenen Schnallen, einen Frauen-
ɔaltend; — sodann über Alles dies der Kopf
n Dyk mit sechsundzwanzig Jahren.
haben ihn erkannt, es ist Petrus. Er hat
or ein reizendes Portrait von der Gebieterin
ises gemacht. — Er liebt es nicht, Portraits
en, doch sein Freund Jean Robert ist so sehr
ɔedrungen, er möge das von Frau von Ma-
ıalen, daß der junge Künstler einwilligte.
gs hat ein hübscher Mund, sich mit dem be-
en Munde von Jean Robert verbindend,
:gleich eine reizende Hand die seinige drückte,
Balle der Frau Herzogin von Berry. —

ſchon den von Regina von Lamothe-Houdon, Gräfin Rappt, erkannt hat, öffnete die Pforten ſeines Atelier Madame Lydie von Marande, welche, das erſte Mal von ihrem Gatten geführt, — der dem Maler in Perſon für ſeine Gefälligkeit danken wollte, — die anderen Male nur in Begleitung eines einzigen Bedienten kam.

Sodann, als das Gemälde vollendet war, — da man einſah, man bezahle nicht mit Banquebillets die Gefälligkeit eines Künſtlers wie Petrus, eines Edelmannes wie der Baron von Courtenay, — neigte ſich Frau von Marande an das Ohr des ſchönen Malers und ſagte zu ihm:

„Beſuchen Sie mich, wann Sie wollen: nur benachrichtigen Sie mich am Tage vorher durch eine Zeile, damit Sie Regina bei mir finden.“

Und Petrus ergriff die Hand von Frau von Marande und küßte ſie mit einem Feuer, das die ſchöne Lydie ſagen machte:

„Oh! mein Herr, wie müſſen Sie diejenigen lieben, welche Sie lieben!“

Am andern Tage erhielt Petrus, durch die Vermittlung von Regina, eine ſehr einfache Nadel, die kaum den halben Werth ſeines Bildes hatte, — eine doppelte Zartheit, welche mit ſeinem ariſtokratiſchen Charakter Petrus beſſer als irgend ein Anderer zu ſchätzen im Stande war.

Folgen wir alſo Petrus: Sie ſehen, daß er alles Recht hat, uns in ſeinem Gefolge in das Haus des Banquier der Rue d'Artois einzuführen und uns die Schwelle dieſer Salons überſchreiten zu laſſen, wo uns ſo viele Illuſtrationen vorangegangen ſind.

hen wir unmittelbar zur Gebieterin des
Sie ist dort rechts in ihrem Boudoir.
te erste Bewegung von Jedem, der in di
oir eintritt, gehört ganz dem Erstaunen. W
aus allen den berühmten Personen geworden,
an gemeldet hat, und warum findet man hi
itten unter zehn bis zwölf Frauen, kaum drei b
er junge Leute? Das ist so, weil die politische
lustrationen Herrn von Marande zu Liebe kommen
il Frau von Marande die Politik haßt; weil si
ärt, sie habe keine Meinung, sie finde nur, die
u Herzogin von Berry sei eine reizende Frau,
König Karl X. müsse einst ein vollendeter Edel-
n gewesen sein.

Doch sind die Männer, — welche bald kommen
n, seien Sie ruhig! — sind die Männer oder
hr die jungen Leute in der Minderzahl, welch
ndendes Lustspiel von Frauen!

schäftigen wir uns zuerst mit dem Boudoir.
s ist ein hübscher Salon, der einerseits in
lafzimmer und andererseits in eine Gewächs-
erie geht. Er ist ausgeschlagen mit himmel-
ltlaß mit schwarzen und rosenfarbigen Orna-
daß die glänzenden Augen und die herrlichen
n der schönen Freundinnen von Frau von Ma-
dem Azur wie Sterne am Firmament funkeln.
ge aber, welche man zuerst erblickt, die-
welcher wir uns besonders zu beschäftigen
Sympathetischste, wenn nicht die Schönste,
idste, wenn nicht die Hübscheste, ist ohne
die Herrin des Hauses, Madame Lydie
e.

vator. I.

Wir haben, so weit es der Feder dies zu thun erlaubt ist, das Portrait ihrer drei Freundinnen von Saint-Denis gezeichnet; versuchen wir es nun das ihrige zu skizziren.

Madame Lydie von Marande schien kaum ihr zwanzigstes Jahr erreicht zu haben. Es war eine Person von reizendem Anblick für Jeden, der in der Frau einen Körper und nicht allein eine Seele finden will.

Sie hatte Haare von einer köstlichen Nuance: blond, wenn sie dieselben in leichten Locken trug, kastanienbraun, wenn sie sie in geschlossenem Scheitel trug; immer glänzend und seiden.

Ihre Stirne war schön, verständig und stolz, weiß wie Marmor, glatt wie dieser.

Ihre Augen waren seltsam, weder völlig blau, noch völlig schwarz, doch an beiden Farben theilhabend, zuweilen in Nuancen von Opal spielend, andere Male düster wie Lasurstein, und dies je nach dem Lichte, das sie beleuchtete, oder vielleicht nach den Schlägen des Herzens, das sie belebte.

Die Nase war fein, aufgestülpt, spöttisch; der Mund war wohl gezeichnet, jedoch ein wenig groß, frisch wie feuchte Koralle, lachend und sinnlich.

Gewöhnlich sind ihre prallen Lippen leicht geöffnet und lassen das äußerste Ende einer doppelten Reihe von Perlen sehen; schließen sich diese Lippen, so geben sie, indem sie sich verbinden, dem ganzen oberen Theile des Gesichtes ein hoffärtiges, geringschätziges Wesen.

Das Kinn ist zierlich und rosenfarbig.

Was aber diesem ganzen Gesichte seine wirkliche

önheit, seine wahre Physiognomie, seinen origi-
len und, wir möchten beinahe sagen, seinen origi-
len Charakter verlieh, das war dieses schauernde
en, das mit dem Blute unter der Haut zu laufen
en; das war dieser lebendige Teint; das waren
se so leicht mit Perlmutter nuancirten, so coquett
Rosa gefärbten Wangen, daß sie zugleich die
rchsichtigkeit hatten, an der man die Frau des
dens erräth, und die Frische, an der man die Frau
Nordens erkennt.

So, unter einem blühenden Apfelbaume, bekleidet mit der reizenden Tracht der Frauen aus der gend von Caux, wäre sie von einer Tochter der rmandie als Landsmännin reclamirt worden; und in einer Hängematte schaukelnd, im Schatten es Bananenbaumes, würde sie für eine Schwester einer Creolin von Guadelupe oder Martinique alten worden sein.

Wir haben weiter oben zu verstehen gegeben, der ıze Körper, der diesen reizenden Kopf getragen, mit einer gewissen Fülle ausgestattet gewesen; h diese Fülle, die bei der Frau von Albano anlt, ohne die von Rubens zu erreichen, war, weit fernt, unangenehm zu sein, an und für sich verrerisch; mehr als verführerisch: wollüstig.

In der That, ein üppiger Hals, der nie zum :cere duro *) des Corsetts verdammt gewesen zu ı schien, prallte bei jedem Athemzuge, stolz und ch, durch eine Gazewoge auf, ähnlich jenen Hälsen

---

*) Zum harten Gefängniß.

der schönen Töchter von Sparta und Athen, welche für die Venus und die Hebes von Praxiteles und Phidias standen.

Hatte diese strahlende Schönheit, die wir so eben beschrieben, ihre Bewunderer, so müssen Sie begreifen, daß sie dagegen auch ihre Feinde und ihre Verleumder hatte. Ihre Feinde, das waren fast alle Frauen; ihre Verleumder, das waren alle diejenigen, welche sich für berufen gehalten hatten und nicht auserwählt worden waren; es waren die abgewiesenen Liebhaber; es waren diese Schönen und diese Elegants mit leerem Gehirne, die sich nicht vorstellen, eine Frau begabt mit solchen Schätzen könne damit geizig sein.

Frau von Marande war also mehr als einmal verleumdet worden; und dennoch, obschon sie diese köstliche Verführung der Frau, die Schwäche behalten hatte, hatten wenige Frauen die Verleumdung minder verdient als sie.

So, als der Graf Herbel, als wahrer Voltairianer, was er war, zu seinem Neffen sagte: „Was ist Frau von Marande? Eine Magdalena unter der Gewalt ihres Mannes und in der Unmacht der Reue!“ beging der General unserer Ansicht nach ein Unrecht, und wir werden später sagen, auf welche grammatikalische Art er die Wörter Gewalt und Unmacht hätte setzen müssen, hätte er die geringste Velleität gehabt, correct zu sprechen. Madame Lydie von Marande war, wie man bald sehen wird, nichts weniger als eine Magdalena.

Nun aber, da wir sie genügend geschildert zu haben glauben, wollen wir das Boudoir vollends

ſchreiben und mit denjenigen, welche es einnehmen, ekanntſchaft machen oder erneuern.

XIV.

Wo von Carmelite die Rede iſt.

Wir haben geſagt, unter dieſem ganzen Luſtſtücke von Frauen ſeien nur vier bis fünf Männer geweſen. Benützen wir es, daß die Geſellſchaft nicht zahlreicher iſt, um uns in dieſes Salongeſchwätz zu miſchen, das gewöhnlich ſo viel Worte gebraucht, um ſo wenig zu ſagen.

Der Lärmendſte von dieſen fünf Privilegirten des Boudoir von Frau von Marande war ein junger Mann, den wir unter ſchmerzlichen oder unheilvollen Umſtänden geſehen haben. Es war Herr Lorédan von Valgeneuſe, der von Zeit zu Zeit, an welchem Orte des Boudoir er auch war, und mit welcher Dame er auch ſprach, einen Blick ſchnell wie der Blitz und von ſeltſamer Bedeutung mit ſeiner Schweſter, Fräulein Suſanne von Valgeneuſe, der Penſionsfreundin der armen Mina, wechſelte.

Herr Lorédan war ein wahrer Salonmenſch; kein Mund wußte beſſer zu lächeln, kein Blick wußte beſſer zu complimentiren; er beſaß im höchſten Grade die Höflichkeit, welche an die Unverſchämtheit gränzt, und von 1820 bis 1827, hatte ihn noch Niemand in der Kunſt, ſeine Halsbinde anzulegen und daran, ſelbſt ganz behandſchuht, den Knoten nach der neuſten Mode zu machen, ohne den Atlaß oder den Batiſt zu zerknittern, entthronen können.

Er plauderte in diesem Augenblicke mit Frau von Marande, deren Rococo-Fächer er als wahrer Liebhaber der Vanloo und Boucher vom Trödel bewunderte.

Derjenige, welcher nach Lorédan die Blicke der Frauen anzog, — weniger wegen seiner Schönheit und seiner Eleganz, als wegen seines schon durch drei bis vier Theatersuccesse und durch eine mehr noch originelle als geistreiche Conversation gegründeten Rufes, — war der Dichter Jean Robert. Unter der Zahl der gedruckten Einladungen, die seine erste Triumphe um ihn regnen gemacht hatten, und auf welche zu antworten er sich wohl hütete, hatten ein paar autographirte Einladungen der schönen Lydie — welche aus ihrem Salon das literarische Rendez-vous machen wollte, wie ihr Gatte aus dem seinigen das politische Rendez-vous der großen Männer der Zeit zu machen beabsichtigte, — seine Bedenklichkeiten überwunden. Ohne einer der emsigsten Besuche von Frau von Marande zu sein, war er doch einer ihrer Habitués, und bei jeder Sitzung, die sie seit drei Wochen seinem Freunde Petrus gegeben hatte, war er gewissenhaft gegenwärtig gewesen, in der Absicht mit der reizenden jungen Frau plaudernd ihrem Portrait Belebtheit zu geben. Man muß sagen, daß es auch diesmal Jean Robert geglückt war, und daß nie der Blick und das Lächeln von Lydie, der ein glänzender, das andere belebter gewesen waren.

Herr von Marande machte hierüber an diesem Abend, — das Portrait war erst seit zwei Tagen im Hotel zurück, — Herr von Marande, sagen wir, machte hierüber an demselben Abend Jean Robert sein

iment und dankte ihm für die Gefälligkeit,
r er für Frau von Marande das Langweilige
itzens abgekürzt habe.

ean Robert wußte Anfangs nicht, ob Herr von
ande im Ernste sprach oder spottete; rasch auf
Gesicht des Banquier zurückgeworfen, glaubte
n Blick sogar einen Moment auf diesem Gesichte
inen ironischen Ausdruck zu ertappen.

Doch die Augen der zwei Männer hefteten sich auf einander mit einem gewissen Ernste, und sich verbeugend wiederholte nun Herr von Marande die Worte:

„Herr Jean Robert, ich spreche im Ernste, und Frau von Marande vermöchte mir kein größeres Vergnügen zu machen, als wenn sie die Bekanntschaft eines Mannes von Ihrem Verdienste cultiviren würde."

Und er reichte ihm so treuherzig die Hand, daß ihm Jean Robert die seinige mit gleicher Treuherzigkeit gab, obschon diese Treuherzigkeit von Seiten des jungen Dichters nicht ganz von einem gewissen Zögern frei zu sein schien.

Die dritte Person, mit der wir uns beschäftigen werden, ist unser Einführer Petrus. Wir wissen, welches Gestirn ihn anzieht. Nachdem die üblichen Complimente Frau von Marande, Jean Robert, seinem Oheim, dem alten General Herbel, — der in einer Ecke so mühsam verdaute, daß ihm seine Verdauung eine würdige und ernste Miene gibt, — gemacht und die Damen in Masse gegrüßt sind, hat er nach einem Augenblicke Mittel gefunden, sich auf die Causeuse zu stützen, auf der die schöne Regina, halb liegend,

Er plauderte in diesem Augenblicke mit Frau von Marande, deren Rococo-Fächer er als wahrer Liebhaber der Vanloo und Boucher vom Trödel bewunderte.

Derjenige, welcher nach Lorédan die Blicke der Frauen anzog, — weniger wegen seiner Schönheit und seiner Eleganz, als wegen seines schon durch drei bis vier Theatersuccesse und durch eine mehr noch originelle als geistreiche Conversation gegründeten Rufes, — war der Dichter Jean Robert. Unter der Zahl der gedruckten Einladungen, die seine ersten Triumphe um ihn regnen gemacht hatten, und auf welche zu antworten er sich wohl hütete, hatten ein paar autographirte Einladungen der schönen Lydie, — welche aus ihrem Salon das literarische Rendezvous machen wollte, wie ihr Gatte aus dem seinigen das politische Rendez-vous der großen Männer der Zeit zu machen beabsichtigte, — seine Bedenklichkeiten überwunden. Ohne einer der emsigsten Besuche von Frau von Marande zu sein, war er doch einer ihrer Habitués, und bei jeder Sitzung, die sie seit drei Wochen seinem Freunde Petrus gegeben hatte, war er gewissenhaft gegenwärtig gewesen, in der Absicht, mit der reizenden jungen Frau plaudernd ihrem Portrait Belebtheit zu geben. Man muß sagen, daß es auch diesmal Jean Robert geglückt war, und daß nie der Blick und das Lächeln von Lydie, der eine glänzender, das andere belebter gewesen waren.

Herr von Marande machte hierüber an diesem Abend, — das Portrait war erst seit zwei Tagen im Hotel zurück, — Herr von Marande, sagen wir, machte hierüber an demselben Abend Jean Robert sein

nkte ihm für die Gefä
von Marande das Lan
habe.
te Anfangs nicht, ob H
sprach oder spottete; ra
quier zurückgeworfen,
Moment auf diesem
ruck zu ertappen.
der zwei Männer hefte
em gewissen Ernste, u
e nun Herr von Mara

rt, ich spreche im Ernst
ermöchte mir kein größer
ls wenn sie die Bekan
Ihrem Verdienste cu

n so treuherzig die Han
seinige mit gleicher T
iese Treuherzigkeit von
nicht ganz von einem g
hien.
, mit der wir uns besch
nführer Petrus. Wir
nzieht. Nachdem die i
Marande, Jean Robert,
eral Herbel, — der in ei
daß ihm seine Verdauu
liene gibt, — gemacht
rüßt sind, hat er nach
funden, sich auf die C
e schöne Regina, halb

einen Strauß von parmesanischen Veilchen entblätterte, sicher, es werden, wenn sie aufgestanden sei und den Platz geändert habe, die von ihr enthaupteten Veilchen nicht verloren sein.

Die fünfte Person ist ganz einfach ein Tänzer. Er gehört zu der von den Gebieterinnen des Hauses sehr geschätzten Race, mit denen sich aber die Poesie, der Roman und die Malerei nur zu beschäftigen haben, wie sich ein Inscenirer mit einem Comparsen beschäftigt.

Wir sagten, Lorédan habe mit Frau von Marande geplaudert; auf den Marmor des Kamins gestützt, habe sie Jean Robert angeschaut; Petrus habe mit Regina gesprochen, lächelnd bei jedem Veilchen, das den schönen Händen seiner Gottheit entfiel; der General Herbel habe mühsam auf einem Sopha verdaut; der Tänzer endlich habe seine Contretänze eingeschrieben, um chronologisch auf seine Tänzerin zuzustürzen, so oft das Orchester, das sich erst um Mitternacht sollte hören lassen, in die duftende Atmosphäre der Salons seine Noten der Aufforderung zu einer neuen Quadrille werfen würde.

Um genau zu sein, müssen wir sagen, daß das Bild, das wir zu malen versucht haben, keine Beständigkeit hatte. Von Minute zu Minute meldete man einen neuen Namen; die durch den Namen bezeichnete Person trat ein: war es eine Frau, so ging ihr Madame de Marande entgegen, und je nach dem Grade der Vertraulichkeit, in dem sie mit dieser Frau stand, küßte sie dieselbe oder beschränkte sie sich darauf, daß sie ihr die Hand drückte; war es ein Mann, so nickte sie mit dem Kopfe, begleitete dieses Nicken

em anmuthigen Lächeln und ſogar mit ein
Worten, bezeichnete ſodann der Frau einen freien
dem Manne die Gewächshausgallerie, und ließ
den Neuangekommenen werden, was ſie wollten,
el es Ihnen nun, die Schlachten von Horace Ver-
t, die Seeſtücke von Gudin, die Aquarellen von
camps zu betrachten, oder zogen ſie es vor, eine
ivatconverſation anzuknüpfen, oder einen Fetzen
a jene Art von allgemeiner Converſation zu nähen,
welche immer in einem Salon umherflattert, und an
die ſich die Leute anhängen, welche weder zu zwei
zu plaudern, noch, — was bedeutend ſchwieriger iſt,
— zu ſchweigen wiſſen!

Einer, der ein Intereſſe gehabt hätte, dies wahr-
zunehmen, hätte bemerken können, daß trotz aller
Ortsveränderungen, welche die Ankunft der neuen
Gäſte der Gebieterin des Hauſes auferlegte, wo ſich
auch Frau von Marande, nachdem ſie ihre Reverenz
gemacht, nachdem ſie ihren Kuß gegeben hatte, oder
ihr Händedruck vollendet war, wiederfand, Herr Lo-
rédan von Valgeneuſe das Talent beſaß, ſich auch
wieder bei ihr zu finden.

Lydie bemerkte dieſe Beharrlichkeit, und mißfiel
ſie ihr nun wirklich, oder befürchtete ſie, eine andere
Perſon könnte ſie auch bemerken, ſie verſuchte es, ihr
zu entgehen; ein erſtes Mal, indem ſie ſich an die
Seite von Regina ſetzte und für einige Augenblicke
das ſüße Geſpräch der zwei jungen Leute unterbrach,
— ein Egoismus, den ſie ſich ſehr ſchnell zum Vorwurfe
machte; — ein zweites Mal, indem ſie ſich unter die
Fittige des alten Voltairianers flüchtete, den wir als
einen ſo ſtrengen Beobachter der Data bei ſeiner Un-

terredung mit der Marquise de la Tournelle gesehen haben.

Diesmal wollte Frau von Marande hartnäckig aus dem Herzen des alten Grafen das Geheimniß ziehen, das ein gewöhnlich lächelndes, mehr als lächelnd, spöttisches Gesicht sorgenvoll machte.

Aber kam nun der Kummer des Grafen aus seinem Herzen oder, — was für ihn noch viel ernster war, — aus seinem Magen, er schien ganz und gar nicht entschlossen, Frau von Marande zur Vertrauten seines Geheimnisses zu machen.

Einige Worte von ihrem Gespräche gelangten bis zu Petrus und Regina und entzogen sie ihrer Entzückung.

Die zwei jungen Leute wechselten einen Blick.

Von Seiten Reginas bedeutete dieser Blick:

„Wir sind sehr unklug, Petrus! seit einer halben Stunde plaudern wir mit einander eben so rückhaltlos, als ob wir im Gewächshause des Boulevard des Invalides wären."

„Ja," antwortete der Blick von Petrus, „sehr unklug, es ist wahr, aber sehr glücklich, meine Regina!"

Sodann, als sie einen Blick gewechselt hatten, wechselten die zwei jungen Leute aus der Ferne und durch ein einfaches Schauern der Lippen einen von jenen Küssen, die das Herz dem Herzen schickt; und als würde er auf eine natürliche Art durch das Gespräch seines Oheims mit Frau von Marande angezogen, näherte sich Petrus diesen und sagte, das Lächeln der Sorglosigkeit auf den Lippen als ein

Kind, das sich berechtigt glaubt, Alles zu

n Oheim, ich mache Sie darauf aufmerksam,
nn Sie nicht Frau von Marande, die Ihnen
e erwiesen hat, Sie zweimal nach der Ursache
Sorgen zu fragen, — bei unserem Ahnherrn
lin II., den man Josselin den Galanten nannte,
erthalb Jahrhunderte, ehe die Galanterie erfunden
ar, bei diesem auf dem Ehrenfelde der Liebe ge-
orbenen Ahnherrn schwöre ich Ihnen, mein Oheim,
daß ich Sie Madame denuncire und die wahre Ur-
sache Ihres Kummers enthülle, so geheimnißvoll sie
auch sein mag."

„Enthülle, mein Junge," sagte der General mit einer gewissen Miene von Traurigkeit, welche in Petrus Zweifel erregte, ob sein Oheim allein unter der Bangigkeit einer mühsamen Verdauung leide, „enthülle, doch willst Du mir glauben, so wirst Du vor der Enthüllung Deine Zunge siebenmal im Munde umdrehen, aus Furcht, Dich zu verirren."

„Oh! ich fürchte nichts!" erwiederte Petrus.

„So sprechen Sie geschwinde, Herr Petrus, denn ich sterbe vor Unruhe," sagte Frau von Marande, welche auch ihre Zunge siebenmal im Munde umzudrehen schien, ehe sie den wahren Gegenstand des Gespräches, der sie hierher geführt hatte, in Angriff nahm.

„Sie sterben vor Unruhe, Madame?" erwiederte der alte General; „nun wohl, das übersteigt ganz und gar meinen Scharfsinn! Sollte ich zufällig so glücklich sein, daß Sie irgend eine Gunst von mir zu verlangen hätten, und befürchten Sie, meine

ſich Petrus zu nähern, um keines ſeiner Worte zu verlieren, von denen jede Sylbe ihr Herz ſchlagen machte, — Regina, als ſie den Namen ihrer Tante ausſprechen hörte, glaubte, es ſei dies eine Gelegenheit, am Geſpräche Theil zu nehmen.

Sie ſtand alſo von ihrer Cauſeuſe auf und näherte ſich ſachte der Gruppe.

Petrus ſah ſie nicht, hörte ſie nicht, doch er fühlte ſie kommen und ſchauerte an allen Gliedern.

Seine Augen ſchloſſen ſich, ſeine Stimme erloſch.

Regina begriff, was im Herzen ihres Herzens vorging, und ſie empfand darüber eine ſeltſame Wolluſt.

„Nun," ſagte ſie mit einer Stimme ſo ſanft wie das Vibriren einer Aeolsharfe, „ſprechen Sie nicht mehr, weil ich da bin, Herr Petrus?"

„O Jugend! Jugend!" murmelte der Graf Herbel.

Es erhob ſich in der That rings um dieſe Gruppe ein Wohlgeruch von Jugend, von Geſundheit, von Glück und von Heiterkeit, dem es gelang, die Stirne des alten Grafen zu entrunzeln.

Nach dem Blicke, den er auf Petrus warf, hätte man denken ſollen, er könne mit einem Worte Alles dies verſchwinden machen, doch das Mitleid halte ihn, ſo egoiſtiſch er war, ab, auf das Wolkenſchloß zu blaſen, wo ſein Neffe wohnte. Er gab ihm dafür im Gegentheile die Flanke bloß.

„Vorwärts, Junge! vorwärts!" ſagte er; „Du brennſt!"

„Nun wohl, da es mein Oheim erlaubt," fuhr Petrus fort, genöthigt, bei ſeiner erdichteten Erzäh-

en, „ſo ſage ich Ihnen, daß die Mar-
rnelle wie alle . . .“
lte ſagen wie alle alte Weiber, doch
on ſich erblickte er zu rechter Zeit das
eſicht einer alten Witwe, und ſich
ach er:
Ihnen ſagen, die Frau Marquiſe de
be wie alle Marquiſen eine Carline,
ette nennt.“
der Name!“ rief Frau von Marande.
n Namen nicht, doch ich kenne die

nen Sie die Wahrheit der Erzählung
hr Petrus fort. „Es ſcheint, dieſe
auf eine extravagante Art nach Mo-
ich dabei, mein Oheim?“
gar,“ erwiederte der alte General.
auch, daß der Moſchusgeruch die
die Saucen gerinnen zu machen, und
e Croupette ſehr naſchhaft iſt; da, ſo oft
e la Tournelle meinen Oheim beſucht,
Croupette den Koch beſucht, ſo wollte
mein theuerſter Oheim heute ein ab-
agsbrod gehabt hat, und daß ihn das
chwermüthig macht.“
unge, man kann unmöglich ein beſſerer
; und gleichwohl glaube ich, daß ich,
achen wollte, was Dich ſo heiter und
noch richtiger treffen würde... Doch
, zu erfahren, was dieſe ſchöne Sirene
und ich werde die Erklärung auf einen
rſchieben.“

Alsdann, ſich an Frau von Marande wendend:

„Madame, Sie ſagten, Sie haben etwas von mir zu verlangen: ich warte.“

„General,“ ſprach Frau von Marande, indem ſie den Greis mit ihren freundlichſten Augen anſchaute, „Sie haben die Unvorſichtigkeit begangen, mehrere Male zu ſagen, für meinen perſönlichen Dienſt gehören Ihre Arme, Ihr Herz, Ihr Kopf, kurz Alles, wobei Sie die freie Verfügung und den freien Gebrauch haben, mir. Nicht wahr, Sie haben mir das geſagt?“

„Das iſt die Wahrheit, Madame,“ antwortete der Graf mit der Galanterie, die man im Jahre 1827 ſchon nur noch bei den Greiſen traf. „Ich ſagte Ihnen, da ich nicht das Glück gehabt habe, für Sie zu leben, ſo würde es mir eine große Freude machen, für Sie zu ſterben!“

„Und Sie haben immer noch dieſe lobenswerthe Geſinnung, General?“

„Mehr als je!“

„Nun wohl, jetzt bietet ſich eine Gelegenheit, es mir zu beweiſen, das ſchwöre ich Ihnen.“

„Madame, hätte Ihre Gelegenheit nur ein Haar, ich verſpreche Ihnen, ſie daran zu faſſen.“

„Hören Sie mich alſo, General.“

„Ich bin ganz Ohr.“

„Gerade von dieſem Theile Ihrer Perſon verlange ich von Ihnen die momentane Entäußerung zu meinen Gunſten.“

„Was wollen Sie damit ſagen?“

„Ich brauche Ihre Ohren für den ganzen Abend, General.“

„Warum sagten Sie dies nicht sogleich, schöne Dame? Geben Sie mir rasch eine Scheere, und ich bringe Ihnen das Opfer, ohne Furcht, ohne Bedauern, und sogar ohne Vorwurf . . . unter der einzigen Bedingung jedoch, daß Sie nach meinen Ohren nicht auch meine Augen verlangen.

„Ah! General," erwiederte Frau von Marande, „beruhigen Sie sich! es ist nicht davon die Rede, sie von dem Stamme zu trennen, wo sie mir trefflich angebracht scheinen; es handelt sich nur darum, sie nach der Seite, die ich Ihnen bezeichnen werde, eine Stunde lang mit ununterbrochener Aufmerksamkeit zu spannen; mit anderen Worten, ich werde die Ehre haben, Ihnen eine von meinen Pensionsfreundinnen, — von den besten, — vorzustellen, — ein Mädchen, das Regina und ich unsere Schwester nennen. Damit sage ich Ihnen, daß sie Ihre ganze Achtung verdient, wie sie unserer ganzen Freundschaft würdig ist. Dieses Mädchen ist Waise."

„Waise," wiederholte Jean Robert. „Sagten Sie nicht so eben, Madame, Sie und die Gräfin Rappt seien ihre Schwestern?"

Frau von Marande dankte Jean Robert und fuhr dann fort:

„Waise von Vater und Mutter . . . Ihr Vater, ein braver Kapitän der Garde, Officier der Ehrenlegion, wurde 1814 bei Champaubert getödtet. — Darum erhielt sie ihre Erziehung mit uns in Saint-Denis. — Ihre Mutter starb vor zwei Jahren in ihren Armen: sie ist arm . . .

„Sie ist arm!" wiederholte der General. „Sag-

ten Sie nicht vorhin, Madame, ſie habe zwei Freundinnen?"

„Arm und ſtolz," fuhr Frau von Marande fort, und ſie will von der Kunſt eine Exiſtenz fordern, die ihre Nadelarbeiten ihr verweigern würden . . . Sodann hat ſie einen ungeheuren Schmerz, nicht zu vergeſſen, ſondern einzuſchläfern."

„Einen ungeheuren Schmerz?"

„Ah! ja, den größten, den tiefſten Schmerz, den das Herz einer Frau enthalten kann! . . . Sie wiſſen das nun, General, und Sie werden ihr die Traurigkeit ihres Geſichtes vergeben und ihre Stimme hören."

„Und," ſagte der General, „verzeihen Sie die Frage, ſie iſt weniger indiscret, als ſie von Anfang zu ſein ſcheint: bei der Laufbahn, für welche ſich Ihre Freundin beſtimmt, iſt die Schönheit nichts Unnützes; — und Ihre Freundin iſt ſchön?"

„Wie die antike Niobe mit zwanzig Jahren, General."

„Und ſie ſingt?"

„Ich ſage Ihnen nicht wie die Paſta, ich ſage Ihnen nicht wie die Malibran, ich ſage Ihnen nicht wie die Catalani; ich ſage Ihnen wie ſie ſelbſt . . . Nein, ſie ſingt nicht: ſie weint, ſie leidet, ſie macht leiden und weinen."

„Was für eine Stimme?"

„Eine herrliche Altſtimme?"

„Hat ſie ſich ſchon öffentlich hören laſſen?"

„Nie! . . . Sie wird heute Abend zum erſten Male vor fünfzig verſammelten Perſonen ſingen."

„Und Sie wünſchen?"

„Ich wünsche, General, daß Sie, der Sie vollendeter Dilettant und besonders ein trefflich Kenner sind, ich wünsche, daß Sie sie mit allen Ihr Ohren hören, und daß Sie, wenn Sie sie gebö haben, für sie thun, was Sie mich bei einer solche Gelegenheit würden thun sehen; ich wünsche, daß Sie, wenn Sie mir erlauben, mich Ihrer eigenen Ausdrücke zu bedienen, für unsere geliebte Carmelite leben; — nicht wahr, Regina? — daß Sie nicht einen Augenblick von Ihren Tagen haben, der ihr nicht ausschließlich geweiht wäre; ich wünsche mit einem Worte, daß Sie sich zu ihrem Ritter erklären, und daß sie von dieser Stunde an keinen glühenderen Vertheidiger und keinen leidenschaftlichern Bewunderer habe als Sie. Ich weiß, daß Ihre Meinung das Gesetz in der Oper macht, General."

„Oh! erröthen Sie nicht, mein Oheim, das ist bekannt."

„Ich wünsche," fuhr Frau von Marande fort, daß Sie diesen Namen meiner Freundin — Carelite — allen Echos, die Sie zu Freunden haben, wiederholen . . . nicht als wollte ich sie, gegenwärtig wenigstens, bei der Oper engagiren machen: meine Grüße gehen nicht so weit; da aber von Ihrer . . ."

„Von der höllischen Loge," fügte Petrus bei. „sagen Sie das Wort, Madame."

„Gut . . . da von der höllischen Loge alle Trompeten des Rufes ausgehen; da in der höllischen Loge der zukünftige Ruf gerüstet oder jeder gegenwärtige ihm niedergerissen wird, so zähle ich auf Ihre und ergebene Freundschaft, daß Sie das Lob

von Carmelite an allen Orten singen, welche Sie Ihrer Besuche würdigen: im Clubb, bei den Wettrennen, im Café Anglais, bei Tortoni, in der großen Oper, bei den Italienern, ich würde sagen im Schlosse, wäre Ihre Gegenwart in meinem Winkel nicht die höchste Protestation Ihrer politischen Sympathien. Versprechen Sie mir also, meine schöne traurige Freundin so weit und so rasch, als Sie können, zu lanciren, — ist das nicht das geheiligte Wort? Ich werde hiefür eine ewige Dankbarkeit für Sie hegen."

„Ich verlange einen Monat, um sie zu lanciren, schöne Dame, zwei Monate, um sie engagiren zu machen, und drei Monate, um zu machen, daß man sie hört; will sie nicht etwa in einer neuen Oper debutiren, in welchem Falle es die Sache eines Jahres sein wird."

„Ah! sie wird in Allem, was man will, debutiren: sie kennt das französische und das italienische Repertoire."

„In diesem Falle bringe ich Ihnen Ihre Frau in drei Monaten von den Füßen bis zum Kopf mit Lorbeeren bedeckt."

„Sie werden also die Ihrigen mit ihr theilen, General," sprach Frau von Marande, indem sie ihre Hand reichte und herzlich die des Generals drückte.

„Und ich auch," sagte eine sanfte Stimme, die Petrus schauern machte, „ich werde Ihnen auf gränzenlose Dankbarkeit weihen."

„Ich bezweifle es nicht einen Augenblick," erwiederte der General, der aus [illegible]

Rappt ihren Mädchentitel zu geben fort-
während er antwortete, er zweifle nicht an
arkeit von Regina, seinen Neffen angeschaut
„Wohl denn," sagte er, sich an Frau von
oe wendend, „Sie haben mir nur noch die
zu erweisen, Madame, mich Ihrer Freundin
hren ergebensten Diener vorzustellen."
„Das wird sehr leicht sein, General: sie ist hier."
„Wie, hier?"
„Ja, hier in meinem Schlafzimmer . . . Ich
ollte ihr eine Unannehmlichkeit ersparen; es ist im-
er verdrießlich für eine junge Frau, alle Salons
zu durchschreiten und sich melden zu lassen. Darum
sind wir hier in kleinem Comité; darum stand auf
gewissen Einladungen von mir: Zehn Uhr, und
auf andern: Mitternacht; ich wollte Carmelite
einen Kreis von auserwählten und nachsichtigen
Freunden machen."
„Ich danke Ihnen, Madame," sagte Lorédan,
der hierin einen Vorwand fand, um sich in das Ge-
spräch zu mischen, „ich danke Ihnen, daß Sie mich
unter die Zahl der Auserwählten gesetzt haben; doch
ich grolle Ihnen, daß Sie mich nicht für wichtig ge-
nug halten, um mir Ihrer Freundin zu empfehlen."
„Oh!" erwiederte Frau von Marande, „Sie sind
zu compromittirend, Herr Graf, als daß man Ih-
nen eine junge Person von zwanzig Jahren empfeh-
len könnte. Ueberdies wird die Schönheit von Car-
melite sie hinreichend bei Ihnen empfehlen."
„Der Augenblick ist schlecht gewählt, Madame,
und ich betheure Ihnen, daß zu dieser Stunde eine
einzige Schönheit . . ."

„Verzeihen Sie," unterbrach eine Stimme mit der größten Sanftmuth und mit ausnehmender Höflichkeit, „ich habe Frau von Marande ein Wort zu sagen."

Lorédan wandte sich, die Stirne faltend, um; als er aber Herrn von Marande selbst erkannte, der, ein Lächeln auf den Lippen, seiner Frau den Arm reichte, trat er rasch zurück.

„Sie haben mir etwas zu sagen, mein Herr?" fragte Frau von Marande, indem sie liebevoll den Arm ihres Gatten drückte. „Reden Sie!"

Sodann sich umwendend:

„Sie entschuldigen, General."

„Glücklich, wer solche Rechte hat," erwiederte der General Herbel.

„Was wollen Sie, General?" sagte lachend Frau von Marande; „das sind die Herrenrechte."

Und sie zog sich, auf den Arm ihres Gatten gestützt, sachte aus dem Kreise zurück.

„Ich bin nun zu Ihren Befehlen, mein Herr."

„Wahrhaftig, ich weiß nicht, wie ich Ihnen das sagen soll. Es ist eine Sache, die ich völlig vergessen hatte, und der ich mich glücklicher Weise so eben erinnere."

„Sprechen Sie."

„Herr Thompson, mein Correspondent von den Vereinigten Staaten, hat mir einen jungen Mann und eine junge Frau von Louisiana empfohlen, die einen Creditbrief auf mich haben. Ich habe Ihnen eine Einladungskarte für Ihre Soirée zugeschickt, und nun sind mir ihre Namen entfallen."

„Nun?"

„Ich verlasse mich auf Ihren Scharfsinn, daß

Sie zwei fremde Gesichter erkennen, und auf Ihre Höflichkeit, daß Sie freundlich zwei von Herrn Thompson empfohlene Personen empfangen . . . Dies, Madame, ist Alles, was ich Ihnen zu sagen hatte."

„Zählen Sie auf mich, mein Herr," erwiederte mit einem reizenden Lächeln Frau von Marande.

„Meinen Dank! . . Lassen Sie mich Ihnen nun alle meine Complimente machen; Sie sind immer schön, doch heute Abend sind Sie wahrhaft glänzend."

Und seiner Frau galant die Hand küssend, führte sie Herr von Marande bis an die Thüre ihres Schlafzimmers; Lydie hob den Vorhang auf und sagte:

„Wann Du willst, Carmelite . . ."

XV.

Vorstellungen.

In dem Augenblicke, wo Frau von Marande die Worte: „Wann Du willst, Carmelite . . . „aussprach, während sie zugleich ins Schlafzimmer eintrat und die Thürvorhänge wieder hinter sich fallen ließ, meldete man an der Thüre des Salon:

„Monseigneur Coletti."

Benützen wir die paar Secunden, die Carmelite brauchen wird, um der Einladung ihrer Freundin Folge zu leisten, und werfen wir einen raschen Blick auf Monseigneur Coletti, den man meldet.

Unsere Leser erinnern sich vielleicht, daß sie den

Namen dieſes frommen Mannes von der Marquiſe de la Tournelle haben nennen hören.

Monſeigneur Coletti war im Jahre 1827 nicht nur ein Mann in der Gunſt, ſondern auch ein Mann von Ruf; nicht nur ein Mann von Ruf, ſondern auch ein Mann in der Mode. Die Conferenzen, die er während der Faſtenzeit gehalten, hatten ihm den Ruf eines großen Predigers eingetragen, welchen ihm Niemand, ſo wenig devot er auch ſein mochte, ſtreitig zu machen nur die Idee hatte; Jean Robert vielleicht ausgenommen, welcher, vor Allem Dichter und Alles als Dichter ſehend, ſich immer wunderte, daß die Prieſter, die einen herrlichen Text wie das Evangelium hatten, gewöhnlich ſo ſchlecht inſpirirt, ſo wenig beredt waren. Es ſchien ihm, der kämpfte und zwar ſiegreich gegen ein Auditorium kämpfte, das hundertmal widerſpänſtiger als das, welches ſich in den frommen Conferenzen zu erbauen pflegt, es ſchien ihm, ſagen wir, er hätte, würde er die Kanzel beſtiegen haben, ein Wort ganz anders überredend oder ganz anders donnernd gehabt, als alle die geſchraubten Worte dieſer weltlichen Prälaten, deren Homelien er einmal zufällig hörte. Da bedauerte er, daß er nicht Prieſter war, daß er nicht eine Kanzel ſtatt eines Theaters und chriſtliche Zuhörer ſtatt profaner Zuſchauer hatte.

Obſchon ſeine feinen ſeidenen Strümpfe und ſein ganzes veilchenblaues Coſtume einen der Würdeträger der Kirche offenbarten, konnte man doch Monſeigneur Coletti für einen einfachen Abbé aus der Zeit von Ludwig XV. halten, ſo ſehr verriethen ſein Geſicht, ſeine Tournure, ſein Gang und ſein Schau-

keln eher einen galanten Herumstreicher, als einen in der Fastenzeit Enthaltsamkeit predigenden strengen Prälaten; man hätte glauben sollen, nachdem er, wie Epimenides, ein halbes Jahrhundert im Boudoir von Frau von Pompadour oder Madame Dubarry geschlafen, sei Monseigneur Coletti plötzlich aufgewacht und habe angefangen in der Welt herumzulaufen, ohne sich nach den in den Sitten oder in den Gebräuchen vorgegangenen Veränderungen zu erkundigen, oder auch ganz frisch vom päpstlichen Hofe angekommen, habe er sich mitten unter eine französische Reunion mit seinem Costume eines ultramontanen Abbé verirrt.

Es war beim ersten Anblicke ein hübscher Prälat in der vollen Bedeutung des Wortes, rosenfarbig, frisch, dem Anscheine nach kaum sechsunddreißig Jahre alt; bei näherer Anschauung bemerkte man aber bald, daß Monseigneur Coletti für sein Gesicht die Schwäche hatte, die für das übrige die Frauen von fünfundvierzig haben, welchen daran liegt, nur dreißig zu scheinen: Monseigneur legte Weiß auf, Monseigneur legte Roth auf.

Glückte es einem, diese Farblinge zu durchdringen und bis zur Haut zu gelangen, so war man erschrocken, unter diesem belebten Anscheine etwas Abgestorbenes, Erloschenes, das kalt machte, zu treffen.

Zwei Dinge lebten indessen in diesem wie eine Wachsmaske unbeweglichen Gesichte: die Augen und der Mund; — die Augen klein, schwarz und tief, rasche, sogar drohende Blitze schleudernd, alsdann sich sogleich unter einem süßlichen, gottseligen Augenlide verhüllend; der Mund klein, fein, mit der spöttischen,

geistreichen, in Momenten bis zum Gifte boshaften Unterlippe.

Das Ganze dieser Physiognomie konnte zuweilen den Geist, den Ehrgeiz, die Sinnlichkeit offenbaren, doch nie die Seelengüte. Man fühlte vom Anfang an, man habe jedes Interesse, diesen Mann sich nicht zum Feinde zu machen; Niemand aber hätte aus dem Gesichtspunkte der Sympathie den Wunsch gefühlt, sich einen Freund aus ihm zu machen.

Ohne groß zu sein, war er, wie die Bürger sagen, wenn sie von einem Geistlichen sprechen, ein stattlicher Mann. Man füge diesem etwas ausnehmend Hoffärtiges, Verächtliches, Impertinentes in seiner Art, den Kopf zu tragen, die Leute zu grüßen, in einen Salon einzutreten, daraus wegzugehen, sich zu setzen und aufzustehen, bei... Dagegen schien er für die Frauen die feinsten Blüthen seiner Höflichkeit aufbehalten zu haben; er blinzelte, wenn er sie anschaute, auf eine so bezeichnende Art mit der Augen, und gefiel ihm die Frau, die er anredete, so nahm sein Gesicht einen unbeschreiblichen Ausdruck von unzüchtiger Süßigkeit an.

Mit diesen halbgeschlossenen, blinzelnden Augen trat er in diesen Salon ein, den man den Frauensalon nennen konnte, während der General, der Monseigneur Coletti seit langer Zeit kannte, als er ihn melden hörte, zwischen den Zähnen murmelte:

„Treten Sie ein, Monseigneur Tartufe!“

Diese Meldung, dieser Eintritt, dieser Gruß, das Zögern von Monseigneur Coletti, sich zu setzen, die Wichtigkeit, die den berufenen Prediger der letzten Fastenzeit umgab, hatten einen Augenblick die Auf-

merksamkeit von Carmelite abgewandt, wir sagen einen Augenblick, denn es war nur ein Augenblick, zwischen dem Momente, wo Frau Marande den Thürvorhang fallen ließ, und dem verlaufen, wo sich der Vorhang wieder aufhob, um den zwei Freundinnen Durchgang zu gewähren.

Es war nicht möglich, einen ergreifenderen Contrast zu sehen, als den, welcher zwischen Frau von Marande und Carmelite bestand.

War es aber auch wirklich Carmelite?

Ja, sie war es . . . doch nicht Carmelite, deren Portrait wir aus der Monographie der Rose copirt haben; nicht mehr die Carmelite mit den purpurnen Wangen, mit dem glänzenden Teint, mit der von Reinheit und Unschuld strahlenden Miene; nicht mehr die Carmelite mit der lächelnden Lippe, mit der um den Wohlgeruch jenes Blumenfeldes, das sich unter ihrem Fenster ausbreitete und das Grab der la Vallière balsamisch umduftete, einzuathmen weit geöffneter Nase . . . Nein, die neue Carmelite war eine große junge Frau, deren Haare immer noch mit derselben Ueppigkeit auf ihre Schultern fielen; doch die Schultern waren von Marmor! es war dieselbe Stirne, hoch, entblößt, verständig; doch die Stirne war von Elfenbein! es waren dieselben einst von den rosigen Nuancen der Jugend und der Gesundheit gefärbten Wangen, heute aber entfärbt, verbleicht und seltsam matt geworden!

Die Augen besonders, schon so schön und so groß, schienen um die Hälfte größer geworden zu sein; sie schleuderten immer noch Flammen, doch die Funken waren Blitze geworden, und, bei dem dunkelfarbigen

Kreise, der sie umgab, hätte man geglaubt, diese Blitze kommen aus einer Gewitterwolke hervor.

Sodann ihre Lippen, einst von Purpur; ihre Lippen, welche nach ihrer Ohnmacht so viel Mühe gehabt hatten, um wieder zum Leben zurückzukehren, ihre Lippen hatten ihre ursprüngliche Farbe nicht wieder annehmen können; sie hatten nur, und zwar mit großer Mühe, die bleiche Nuance der rosenfarbenen Koralle erlangt, doch, man muß sagen, gerade hiedurch vervollständigten sie trefflich das seltsame Ganze, das immer aus Carmelite eine Schönheit ersten Rangs machte, aber dieser Schönheit eine fantastische Tinte gab.

Sie war einfach, indessen anbetungswürdig gekleidet.

Durch ihre drei Freundinnen angetrieben, in die Soirée von Lydie zu kommen, und mehr noch unterstützt durch ihren Entschluß, sich schnell unabhängig zu machen, war die Frage der Toilette, in der sie erscheinen würde, lange erörtert worden. Es versteht sich von selbst, daß Carmelite an der Debatte keinen Antheil genommen hatte; sie hatte von Anfang erklärt, sie sei die Witwe von Colombau, um den sie ihr Leben lang trauern werde, und sie werde nur in schwarzem Kleide kommen: Fragola, Lydie und Regina konnten nun dieses Kleid schneiden und ordnen, wie es ihnen beliebte.

Regina beschloß, das Kleid sollte von schwarzen Spitzen auf Leib und Rock von schwarzem Atlaß sein, und sie sollte, statt jeder Verzierung, eine Guirlande von jenen düstern, veilchenblauen Blumen, dem Embleme der Traurigkeit haben, die man Alzei nennt; mit den Blumen sollten Cypressenzweige vermengt sein.

Der von Fragola, der Gelehrteſten von den Dreien bei dieſer geſchickten Blumenvermählung, bei dieſer verſtändigen Verſchmelzung von Nuancen, geflochtene Kranz beſtand wie die Guirlande des Kleides, wie der Strauß des Leibes, aus Cypreſſenzweigen und Alzeiblüthen.

Ein Collier von ſchwarzen Perlen, ein koſtbares Geſchenk von Regina, umſchloß den Hals.

Als Carmelite, bleich und dennoch geſchmückt, aus dem Schlafzimmer von Frau von Marande heraustrat, gaben diejenigen, welche ſie erwarteten, aber nicht ſo zu ſehen erwarteten, einen Ausruf von ſich, in welchem ſich die Bewunderung und der Schrecken vermengten. Man hätte denken ſollen, es ſei eine antike Erſcheinung, die Norma oder die Medea. Ein Schauer durchlief alle Adern.

Der alte General, ſo ſehr er Skeptiker war, begriff, es ſei hier etwas Heiliges wie die Ergebenheit, etwas Großes wie das Märtyrerthum. Er ſtand auf und wartete.

Regina ihrerſeits lief auf Carmelite zu, ſobald ſie erſchien.

Das glänzende Geſpenſt trat zwiſchen die von Leben und Glück ſtrahlenden zwei Frauen.

Jedermann folgte mit dem Blicke dieſer ſtillen Gruppe mit einer gewiſſen Neugierde, welche an die Gemüthserregung gränzte.

„Ah! wie bleich biſt Du, meine arme Schweſter!“ ſagte Regina.

„Wie ſchön biſt Du, o Carmelite!“ ſagte Frau von Marande.

„Ich habe Euren dringenden Bitten nachgegeben,

meine Vielgeliebten," sprach die junge Frau; „doch wahrhaftig, Ihr müßtet vielleicht, während es noch Zeit ist, mich zurücktreten heißen."

„Warum dies?"

„Wißt Ihr, daß ich kein Klavier geöffnet habe, seitdem wir, er und ich, mit einander unsern Abschied vom Leben gesungen? Wenn mich die Stimme verließe! wenn ich Alles vergessen hätte!"

„Man vergißt nicht, was man nicht gelernt hat, Carmelite," sagte Regina. „Du sangst wie die Vögel: verlernen die Vögel zu singen?"

„Regina hat Recht," sprach Frau von Marande; „und ich bin Deiner sicher, wie Du selbst Deiner sicher bist. Singe also ohne Befangenheit, meine gute Geliebte! nie, dafür stehe ich Dir, wird ein Künstler, um gehört zu werden, ein mehr sympathetisches Auditorium gehabt haben!"

„Ah! singen Sie, singen Sie, Madame!" sagten alle Stimmen, — außer den Stimmen von Susanne und Loredan, denen des Bruders und der Schwester, welche, der Bruder mit Erstaunen, die Schwester mit Neid, diese düstere, aber glänzende Schönheit anschauten.

Carmelite dankte den Kopf neigend und ging weiter auf das Klavier und zugleich auf den Grafen Herbel zu.

Dieser machte zwei Schritte ihr entgegen und verbeugte sich.

„Herr Graf," sagte Frau von Marande, „ich die Ehre, Ihnen meine theuerste Freundin vorellen; denn von meinen drei Freundinnen ist die unglücklichste."

Der General verbeugte sich zum zweiten Male und sprach mit einer der ritterlichen Zeiten würdigen Höflichkeit:

„Mein Fräulein, ich bedaure, daß mir Frau von Marande nicht eine schwierigere Aufgabe beschieden hat, als die, Ihr Lob zu verkündigen. Glauben Sie mir, daß ich mit ganzer Seele hiefür besorgt sein, und dennoch mich als Ihren Schuldner betrachten werde."

„Oh! singen Sie, singen Sie, Madame!" riefen einige Stimmen mit dem Ausdrucke der Bitte.

„Du siehst, liebe Schwester," sagte Frau von Marande, „Jedermann wartet mit Ungeduld . . . Willst Du anfangen?"

„Auf der Stelle, wenn man es wünscht," antwortete einfach Carmelite.

„Was willst Du singen?" fragte Regina.

„Wählet selbst."

„Du gibst keinen Vorzug?"

„Keinen."

„Ich habe den ganzen Othello hier."

„Also Othello."

„Begleitest Du Dich selbst?" fragte Lydie.

„Wenn ich es nicht anders machen kann," antwortete Carmelite.

„Ich werde Dich begleiten," sagte rasch Regina.

„Und ich, ich werde die Blätter umwenden," fügte Frau von Marande bei. „Zwischen uns Beiden wirst Du keine Angst haben?"

„Ich werde keine Angst haben . . ." erwiederte Carmelite schwermüthig den Kopf schüttelnd.

Carmelite war in der That vollkommen ruhig.

Sie legte ihre kalte Hand auf die Hand von Frau von Marande; ihre Stirne drückte eine unaussprechliche Seelenheiterkeit aus.

Frau von Marande wandte sich nach dem Klavier und nahm aus den aufgehäuften Partituren die von Othello.

Carmelite blieb auf Regina gestützt ungefähr bei zwei Dritteln des Boudoir stehen.

Jedermann hatte sich gesetzt; man hörte aus Aller Brust keinen Hauch mehr hervorkommen.

Frau von Marande legte die Partitur auf das Klavier, während Regina, ebenfalls hinzutretend, sich setzte und rasch das Klavier in einem glänzenden Vorspiele durchlief.

„Willst Du die Romanze von der Weide singen?"

„Gern," erwiederte Carmelite.

Frau von Marande öffnete die Partitur bei der vorletzten Scene des letzten Actes.

Regina wandte sich, die Hände ausgestreckt und ganz bereit, zu beginnen, gegen Carmelite um.

In diesem Augenblicke meldete der Diener:

„Herr und Frau Camille von Rozan."

XVI.

Die Romanze von der Weide.

Ein langer, dumpfer, peinlicher Seufzer, von drei oder vier Punkten des Salon ausgehend, folgte auf diese Meldung; ein tiefes Stillschweigen herrschte nach diesem Ausrufe des Schmerzes. Man hätte

ollen, alle hier gegenwärtige Personen
Geschichte von Carmelite, und der Schrecken
Brust diesen schmerzlichen Seufzer entrissen,
ht zurückzuhalten vermocht, als sie diese
gehört, und plötzlich, das Feuer in den
e Freude auf den Lippen, die Sorglosigkeit
irne, diesen jungen Mann haben erscheinen
man gewisser Maßen als den Mörder von
betrachten konnte.

Seufzer war zugleich von Jean Robert,
s, von Regina und von Frau von Marande
n worden.

armelite betrifft, sie hatte nicht nur weder
noch geseufzt, sondern sie war sogar athem-
oeglich wie eine Bildsäule geblieben.

von Marande allein, der den von ihm ver-
lamen gehört und wieder erkannt hatte,
ihm von seinem americanischen Correspon-
pfohlenen Paare entgegen und sagte:

kommen vortrefflich, Herr von Rozan!
ie sich setzen und lauschen, so werden Sie,
von Marande versichert, die schönste Stimme
Sie je gehört haben."

frau von Rozan den Arm bietend, führte
einem Fauteuil, während Camille in dem
das er vor Augen hatte, Carmelite zu er-
hte und, sie erkennend, einen schwachen
s Erstaunens von sich gab.

und Regina waren auf ihre Freundin zu-
enn sie glaubten, sie bedürfe ihrer Hülfe,
teten, sie werde in ihren Armen in Ohn-
en; doch zu ihrer großen Verwunderung

Sie legte ihre kalte Hand auf die Hand von Frau von Marande; ihre Stirne drückte eine unaussprechliche Seelenheiterkeit aus.

Frau von Marande wandte sich nach dem Klavier und nahm aus den aufgehäuften Partituren die von Othello.

Carmelite blieb auf Regina gestützt ungefähr bei zwei Dritteln des Boudoir stehen.

Jedermann hatte sich gesetzt; man hörte aus Aller Brust keinen Hauch mehr hervorkommen.

Frau von Marande legte die Partitur auf das Klavier, während Regina, ebenfalls hinzutretend, sich setzte und rasch das Klavier in einem glänzenden Vorspiele durchlief.

„Willst Du die Romanze von der Weide singen?"

„Gern," erwiederte Carmelite.

Frau von Marande öffnete die Partitur bei der vorletzten Scene des letzten Actes.

Regina wandte sich, die Hände ausgestreckt und ganz bereit, zu beginnen, gegen Carmelite um.

In diesem Augenblicke meldete der Diener:

„Herr und Frau Camille von Rozan."

XVI.

Die Romanze von der Weide.

Ein langer, dumpfer, peinlicher Seufzer, von drei oder vier Punkten des Salon ausgehend, folgte auf diese Meldung; ein tiefes Stillschweigen herrschte nach diesem Ausrufe des Schmerzes. Man hätte

lauben ſollen, alle hier gegenwärtige Perſonen ennen die Geſchichte von Carmelite, und der Schrecken abe ihrer Bruſt dieſen ſchmerzlichen Seufzer entriſſen, en ſie nicht zurückzuhalten vermocht, als ſie dieſe Meldung gehört, und plötzlich, das Feuer in den lugen, die Freude auf den Lippen, die Sorgloſigkeit uf der Stirne, dieſen jungen Mann haben erſcheinen ehen, den man gewiſſer Maßen als den Mörder von olombau betrachten konnte.

Dieſer Seufzer war zugleich von Jean Robert, on Petrus, von Regina und von Frau von Marande usgeſtoßen worden.

Was Carmelite betrifft, ſie hatte nicht nur weder eſchrieen, noch geſeufzt, ſondern ſie war ſogar athemos, unbeweglich wie eine Bildſäule geblieben.

Herr von Marande allein, der den von ihm vereſſenen Namen gehört und wieder erkannt hatte, ing dem ihm von ſeinem americaniſchen Correſponenten empfohlenen Paare entgegen und ſagte:

„Sie kommen vortrefflich, Herr von Rozan! Wollen Sie ſich ſetzen und lauſchen, ſo werden Sie, ie Frau von Marande verſichert, die ſchönſte Stimme ören, die Sie je gehört haben.“

Und Frau von Rozan den Arm bietend, führte r ſie zu einem Fauteuil, während Camille in dem Geſpenſte, das er vor Augen hatte, Carmelite zu erennen ſuchte und, ſie erkennend, einen ſchwachen Schrei des Erſtaunens von ſich gab.

Lydie und Regina waren auf ihre Freundin zueſtürzt, denn ſie glaubten, ſie bedürfe ihrer Hülfe, nd erwarteten, ſie werde in ihren Armen in Ohnnacht fallen; doch zu ihrer großen Verwunderung

war Carmelite, wie gesagt, mit starrem Auge stehen geblieben; nur war ihr Teint von der Bläſſe zur Leichenfarbe übergegangen.

Dieſes starre, unbewegliche Auge, ohne Ausdruck, ohne scheinbares Leben, schien nichts mehr anzublicken; es war, als schlüge das Herz nicht mehr, so schien der Körper plötzlich versteinert zu sein. Die junge Frau war so erschrecklich anzuschauen, — um so erschrecklicher, als, abgesehen von dieser Leichenfarbe, ihr Marmorgesicht keine Spur von Erregung an sich trug.

„Madame," sagte Herr von Marande, indem er sich seiner Frau näherte, „das sind die zwei Personen, von denen ich mit Ihnen zu sprechen die Ehre gehabt habe."

„Ich bitte Sie inständig, mein Herr, beschäftigen Sie sich mit ihnen," erwiederte Frau von Marande; „ich, ich gehöre ganz Carmelite . . . Sehen Sie, in welchem Zustande sie ist."

Diese Leichenbläſſe, dieser ausdruckslose Blick, diese bildsäulenartige Unbeweglichkeit fielen Herrn von Marande wirklich auf.

„Oh! mein Gott! mein Fräulein," fragte er mit dem Tone der lebhafteſten Theilnahme, „was ist Ihnen denn begegnet?"

„Nichts, mein Herr," erwiederte Carmelite, den Kopf mit jener Bewegung erhebend, welche ein mächtiges Herz macht, um dem Unglück ins Gesicht zu schauen; — „nichts!"

„Singe nicht . . . singe heute Abend nicht!" flüsterte Regina Carmelite zu.

„Und warum sollte ich nicht singen?"

„Der Kampf übersteigt Deine Kräfte," sagte Lydia.

„Du wirst es sehen!" erwiederte Carmelite.

Und etwas wie der blasse Reflex des Lächelns einer Todten zeichnete sich auf ihren Lippen.

„Du willst es?" fragte Regina, indem sie sich wieder ans Klavier setzte.

„Nicht die Frau wird singen, Regina: die Künstlerin," antwortete Carmelite.

Und sie machte die drei Schritte, die sie noch vom Klavier trennten.

„Mit Gottes Gnade!" sagte Frau von Marande.

Regina präludirte zum zweiten Male.

Carmelite begann:

Assisa al pié d'un salice*)...

Die Stimme war fest, sicher geblieben, und ergriff eine tiefe Gemüthsbewegung vom zweiten Verse an die Zuhörer, so rührte diese Gemüthsbewegung viel mehr vom Schmerze von Desdemona, als vom Leiden von Carmelite her.

Es wäre in der That schwer gewesen, einen Gesang zu wählen, der sich mehr für die Lage von Carmelite geeignet hätte; die Todesangst, von der das Herz von Desdemona ergriffen ist, da sie die erste Strophe der africanischen Sclavin, ihrer Amme, singt, war gewissermaßen die Formel der Bangigkeiten, die ihr eigenes Herz zusammenschnürten; der Sturm, der über dem Palaste der schönen Venezianerin schwebt, der Wind, der eine Füllung vom

*) Am Fuße einer Weide sitzend.

gothischen Fenster ihres Gemaches zerbrochen hat, der Donner, der geräuschvoll in der Ferne rollt, die finstere Nacht, die traurig flackernde Lampe, Alles bis auf die melancholischen Verse von Dante, welche auf seiner Barke vorüberfahrend ein Gondolier singt:

Nessum maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice,
Nella miseria *) . . .

Alles bringt an diesem unseligen Abend die arme Desdemona in Verzweiflung, Alles ist schlimmes Vorzeichen, Alles ist unheilvolle Vorbedeutung!

Der Sang der Statue in Don Juan von Mozart und die Verzweiflung der armen Donna Anna, da sie an den Leichnam ihres Vaters stößt, sind vielleicht die einzigen zwei Situationen, die sich mit dieser schmerzlichen Scene der Ahnungen vergleichen lassen.

Keine Musik, wir wiederholen es, war also mehr geeignet, als die des großen italienischen Meisters, um die Schmerzen von Carmelite auszudrücken.

Dieser Colombau, brav, redlich und stark, um den sie die Trauer im Herzen trug, war er nicht gewisser Maßen der finstere, redliche, in Desdemona verliebte Africaner? Dieser unselige Jago, dieser falsche Freund, der in das Herz von Othello das Gift der Eifersucht streut, war er nicht, — die Verhältnisse wohl beachtet, — der frivole Americaner,

*) Es gibt keinen größeren Schmerz, als sich im Elende der glücklichen Zeit zu erinnern.

der eben so viel Böses mit seinem Leichtsinne gethan hatte, als Jago mit seinem Hasse hatte thun können?

Nun wohl, diese Lage war die, in welcher sich Carmelite befand, als sie Camille wiedersah, und diese Romanze, die sie mit so viel Festigkeit und zugleich mit so viel Ausdruck sang, diese Romanze war ein beständiges Märtyrerthum, und jede Note drang kalt und schmerzlich wie die Klinge eines Dolches in ihr Herz ein.

Nach der ersten Strophe klatschte alle Welt Beifall mit dem aufrichtigen Enthusiasmus, welchen jedes neue Talent bei dem Publicum erregt, das nicht interessirt ist, ein falsches Urtheil zu fällen.

Die zweite Strophe:

I ruccelletti limpidi
A caldi suoi sospiri . . .

erfüllte die Zuhörer mit Erstaunen; es war nicht mehr eine Frau, es war nicht mehr eine Sängerin, die aus ihrem Munde diese Cascade von Wehklagen regnen ließ: es war der Schmerz, der sich selbst besang.

Der Refrain besonders:

Laura fra i rami flebile
Ripetiva il suon . . .

wurde mit einer so rührenden Melancholie gesungen, daß das ganze verzweifelte Gedicht von Carmelite in diesem Momente an den Augen von denjenigen, welche sie kannten, vorübergehen mußte, wie es sicherlich vor den ihrigen vorüberzog.

Regina war beinahe ſo bleich geworden als Carmelite. Lydie weinte.

In der That, nie hatte eine ſo ſympathetiſche Stimme, — zu jener Zeit, wo ſo viele große Sängerinnen: die Paſta, die Pizzaroni, die Mainvielle, die Sontag, die Catalani, die Malibran, ihr Auditorium entzückten, — nie hatte ein ſolcher lebender Timbre das Herz der Dilettanti in dieſer ſchönen italieniſchen Sprache bewegt, welche ſelbſt eine Muſik iſt. Doch man erlaube uns, mit ein paar Zeilen für diejenigen, welche die ſo eben von uns genannten großen Künſtlerinnen gekannt haben, zu ſagen, worin ſich die Stimme unſerer Heldin von denen dieſer berühmten Sängerinnen unterſchied.

Die Stimme von Carmelite hatte von Natur einen außerordentlichen Umfang; ſie gab das tiefe G mit derſelben Leichtigkeit und mit demſelben Wohlklange, mit dem Madame Paſta das A gab, und ſie ging bis zum hohen D hinauf. Das Mädchen konnte alſo, — und das war das Wunder ihrer Stimme, — ebenſo gut Altpartien, als Sopranrollen ſingen.

Es war wirklich keine Sopranſtimme reiner, reicher, glänzender, mehr für den Fiorituri, für die Gorgheggi geeignet, wenn es uns erlaubt iſt, uns dieſes Wortes zu bedienen, das ſpeciell in Neapel angewandt wird, um das Gezwitſcher der Kehle zu bezeichnen, von dem jeder Sopran, der debutirt, unſerer Anſicht nach übermäßig Mißbrauch macht.

Was die Altſtimme betrifft, — ſie war einzig.

Jedermann kennt die wunderbaren, ſo zu ſagen magnetiſchen Wirkungen der Altſtimme; ſie malt die Liebe mit mehr Kraft, die Traurigkeit mit mehr Aus-

druck, den Schmerz mit mehr Energie als die Sopranstimme. Die Soprane singen wie die Vögel: sie gefallen, entzücken, bezaubern; die Altstimmen bewegen, beunruhigen, setzen in Leidenschaft. Die Sopranstimme ist eine reine Frauenstimme: sie hat die Zartheiten und die Süßigkeiten davon; die Altstimme ist eine wahre Männerstimme; sie hat ihren Ernst, ihre Härte, ihre Herbheit, und dennoch ist es eine ganz besondere Stimme, die an dem Einen und dem Andern Theil hat; eine hermaphrodite Stimme. Diese Stimmen bemächtigen sich auch der Seele der Zuschauer mit der Schnelligkeit und der Kraft der Elektricität und des Magnetismus. Die Altstimme ist gewisser Maßen das Echo der Gefühle des Zuhörers: sänge derjenige, welcher zuhört, so möchte er sicherlich gern so singen.

Das war also die auf das Auditorium durch die Stimme von Carmelite hervorgebrachte Wirkung. Begabt mit einem ungewöhnlichen, obgleich rein instinktartigen Geschicklichkeit, denn sie kannte nur wenig das Verfahren der großen Sänger in der Mode, vereinigte Carmelite, mit einem erstaunlichen Glücke, die Kopfstimme mit der Bruststimme; die Verbindung dieser zwei Stimmen war augenscheinlich, und ein alter Meister wäre sehr in Verlegenheit gekommen, hätte er sagen sollen, wie viel Studien nothwendig gewesen seien, um die wunderbaren Effecte zweier so entgegengesetzten Stimmen zu combiniren.

Carmelite, als große Tonkünstlerin, was sie war, hatte unter dem Auge von Colombau so emsig und so fest die Grundprincipien der Musik studirt, daß sie fortan nichts nöthig hatte, als sich gehen zu lassen,

um zu verführen und zu elektrisiren; und war
Stimme schön, so war ihr Geschmack vollkom
Von den ersten Lectionen an an die Maßha
der deutschen Musik gewöhnt, machte sie einen
mäßigen Gebrauch von den italienischen Fio
und bediente sich derselben nur, um den Aus
eines Stückes zu vermehren, oder um einen
mit einem andern zu verbinden, nie aber als
nehmlichkeit, nie als Kunststück.

Wir endigen die Analyse des Talentes von
melite damit, daß wir sagen, im Gegensatze zu
größten Sängerinnen der Zeit und sogar aller Z
habe dieselbe Note bei zwei verschiedenen Situat
der Seele bei ihr gleichsam nie denselben Ton ge

Wundert sich nun Einer und beschuldigt un
Uebertreibung, behauptend, keine Sängerin, und
sie zu Meistern Porpora, Mozart, Pergolese
selbst Rossini gehabt, habe die Vollkommenh
dieser doppelten Stimme erreicht, so antworten
Carmelite habe einen Meister gehabt, der viel e
gewesen, als die so eben von uns genannten,
Meister, den man das Unglück nenne!

Am Ende der dritten Strophe war es aus
einstimmiges Hurrah, eine unaussprechliche Ra

Die letzten Noten waren noch nicht erlo
klagend und seufzend wie der Schrei des Schm
selbst, als ein Beifallsdonner die vergoldete K
dieses weltlichen Salons erschütterte. Jeder
auf, als wollte er der Erste sein, um der Künst
Glück zu wünschen, ihr sein Compliment zu ma
es war ein wahres Fest, eine allgemeine Hinreiß
Alles, was die Furia francese, das Decorum

gessend, gestatten kann. Man stürzte nach dem Klavier, um dieses Mädchen anzuschauen, das schön wie die Schönheit, mächtig wie die Stärke, finster wie die Verzweiflung. Die alten Frauen, die sie um ihre Jugend beneideten, die jungen Frauen, die sie um ihre Schönheit beneideten, alle diejenigen, welche sie um ihr unvergleichliches Talent beneideten, alle diejenigen, welche sich sagten, es wäre beinahe ein Ruhm, von einer solchen Frau geliebt zu sein, näherten sich ihr, nahmen ihre Hand und drückten sie mit Liebe.

Und darum ist die Kunst wahrhaft schön, wahrhaft groß: in einem Augenblicke macht sie einen alten Freund aus einem Bekannten.

Tausend Einladungen fielen, wie die zukünftigen Blumen ihres Rufes, und streuten sich in einem Augenblicke um Carmelite her.

Der alte General, der sich, wie gesagt, darauf verstand, der alte General, der nicht leicht zu bewegen war, fühlte seine Thränen fließen; das war der Sturmregen, der sein Herz, während er das Mädchen singen hörte, angeschwellt hatte.

Jean Robert und Petrus näherten sich einander instinctartig, und in ihrem stummen Händedruck erzählten sie sich stillschweigend ihre schmerzliche Gemüthsbewegung, ihr melancholisches Entzücken; hätte ihnen Carmelite ein Nachezeichen gemacht, sie wären auf diesen sorglosen Camille losgestürzt, der, nicht wissend, was vorgefallen, Alles dies, ein Lächeln auf den Lippen, das Lorgnon im Auge und von seinem Platze aus: Bravo! bravo! bravo! rufend,

wie er es auf einem Sperrſitze der italieniſchen Oper würde gethan haben, angehört hatte.

Regina und Lydie, welche begriffen hatten, was Alles an Schmerz und Ausdruck die Gegenwart des Creolen der Stimme von Carmelite beifügte, — Regina und Lydie, welche während der ganzen Zeit, die der Geſang gedauert, bei jeder Note gezittert hatten, das Herz der Sängerin werde brechen, waren Beide wie niedergeſchmettert. Regina wagte es nicht, ſich umzudrehen, Lydie wagte es nicht, den Kopf zu erheben.

Plötzlich, auf einen von denjenigen, welche Carmelite umgaben, ausgeſtoßenen Schreckensſchrei, traten die zwei jungen Frauen aus ihrer Erſtarrung hervor und wandten ſich gleichzeitig gegen ihre Freundin um.

Carmelite hatte nach ihrer letzten geweinten Note den Kopf zurückgeworfen, und, bleich, ſteif, unbeweglich, wäre ſie unfehlbar auf den Boden gefallen, hätten ſie nicht zwei Arme unterſtützt, und hätte nicht eine befreundete Stimme zu ihr geſagt:

„Muth, Carmelite! und ſeien Sie ſtolz: von dieſem Abend an haben Sie Niemand mehr nöthig!“

Ehe ſie die Augen ſchloß, hatte Carmelite Zeit, Ludovic, dieſen grauſamen Freund, der ſie ins Leben zurückgerufen, zu erkennen.

Sie ſtieß einen letzten Seufzer aus, ſchüttelte traurig den Kopf und fiel in Ohnmacht.

Nun erſt ſah man aus ihren geſchloſſenen Augen zwei Thränen hervorquellen, welche über ihre eiskalten Wangen rollten.

Die zwei Frauen nahmen sie aus den Händen
Ludovic; dieser war herbeigekommen, während
melite sang, und, geräuschlos, ohne gemeldet zu
den, eintretend, war er in der Nähe gewesen,
sie in seinen Armen zu empfangen.
„Es ist nichts," sagte er zu den zwei Freundinnen;
che Krisen sind mehr wohlthätig als nachtheilig.
Sie athme von diesem Flacon ein, und in
Minuten wird sie wieder zu sich gekommen
"
Vom General unterstützt, trugen Regina und
e Carmelite ins Schlafzimmer: nur blieb der
eral bei der Thüre zurück.
Sobald Carmelite verschwunden und das Audi-
im durch ein paar Worte von Ludovic beruhigt
, brach der, in seinem Laufe gehemmte, Enthusias-
aufs Neue aus.
Es war nur ein einstimmiger Schrei der Be-
derung.

XVII.

Wo die Petarden von Camille nachbrennen.

Als man seinem Entzücken über das Talent der
nftigen Debutantin jeden Ausdruck gegeben, als
zu ihren Gunsten alle Formeln des Lobes er-
pft hatte, ließ sich jeder von den glücklichen Zuhörern,
m er sie in seinem Kreise gehörig zu rüh-
versprach, allmälig vom Boudoir nach dem
on hinziehen, wo die ersten Accorde des Orche-

ſters ertönten, und ging von der Muſik zum Tanze über.

Die einzige des Erwähnens würdige Epiſode bei der Bewegung, welche bei dieſer Gelegenheit ſtattfand, und die wir anführen werden, weil ſie ſich auf eine ganz natürliche Art mit unſerem Drama verbindet, iſt der Mißgriff, den Camille von Rozan dadurch machte, daß er unbeſonnener Weiſe Leute anredete, welche die Geſchichte von Carmelite ganz genau kannten.

Frau von Rozan, ſeine Gattin, eine hübſche fünfzehnjährige Creolin, war vorläufig von einer Witwe von amerikaniſcher Abkunft, die ſich für ihre Verwandte erklärte, in Beſchlag genommen worden. Camille, als er ſeine Frau in Familie ſah, benützte dieſen Umſtand, um wieder Junggeſelle zu werden.

Er erblickte Ludovic, ſeinen alten Kameraden, faſt ſeinen Freund; und ſobald die Ruhe in Folge des Abgangs von Carmelite, deren Ohnmacht er der einfachen Aufregung zuſchrieb, wiederhergeſtellt war, ſtürzte er auf den jungen Doctor zu, mit der Lebhaftigkeit eines ſo eben angekommenen Fremden, der einen alten Bekannten wiederfindet, reichte ihm die Hand und rief:

„Beim Hippokrates! es iſt Herr Ludovic! . . Guten Morgen, Herr Ludovic! wie befindet ſich Herr Ludovic?“

„Schlecht,“ antwortete kalt der junge Arzt.

„Schlecht?“ wiederholte der Creole. „Ei! Sie haben den Monat April auf dem Backen!“

„Gleichviel, mein Herr, wenn ich den December im Herzen habe!“

„Sie haben Kummer?“

„Mehr als Kummer: Schmerz!“

„Einen Schmerz?“

„Einen tiefen!“

„Mein Gott! mein armer Ludovic, sollten Sie einen Verwandten verloren haben?“

„Ich habe Jemand verloren, der mir theurer war, als ein Verwandter!“

„Was gibt es Theureres, als einen Verwandten?“

„Ein Freund . . . weil dies seltener ist.“

„Kannte ich ihn?“

„Genau.“

„Einer unserer Kameraden aus dem Collége?“

„Ja.“

„Ah! der arme Junge!“ sagte Camille mit der höchsten Gleichgültigkeit. „Und wie hieß er?“

„Colombau,“ antwortete trocken Ludovic, indem er Camille grüßte und ihm den Rücken zuwandte.

Der Creole hätte beinahe Ludovic an der Gurgel gepackt; doch wir sagten anderswo, er habe Geist besessen: er sah ein, daß er einen falschen Weg eingeschlagen hatte, pirouettirte auf den Absätzen und verschob seinen Zorn auf eine bessere Gelegenheit.

In der That, war Colombau todt, so hatte Ludovic das Recht, sich zu wundern, daß Camille ein solches Ereigniß nicht mehr betrübte.

Doch wie konnte er über dieses Ereigniß betrübt sein? Er wußte es nicht.

Armer Colombau, so jung, so schön, so stark, woran hatte er sterben können?

Camille suchte mit den Augen Ludovic, um ihm zu sagen, er wisse von Allem nichts, und von ihm

die Einzelheiten über den Tod ihres gemeinschaftlichen Freundes zu verlangen; doch er war verschwunden.

Während er Ludovic suchte, fielen die Blicke von Camille auf einen jungen Mann, dessen sympathetisches Gesicht er zu erkennen glaubte; nur war es ihm unmöglich, einen Namen auf dieses Gesicht zu setzen. Er hatte ihn gesehen, dessen war er sicher; er hatte ihn gekannt, er glaubte dessen sicher zu sein. War es in der Rechtsschule, — was wahrscheinlich, — so könnte ihm dieser junge Mann die gewünschte Auskunft geben.

Er ging auf ihn zu und sagte zu ihm:

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich komme heute Morgen von Louisiana an, was ungefähr halb Weges von den Antipoden ist; ich habe natürlich zweitausend Meilen zur See gemacht, und in Folge hievon bleibt in meinem Gehirne eine Art von intellectuellem Stampfen und Schlingern, was mir zugleich die Unterscheidungskraft und das Gedächtniß raubt. Verzeihen Sie mir also die Frage, welche ich an Sie zu richten die Ehre haben werde."

„Ich höre, mein Herr," antwortete ziemlich artig, aber dennoch mit einer gewissen Trockenheit derjenige, welchen er angeredet hatte.

„Mein Herr, ich glaube Sie unter verschiedenen Umständen bei meiner letzten Reise nach Paris gesehen zu haben, und als ich Sie so eben erblickte, fiel mir Ihr Gesicht als das eines alten Bekannten auf . . . Haben Sie mehr Gedächtniß als ich, und habe ich die Ehre, Ihnen bekannt zu sein?"

„Sie haben Recht, ich kenne Sie vollkommen, Herr von Rozan," antwortete der junge Mann.

„Ah! Sie kennen meinen Namen?“ rief Camille reudig.

„Wie Sie sehen.“

„Und werden Sie mir das Vergnügen machen, nir den Ihrigen zu sagen?“

„Ich heiße Jean Robert.“

„Ah! so ist es, Jean Robert . . . Bei Gott! ich wußte wohl, daß ich Sie kannte, einen unserer be- rühmtesten Diener, und einen der besten Freunde neines Kameraden Ludovic, wenn ich mich nicht äusche . . .“

„Der selbst einer der besten Freunde von Colom- bau war,“ erwiederte Jean Robert, indem er den Creolen trocken grüßte und sich umwandte.

Camille hielt ihn aber zurück.

„Mein Herr, ich bitte!“ sagte er: „Sie sind die weite Person, die mir vom Tode von Colombau pricht . . . Könnten Sie mir wohl einzelne Umstände iber diesen Tod mittheilen?“

„Welche?“

„Ich wünschte zu wissen, an welcher Krankheit Colombau gestorben ist.“

„Er ist nicht an einer Krankheit gestorben.“

„Sollte er im Duell getödtet worden sein?“

„Nein, mein Herr, er ist nicht im Duell getödtet vorden.“

„Aber wie ist er denn gestorben?“

„Er hat sich mit Kohlendampf erstickt.“

Und diesmal grüßte Jean Robert Camille so alt, daß dieser, — übrigens ganz von Erstaunen ergriffen, — nicht daran dachte, ihn ferner zurückzu- halten.

„Todt!“ murmelte Camille, „gestorben durch Erstickung! Wer hätte das von Colombau denken können? er, der so fromm! Ah! Colombau!“

Und Camille erhob die Hände zum Himmel als ein Mensch, der, um die Sache, die man ihm gesagt, zu glauben, nöthig hätte, daß man sie ihm zweimal wiederholen würde.

Indem er die Hände erhob, erhob Camille auch die Augen, und die Augen erhebend erblickte er einen jungen Mann, der in die tiefsten Reflexionen versunken zu sein schien.

Er erkannte in ihm einen Künstler, den man ihm während der Unruhe, die auf die Ohnmacht von Carmelite gefolgt war, gezeigt, und von dem man ihm gesagt hatte, es sei einer der ausgezeichnetsten Maler. Das Gesicht des jungen Mannes drückte die lebhafteste Bewunderung aus.

Es war Petrus, den die erhabene Anstrengung von Carmelite zugleich mit Traurigkeit und mit Stolz erfüllte . . . Die Künstler hatten also ein anderes Herz als die übrigen Menschen? Die Künstler hatten also eine andere Seele? Die Künstler waren also vielleicht privilegirte Wesen für den Schmerz? Da sie so königlich den Schmerz besiegten, so waren sie besondere Wesen.

Camille täuschte sich im Gesichtsausdrucke von Petrus: er hielt ihn einfach für einen Dilettanten in Entzückung, und auf ihn zugehend, um ihm ein äußerst angenehmes Compliment zu machen, sagte er:

„Mein Herr, wäre ich Maler, ich würde keine andere Physiognomie als die Ihrige wählen, um das

ten eines großen Herzens bei Anhörung der
en Musik des großen Meisters auszudrücken."
trus schaute Camille mit einer verächtlichen
an und verbeugte sich, ohne zu antworten.
mille fuhr fort:
ich weiß nicht genau, wie weit die Begeisterung
nzosen für die Musik des göttlichen Rossini geht;
unsern Colonien macht sie Furore: das ist Lei-
ft, Wuth, Fanatismus! Ich hatte einen Freund,
Liebhaber der deutschen Musik, der im Duell
t wurde, weil er behauptet hatte, Mozart stehe
als Rossini, und er ziehe Figaros Hoch-
em Barbier von Sevilla vor. Ich, was
etrifft, ich gestehe, daß ich ein Anhänger von
bin, und daß ich ihn hundert Fuß über Mo-
elle . . . Das ist meine Meinung, und ich
sie im Nothfalle bis zum Tode behaupten."
ich glaube, das war nicht die Meinung Ihres
es Colombau, mein Herr," erwiederte Petrus,
er kalt den Creolen grüßte.
lh! bei Gott! da sich hier alle Welt das Wort
n hat, mit mir von Colombau zu sprechen,
a Sie es machen wie alle Welt, so werden Sie
gen, ob er sich wegen des Sieges von Rossini
Mozart mit Kohlendampf erstickt hat."
lein, mein Herr," antwortete Petrus mit
ter Höflichkeit: „er hat sich erstickt, weil er
lite liebte, und eher sterben, als seinen Freund
en wollte."
mille stieß einen Schrei aus und drückte seine
Hände an seine Stirne, als ob eine Blendung
nen Augen vorüberzöge.

Während dieſer Zeit ging Petrus, wie es nach und nach Jean Robert und Ludovic gethan hatten, vom Boudoir in den Salon.

In dem Momente, wo Camille, nachdem er ſich ein wenig von dem Schlage, den er erlitten, erholt hatte, ſeine Hände von ſeinem Geſichte zurückzog und die Augen wieder öffnete, ſah er vor ſich, — was ihm ſeit ſeinem Eintritte in die Salons von Frau von Marande noch nicht begegnet war, — einen jungen Mann von ſchöner und hoffärtiger Tournure, der ſich bereit hielt, ihn anzureden, wenn er ſelbſt bereit wäre, dieſem Anreden zu entſprechen.

„Mein Herr," ſagte der junge Mann zu ihm, „ich höre, daß Sie dieſen Morgen von den Colonien ankommen, und daß Sie zum erſten Male heute Abend Herrn und Frau von Marande vorgeſtellt worden ſind. Wollen Sie mir die Ehre erweiſen, mich als Pathe in den Salons unſeres gemeinſchaftlichen Banquiers und als Führer durch die Luſtbarkeit der Hauptſtadt anzunehmen?"

Dieſer zuvorkommende Cicerone war der Graf Lorédan von Valgeneuſe; er hatte ſchon bei ihrem Eintritte die hübſche Creolin bemerkt, welche von Camille von Rozan in Frankreich importirt worden war, und er ſuchte ſich gut mit dem Manne zu ſtellen, um eintretenden Falles noch beſſer mit der Frau zu ſtehen.

Camille athmete, als er einen Mann traf, der zehn Worte mit ihm ſprach, ohne daß der Name Colombau mit dieſen zehn Worten vermiſcht wurde.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er mit allem

Eifer das Anerbieten von Herrn von Valgeneuse
nahm.

Die zwei jungen Leute eilten in die Tanzsalon
man hatte zu einem Walzer präludirt. Sie trate
gerade in dem Augenblicke ein, wo der Walzer an
fing.

Die erste Person, der sie in den Salon eintretend
begegneten, — man hätte glauben sollen, ihr Bru-
der habe ihr hier Rendez-vous gegeben, so sehr schien
sie zu warten! — war Fräulein Susanne von Val-
geneuse.

„Mein Herr," sagte Lorédan, „erlauben Sie mir,
Ihnen meine Schwester, Fräulein Susanne von Val-
geneuse, vorzustellen."

Alsdann, ohne die Antwort von Camille abzu-
warten, die man übrigens in seinen Augen lesen
konnte, fügte der Graf bei:

„Meine liebe Susanne, ich stelle Ihnen einen
neuen Freund, Herrn Camille von Rozan, einen
amerikanischen Edelmann, vor."

„Oh!" erwiederte Susanne, „Ihr neuer Freund,
ein lieber Lorédan, ist für mich ein alter Be-
nnter."

„Gut! und wie dies?"

„Was!" rief Camille mit einer stolzen Freude,
lte ich die Ehre haben, Ihnen bekannt zu sein,
n Fräulein?"

„Oh! genau, mein Herr," antwortete Susanne.
Versailles, in der Pension, wo ich vor nicht
r Zeit noch war, stand ich in enger Verbindung
vei von Ihren Landsmänninnen."

1 diesem Augenblicke traten Regina und Frau

von Marande, nachdem sie der Sorge einer Kammerfrau Carmelite, welche aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich gekommen war, anvertraut hatten, in den Ballsaal ein.

Lorédan machte seiner Schwester ein unmerkliches Zeichen, worauf ihm Susanne mit einem unmerklichen Lächeln antwortete.

Und während zum dritten Male an diesem Abend Lorédan mit Frau von Marande die immer unterbrochene Conversation wieder anzuknüpfen suchte, stürzten sich Camille und Fräulein von Valgeneuse, um weitere Bekanntschaft zu machen, in den schwindelerregenden Wirbel des Walzers und verloren sich unter einem Ocean von Gaze, Atlaß und Blumen.

XIX.

Wie das Liebesgesetz gestorben war.

Machen wir ein paar Schritte rückwärts; denn wir bemerken, daß wir, weil es uns drängte, in den Salon von Frau von Marande einzutreten, cavalièrement über Ereignisse und Tage weggestiegen sind, welche ihren Platz in dieser Erzählung haben müssen, wie sie ihn schon in der Geschichte haben.

Man erinnert sich des Scandals, der sich bei der Beerdigung des Herzogs de la Rochefoucauld zugetragen hatte.

Da Einige von den Personen, welche den ersten Rang in unserer Geschichte einnehmen, eine Rolle dabei spielten, so haben wir es versucht, in allen

ihren Einzelheiten diese entsetzliche Scene zu erzählen bei der die Polizei zu dem Resultate gelangt war, das sie sich vorgesetzt hatte: Herrn Sarranti verhaften und erforschen, welchen Grad von Widerstand die Bevölkerung der unglaublichsten Beschimpfung, die man dem Leichname eines Mannes, welchen sie mit ihrer Ehrfurcht und ihrer Liebe umgab, entgegenzusetzen fähig wäre.

Die Macht war dem Gesetze geblieben! wie man in der Regierungssprache sagt.

„Noch ein solcher Sieg," sprach Pyrrhus, der kein constitutioneller König, aber ein verständiger Tyrann war, „und ich bin verloren!" Das hätte sich Karl X. nach dem traurigen Siege, den er auf den Stufen der Himmelfahrts-Kirche davon getragen, sagen müssen.

In der That, sie war tief gewesen, die nicht nur bei der Menge, — von der der König wenigstens momentan zu weit entfernt war, um das Schauern durch die verschiedenen socialen Schichten zu fühlen, welche ihn von ihr trennten, — sondern auch auf die Pairskammer, von der er nur durch den auf den Stufen des Thrones ausgebreiteten Teppich getrennt war, hervorgebrachte Aufregung.

Die Pairs hatten sich, wie gesagt, vom Ersten zum Letzten beleidigt gefühlt durch die den Ueberresten des Herzogs de la Rochefoucauld angethane Beschimpfung. Die Unabhängigsten hatten ganz laut ihre Entrüstung kundgegeben; die Ergebensten hatten sie in die Tiefe ihres Herzens verschlossen; hier brudelte sie beim Hauche des furchtbaren Rathes, den man den Stolz nennt. Alle warteten

auf eine Gelegenheit, entweder dem Ministerium oder sogar dem Königthum diesen unfläthigen Fußtritt, den die hohe Kammer von der Polizei erhalten hatte, zurückzugeben.

Der Liebesgesetzes-Entwurf sollte diese Gelegenheit bieten.

Er war der Prüfung der Herren von Broglie, Portalis, Portal und le Bastard unterworfen worden.

Wir haben die Namen der anderen Mitglieder der Commission vergessen: — es sei dies gesagt ohne die Absicht, die Ehrenwerthen auf irgend eine Art zu verletzen.

Die Prüfungs-Commission schien schon bei ihren Sitzungen weit davon entfernt, eine Sympathie für den Entwurf zu hegen.

Die Minister selbst fingen an mit demselben Schrecken, der Reisende ergreift, welche, ein unbekanntes Land durchwandernd, sich plötzlich am Rande eines Absturzes finden, die Minister selbst fingen an zu bemerken, daß unter der politischen Frage, welche die Hauptfrage zu sein schien, eine individuelle viel ernstere Frage verborgen war.

Das Gesetz gegen die Preßfreiheit wäre in der That vielleicht durchgegangen, hätte es sich nur an den Rechten der Intelligenz vergriffen. Was lag an den Rechten der Intelligenz dem Bürgerthum, der höchsten Macht jener Zeit? Doch das Gesetz gegen die Preßfreiheit vergriff sich an den materiellen Interessen, was eine viel gewichtigere Lebensfrage für alle Subscribenten auf Voltaire-Touquet war, welche das Dictionnaire philosophique lasen und

abei eine Prise aus einer Tabaksdose à la Charte
ahmen.

Was ihnen allmälig die Augen öffnete, diesen
rmen Blinden mit hunderttausend Franken Gehalt,
oar der Umstand, daß alle die Preßfreiheit und die
nteressen der Industrie verletzenden Dispositionen
instimmig von der Commission der Pairskammer
erworfen wurden.

Da fingen sie an eine absolute Verwerfung zu
ürchten.

Was ihnen am wenigsten Unangenehmes begegnen
onnte, war, daß der Entwurf vor der Kammer mit
olchen Amendements erschien, daß es diesen Amen-
ements gelang, die Wirkung davon zu zerstören.

Man mußte zwischen einem Rückzuge und einer
Niederlage wählen. Es fand eine Berathung statt;
eder theilte Allen seine Befürchtungen mit, und
an kam überein, die Discussion sollte auf die nächste
Sitzung verschoben werden.

Herr von Villèle übernahm es, durch eine von
enen Combinationen, mit denen er vertraut war,
nittlerweile dem Ministerium in der hohen Kammer
ine Majorität so botmäßig und so regelmäßig dis-
iplinirt zu geben, als die war, auf welche er in der
Kammer der Abgeordneten zählen konnte.

Am 12. April, — einem der Tage, über die
ir so cavalièrement hinweggestiegen sind, — war
er Jahrestag der ersten Rückkehr von Karl X. nach
Paris am 12. April 1814. An diesem Tage gab
ie Nationalgarde den Militärdienst der Posten in
en Tuilerien und ersetzte so die anderen Truppen
es Palastes.

Das war eine Gunſt, mit der der König die Ergebenheit der Nationalgarde belohnte, welche mehrere Wochen lang ſeine einzige Garde gebildet hatte; es war endlich ein Zeichen von Vertrauen, das er der Bevölkerung von Paris gab.

Doch dieſer Tag, was man unmöglich hatte verhindern können, fiel im laufenden Jahre auf den grünen Donnerſtag.

Am grünen Donnerſtag konnte aber der König, der ſich ganz ſeinen Andachten widmete, ſeinen Geiſt keiner politiſchen Beſchäftigung hingeben: man verſchob alſo den Dienſt der Garde vom 12. auf den 16., vom grünen Donnerſtag auf den Oſtermontag.

Dem zu Folge ſtieg, am 16. Morgens, in dem Augenblicke, wo die Wache bezogen wurde, als es eben neun Uhr im Pavillon de l'Horloge ſchlug, König Karl X. die Freitreppe der Tuilerien in der Uniform eines Generals der Nationalgarde herab. Er erſchien in Begleitung des Herrn Dauphin und war umgeben von einem zahlreichen Generalſtabe.

Er kam auf den Carrouſelplatz, wo ſich von allen Legionen der Nationalgarde, die Cavalerie-Legion inbegriffen, gelieferte Detachements verſammelt fanden.

Als er vor die Schlachtordnung der Nationalgarde gelangte, grüßte er nach ſeiner Gewohnheit mit herzlichem Erguſſe.

Obſchon bei ſeinen täglichen Spazierfahrten Karl X., allmälig depopulariſirt, — nicht durch ſeine perſönlichen Fehler, ſondern durch die Irrthümer ſeiner Regierung, welche eine antinationale Politik angenommen hatte, — obſchon bei ſeinen täglichen Spazierfahrten, ſagen wir, Karl X. ſeit einem Jahre an

inen ziemlich kalten Empfang gewöhnt worden war, rief er doch noch von Zeit zu Zeit durch das Lächeln und die Grüße, die er der Menge zusandte, sympathetische Acclamationen hervor.

An diesem Tage aber war der Empfang eiskalt. Kein Feuer, keine Begeisterung; einige spärliche Rufe: „Es lebe der König!“ schüchtern vorgebracht, kaum gehört, und wie unter Weges aufgehalten.

Er musterte die Nationalgarde und verließ den Carrouselplatz, das Herz angeschwollen von einer bittern Traurigkeit, wegen dieses Empfangs der Menge nicht sein Regierungssystem, sondern die Verleumdungen der Journale, die dumpfen Umtriebe der liberalen Partei anklagend.

Mehrere Male hatte er sich während der Revue gegen seinen Sohn umgewendet, als wollte er ihn befragen; doch der Herr Dauphin erfreute sich des seltsamen Vorzugs, zerstreut zu sein, ohne daß sein Geist anderswo war. Der Herr Dauphin folgte maschinenmäßig seinem Vater, und in den Palast zurückkehrend hatte der Herr Dauphin wohl das Bewußtsein, einen kleinen Spazierritt gemacht zu haben, er vermuthete wohl, er habe einer Revue beigewohnt, doch es wäre ihm unmöglich gewesen, zu sagen, welche Art von Truppe vor ihm defilirt hatte.

Also nicht an den Dauphin wandte sich der alte König, der sich vereinzelt in seiner Größe, schwach in seinem göttlichen Rechte fühlte, sondern an einen Mann von sechzig Jahren, der das doppelte Band vom St. Ludwigs-Orden und vom Heiligen-Geist-Orden trug.

Dieser Mann war einer von den alten Glorien

Frankreichs; es war der Soldat vom Regiment Médoc, es war der Bataillonschef der Freiwilligen von der Maas, es war der Oberst des Regiments Picardie, es war der Eroberer von Trier, der Held der Brücke von Mannheim, der Commandant der vereinigten Grenadiere der großen Armee, der Sieger von Ostrolenka, der Mann von Wagram, von der Beresina, von Bautzen, der Generalmajor der königlichen Garde, der Obercommandant der Pariser Garde; es war der Verstümmelte von allen Schlachten, denen er beiwohnte; es war derjenige, dessen Körper siebenundzwanzig Wunden zählte, fünf mehr als der von Cäsar, und der seine siebenundzwanzig Wunden überlebt hatte; — es war der Marschall Oudinot, Herzog von Reggio.

Karl X. nahm den alten Soldaten unter dem Arme, zog ihn aus dem Kreise der Höflinge, die auf seine Rückkehr warteten, und sagte zu ihm:

„Hören Sie, Marschall, sprechen Sie offenherzig."

Der Marschall schaute den König mit Erstaunen an; die Stille und die Kälte der Nationalgarde waren ihm nicht entgangen.

„Offenherzig, Sire?" fragte er.

„Ja, ich wünsche die Wahrheit zu wissen."

Der Marschall lächelte.

„Es setzt Sie in Erstaunen, daß ein König die Wahrheit zu wissen wünscht . . . Man täuscht uns also sehr, mein lieber Marschall?"

„Ei! Sire, Jeder thut hiebei sein Bestes."

„Und Sie?"

„Ich, ich lüge nie, Sire!"

„Sie sagen also die Wahrheit?"

„Ich erwarte, daß man sie von mir verlang

„Und dann . . .?"

„Sire, Eure Majestät befrage mich, und sie wi sehen."

„Nun wohl, Marschall, was sagen Sie von de Revue?"

„Kalt!"

„Man hat kaum: „„Es lebe der König!"" ge- rufen. Haben Sie das bemerkt, Marschall?"

„Ich habe es bemerkt."

„Ich habe mich also des Vertrauens und der Liebe meines Volkes verlustig gemacht?"

Der alte Soldat schwieg.

„Hören Sie mich nicht, Marschall?" fragte Karl X.

„Doch, Sire, ich höre Sie."

„Nun wohl, ich frage Sie, ob ich mich, nach Ihrer Ansicht, verstehen Sie wohl, Marschall?) frage Sie, ob ich mich, nach Ihrer Ansicht, des ertrauens und der Liebe meines Volkes verlustig macht habe."

„Sire!"

„Sie haben mir die Wahrheit versprochen, Mar- ll."

„Sire, nicht Sie, sondern Ihre Minister. Un- klicher Weise begreift das Volk die Subtilitäten r constitutionellen Regierung nicht: König und ister, es vermengt Alles."

Aber was habe ich denn gethan?" rief der König.

Sie haben nicht gethan, Sire, Sie haben thun ."

„Marschall, ich schwöre Ihnen, daß ich voll guter Absichten bin.“

„Sire, es gibt ein Sprüchwort, das behauptet, die Hölle sei damit gepflastert.“

„Marschall, sagen Sie mir Alles, was Sie hievon denken.“

„Sire, ich wäre der Güte des Königs unwürdig, wenn . . . ich . . . nicht dem Befehle, den er mir gibt, gehorchen würde.“

„Nun?“

„Nun wohl, Sire, ich denke, Sie sind ein guter und redlicher Fürst; Eure Majestät ist aber umgeben und hintergangen von blinden oder unwissenden Räthen, welche nicht sehen oder schlecht sehen.“

„Fahren Sie fort, fahren Sie fort!“

„Die öffentliche Stimme sagt Ihnen durch mich, Sire, Ihr Herz sei ächt französisch, und in Ihrem Herzen und nicht anderswo müsse man lesen.“

„Man ist also unzufrieden?“

Der Marschall verbeugte sich.

„Und worüber diese Unzufriedenheit?“

„Sire; das Preßgesetz verwundet tief und tödtlich Ihre Bevölkerung.“

„Sie glauben, diesem habe ich die heutige Kälte zu verdanken?“

„Sire, ich bin dessen sicher.“

„Einen Rath also, Marschall.“

„In welcher Hinsicht?“

„Hinsichtlich dessen, was ich zu thun habe.“

„Sire, ich habe dem König keinen Rath zu geben.“

„Doch, wenn ich einen verlange.“

„Sire, Ihre hohe Weisheit . . .“

„Was würden Sie an meiner Stelle thun, Marschall?"

„Ich spreche auf Befehl des Königs?"

„Besser als dies, Herzog," erwiederte Karl X. mit einer Majestät, an der es ihm bei gewissen Gelegenheiten nicht gebrach: „auf meine Bitte."

„Nun wohl, Sire, lassen Sie das Gesetz zurückziehen, berufen Sie für eine andere Revue die ganze Nationalgarde, und Sie werden durch ihre einstimmigen Acclamationen sehen, was die wahre Ursache ihres heutigen Stillschweigens war."

„Marschall, das Gesetz soll morgen zurückgezogen werden. Bestimmen Sie selbst den Tag der Revue."

„Sire, will Eure Majestät, daß es der letzte Sonntag des Monats sei, das heißt der 29. April?"

„Geben Sie selbst die Befehle; Sie sind General-Commandant der Nationalgarde."

An demselben Abend war der Conseil in den Tuilerien versammelt, und unerachtet des hartnäckigen Widerstandes Einiger forderte der König die unmittelbare Zurücknahme des Liebesgesetzes.

Trotz der Glückseligkeiten, die sie sich von der Anwendung dieses Gesetzes versprochen hatten, waren die Minister genöthigt, sich der souverainen Gewalt zu unterwerfen. Die Zurücknahme des Gesetzes war übrigens nur ein Act der Klugheit, eine Vorsichtsmaßregel, die ihnen die sichere und entscheidende Niederlage vor der Pairskammer ersparte.

Am andern Tage nach dieser ersten Revue, das heißt nach dieser ersten Manifestation der Nationalgarde, deren Wirkungen der König so richtig geschätzt, deren Ursache der Marschall Oudinot so wohl beur-

theilt hatte, verlangte Herr von Peyronnet das Wort am Anfange der Sitzung der Pairskammer, und verlas von der Tribune die Ordonnanz, welche den Gesetzesentwurf zurücknahm. Es war ein ungeheurer Freudenschrei an den vier Ecken Frankreichs und von allen Journalen ohne Unterschied, royalistischen oder liberalen, ausgestoßen.

Am Abend war Paris erleuchtet.

Lange Colonnen von Buchdruckergehülfen zogen in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen der Stadt umher und riefen: „Es lebe der König! Es lebe die Pairskammer! Es lebe die Preßfreiheit!"

Dieser Umzug, der wunderbare Zusammenfluß von Neugierigen, welche sich auf den Boulevards, den Quais, in den Seitenstraßen drängten, durch alle großen Arterien bis zu den Tuilerien strömend, wie das Blut zum Herzen strömt; das Geschrei dieser Menge, die Explosion der durch die Fenster geschleuderten Petarden, die flammende Aufsteigung der Raketen, die den Himmel mit ephemeren Sternen besäten, die Verschwendung der an allen Gebäuden, außer den öffentlichen, aufgestellten Lichter, all dieses Geräusch, all dieser Glanz boten einen festlichen Anblick, ein freudiges Aussehen, wie es gewöhnlich die von der Regierung befohlenen officiellen Feierlichkeiten nicht bieten.

Der Jubel war nicht minder groß in den andern Städten des Königreichs; es schien, nicht als hätte Frankreich einen von den Siegen davon getragen, an es gewöhnt war, sondern als hätte jeder Franindividuell gesiegt.

Dieser Jubel gab sich in der That nicht nur

unter den verschiedensten, sondern auch unter de individuellsten Formen kund; Jeder suchte eine per sönliche Manier, seine Freude zu bezeigen.

Hier waren es zahlreiche Chöre, welche auf den Plätzen stationirten oder durch die Straßen liefen und ihre Nationalgesänge hören ließen; dort waren es improvisirte Kunstfeuerwerke, die sich durch alle Arten von Volkslaunen verlängerten, oder Tänze, welche die ganze Nacht hindurch währten; anderswo waren es Fackelzüge, wie die antiken Wettläufe, zu Fuße und zu Pferde ausgeführt; wieder anderswo Triumphbogen oder Säulen mit Inschriften beladen; überall waren es flammende Illuminationen; die von Lyon besonders waren bewunderungswürdig: die Ufer der zwei Flüsse, die Hauptplätze der Cité, die zahlreichen Terrassen seiner zahlreichen Vorstädte waren gleichsam durch lange Feuercordons verbunden, welche die Wasser der Rhone und der Saone reflectirten.

Marengo hatte nicht mehr Stolz eingeflößt, Austerlitz nicht mehr Begeisterung.

Der eine und der andere von diesen zwei Sie-
en war nur ein Triumph: der Fall des Liebes-
esetzes war zugleich ein Triumph und eine Rache;
s war eine Frankreich gegenüber übernommene Ver-
ndlichkeit, es von diesem Ministerium zu befreien,
lches es sich bei jeder neuen Session zur Aufgabe
nacht hatte, eine von den durch den Grundvertrag
sprochenen, garantirten, geheiligten Freiheiten zu
töten.

Diese glänzende Manifestation des öffentlichen
ußtseins, diese volksthümliche Demonstration, die-
freiwillige Jubel des ganzen Landes bei der

Nachricht von der Zurücknahme des Gesetzes setzten die Minister in Erstaunen, und sie beschlossen noch an demselben Abend, unter all diesem Geräusche und all dieser freudigen Bewegung, sich insgesammt zum König zu begeben.

Sie verlangten eingeführt zu werden.

Man suchte den König. Der König war nicht ausgefahren, und dennoch war er weder im großen Salon, noch in seinem Cabinet, noch bei Monsieur dem Dauphin, noch bei der Frau Herzogin von Berry.

Wo war er denn?

Ein Kammerdiener sagte, er habe Seine Majestät, gefolgt vom Marschall Oudinot, nach der Treppe gehen sehen, welche auf die Terrasse des Pavillon de l'Horloge führte.

Man stieg diese Treppe hinauf.

Zwei Männer standen da, all dieses Geschrei, all diesen Lärmen, alle diese Lichter beherrschend, kräftig von der leuchtenden Mondscheibe und von den silbernen Wolken, welche rasch am Himmel hinzogen, sich abhebend.

Diese zwei Männer waren Karl X. und der General Oudinot.

Man meldete ihnen den ministeriellen Besuch.

Der König schaute den Marschall an.

„Was wollen sie hier?" fragte er.

„Von Eurer Majestät eine Repressivmaßregel gegen die allgemeine Freude fordern."

„Lassen Sie diese Herren heraufkommen," sagte der König.

Die Minister folgten sehr erstaunt dem Adjutan-

en, dem der Kammerdiener den Befehl des Königs bertragen hatte.

Fünf Minuten nachher war der Conseil auf der Plattform des Pavillon de l'Horloge versammelt.

Die weiße Fahne, die Fahne von Tillebourg, von Bouvines und von Fontenay, flatterte anmuthig je nach den Launen des Windes. Man hätte glauben ollen, sie sei ganz stolz, diese ungewohnten Acclamationen zu hören.

Herr von Villèle trat vor und sprach:

„Sire, bewegt von der Gefahr, welche Eure Majestät läuft, komme ich mit meinen Collegen ..."

Der König unterbrach ihn.

„Mein Herr," fragte er, „nicht wahr, Ihre Rede war vorbereitet, ehe Sie das Hotel der Finanzen erließen?"

„Sire ..."

„Ich weigere mich nicht, sie zu hören, mein Herr; doch zuvor wünsche ich, daß Sie von dieser Plattform, welche Paris beherrscht, sehen und hören, was vorgeht."

Und der König streckte die Hand gegen diesen Ocean von Licht aus.

„Es ist also unsere Entlassung, was Seine Majestät verlangt?" wagte Herr von Peyronnet zu bemerken.

„Ei! wer spricht von Entlassung, mein Herr? Ich verlange nichts von Ihnen: ich sage, Sie sollen sehen und hören."

Es trat ein Moment der Stille ein, nicht auf den Straßen, — auf den Straßen war es im Gegentheile von Augenblick zu Augenblick munterer und

geräuschvoller, — sondern unter den hohen Beobachtern.

Der Marschall hielt sich beiseit, das Lächeln des Triumphes auf den Lippen; der König, immer die Hand ausgestreckt und sich nach und nach gegen die vier Cardinalpunkte wendend, beherrschte durch seine hohe Gestalt, die, obschon sie sich unter dem Gewichte der Jahre gebeugt hatte, sich bei den großen Veranlassungen gerade aufrichtete, — der König beherrschte alle diese Männer. In diesem Augenblicke überragte sie sein Geist, wie seine Gestalt, um einen Kopf.

„Nun reden Sie, Herr von Villèle," sprach der König, „was haben Sie mir zu sagen?"

„Nichts, Sire," antwortete der Conseil-Präsident; „wir haben Eurer Majestät nur noch den Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht zu Füßen zu legen."

Der König grüßte; die Minister zogen sich zurück.

„Marschall," sagte der König, „ich glaube, daß Sie entschieden Recht haben."

Und er ging wieder in seine Gemächer.

In der nächsten Sitzung des Conseil setzte der König den Ministern seinen Wunsch, am 29. April eine Revue zu halten, auseinander. — Am 25. gab Seine Majestät diese Absicht kund. — Die Minister versuchten es Anfangs, den Willen des Königs zu bekämpfen; doch dieser Wille stand zu fest, um den schlimmen Waffen des persönlichen Interesses nachzugeben. Da warfen sie sich auf ein Detail zurück: dieses war, die Nationalgarde von den Meuterern und Aufreizern abzusondern, welche sie unfehlbar umgeben würden.

Am andern Tage machte ein Tagsbefehl bekannt,

daß, da der König auf der Parade am 16. Apr angekündigt habe, um der Nationalgarde einen Beweis seines Wohlwollens und seiner Zufriedenheit zu geben, beabsichtige er, sie die Revue passiren zu lassen, so werde diese Revue auf dem Marsfelde am Sonntag den 29. April stattfinden.

Das war eine große Neuigkeit.

Schon am Abend vorher, das heißt am 25., hatte ein bei den geheimen Gesellschaften affiliirter Buchdruckergehülfe Salvator einen Abdruck von dem Tagsbefehle gebracht, der am andern Tage angeschlagen werden sollte.

Salvator war Fourier bei der 11. Legion. Man begreift, warum er diesen Grad eines Fouriers angenommen, sogar darum nachgesucht hatte: das war eines von den tausend Mitteln, welche der thätige Carbonaro anwandte, um sich mit den Meinungen des Volks in Berührung zu bringen.

Diese Revue war eine Gelegenheit, den öffentlichen Geist zu sondiren: Salvator versäumte sie nicht.

Mehr als fünfhundert Arbeiter, deren brennende Ansichten er kannte, hatten sich immer geweigert, sich bei der Nationalgarde zu betheiligen, wobei sie ihre Weigerung durch die Ausgabe, welche eine Uniform nöthig mache, motivirten; vier Abgeordnete, von Salvator gewählt, besuchten diese Leute im Hause; Jeder von ihnen erhielt hundert Franken, unter der Bedingung, daß er am Sonntag den 29. sein Costume vollständig habe und seinen Rang in der Compagnie einnehme. Man gab die Adressen von Schneidern, welche zur Association gehörten und die Verbindlichkeit übernommen hatten, das Costume am bestimmten

Frankreichs; es war der Soldat vom Regiment Médoc, es war der Bataillonschef der Freiwilligen von der Maas, es war der Oberst des Regiments Picardie, es war der Eroberer von Trier, der Held der Brücke von Mannheim, der Commandant der vereinigten Grenadiere der großen Armee, der Sieger von Ostrolenka, der Mann von Wagram, von der Beresina, von Bautzen, der Generalmajor der königlichen Garde, der Obercommandant der Pariser Garde; es war der Verstümmelte von allen Schlachten, denen er beiwohnte; es war derjenige, dessen Körper siebenundzwanzig Wunden zählte, fünf mehr als der von Cäsar, und der seine siebenundzwanzig Wunden überlebt hatte; — es war der Marschall Oudinot, Herzog von Reggio.

Karl X. nahm den alten Soldaten unter dem Arme, zog ihn aus dem Kreise der Höflinge, die auf seine Rückkehr warteten, und sagte zu ihm:

„Hören Sie, Marschall, sprechen Sie offenherzig."

Der Marschall schaute den König mit Erstaunen an; die Stille und die Kälte der Nationalgarde waren ihm nicht entgangen.

„Offenherzig, Sire?" fragte er.

„Ja, ich wünsche die Wahrheit zu wissen."

Der Marschall lächelte.

„Es setzt Sie in Erstaunen, daß ein König die Wahrheit zu wissen wünscht . . . Man täuscht uns also sehr, mein lieber Marschall?"

„Ei! Sire, Jeder thut hiebei sein Bestes."

„Und Sie?"

„Ich, ich lüge nie, Sire!"

„Sie ſagen alſo die Wahrheit?“

„Ich erwarte, daß man ſie von mir verlangt.“

„Und dann . . .?“

„Sire, Eure Majeſtät befrage mich, und ſie wird hen.“

„Nun wohl, Marſchall, was ſagen Sie von der evue?“

„Kalt!“

„Man hat kaum: „„Es lebe der König!““ ge- ufen. Haben Sie das bemerkt, Marſchall?“

„Ich habe es bemerkt.“

„Ich habe mich alſo des Vertrauens und der iebe meines Volkes verluſtig gemacht?“

Der alte Soldat ſchwieg.

„Hören Sie mich nicht, Marſchall?“ fragte arl X.

„Doch, Sire, ich höre Sie.“

„Nun wohl, ich frage Sie, ob ich mich, nach hrer Anſicht, verſtehen Sie wohl, Marſchall? h frage Sie, ob ich mich, nach Ihrer Anſicht, des ertrauens und der Liebe meines Volkes verluſtig emacht habe.“

„Sire!“

„Sie haben mir die Wahrheit verſprochen, Mar- hall.“

„Sire, nicht Sie, ſondern Ihre Miniſter. Un- lücklicher Weiſe begreift das Volk die Subtilitäten hrer conſtitutionellen Regierung nicht: König und Miniſter, es vermengt Alles.“

„Aber was habe ich denn gethan?“ rief der König.

„Sie haben nicht gethan, Sire, Sie haben thun ſſen.“

„Marſchall, ich ſchwöre Ihnen, daß ich voll guter Abſichten bin.“

„Sire, es gibt ein Sprüchwort, das behauptet, die Hölle ſei damit gepflaſtert.“

„Marſchall, ſagen Sie mir Alles, was Sie hievon denken.“

„Sire, ich wäre der Güte des Königs unwürdig, wenn . . . ich . . . nicht dem Befehle, den er mir gibt, gehorchen würde.“

„Nun?“

„Nun wohl, Sire, ich denke, Sie ſind ein guter und redlicher Fürſt; Eure Majeſtät iſt aber umgeben und hintergangen von blinden oder unwiſſenden Räthen, welche nicht ſehen oder ſchlecht ſehen.“

„Fahren Sie fort, fahren Sie fort!“

„Die öffentliche Stimme ſagt Ihnen durch mich, Sire, Ihr Herz ſei ächt franzöſiſch, und in Ihrem Herzen und nicht anderswo müſſe man leſen.“

„Man iſt alſo unzufrieden?“

Der Marſchall verbeugte ſich.

„Und worüber dieſe Unzufriedenheit?“

„Sire; das Preßgeſetz verwundet tief und tödtlich Ihre Bevölkerung.“

„Sie glauben, dieſem habe ich die heutige Kälte zu verdanken?“

„Sire, ich bin deſſen ſicher.“

„Einen Rath alſo, Marſchall.“

„In welcher Hinſicht?“

„Hinſichtlich deſſen, was ich zu thun habe.“

„Sire, ich habe dem König keinen Rath zu geben.“

„Doch, wenn ich einen verlange.“

„Sire, Ihre hohe Weisheit . . .“

„Was würden Sie an meiner Stelle thun, Marſchall?“

„Ich ſpreche auf Befehl des Königs?“

„Beſſer als dies, Herzog,“ erwiederte Karl X. mit einer Majeſtät, an der es ihm bei gewiſſen Gelegenheiten nicht gebrach: „auf meine Bitte.“

„Nun wohl, Sire, laſſen Sie das Geſetz zurückziehen, berufen Sie für eine andere Revue die ganze Nationalgarde, und Sie werden durch ihre einſtimmigen Acclamationen ſehen, was die wahre Urſache ihres heutigen Stillſchweigens war.“

„Marſchall, das Geſetz ſoll morgen zurückgezogen werden. Beſtimmen Sie ſelbſt den Tag der Revue.“

„Sire, will Eure Majeſtät, daß es der letzte Sonntag des Monats ſei, das heißt der 29. April?“

„Geben Sie ſelbſt die Befehle; Sie ſind General-Commandant der Nationalgarde.“

An demſelben Abend war der Conſeil in den Tuilerien verſammelt, und unerachtet des hartnäckigen Widerſtandes Einiger forderte der König die unmittelbare Zurücknahme des Liebesgeſetzes.

Trotz der Glückſeligkeiten, die ſie ſich von der Anwendung dieſes Geſetzes verſprochen hatten, waren die Miniſter genöthigt, ſich der ſouverainen Gewalt zu unterwerfen. Die Zurücknahme des Geſetzes war übrigens nur ein Act der Klugheit, eine Vorſichtsmaßregel, die ihnen die ſichere und entſcheidende Niederlage vor der Pairskammer erſparte.

Am andern Tage nach dieſer erſten Revue, das heißt nach dieſer erſten Manifeſtation der Nationalgarde, deren Wirkungen der König ſo richtig geſchätzt, deren Urſache der Marſchall Oudinot ſo wohl beur-

theilt hatte, verlangte Herr von Peyronnet das Wort am Anfange der Sitzung der Pairskammer, und verlas von der Tribune die Ordonnanz, welche den Gesetzesentwurf zurücknahm. Es war ein ungeheurer Freudenschrei an den vier Ecken Frankreichs und von allen Journalen ohne Unterschied, royalistischen oder liberalen, ausgestoßen.

Am Abend war Paris erleuchtet.

Lange Colonnen von Buchdruckergehülfen zogen in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen der Stadt umher und riefen: „Es lebe der König! Es lebe die Pairskammer! Es lebe die Preßfreiheit!"

Dieser Umzug, der wunderbare Zusammenfluß von Neugierigen, welche sich auf den Boulevards, den Quais, in den Seitenstraßen drängten, durch alle großen Arterien bis zu den Tuilerien strömend, wie das Blut zum Herzen strömt; das Geschrei dieser Menge, die Explosion der durch die Fenster geschleuderten Petarden, die flammende Aufsteigung der Raketen, die den Himmel mit ephemeren Sternen besäten, die Verschwendung der an allen Gebäuden, außer den öffentlichen, aufgestellten Lichter, all dieses Geräusch, all dieser Glanz boten einen festlichen Anblick, ein freudiges Aussehen, wie es gewöhnlich die von der Regierung befohlenen officiellen Feierlichkeiten nicht bieten.

Der Jubel war nicht minder groß in den andern Städten des Königreichs; es schien, nicht als hätte Frankreich einen von den Siegen davon getragen, an die es gewöhnt war, sondern als hätte jeder Franzose individuell gesiegt.

Dieser Jubel gab sich in der That nicht nur

unter den verschiedensten, sondern auch unter den individuellsten Formen kund; Jeder suchte eine persönliche Manier, seine Freude zu bezeigen.

Hier waren es zahlreiche Chöre, welche auf den Plätzen stationirten oder durch die Straßen liefen und ihre Nationalgesänge hören ließen; dort waren es improvisirte Kunstfeuerwerke, die sich durch alle Arten von Volkslaunen verlängerten, oder Tänze, welche die ganze Nacht hindurch währten; anderswo waren es Fackelzüge, wie die antiken Wettläufe, zu Fuße und zu Pferde ausgeführt; wieder anderswo Triumphbogen oder Säulen mit Inschriften beladen; überall waren es flammende Illuminationen; die von Lyon besonders waren bewunderungswürdig: die Ufer der zwei Flüsse, die Hauptplätze der Cité, die zahlreichen Terrassen seiner zahlreichen Vorstädte waren gleichsam durch lange Feuercordons verbunden, welche die Wasser der Rhone und der Saone reflectirten.

Marengo hatte nicht mehr Stolz eingeflößt, Austerlitz nicht mehr Begeisterung.

Der eine und der andere von diesen zwei Siegen war nur ein Triumph: der Fall des Liebesgesetzes war zugleich ein Triumph und eine Rache; es war eine Frankreich gegenüber übernommene Verbindlichkeit, es von diesem Ministerium zu befreien, welches es sich bei jeder neuen Session zur Aufgabe gemacht hatte, eine von den durch den Grundvertrag versprochenen, garantirten, geheiligten Freiheiten zu zerstören.

Diese glänzende Manifestation des öffentlichen Bewußtseins, diese volksthümliche Demonstration, dieser freiwillige Jubel des ganzen Landes bei der

Nachricht von der Zurücknahme des Gesetzes se
die Minister in Erstaunen, und sie beschlossen
an demselben Abend, unter all diesem Geräusche
all dieser freudigen Bewegung, sich insgesammt
König zu begeben.

Sie verlangten eingeführt zu werden.

Man suchte den König. Der König war
ausgefahren, und dennoch war er weder im gr
Salon, noch in seinem Cabinet, noch bei Mon
dem Dauphin, noch bei der Frau Herzogin von B

Wo war er denn?

Ein Kammerdiener sagte, er habe Seine Maj
gefolgt vom Marschall Oudinot, nach der Te
gehen sehen, welche auf die Terrasse des Pav
de l'Horloge führte.

Man stieg diese Treppe hinauf.

Zwei Männer standen da, all dieses Ges
all diesen Lärmen, alle diese Lichter beherrschend, h
von der leuchtenden Mondscheibe und von den si
nen Wolken, welche rasch am Himmel hinzogen,
abhebend.

Diese zwei Männer waren Karl X. und der
neral Oudinot.

Man meldete ihnen den ministeriellen Besu

Der König schaute den Marschall an.

„Was wollen sie hier?“ fragte er.

„Von Eurer Majestät eine Repressivmaß
gegen die allgemeine Freude fordern.“

„Lassen Sie diese Herren heraufkommen,“
der König.

Die Minister folgten sehr erstaunt dem Adj

er Kammerdiener den Befehl des Königs
hatte.
Minuten nachher war der Conseil auf der
des Pavillon de l'Horloge versammelt.
eiße Fahne, die Fahne von Tillebourg, von
und von Fontenay, flatterte anmuthig je
launen des Windes. Man hätte glauben
sei ganz stolz, diese ungewohnten Accla-
u hören.
on Villèle trat vor und sprach:
bewegt von der Gefahr, welche Eure
äuft, komme ich mit meinen Collegen ..."
önig unterbrach ihn.
Herr," fragte er, „nicht wahr, Ihre Rede
eitet, ehe Sie das Hotel der Finanzen
. . ."
beigere mich nicht, sie zu hören, mein Herr;
wünsche ich, daß Sie von dieser Plattform,
is beherrscht, sehen und hören, was vor-

er König streckte die Hand gegen diesen
Licht aus.
t also unsere Entlassung, was Seine Maje-
gt?" wagte Herr von Peyronnet zu be-

wer spricht von Entlassung, mein Herr?
ge nichts von Ihnen: ich sage, Sie sollen
hören."
t ein Moment der Stille ein, nicht auf
en, — auf den Straßen war es im Gegen-
Augenblick zu Augenblick munterer und

geräuschvoller, — sondern unter den hohen Beobachtern.

Der Marschall hielt sich beiseit, das Lächeln des Triumphes auf den Lippen; der König, immer die Hand ausgestreckt und sich nach und nach gegen die vier Cardinalpunkte wendend, beherrschte durch seine hohe Gestalt, die, obschon sie sich unter dem Gewichte der Jahre gebeugt hatte, sich bei den großen Veranlassungen gerade aufrichtete, — der König beherrschte alle diese Männer. In diesem Augenblicke überragte sie sein Geist, wie seine Gestalt, um einen Kopf.

„Nun reden Sie, Herr von Villèle," sprach der König, „was haben Sie mir zu sagen?"

„Nichts, Sire," antwortete der Conseil-Präsident; „wir haben Eurer Majestät nur noch den Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht zu Füßen zu legen."

Der König grüßte; die Minister zogen sich zurück.

„Marschall," sagte der König, „ich glaube, daß Sie entschieden Recht haben."

Und er ging wieder in seine Gemächer.

In der nächsten Sitzung des Conseil setzte der König den Ministern seinen Wunsch, am 29. April eine Revue zu halten, auseinander. — Am 25. gab Seine Majestät diese Absicht kund. — Die Minister versuchten es Anfangs, den Willen des Königs zu bekämpfen; doch dieser Wille stand zu fest, um den schlimmen Waffen des persönlichen Interesses nachzugeben. Da warfen sie sich auf ein Detail zurück: dieses war, die Nationalgarde von den Meuterern und Aufreizern abzusondern, welche sie unfehlbar umgeben würden.

Am andern Tage machte ein Tagsbefehl bekannt,

daß, da der König auf der Parade am 16. April angekündigt habe, um der Nationalgarde einen Beweis seines Wohlwollens und seiner Zufriedenheit zu geben, beabsichtige er, sie die Revue passiren zu lassen, so werde diese Revue auf dem Marsfelde am Sonntag den 29. April stattfinden.

Das war eine große Neuigkeit.

Schon am Abend vorher, das heißt am 25., hatte ein bei den geheimen Gesellschaften affiliirter Buchdruckergehülfe Salvator einen Abdruck von dem Tagsbefehle gebracht, der am andern Tage angeschlagen werden sollte.

Salvator war Fourier bei der 11. Legion. Man begreift, warum er diesen Grad eines Fouriers angenommen, sogar darum nachgesucht hatte: das war eines von den tausend Mitteln, welche der thätige Carbonaro anwandte, um sich mit den Meinungen des Volks in Berührung zu bringen.

Diese Revue war eine Gelegenheit, den öffentlichen Geist zu sondiren: Salvator versäumte sie nicht.

Mehr als fünfhundert Arbeiter, deren brennende Ansichten er kannte, hatten sich immer geweigert, sich bei der Nationalgarde zu betheiligen, wobei sie ihre Weigerung durch die Ausgabe, welche eine Uniform nöthig mache, motivirten; vier Abgeordnete, von Salvator gewählt, besuchten diese Leute im Hause; Jeder von ihnen erhielt hundert Franken, unter der Bedingung, daß er am Sonntag den 29. sein Costume vollständig habe und seinen Rang in der Compagnie einnehme. Man gab die Adressen von Schneidern, welche zur Association gehörten und die Verbindlichkeit übernommen hatten, das Costume am bestimmten

Tage für die Summe von fünfundachtzig Franken zu liefern. Es blieben jedem Manne fünfzehn Franken Ueberschuß.

So führte man es in den zwölf Arrondissements durch.

Die Maires, — beinahe alle liberal, — waren entzückt über diese Demonstration; sie machten keine Schwierigkeiten, den Neueingetretenen Flinten zu geben.

Fünf bis sechstausend Mann, welche acht Tage vorher nicht einmal zur Nationalgarde gehörten, wurden auf diese Art bewaffnet und gekleidet. Alle diese Leute sollten, nicht den Befehlen ihrer Obersten, sondern dem Signal eines nur für sie allein erkennbaren Carbonarichefs gehorchen. Da aber die am weitesten Vorgerückten glaubten, die Stunde der Empörung sei noch nicht gekommen, so wurde von der obersten Venta befohlen, sich während der Revue keinen Act der Feindseligkeit zu erlauben.

Die Polizei ihrerseits war auf den Beinen, stand mit den Augen auf der Lauer und horchte mit allen Ohren. Was aber thun gegen Menschen, die sich beeifern, dem König zu gehorchen?

Herr Jackal reihte zehn Mann in jede Legion ein; nur, da ihm dieser Gedanke erst kam, als er von der Bewegung erfahren hatte, die sich bewerkstelligen sollte, fand sich, die Schneider von Paris haben so viel Arbeit, daß die Mehrzahl der Leute von Herrn Jackal wohl am Sonntag bewaffnet, aber erst am Montag gekleidet war.

XX.

Die Revue am Sonntag den 29. April.

Von dem Augenblicke an, wo der die Revue auf den 29. April feſtſetzende Tagsbefehl veröffentlicht war, bis zum Tage dieſer Revue fühlte man durch Paris einen von jenen dumpfen Schauern laufen, welche den politiſchen Stürmen vorhergehen und ſie verkündigen. Niemand konnte erklären, was dieſes Fieber weiſſagte, noch ſogar, ob es etwas weiſſagte; doch ohne zu wiſſen, welchem Schwindel man preisgegeben war, begegnete man ſich, drückte ſich die Hand und ſagte ſich.

„Sie werden dabei ſein?“

„Am Sonntag?“

„Ja.“

„Ich glaube wohl!“

„Fehlen Sie nicht dabei!“

„Ich werde mich wohl hüten!“

Dann drückte man ſich aufs Neue die Hand, — die Maurer und die bei der Venta Affiliirten mit dem Zeichen ihrer Geſellſchaft, die Andern ganz einfach, und man verließ ſich, und Jeder ſagte zu ſich ſelbſt:

„Dabei fehlen? Ah! ja wohl!“

Vom 26. bis zum 29. ſprachen die liberalen Journale nur von dieſer Revue, munterten die Bürger auf, dabei zu erſcheinen, und empfahlen ihnen Vorſicht. Man weiß, was ſolche aus den der Regierung feindlichen Federn kommende Empfehlungen

bedeuten: „Haltet Euch für jedes Ereigniß bereit, denn ein Ereigniß schwebt in der Luft, und ergreift die Gelegenheit!“

Die drei Tage waren nicht gleichgültig für die jungen Helden unserer Geschichte vorübergegangen. Diese Generation, welche die unsere ist, — ist es ein Vorzug, ist es ein Nachtheil? — hatte zu jener Zeit noch den Glauben, der nicht durch sie verloren gegangen ist, — er ist jung von Herzen geblieben, — sondern durch die auf sie folgende Generation, welche heute die der Menschen von dreißig bis fünfunddreißig Jahren ist. Diesmal ist es das Schiff, das Schiffbruch in den Revolutionen von 1830 und 1848 gelitten hat, welche noch in der Zukunft verborgen waren, wie ein Kind, das lebt und bebt, schon im Schooße der Mutter verborgen ist.

Jeder von unseren jungen Freunden hatte also den Einfluß dieser drei Tage gefühlt, die Einen activ, die Andern passiv.

Salvator, einer der Hauptchefs des Carbonarismus, dieser Religion der Zeit, die Seele der nicht nur in Paris, nicht nur in den Departements, sondern auch im Auslande organisirten geheimen Gesellschaften; Salvator hatte, wie wir gesehen, thätig zur Verstärkung der Reihen der Nationalgarde durch fünf bis sechstausend Patrioten beigetragen, welche bis dahin nicht dazu gehört hatten. Diese Patrioten waren uniformirt, hatten Gewehre: das war die Hauptsache; Patronen würde man sich leicht verschaffen können; an einem gegebenen Tage, in einem verabredeten Augenblicke würde man sich mit einer Uniform und mit Waffen wiederfinden.

Juſtin, ein gemeiner Voltigeur in einer Com-
agnie der elften Legion; Juſtin, der bis dahin die
berflächlichen Verbindungen, welche eine in der
Bachtſtube zugebrachte Nacht, zwei Stunden als Schild-
ache zugebracht zwiſchen zwei Bürgern anknüpfen,
ernachläßigt hatte; Juſtin, ſeitdem er im Carbona-
ismus ein Mittel geſehen hatte, dieſe Regierung
mzuſtürzen, unter der ein Adeliger, von einem Prie-
er unterſtützt, ungeſtraft die Familien in Unruhe
erſetzen konnte, Juſtin hatte angefangen carbona-
ſtiſche Propaganda mit um ſo größerer Thätigkeit
u machen, als dieſe bis dahin zurückgehalten worden
ar; und da er in ſeinem Quartier wegen ſeiner
wohl bekannten Familientugenden geſchätzt, geliebt,
gar geehrt war, ſo hörten auf ihn wie auf ein
Orakel die Leute, welche übrigens nichts lieber woll-
n, als überzeugt ſein, und ſelbſt der Ueberzeugung
ntgegenkamen.

Ludovic, Petrus und Jean Robert waren einfache
inheiten, von denen aber jede auf ein Centrum hin-
irkte. Ludovic inſpirirte und leitete ſeine jungen
Ritſchüler, die Studenten des Rechts und der Medi-
n, deren Reihen er kaum am Abend vorher verlaſ-
en hatte; Petrus dieſe ganze Atelierjugend, welche
amals voll künſtleriſcher Flamme und nationalen
Glaubens; Jean Robert Alles, was eine Feder hielt,
nd, einem auf dem Terrain der Kunſt anerkannten
Chef folgend, bereit war, ihm auch auf ein ganz
nderes Terrain zu folgen, auf welches ſich zu wagen
ihm gefiele.

Jean Robert gehörte zur Nationalgarde zu Pferde;

as und Ludovic waren Lieutenants bei der Nationalgarde zu Fuß.

Jeder von ihnen hatte, wenn auch in seinem innern von Kunst, Wissenschaft oder Liebe in Anspruch genommen, — denn diese jungen Herzen waren für alle Gefühle offen, — Jeder von ihnen, sagen wir, hatte den Tag des 29. April kommen sehen, einen Theil an diesem allgemeinen Beben fühlend, dessen Existenz wir constatirt haben, ohne die Ursache genau angeben zu können.

Am Abend des 28. war auf Berufung von Salvator Zusammenkunft bei Justin. Hier unterrichtete Salvator ernst und einfach seine vier Gefährten von dem, was vorging. Er glaubte, es werde am andern Tage eine Demonstration stattfinden, doch keine Bewegung; er bat sie, Herren über sich zu bleiben und nichts von Bedeutung zu thun, ohne daß sie von ihm erfahren hätten, der Augenblick sei gekommen.

Endlich erschien der große Tag. Es war wahrhaft ein Sonntag, nach dem Anblicke der Straßen von Paris zu urtheilen; mehr als ein Sonntag: es war ein Festtag.

Von neun Uhr Morgens durchfurchten die Legionen der verschiedenen Arrondissements Paris, Musik an der Spitze, und es folgte ihnen, entweder auf den Trottoirs oder auf den beiden Seiten der Boulevards, die Bevölkerung der verschiedenen Quartiere, die sie durchzogen.

Um elf Uhr waren zwanzigtausend Mann Nationalgarde vor der Ecole Militaire aufgestellt. Sie hatten unter ihren Füßen die Erde des Marsfeldes, so voll von Erinnerungen, welche von ihren Väter

aufgewühlt worden war am großen Tage der Föderation, der aus Frankreich ein Vaterland und aus allen Franzosen Brüder machte. Das Marsfeld! das einzige Monument, das von der furchtbaren Revolution geblieben ist, deren Mission es war, nicht zu erheben, sondern zu zerstören. Was hatte sie besonders zu zerstören? Die alte Race der Bourbonen, von der ein Mitglied in jener Verblendung, welche die ansteckende Krankheit der Könige ist, es wagte, diese Erde niederzutreten, welche glühender als die Lava des Vesuvs, beweglicher als der Sand der Wüste Sahara!

Seit mehreren Jahren war die Nationalgarde nicht mehr die Revue passirt. Es ist ein seltsamer Geist der Geist dieser Bürgersoldaten; läßt man sie die Wache beziehen, so murren sie; löst man sie auf, so empören sie sich.

Müde ihrer Unthätigkeit, hatte also die Nationalgarde dem Rufe, der an sie ergangen war, entsprochen. Verstärkt durch sechstausend Mann in neuer Uniform, war sie vollzählig und, was die Haltung betrifft, herrlich.

In dem Augenblicke, wo sie sich in Schlachtordnung aufstellte, das Gesicht gegen Chaillot, das heißt gegen die Seite, von der der König kam, gewendet, nahmen dreimal hunderttausend Zuschauer Platz auf den Böschungen, welche die Manoeuvreterrains umschließen. Jeder von diesen dreimal hunderttausend Zuschauern schien durch seine beifälligen Blicke, durch seine anhaltenden Bravos, durch seine unabläßig wieder entstehenden Vivats der Nationalgarde zu gratuliren wegen der Sorgfalt, die sie angewandt

hatte, um die Hauptstadt würdig zu repräsentiren und durch ihre Gegenwart dem König zu danken, der das verfluchte Gesetz zurückziehend dem allgemeinen Wunsche der Nation entsprochen hatte; — denn, man muß sagen, ausgenommen im Herzen jener Verschwörer, welche sie von ihren Vätern empfangen und auf ihre Kinder übertragen, die von den Swedenborg und den Cagliostro gegründete große revolutionäre Tradition, gab es in diesem Augenblicke auf dem Marsfelde, in Paris, in Frankreich nur Dankbarkeit und Sympathie für Karl X. Man hätte müssen ein sehr scharfes Auge haben, um, in einer Entfernung von drei Jahren, den 29. Juli durch diesen 29. April zu sehen.

Wer wird das Räthsel dieser großen Volksumschläge lösen, welche in ein paar Jahren, in ein paar Monaten, in ein paar Tagen oft, niederstürzen, was erhaben war, aufrichten, was zu Boden lag?

Die Aprilsonne, diese noch junge Sonne, die, das Gesicht mit Thau bedeckt, mit der Liebe einer Braut die Erde anschaut, eine poetische, liebende Julia, welche aus ihrem Grabe aufsteht und Falte um Falte ihr Leichentuch fallen läßt; die Aprilsonne glänzte hinter dem Invalidendome und sollte die Revue begünstigen.

Um ein Uhr verkündigten die Salven der Kanonen und entferntes Geschrei die Ankunft des Königs, der zu Pferde, in Begleitung des Herrn Dauphin, des Herzogs von Orleans, des jungen Herzogs von Chartres und einer Menge von Generalofficieren, herbeikam. Die Herzogin von Angoulême, die Her-

zogin von Berry und die Herzogin von Orleans folgten in offener Caleche.

Der Anblick dieses glänzenden Cortége machte einen Schauer die Welt von Zuschauern durchlaufen.

Was für eine Empfindung ist es denn, die, in gewissen Augenblicken, unser Herz mit ihren Feuerflügeln streift, uns vom Kopfe bis zu den Füßen schauern macht und uns zu extremen Dingen, mögen sie gut oder schlecht sein, antreibt?

Die Revue begann; Karl X. durchritt die ersten Linien unter dem Rufe: „Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!“ doch noch viel zahlreicher ertönte der Ruf: „Es lebe der König!“

Man hatte unter allen Legionen ein gedrucktes Blatt verbreitet, das die Ermahnung enthielt, man möge jede Manifestation vermeiden, welche die königliche Empfindlichkeit verletzen könnte. Derjenige, welcher diese Zeilen schreibt, war an jenem Tage in den Reihen, und es ist in seinen Händen ein also abgefaßtes Blatt geblieben.

An die Nationalgarden, um es bis in die letzte Reihe circuliren zu lassen.

„Man hat das Gerücht in Umlauf gebracht, die Legionen beabsichtigen zu rufen: „„Es lebe der König! Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!““ Das können nur Böswillige sein, welche ein Interesse dabei haben, die Nationalgarde ihrem edlen Charakter widersprechen zu sehen.“

Die Ermahnung war mehr klug der Form, als

elegant der Abfassung nach; wir geben sie aber, so wie sie ist, hier als historisches Actenstück.

Ein paar Augenblicke konnte man glauben, die Ermahnung werde pünktlich befolgt werden; an der ganzen Front der Schlachtordnung erscholl, wie gesagt, nur der Ruf: „Es lebe der König! Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!“ doch so wie der König in die Linien eindrang, als nöthigte seine Gegenwart die Herzen, sich zu öffnen, fing an mit dem Rufe: „Es lebe der König! Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!“ sich der: „Nieder mit den Jesuiten! Nieder mit den Ministern!“ zu vermengen.

Bei diesem Rufe hielt der alte König unwillkürlich sein Pferd an. Der Mensch war stätig wie das Thier.

Das Geschrei, das ihm mißfallen hatte, erlosch; das wohlwollende Lächeln, das den Grund seiner Physiognomie bildete, erschien, einen Augenblick abwesend, wieder. Er setzte seinen Marsch durch die Legionen fort; doch zwischen der dritten und vierten Reihe begann das aufrührerische Geschrei wieder, obgleich die Nationalgardisten, ganz schauernd, einander Vorsicht empfahlen; nur entschlüpften, ohne daß sie selbst wußten wie es kam, die Rufe: „Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!“ die sie in ihre Herzen zu verschließen sich anstrengten, unwillkürlich ihren Lippen.

Es war in den Reihen der Nationalgarde etwas wie ein fremdes, unbekanntes, elektrisches Element; das war das Volkselement, welches sich unter dem Einflusse der Carbonaricefs für diesen Tag mit dem bürgerlichen Elemente vermischt hatte.

Der König war aufs Neue verletzt in seinem Stolze durch diese Rufe, die ihm eine Regel politischen Verfahrens vorzuschreiben schienen.

Er hielt zum zweiten Male an: er befand sich einem Nationalgardisten von hoher Gestalt und von einer herculischen Stärke gegenüber; das war wohl der Typus, den Barye für den Löwen-Menschen oder für das Löwen-Volk gewählt hatte.

Dieser Mann war unser Freund Jean Taureau.

Er schwang sein Gewehr, wie er es mit einem Strohhalme gethan hätte, und rief, er, der nicht lesen konnte:

„Es lebe die Preßfreiheit!"

Die Energie dieser Stimme, die Kraft dieser Geberde setzten den alten König in Erstaunen. Er ließ sein Pferd zwei Schritte machen und ritt auf den Mann zu. Dieser seinerseits trat zwei Schritte aus den Reihen vor, — es gibt Organisationen, welche die Gefahr anzieht, und immer sein Gewehr schüttelnd, rief er:

„Es lebe die Charte! Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!"

Wie alle Bourbonen, sogar Ludwig XVI., hatte Karl X. zuweilen eine große Würde.

Er winkte, daß er seinerseits etwas zu antworten habe: diese zwanzigtausend Mann schwiegen wie durch Zauber.

„Meine Herren," sagte er, „ich bin hierher gekommen, um Huldigungen, und nicht um Lectionen zu empfangen."

Sodann sich gegen den Marschall Oudinot umwendend:

„Commandiren Sie das Defilé, Marſchall!“

Und er ſetzte ſein Pferd in Galopp, verließ die Reihen der Nationalgarde, und nahm Platz auf der Seite, und vor der dichten, ſtürmiſchen Maſſe.

Das Defilé begann.

Jede Compagnie, wenn ſie am König vorüberzog, gab einen Ruf von ſich: die Mehrzahl dieſer Rufe war: „Es lebe der König!“ Das Geſicht von Karl X. heiterte ſich wieder auf.

Als das Defilé beendigt war, ſagte der König zum Marſchall Oudinot:

„Das hätte beſſer gehen können; es gibt einige unruhige Köpfe, doch die Maſſe iſt gut. Im Ganzen bin ich zufrieden.“

Und man ſchlug im Galopp wieder den Weg nach den Tuilerien ein.

Ins Schloß zurückgekehrt, näherte ſich der Marſchall dem König und fragte:

„Sire, darf ich in einem Tagsbefehle der Zufriedenheit Eurer Majeſtät Erwähnung thun?“

„Ich ſehe nichts dagegen einzuwenden,“ erwiederte der König. „Nur möchte ich die Worte kennen, in denen dieſe Zufriedenheit ausgedrückt ſein wird.“

Hienach meldete der Haushofmeiſter, es ſei dem König ſervirt, Seine Majeſtät bot den Arm der Frau Herzogin von Orleans, der Herzog von Orleans der Herzogin von Angoulême, der Herzog von Chartres der Herzogin von Berry, und man ging in den Speiſeſaal.

Mittlerweile kamen die Nationalgarden in ihre Quartiere zurück; doch ehe ſie in ihre Quartiere zurückkamen, hatten ſie die Antwort von Barthélmy

Lelong: „Ich bin hierher gekommen, um Huldigungen, und nicht um Lectionen zu empfangen," ausgelegt.

Man fand das Wort ein wenig stark aristokratisch für den Ort, wo es gesagt worden war: Karl X., als er dieses Wort sprach, verweilte gerade auf dem Platze, wo sich siebenunddreißig Jahre früher jener Altar des Vaterlands erhob, an welchem Ludwig XVI. der französischen Constitution den Eid leistete. — Es ist wahr, Karl X., damals Graf d'Artois, hatte diesen Eid nicht gehört, weil er schon 1789 nach dem Auslande abgereist war. — Das Resultat war, daß, als der König kaum außer dem Marsfelde, das bis dahin zurückgehaltene Geschrei losbrach und die ganze Arena unter einem allgemeinen Hurrah des Zornes und der Verwünschungen zu zittern schien.

Doch das war nicht Alles: jede Legion als sie den Weg nach ihrem Arrondissement wieder einschlug, nahm eine gewisse Summe Aufregung aus dem allgemeinen Herde geschöpft mit sich und verbreitete sie in Geschrei ihren ganzen Weg entlang. Hätte dieses Geschrei kein Echo in der Bevölkerung gehabt, so wäre es wohl erloschen wie eine Kohlenglut ohne Nahrung, aber es schienen im Gegentheile nur Funken zu sein auf Herde fallend, welche ganz bereit, sich zu entzünden.

Das Geschrei wurde in der Menge zurückgeworfen wie ein verstärktes Echo; die Männer schwangen vor den Thüren ihre Hüte, die Frauen ließen von den Fenstern ihre Sacktücher flattern und schrieen nicht mehr: „Es lebe der König! Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!" sondern: „Es lebe die Nationalgarde! Nieder mit den Jesuiten! Nieder mit

den Ministern!“ Man war von der Begeisterung zur Protestation übergegangen, und man ging von der Protestation zum Aufstande über.

Das war aber noch viel schlimmer für die Legionen, welche von der Rue de Rivoli und über die Place Vendôme zurückkehrend vor dem Finanzministerium und dem Justizministerium zu passiren hatten. Hier war es nicht mehr Geschrei, sondern Gebrüll. Trotz des von den Obersten gegebenen Befehls, weiter zu marschiren, machten die Legionen Halt, die Gewehrkolben schlugen geräuschvoll auf das Pflaster, und das Gebrüll: „Nieder mit Villèle! Nieder mit Peyronnet!“ erschütterte die Fensterscheiben der zwei Hotels.

Einige Obersten, nachdem sie den Befehl, weiter zu marschiren, wiederholt hatten, zogen sich, als sie sahen, daß man ihnen nicht gehorchte, protestirend zurück; doch die anderen Officiere waren geblieben. Und weit entfernt, daß sie ihre Soldaten zu besänftigen suchten, schrieen sie vom allgemeinen Schwindel ergriffen wie die Anderen: Einige sogar stärker als die Anderen.

Die Demonstration war ernst; das war keine Volksmasse, kein Vorstädterhaufen, keine Arbeiterversammlung: es war ein constituirtes Corps, eine politische Macht, es war das Bürgerthum, das mit dem ganzen französischen Volke durch den Mund von zwanzigtausend Mann in Waffen protestirte.

Die Minister speisten in diesem Augenblicke beim österreichischen Gesandten, Herrn von Appony. Durch die Polizei benachrichtigt, standen sie von der Tafel auf, verlangten ihre Wagen und hielten Berathung

erium des Innern. Von hier begaben sie
ammt nach den Tuilerien.
den Fenstern seines Cabinets hätte der
s vorgeht, sehen und sich vom Ernste der
enschaft geben können; doch der König, er
h im Dianensaale, und kein Geräusch ge-
zu den hohen Gästen.
König Louis Philipp nicht ebenfalls beschäf-
ühstücken, als man ihm im Jahre 1848
ie Wachposten der Place Louis XVI. seien
?
Minister erwarteten im Conseilsaale die Be-
Königs, den man von ihrer Ankunft im
enachrichtigte.
X. nickte mit dem Kopfe, blieb aber bei

tlich befragte die Herzogin von Angoulême
lugen den Dauphin und seinen Vater: der
schob einen Zahnstocher zwischen seinen
ähnen durch, doch er sah nicht und hörte
rl X. antwortete durch ein Lächeln, das
man brauche sich nicht zu beunruhigen.
Diner wurde in der That nicht unter-

ı acht Uhr verließ man den Speisesaal und
die Gemächer zurück.
König als ein höflicher Cavalier, was er
te die Herzogin von Orleans bis zu ihrem
und wandte sich dann nach dem Conseilsaale.
seinem Wege fand er die Herzogin von
te.
ɜ gibt es denn?" fragte sie.

Petrus und Ludovic waren Lieutenants bei der Nationalgarde zu Fuß.

Jeder von ihnen hatte, wenn auch in seinem Innern von Kunst, Wissenschaft oder Liebe in Anspruch genommen, — denn diese jungen Herzen waren für alle Gefühle offen, — Jeder von ihnen, sagen wir, hatte den Tag des 29. April kommen sehen, seinen Theil an diesem allgemeinen Beben fühlend, dessen Existenz wir constatirt haben, ohne die Ursache genau angeben zu können.

Am Abend des 28. war auf Berufung von Salvator Zusammenkunft bei Justin. Hier unterrichtete Salvator ernst und einfach seine vier Gefährten von dem, was vorging. Er glaubte, es werde am andern Tage eine Demonstration stattfinden, doch keine Bewegung; er bat sie, Herren über sich zu bleiben und nichts von Bedeutung zu thun, ohne daß sie von ihm erfahren hätten, der Augenblick sei gekommen.

Endlich erschien der große Tag. Es war wahrhaft ein Sonntag, nach dem Anblicke der Straßen von Paris zu urtheilen; mehr als ein Sonntag: es war ein Festtag.

Von neun Uhr Morgens durchfurchten die Legionen der verschiedenen Arrondissements Paris, Musik an der Spitze, und es folgte ihnen, entweder auf den Trottoirs oder auf den beiden Seiten der Boulevards, die Bevölkerung der verschiedenen Quartiere, die sie durchzogen.

Um elf Uhr waren zwanzigtausend Mann Nationalgarde vor der Ecole Militaire aufgestellt. Sie hatten unter ihren Füßen die Erde des Marsfeldes so voll von Erinnerungen, welche von ihren Vätern

aufgewühlt worden war am großen Tage der Föderation, der aus Frankreich ein Vaterland und aus allen Franzosen Brüder machte. Das Marsfeld! das einzige Monument, das von der furchtbaren Revolution geblieben ist, deren Mission es war, nicht zu erheben, sondern zu zerstören. Was hatte sie besonders zu zerstören? Die alte Race der Bourbonen, von der ein Mitglied in jener Verblendung, welche die ansteckende Krankheit der Könige ist, es wagte, diese Erde niederzutreten, welche glühender als die Lava des Vesuvs, beweglicher als der Sand der Wüste Sahara!

Seit mehreren Jahren war die Nationalgarde nicht mehr die Revue passirt. Es ist ein seltsamer Geist der Geist dieser Bürgersoldaten; läßt man sie die Wache beziehen, so murren sie; löst man sie auf, so empören sie sich.

Müde ihrer Unthätigkeit, hatte also die Nationalgarde dem Rufe, der an sie ergangen war, entsprochen. Verstärkt durch sechstausend Mann in neuer Uniform, war sie vollzählig und, was die Haltung betrifft, herrlich.

In dem Augenblicke, wo sie sich in Schlachtordnung aufstellte, das Gesicht gegen Chaillot, das heißt gegen die Seite, von der der König kam, gewendet, nahmen dreimal hunderttausend Zuschauer Platz auf den Böschungen, welche die Manoeuvreterrains umschließen. Jeder von diesen dreimal hunderttausend Zuschauern schien durch seine beifälligen Blicke, durch seine anhaltenden Bravos, durch seine unabläßig wieder entstehenden Vivats der Nationalgarde zu gratuliren wegen der Sorgfalt, die sie angewandt

hatte, um die Hauptstadt würdig zu repräsentiren und durch ihre Gegenwart dem König zu danken, der das verfluchte Gesetz zurückziehend dem allgemeinen Wunsche der Nation entsprochen hatte; — denn, man muß sagen, ausgenommen im Herzen jener Verschwörer, welche sie von ihren Vätern empfangen und auf ihre Kinder übertragen, die von den Swedenborg und den Cagliostro gegründete große revolutionäre Tradition, gab es in diesem Augenblicke auf dem Marsfelde, in Paris, in Frankreich nur Dankbarkeit und Sympathie für Karl X. Man hätte müssen ein sehr scharfes Auge haben, um, in einer Entfernung von drei Jahren, den 29. Juli durch diesen 29. April zu sehen.

Wer wird das Räthsel dieser großen Volksumschläge lösen, welche in ein paar Jahren, in ein paar Monaten, in ein paar Tagen oft, niederstürzen, was erhaben war, aufrichten, was zu Boden lag?

Die Aprilsonne, diese noch junge Sonne, die, das Gesicht mit Thau bedeckt, mit der Liebe einer Braut die Erde anschaut, eine poetische, liebende Julia, welche aus ihrem Grabe aufsteht und Falte um Falte ihr Leichentuch fallen läßt; die Aprilsonne glänzte hinter dem Invalidendome und sollte die Revue begünstigen.

Um ein Uhr verkündigten die Salven der Kanonen und entferntes Geschrei die Ankunft des Königs, der zu Pferde, in Begleitung des Herrn Dauphin, des Herzogs von Orleans, des jungen Herzogs von Chartres und einer Menge von Generalofficieren, herbeikam. Die Herzogin von Angoulême, die Her-

zogin von Berry und die Herzogin von Orleans folgten in offener Caleche.

Der Anblick dieses glänzenden Cortége machte einen Schauer die Welt von Zuschauern durchlaufen.

Was für eine Empfindung ist es denn, die, in gewissen Augenblicken, unser Herz mit ihren Feuerflügeln streift, uns vom Kopfe bis zu den Füßen schauern macht und uns zu extremen Dingen, mögen sie gut oder schlecht sein, antreibt?

Die Revue begann; Karl X. durchritt die ersten Linien unter dem Rufe: „Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!“ doch noch viel zahlreicher ertönte der Ruf: „Es lebe der König!“

Man hatte unter allen Legionen ein gedrucktes Blatt verbreitet, das die Ermahnung enthielt, man möge jede Manifestation vermeiden, welche die königliche Empfindlichkeit verletzen könnte. Derjenige, welcher diese Zeilen schreibt, war an jenem Tage in den Reihen, und es ist in seinen Händen ein also abgefaßtes Blatt geblieben.

An die Nationalgarden, um es bis in die letzte Reihe circuliren zu lassen.

„Man hat das Gerücht in Umlauf gebracht, die Legionen beabsichtigen zu rufen: „„Es lebe der König! Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!““ Das können nur Böswillige sein, welche ein Interesse dabei haben, die Nationalgarde ihrem edlen Charakter widersprechen zu sehen.“

Die Ermahnung war mehr klug der Form, als

elegant der Abfassung nach; wir geben sie aber, so wie sie ist, hier als historisches Actenstück.

Ein paar Augenblicke konnte man glauben, die Ermahnung werde pünktlich befolgt werden; an der ganzen Front der Schlachtordnung erscholl, wie gesagt, nur der Ruf: „Es lebe der König! Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!“ doch so wie der König in die Linien eindrang, als nöthigte seine Gegenwart die Herzen, sich zu öffnen, fing an mit dem Rufe: „Es lebe der König! Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!“ sich der: „Nieder mit den Jesuiten! Nieder mit den Ministern!“ zu vermengen.

Bei diesem Rufe hielt der alte König unwillkürlich sein Pferd an. Der Mensch war stätig wie das Thier.

Das Geschrei, das ihm mißfallen hatte, erlosch; das wohlwollende Lächeln, das den Grund seiner Physiognomie bildete, erschien, einen Augenblick abwesend, wieder. Er setzte seinen Marsch durch die Legionen fort; doch zwischen der dritten und vierten Reihe begann das aufrührerische Geschrei wieder, obgleich die Nationalgardisten, ganz schauernd, einander Vorsicht empfahlen; nur entschlüpften, ohne daß sie selbst wußten wie es kam, die Rufe: „Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!“ die sie in ihre Herzen zu verschließen sich anstrengten, unwillkürlich ihren Lippen.

Es war in den Reihen der Nationalgarde etwas wie ein fremdes, unbekanntes, elektrisches Element; das war das Volkselement, welches sich unter dem ıfluſſe der Carbonarichefs für diesen Tag mit dem :gerlichen Elemente vermischt hatte.

Der König war aufs Neue verletzt in seinem Stolze durch diese Rufe, die ihm eine Regel politischen Verfahrens vorzuschreiben schienen.

Er hielt zum zweiten Male an: er befand sich einem Nationalgardisten von hoher Gestalt und von einer herculischen Stärke gegenüber; das war wohl der Typus, den Barye für den Löwen-Menschen oder für das Löwen-Volk gewählt hatte.

Dieser Mann war unser Freund Jean Taureau.

Er schwang sein Gewehr, wie er es mit einem Strohhalme gethan hätte, und rief, er, der nicht lesen konnte:

„Es lebe die Preßfreiheit!"

Die Energie dieser Stimme, die Kraft dieser Geberde setzten den alten König in Erstaunen. Er ließ sein Pferd zwei Schritte machen und ritt auf den Mann zu. Dieser seinerseits trat zwei Schritte aus den Reihen vor, — es gibt Organisationen, welche die Gefahr anzieht, und immer sein Gewehr schüttelnd, rief er:

„Es lebe die Charte! Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!"

Wie alle Bourbonen, sogar Ludwig XVI., hatte Karl X. zuweilen eine große Würde.

Er winkte, daß er seinerseits etwas zu antworten habe: diese zwanzigtausend Mann schwiegen wie durch Zauber.

„Meine Herren," sagte er, „ich bin hierher gekommen, um Huldigungen, und nicht um Lectionen zu empfangen."

Sodann sich gegen den Marschall Oudinot umwendend:

„Commandiren Sie das Defilé, Marschall!“

Und er setzte sein Pferd in Galopp, verließ die Reihen der Nationalgarde, und nahm Platz auf der Seite, und vor der dichten, stürmischen Masse.

Das Defilé begann.

Jede Compagnie, wenn sie am König vorüberzog, gab einen Ruf von sich: die Mehrzahl dieser Rufe war: „Es lebe der König!“ Das Gesicht von Karl X. heiterte sich wieder auf.

Als das Defilé beendigt war, sagte der König zum Marschall Oudinot:

„Das hätte besser gehen können; es gibt einige unruhige Köpfe, doch die Masse ist gut. Im Ganzen bin ich zufrieden.“

Und man schlug im Galopp wieder den Weg nach den Tuilerien ein.

Ins Schloß zurückgekehrt, näherte sich der Marschall dem König und fragte:

„Sire, darf ich in einem Tagsbefehle der Zufriedenheit Eurer Majestät Erwähnung thun?“

„Ich sehe nichts dagegen einzuwenden,“ erwiederte der König. „Nur möchte ich die Worte kennen, in denen diese Zufriedenheit ausgedrückt sein wird.“

Hienach meldete der Haushofmeister, es sei dem König servirt, Seine Majestät bot den Arm der Frau Herzogin von Orleans, der Herzog von Orleans der Herzogin von Angoulême, der Herzog von Chartres der Herzogin von Berry, und man ging in den Speisesaal.

Mittlerweile kamen die Nationalgarden in ihre Quartiere zurück; doch ehe sie in ihre Quartiere zurückkamen, hatten sie die Antwort von Barthélmy

: „Ich bin hierher gekommen, um Huldigun-
nd nicht um Lectionen zu empfangen," ausgelegt.
an fand das Wort ein wenig stark aristokratisch
n Ort, wo es gesagt worden war: Karl X.,
dieses Wort sprach, verweilte gerade auf dem
, wo sich siebenunddreißig Jahre früher jener
des Vaterlands erhob, an welchem Ludwig XVI.
nzösischen Constitution den Eid leistete. — Es
hr, Karl X., damals Graf d'Artois, hatte diesen
cht gehört, weil er schon 1789 nach dem Aus-
abgereist war. — Das Resultat war, daß,
r König kaum außer dem Marsfelde, das bis
zurückgehaltene Geschrei losbrach und die
Arena unter einem allgemeinen Hurrah des
s und der Verwünschungen zu zittern schien.
och das war nicht Alles: jede Legion als sie
eg nach ihrem Arrondissement wieder einschlug,
eine gewisse Summe Aufregung aus dem all-
ren Herde geschöpft mit sich und verbreitete
Geschrei ihren ganzen Weg entlang. Hätte
Geschrei kein Echo in der Bevölkerung gehabt,
re es wohl erloschen wie eine Kohlenglut ohne
ng, aber es schienen im Gegentheile nur Fun-
sein auf Herde fallend, welche ganz bereit, sich
zünden.
as Geschrei wurde in der Menge zurückgewor-
ie ein verstärktes Echo; die Männer schwangen
n Thüren ihre Hüte, die Frauen ließen von
enstern ihre Sacktücher flattern und schrieen
nehr: „Es lebe der König! Es lebe die Charte!
e die Preßfreiheit!" sondern: „Es lebe die
algarde! Nieder mit den Jesuiten! Nieder mit

den Ministern!" Man war von der Begeisterung zur Protestation übergegangen, und man ging von der Protestation zum Aufstande über.

Das war aber noch viel schlimmer für die Legionen, welche von der Rue de Rivoli und über die Place Vendôme zurückkehrend vor dem Finanzministerium und dem Justizministerium zu passiren hatten. Hier war es nicht mehr Geschrei, sondern Gebrüll. Trotz des von den Obersten gegebenen Befehls, weiter zu marschiren, machten die Legionen Halt, die Gewehrkolben schlugen geräuschvoll auf das Pflaster, und das Gebrüll: „Nieder mit Villèle! Nieder mit Peyronnet!" erschütterte die Fensterscheiben der zwei Hotels.

Einige Obersten, nachdem sie den Befehl, weiter zu marschiren, wiederholt hatten, zogen sich, als sie sahen, daß man ihnen nicht gehorchte, protestirend zurück; doch die anderen Officiere waren geblieben. Und weit entfernt, daß sie ihre Soldaten zu besänftigen suchten, schrieen sie vom allgemeinen Schwindel ergriffen wie die Anderen: Einige sogar stärker als die Anderen.

Die Demonstration war ernst; das war keine Volksmasse, kein Vorstädterhaufen, keine Arbeiterversammlung: es war ein constituirtes Corps, eine politische Macht, es war das Bürgerthum, das mit dem ganzen französischen Volke durch den Mund von zwanzigtausend Mann in Waffen protestirte.

Die Minister speisten in diesem Augenblicke beim österreichischen Gesandten, Herrn von Appony. Durch die Polizei benachrichtigt, standen sie von der Tafel auf, verlangten ihre Wagen und hielten Berathung

ch im Marmorsaale, und kein Geräusch ge-
s zu den hohen Gästen.
König Louis Philipp nicht ebenfalls beschäf-
rühstücken, als man ihm im Jahre 1848
die Wachposten der Place Louis XVI. seien
n?
Minister erwarteten im Conseilsaale die Be-
i Königs, den man von ihrer Ankunft im
benachrichtigte.
X. nickte mit dem Kopfe, blieb aber bei

stlich befragte die Herzogin von Angoulême
Augen den Dauphin und seinen Vater: der
schob einen Zahnstocher zwischen seinen
zähnen durch, doch er sah nicht und hörte
arl X. antwortete durch ein Lächeln, das
, man brauche sich nicht zu beunruhigen.
Diner wurde in der That nicht unter-

n acht Uhr verließ man den Speisesaal und

„Ich denke, nichts," antwortete Karl X.

„Die Minister sollen den König im Conseilsaale erwarten."

„Man hat mir während des Diners ihre Anwesenheit im Schlosse gemeldet."

„Sollte Lärm in Paris sein?"

„Ich glaube nicht."

„Wird der König meiner Unruhe vergeben, wenn ich mich bei ihm erkundige, auf welchem Punkte die Dinge stehen?"

„Schicken Sie mir den Dauphin."

„Der König entschuldige meine Beharrlichkeit, ich würde lieber selbst gehen . . ."

„Nun wohl, kommen Sie in einem Augenblicke."

„Der König ist äußerst gnädig."

Die Herzogin verneigte sich, näherte sich Herrn von Damas und zog ihn in eine Fenstervertiefung.

Der Herr Herzog von Chartres und die Frau Herzogin von Berry plauderten mit einander mit der Sorglosigkeit der Jugend: der Herr Herzog von Chartres war sechzehn Jahre alt; die Frau Herzogin von Berry fünfundzwanzig. Der Herr Herzog von Bordeaux, ein fünfjähriges Kind, spielte zu den Füßen seiner Mutter.

An den Kamin angelehnt, scheinbar gleichgültig, horchte der Herzog von Orleans auf das geringste Geräusch und strich von Zeit zu Zeit mit seinem Taschentuche über die Stirne, — durch diese Bewegung allein die innere Aufregung, die ihn verzehrte, verrathend.

Mittlerweile trat König Karl X. in den Conseilsaal ein.

Die Minister standen sehr aufgeregt umher. Diese Aufregung offenbarte sich auf den Gesichtern je nach dem Temperamente; Herr von Villèle war so gelb, als wäre ihm seine Galle ins Blut übergetreten; Herr von Peyronnet war roth, als wäre er von einem Schlagflusse bedroht gewesen; Herr von Corbière war aschfarbig.

„Sire . . .“ sagte Herr von Villèle.

„Mein Herr,“ unterbrach der König, der dem Minister hiedurch bemerkbar machte, er vergesse die Etiquette dergestalt, daß er zuerst spreche, „Sie lassen mir nicht einmal Zeit, mich nach Ihrer Gesundheit und der von Frau von Villèle zu erkundigen.“

„Das ist wahr, Sire; doch das rührt davon her, daß für mich die Interessen Eurer Majestät vor denen ihres unterthänigen Dieners kommen.“

„Sie wollen also von meinen Interessen mit mir sprechen, Herr von Villèle?“

„Allerdings, Sire.“

„Ich höre.“

„Eure Majestät weiß, was vorgeht?“ fragte der Conseilpräsident.

„Es geht also etwas vor?“

„Eure Majestät hat uns neulich eingeladen, das Freudengeschrei des Pariser Volkes zu hören?“

„Ja.“

„Erlaubt uns der König, ihn das Drohungsgeschrei hören zu lassen?“

„Wohin muß ich zu diesem Ende gehen?“

„Oh! nicht weit; man braucht nur dieses Fenster zu öffnen. Gestattet der König . . .?“

„Oeffnen Sie.“

Herr von Villèle ließ das Spaniolett ſpielen, und das Fenſter öffnete ſich.

Mit der Abendluft, welche die Lichter flackern machte, drang ein Wirbel von verworrenen Geräuſchen herein. Es waren zugleich Freudenſchreie und Schreie der Drohung; es waren von jenen Getöſen, welche über den in gewaltiger Aufregung begriffenen Städten hinlaufen, deren Abſichten man nicht erfaſſen kann, und die um ſo erſchrecklicher werden, als man einſieht, ſie enthalten das Unbekannte.

Sodann, mitten unter Allem dem, losbrechend wie ein Gewitter von Flüchen, die Schreie: „Nieder mit Villèle! Nieder mit Peyronnet! Nieder mit den Jeſuiten!“

„Ah! ah!“ ſagte lächelnd der König, „ich kenne das. Sie waren heute Morgen nicht bei der Revue, meine Herren?“

„Ich war dabei, Sire,“ antwortete Herr von Peyronnet.

„Es iſt wahr, ich glaube Sie zu Pferde mit dem Generalſtabe bemerkt zu haben.“

Herr von Peyronnet verbeugte ſich.

„Nun wohl, das iſt die Fortſetzung des Marsfeldes,“ ſagte der König.

„Das iſt eine Frechheit, der man Einhalt thun muß, Sire!“ rief Herr von Villèle.

„Sie ſagen, mein Herr?“ fragte kalt der König.

„Sire,“ fuhr der Finanzminiſter, zum Gefühle ſeiner Pflicht zurückgerufen, fort, „ich ſage, die Beleidigungen, welche das Miniſterium treffen, berühren auch den König; wir wollten alſo Seine Maje-

ſtät fragen, was Ihr Belieben in Rückſicht deſſe
was vorgeht."

„Meine Herren, übertreiben Sie ſich nicht
Gefahr, — ich glaube nicht, daß ich eine Gef
mitten unter meinem Volke laufe, und ich bin
überzeugt, daß ich mich nur zu zeigen brauchte, u
alle dieſe verſchiedenen Rufe in einen einzigen, i
den: „„Es lebe der König!"" zu verwandeln."

„Oh! Sire," ſagte hinter Karl X. eine Frauen-
ſtimme, „ich hoffe, der König wird nicht ſo unklug
ſein, ſich hinauszubegeben!"

„Ah! Sie da, Frau Dauphine!"

„Hat mir der König nicht erlaubt, zu ihm zu
kommen?"

„Das iſt wahr . . . Nun wohl, meine Herren,
was ſchlagen Sie mir vor in Betreff deſſen, was
vorgeht, wie Sie ſo eben ſagten, Herr Finanzmi-
niſter?"

„Sire, Sie wiſſen, daß unter dem Geſchrei, wel-
ches man ausſtößt, das iſt: „„Nieder mit den Prie-
ern?"" ſagte die Herzogin von Angoulême.

„Ah! wahrhaftig? . . . Ich hörte wohl rufen:
Nieder mit den Jeſuiten! . ."

„Nun, Sire?" fragte die Dauphine.

„Das iſt nicht ganz daſſelbe, meine liebe Toch-
. . . fragen Sie nur Monſeigneur den Erzbiſchof.
Herr von Frayſſinous, ſprechen Sie offenherzig:
den Sie, daß das Geſchrei: „„Nieder mit den
ten!"" an die Geiſtlichkeit gerichtet iſt?"

Ich mache einen Unterſchied, Sire," antwor-
r Erzbiſchof, ein Mann von ſanftem Charakter
dlichem Geiſte.

„Ich," sagte die Dauphine, ihre dünnen Lippen zusammenpressend, „ich mache keinen."

„Meine Herren," rief der König, „nehmen Sie Platz und reden Sie Jeder über die Frage."

Die Minister setzten sich, und die Erörterung begann.

XXI.

Herr von Valsigny.

Während die Erörterung, deren Einzelheiten und Resultate wir später werden kennen lernen, sich um den Tisch mit dem grünen Teppich eröffnete, wo so oft die Geschicke Europas gespielt haben, — während Herr von Marande, gemeiner Voltigeur der 2. Legion, nach Hause zurückkehrend, ohne daß ihm den ganzen Tag ein Zeichen der Billigung oder der Mißbilligung entschlüpft war, an dem man seine politische Meinung hätte erkennen können, seine Uniform mit einer Eile auszog, welche seine geringe Sympathie für den Militärstand verrieth, und, als wäre er in seinem Innern nur mit dem großen Balle beschäftigt, den er geben sollte, selbst alle Anstalten zur Soirée leitete, — beeilten sich unsere jungen Leute, welche Salvator seit den letzten bei der Revue ausgetauschten Ermahnungen nicht gesehen hatten, wie Herr von Marande ihre Uniform abzulegen, und erkundigten sich bei Justin, als einer gemeinschaftlichen Quelle, was sie weiter unter den verschiedenen Eventualitäten, die sich bieten dürften, zu thun haben.

Juſtin erwartete ſelbſt Salvator.

Der junge Mann kam gegen neun Uhr. Er hatte auch ſeine Uniform abgelegt und ſein Commiſſionärs-Coſtume wieder angezogen. Man ſah an ſeiner ſchweißbedeckten Stirne und an ſeiner keuchenden Bruſt, daß er die Zeit ſeit der Rückkehr von der Revue reichlich benützt hatte.

„Nun?“ fragten einſtimmig die vier jungen Leute, ſobald ſie ihn erblickten.

„Es iſt Miniſterconſeil,“ antwortete Salvator.

„Worüber?“

„Ueber die Strafe, die man der guten Nationalgarde, welche nicht vernünftig geweſen iſt, zuzuerkennen gedenkt.“

„Und wann wird man das Reſultat des Conſeil erfahren?“

„Sobald ein Reſultat da ſein wird.“

„Sie haben alſo Ihre Entrées in den Tuilerien?“

„Ich habe überall meine Entrées.“

„Teufel!“ rief Jean Robert, „ich bedaure, daß ich nicht warten kann: ich habe einen obligaten Ball.“

„Ich auch,“ ſagte Petrus.

„Bei Frau von Marande?“ fragte Salvator.

„Ja,“ antworteten die zwei jungen Leute ganz erſtaunt. „Woher wiſſen Sie das?“

„Ich weiß Alles.“

„Doch morgen, bei Tagesanbruch, Neuigkeiten, nicht wahr?“

„Unnöthig! Sie werden heute Nacht erhalten.“

„Petrus und ich, wir gehen aber zu Frau von Marande . . .“

„Nun wohl, Sie werden ſie bei Frau von Marande erhalten.“

„Wer wird ſie uns geben?“

„Ich.“

„Wie! Sie gehen zu Frau von Marande?“

Salvator lächelte fein.

„Nicht zu Frau von Marande, ſondern zu Herrn von Marande,“ erwiederte er.

Dann ſagte er mit demſelben Lächeln, das eines der beſonderen Merkmale ſeiner Phyſiognomie war:

„Es iſt mein Banquier.“

„Ah! alle Wetter!“ rief Ludovic, „nun ärgere ich mich, daß ich die Einladung, die Du mir angeboten, Jean Robert, nicht angenommen habe.“

„Wenn es nicht ſo ſpät wäre!“ verſetzte der Letztere.

Und ſeine Uhr ziehend, fuhr er fort:

„Halb zehn Uhr: unmöglich!“

„Sie wünſchen auf den Ball von Frau von Marande zu gehen?“ fragte Salvator.

„Ja,“ antwortete Ludovic; „ich hätte gern meine Freunde heute Nacht nicht verlaſſen mögen ... Kann nicht jeden Augenblick etwas geſchehen?“

„Wahrſcheinlich wird nichts geſchehen,“ ſagte Salvator; „verlaſſen Sie aber darum Ihre Freunde doch nicht.“

„Ich muß ſie wohl verlaſſen, da ich keine Einladung habe.“

Salvator ließ auf ſeinem Geſichte das Lächeln umherirren, das bei ihm Gewohnheit war.

„Bitten Sie unſern Dichter, Sie vorzuſtellen,“ ſagte er.

' erwiederte lebhaft Jean Robert, „ich bin
genug im Hause."
ine leichte Röthe zog über seine Wangen.
n," sprach Salvator, sich gegen Ludovic
d, „dann bitten Sie Herrn Jean Robert,
men auf diese Karte zu setzen."
r zog aus seiner Tasche eine gedruckte Karte,
e Worte standen:

und Frau von Marande haben die Ehre,
. . zu der Soirée einzuladen, die sie in
tel in der Rue d'Artois am Sonntag den
geben werden. Man tanzt.

Paris den 20. April 1827.

Robert schaute Salvator mit tiefem Erstau-

' sagte Salvator, „Sie befürchten, man
)re Handschrift erkennen? . . . Geben Sie
Feder, Justin."
t reichte Salvator eine Feder; dieser schrieb
en Ludovic auf die Karte, indem er seine
stokratische Handschrift zwang, die Verhält-
r gewöhnlichen Handschrift anzunehmen;
er die Karte dem jungen Doctor.
n lieber Salvator," fragte Jean Robert,
en gesagt, Sie gehen nicht zu Frau von
, sondern zu Herrn von Marande."
habe ich wirklich gesagt."
werden wir uns sehen?"
ist wahr," erwiederte Salvator, „denn Sie,
t zu Madame!"

„Ich gehe auf den Ball eines Freundes, und ich denke, man wird auf dieſem Balle nicht von Politik ſprechen.“

„Nein . . . doch um halb zwölf Uhr, wenn unſere arme Freundin Carmelite geſungen hat, wird man tanzen, und auf den Schlag zwölf Uhr wird man, am Ende der Gallerie, welche ein Gewächshaus bildet, das Cabinet von Herrn von Marande öffnen; hier werden alle diejenigen eingelaſſen, welche die zwei Worte: Charte und Chartres ſagen. Nicht wahr, ſie ſind nicht ſchwer zu behalten?“

„Nein.“

„So ſind alle Dinge verabredet. Wenn Sie ſich nun umkleiden und um halb elf Uhr im blauen Boudoir ſein wollen, ſo iſt keine Zeit zu verlieren.“

„Ich habe einen Platz für Einen in meinem Coupé,“ ſagte Petrus.

„Nimm Ludovic mit: Ihr ſeid Nachbarn; ich, ich werde meinerſeits gehen.“

„Gut!“

„Um halb elf Uhr alſo im Boudoir von Madame, um Carmelite zu hören,“ ſagte Petrus, „und um Mitternacht im Cabinet des Herrn, um zu erfahren, was in den Tuilerien vorgefallen iſt.“

Und die drei jungen Leute, nachdem ſie Salvator und Juſtin die Hand gedrückt hatten, entfernten ſich und ließen die zwei Carbonari beiſammen.

Um elf Uhr waren, wie wir geſehen haben, Petrus, Jean Robert und Ludovic bei Frau von Marande verſammelt und klatſchten Carmelite Beifall; um halb zwölf Uhr, indeß Frau von Marande und Regina eifrigſt um die ohnmächtige Car-

melite besorgt waren, gaben sie Camille die von uns erwähnte Lection; um Mitternacht endlich, während Herr von Marande, der zurückgeblieben war, um sich nach Carmelite zu erkundigen, galanter Weise seiner Frau die Hand küßte und es sich von ihr als eine Gunst erbat, sie, sobald der Ball beendigt wäre, in ihrem Schlafzimmer begrüßen zu dürfen, traten sie, das verabredete Einlaßwort: Charte und Chartres sprechend, in das Cabinet des Banquier ein.

Hier waren versammelt alle Veteranen der Verschwörungen von Grenoble, von Belfort, von Saumur und von la Rochelle; alle die Menschen, welche ihren Kopf durch ein Wunder des Gleichgewichts auf ihren Schultern behalten hatten: die Lafayette, die Köchlin, die Pajol, die Dermoncourt, die Carrel, die Guinard, die Arago, die Cavaignac, Jeder eine abgesonderte Meinung oder eine Meinungsnuance vertretend, Alle Männer von einer anerkannten Ehrenhaftigkeit.

Man aß Gefrorenes, man trank Punsch, und man sprach von Theater, Kunst und Literatur ... Politik, — davor hütete man sich wohl!

Die drei jungen Leute traten mit einander ein und suchten mit den Augen Salvator.

Salvator war noch nicht angekommen.

Alle drei schloßen sich nun, je nach ihren Sympathien, an eine der Celebritäten an, welche da waren: Jean Robert an Lafayette, der für ihn eine beinahe väterliche Freundschaft hegte; Ludovic an François Arago, diesen schönen Kopf, dieses große Herz, diesen bezaubernden Geist; Petrus endlich an Herrn Vernet, dessen Bilder alle im Salon zurück-

gewiesen worden waren, und der bei sich eine Privatausstellung gemacht hatte, zu der ganz Paris strömte.

Das Cabinet von Herrn von Marande bot eine seltsame Musterkarte der Unzufriedenen aller Parteien. Alle diese Unzufriedenen, während sie, wie gesagt, von Dingen der Kunst, der Wissenschaft, des Krieges sprachen, wandten indessen den Kopf nach der Thüre, sobald ein Neuer ankam. Sie schienen Jemand zu erwarten.

Und sie erwarteten in der That den noch unbekannten Boten, der ihnen die Nachrichten aus dem Schlosse bringen sollte.

Endlich öffnete sich die Thüre, und ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, mit vollkommener Eleganz gekleidet, trat ein.

Petrus, Jean Robert und Ludovic unterdrückten einen Schrei des Erstaunens: dieser junge Mann war Salvator.

Der Ankommende suchte mit den Augen, erblickte Herrn von Marande, und ging auf ihn zu.

Herr von Marande reichte ihm die Hand.

„Sie kommen spät, Herr von Valsigny," sagte der Banquier.

„Ja, mein Herr," antwortete der junge Mann mit einer Stimme und mit Geberden, welche vollkommen verschieden von seiner gewöhnlichen Stimme und seinen gewöhnlichen Geberden, und ein Lorgnon an sein rechtes Auge haltend, als bedürfte er dieses Appendix, um Jean Robert, Petrus und Ludovic zu erkennen; „ja, es ist wahr, ich komme spät; doch ich
rde bei meiner Tante, einer alten Witwe, einer

Freundin der Frau Herzogin von Angoulême, die mir Neuigkeiten aus dem Schlosse gab, zurückgehalten."

Alle Anwesende verdoppelten ihre Aufmerksamkeit. Salvator wechselte einige Grüße mit den Personen, die sich um ihn drängten, wobei er in genauem Maße den Grad von Freundschaft, von Ehrfurcht oder Vertraulichkeit beobachtete, welchen der elegante Herr von Valsigny Jedem gewähren zu müssen glaubte.

„Neuigkeiten aus dem Schlosse?" wiederholte Herr von Marande; „es gibt also Neuigkeiten aus dem Schlosse."

„Oh! Sie wissen nicht? . . . Ja, es hat Conseil stattgefunden."

„Dies, mein lieber Herr von Valsigny," erwiederte Herr von Marande, „dies ist nichts Neues."

„Dies kann aber machen und hat gemacht."

„Wahrhaftig?"

„Ja."

Man trat näher zusammen.

„Auf den Antrag der Herren von Villèle, von Corbière, von Peyronnet, von Damas, von Clermont-Tonnerre; auf das Andrängen der Frau Dauphine, die der Ruf: „„Nieder mit den Jesuiten!"" tief verletzt hat; trotz der Opposition der Herren von Frayssinous und Chabrol, welche für die theilweise Verabschiedung stimmten, — ist die Nationalgarde aufgelöst!"

„Aufgelöst?"

„Von Grunde aus! so daß ich, der ich einen sehr schönen Grad hatte, — ich war Fourier, — nun ohne Amt bin und mich mit etwas Anderem beschäftigen muß!"

„Aufgelöst!“ wiederholten die Zuhörer, als könnten sie nicht an diese Nachricht glauben.

„Das ist ja sehr ernst, was Sie da sagen, mein Herr!“ rief der General Pajol.

„Finden Sie, General?“

„Allerdings... Das ist ganz einfach ein Staatsstreich!“

„Ja?... Nun wohl, Seine Majestät König Karl X. hat einen Staatsstreich gemacht.“

„Sie sind dessen, was Sie sagen, sicher?“ fragte Lafayette.

„Ah! Herr Marquis, (Salvator nahm es nicht im Ernste, daß die Herren von Lafayette und von Montmorency ihre Titel in der Nacht vom 4. August 1789 verbrannt hatten). Ah! Herr Marquis, ich würde nichts sagen, was nicht die strenge Wahrheit wäre.“

Sodann mit fester Stimme:

„Ich glaubte Ihnen genug bekannt zu sein, daß Sie nicht an meinem Worte zweifeln würden.“

Der Greis reichte dem jungen Manne die Hand.

Und er sagte lächelnd und leise:

„Gewöhnen Sie sich doch ab, mich Marquis zu nennen.“

„Entschuldigen Sie,“ erwiederte lachend Salvator, „Sie sind dergestalt Marquis für mich...“

„Nun wohl, es sei! für Sie, der Sie ein Mann von Geist sind, werde ich bleiben, was Sie wollen; doch für die Anderen machen Sie mich nur zum General.“

Dann zur ursprünglichen Conversation zurückkehrend, fragte Lafayette:

„Und wann erläßt man diese schöne Ordonnanz?“

„Sie iſt erlaſſen.“

„Wie, erlaſſen?“ rief Herr von Marande; „und ich weiß es noch nicht!“

„Sie werden es wahrſcheinlich ſogleich erfahren. Sie dürfen es Ihrem Neuigkeitengeber nicht verargen, daß er noch im Verzuge iſt: ich habe eigene Mittel, durch die Mauern zu ſehen, eine Art von hinkendem Teufel, der die Dächer aufhebt, daß ich in die Staatsconſeils ſchaue.“

„Und durch die Mauern der Tuilerien ſchauend, haben Sie die Ordonnanz abfaſſen ſehen?“ fragte der Banquier.

„Mehr noch, ich habe ſie über die Schulter von demjenigen, der die Feder hielt, geleſen. Oh! es ſind keine Phraſen . . . oder es iſt vielmehr nur eine Phraſe: „„Karl X., von Gottes Gnaden, u. ſ. w. auf den Bericht unſeres Staatsſecretärs, Miniſters des Innern, u. ſ. w. iſt die Nationalgarde von Paris aufgelöſt.““ Das iſt das Ganze.“

„Und dieſe Ordonnanz.“

„Iſt an den Moniteur und an den Marſchall Oudinot geſchickt worden.“

„Und ſie wird morgen im Moniteur ſtehen?“

„Sie ſteht ſchon darin; nur iſt der Moniteur noch nicht erſchienen.“

Die Anweſenden ſchauten ſich an.

Salvator fuhr fort:

„Morgen oder vielmehr heute, — denn wir haben Mitternacht überſchritten, — heute Morgen um ſieben Uhr werden die Nationalgarden auf ihren Poſten von der Königlichen Garde und den Linientruppen abgelöſt werden.“

[illegible] „bis die National-
[illegible] die Linientruppen und die
[illegible]"
[illegible]s Tags geschehen," er-
[illegible] einen Blitz schleuderte,
[illegible] Ordonnanz von König
[illegible]
[illegible] Verblendung!" sagte
[illegible] Sammler, „Sie, ein
[illegible] und Minute die Fin-
[illegible] Sie nicht besser
[illegible]
[illegible] erwiderte der berühmte
[illegible] und folglich
[illegible]
[illegible] einen Beweis?" sagte
[illegible] einen geben."
[illegible] noch feuchtes klei-
[illegible]
[illegible] ein Abdruck
[illegible] stehen wird.
[illegible] er wurde ganz be-
[illegible] abgezogen."
[illegible]
[illegible] aufgestellten: ich war-
[illegible]
[illegible] aus dessen
[illegible] dann, wie ein
[illegible] hausbälterisch
[illegible] er gesehen hatte, der
[illegible] hervorgebracht:

„Das ist nicht Alles.“

„Wie! was gibt es denn noch?“ fragten alle Stimmen.

„Der Herr Herzog von Doudeauville, Minister des königlichen Hauses, hat seine Entlassung genommen.“

„Ah!“ sagte Lafayette, „ich wußte, daß er, seitdem dem Leichname seines Verwandten die Beschimpfung widerfahren ist, nur auf eine Gelegenheit wartete.“

„Nun wohl,“ erwiederte Salvator, „bei der Nationalgarde hat sich die Gelegenheit geboten.“

„Und die Entlassung ist bewilligt worden?“

„Mit Eifer.“

„Vom König?“

„Der König ließ sich wohl ein wenig nöthigen; ch die Frau Herzogin von Angoulême bemerkte , das sei ein ganz gefundener Platz für den Herrn sten von Polignac.“

„Wie für den Herrn Fürsten von Polignac?“

„Für den Herrn Fürsten Anatole Jules von gnac, 1804 zum Tode verurtheilt, durch die Verung der Kaiserin Josephine gerettet, 1814 zum chen Fürsten gemacht, 1816 zum Pair und 1823 Botschafter in London.“

Da er aber Botschafter in London ist . . .“

Ah! was liegt daran, General: man wird ihn berufen.“

nd Herr von Villèle,“ fragte Herr von Ma-

„er hat die Zurückberufung gebilligt?“

r hat sich wohl ein wenig widersetzt,“ antwor- lvator, der mit einer Erstaunen erregenden

„Ja," ſprach eine Stimme, „bis die Nationalgarden auf ihren Poſten die Linientruppen und die Königliche Garde wieder ablöſen."

„Das könnte wohl eines Tags geſchehen," erwiederte Salvator, deſſen Auge einen Blitz ſchleuderte, „doch das wird nicht auf eine Ordonnanz von König Karl X. geſchehen."

„Es iſt eine unglaubliche Verblendung!" ſagte Arago.

„Ah! Herr Arago," rief Salvator, „Sie, ein Aſtronom, der Sie auf Stunde und Minute die Finſterniſſe vorherſehen können, ſehen Sie nicht beſſer am Himmel des Königthums?"

„Was wollen Sie?" erwiederte der berühmte Gelehrte; „ich bin ein poſitiver Menſch und folglich voller Zweifel."

„Das heißt, Sie wollen einen Beweis?" ſagte Salvator; „gut! man wird Ihnen einen geben."

Er zog aus ſeiner Taſche ein noch feuchtes kleines Papier.

„Sehen Sie," ſprach er, „hier iſt ein Abdruck der Ordonnanz, welche im Moniteur ſtehen wird. Ei! er iſt ein wenig verwiſcht: er wurde ganz beſonders für mich mit der Bürſte abgezogen."

Und er fügte mit einem Lächeln bei:

„Das hat mich ein wenig aufgehalten: ich wartete darauf."

Hierauf gab er den Abdruck Arago, aus deſſen Händen er in alle Hände überging; ſodann, wie ein Schauſpieler, der mit ſeinen Effecten haushälteriſch umgeht, ſagte Salvator, als er geſehen hatte, der Effect des Abdrucks ſei hervorgebracht:

„Das ist nicht Alles.“

„Wie! was gibt es denn noch?“ fragten all
immen.

„Der Herr Herzog von Doudeauville, Minister
königlichen Hauses, hat seine Entlassung ge-
nmen.“

„Ah!“ sagte Lafayette, „ich wußte, daß er, seit-
n dem Leichname seines Verwandten die Beschim-
ng widerfahren ist, nur auf eine Gelegenheit
rtete.“

„Nun wohl,“ erwiederte Salvator, „bei der Na-
ıalgarde hat sich die Gelegenheit geboten.“

„Und die Entlassung ist bewilligt worden?“

„Mit Eifer.“

„Vom König?“

„Der König ließ sich wohl ein wenig nöthigen;
die Frau Herzogin von Angoulême bemerkte
. das sei ein ganz gefundener Platz für den Herrn
ten von Polignac.“

„Wie für den Herrn Fürsten von Polignac?“

.Für den Herrn Fürsten Anatole Jules von
nac, 1804 zum Tode verurtheilt, durch die Ver-
ng der Kaiserin Josephine gerettet, 1814 zum
hen Fürsten gemacht, 1816 zum Pair und 1823
Botschafter in London.“

Da er aber Botschafter in London ist . . .“

'h! was liegt daran, General: man wird ihn
ɛrufen.“

ıd Herr von Villèle,“ fragte Herr von Ma-
,er hat die Zurückberufung gebilligt?“

hat sich wohl ein wenig widersetzt,“ antwor-
vator, der mit einer Erstaunen erregenden

Beharrlichkeit seine leichtsinnige Miene beibehielt; „denn er ist ein feiner Fuchs, dieser Herr von Villèle, wenigstens wie man sagt! In seiner Eigenschaft als feiner Fuchs nun begreift er, obschon nach den Worten von Barthélemy und Méry

Depuis cinq ans entiers, l'impassible Villèle
Cimente sur le roc sa fortune eternelle *),

er begreift, daß es keinen Felsen gibt, so stark er sein mag, den man nicht untergraben kann, — hievon zeugt Hannibal, der nach Titus Livius die Kette der Alpen mit Essig durchbrochen hat, und er befürchtet, Herr von Polignac werde der Essig sein, der seinen Felsen in Staub verwandle."

„Wie!" rief der General Pajol, „Herr von Polignac ins Ministerium?"

„Es bliebe uns, das Gesicht zu verhüllen!" fügte Dupont (de l'Eure) bei.

„Mein Herr," erwiederte Salvator, „es bliebe uns im Gegentheile übrig, uns zu zeigen."

Der junge Mann sprach diese Worte mit einem Ausdrucke, der so verschieden von dem war, welchen er bis dahin angenommen hatte, daß sich Aller Augen auf ihn hefteten.

Da erst erkannten ihn seine drei Freunde; es war wohl ihr Salvator, und nicht mehr der Valsigny von Herrn von Marande.

In diesem Augenblicke trat ein Lackei ein und übergab dem Herrn des Hauses einen Brief.

---

*) Seit fünf vollen Jahren kittet der unempfindliche Villèle sein ewiges Glück an den Felsen.

„Preſſant!“ ſprach er.

„Ich weiß, was es iſt,“ ſagte der Banquier.

Und er nahm raſch den Brief, zog ihn aus einem Umſchlage ohne Siegel und las folgende drei Zeilen von grober Hand geſchrieben:

„Die Nationalgarde aufgelöſt.

„Die Entlaſſung des Herzogs von Doudeauville angenommen.

„Herr von Polignac von London zurückberufen.“

„Wahrhaftig,“ rief Salvator, „man ſollte glauben, ich ſei es, der Seine Königliche Hoheit Monſeigneur den Herzog von Orleans unterrichte.“

Jedermann ſchauerte.

„Ei! wer ſagt Ihnen denn, dieſes Billet ſei von Seiner Königlichen Hoheit?“ fragte Herr von Marande.

„Ich habe ſeine Handſchrift erkannt,“ antwortete einfach Salvator.

„Seine Handſchrift?“

„Ja . . . darüber darf man ſich nicht wundern, ich habe denſelben Notar wie er: Herrn Baratteau.“

Man meldete, das Souper ſei ſervirt.

Salvator ließ ſein Lorgnon fallen und ſchaute einen Hut an wie ein Menſch, der ſich anſchickt, wegzugehen.

„Sie bleiben nicht bei uns beim Souper, Herr von Valſigny?“ fragte Herr von Marande.

„Unmöglich, mein Herr, ich bedaure es ſehr.“

„Warum denn?“

„Meine Nacht iſt noch nicht beendigt, und ich werde ſie vollends im Aſſiſenhofe zubringen.“

„Im Aſſiſenhofe? zu dieſer Stunde?“

„Ja; man hat Eile, ein Ende mit einem armen Teufel zu machen, deſſen Name Ihnen vielleicht nicht unbekannt iſt.“

„Ah! Sarranti . . . dieſer Elende, der zwei Kinder umgebracht und eine Summe von hunderttauſend Thalern ſeinem Wohlthäter geſtohlen hat,“ ſagte eine Stimme.

„Und der ſich für einen Bonapartiſten ausgibt,“ ſagte eine andere Stimme. „Ich hoffe wohl, er wird zum Tode verurtheilt werden.“

„Ah! zum Tode verurtheilt, — da können Sie ſicher ſein, mein Herr,“ erwiederte Salvator.

„Und hingerichtet!“

„Ei! hingerichtet, das iſt weniger ſicher.“

„Wie! Sie glauben, Seine Majeſtät werde einen ſolchen Miſſethäter begnadigen?“

„Nein; doch dieſer Miſſethäter könnte unſchuldig ſein, und dann käme ſeine Begnadigung nicht vom König, ſondern von Gott,“ erwiederte Salvator.

Und er ſprach dieſe letzten Worte mit einem Ausdrucke, der ihn von Zeit zu Zeit für ſeine drei Freunde unter dem frivolen Anſcheine, mit dem er ſich bekleidet hatte, erkennbar machte.

„Meine Herren,“ ſagte Herr von Marande, „Sie haben gehört? Das Abendbrod iſt ſervirt.“

Während die Perſonen, an die ſich Herr von Marande wandte, ihren Weg nach dem Speiſeſaale nahmen, näherten ſich die drei jungen Leute Salvator.

„Sagen Sie mir, mein lieber Salvator,“ fragte ihn Jean Robert, „wäre es möglich, daß wir Sie morgen zu ſehen nöthig hätten . . .“

„Das iſt wahrſcheinlich.“

„Wo werden wir Sie dann finden?"

„Ei! an meinem gewöhnlichen Platze, in der Rue ur Fers, vor der Thüre meiner Schenke, an meinem Beichsteine; Sie vergessen immer, daß ich Commissionär in, mein Lieber . . . Oh! die Dichter! die Dichter!"

Und er ging ab durch die Thüre der entgegen- esetzt, welche in den Speisesaal führte, ohne Zögern, ie ein Mensch, der mit allen Passagen des Hauses ertraut ist, und ließ seine drei Freunde in einem rstaunen zurück, das an die Betäubung gränzte.

XXII.

Das Taubennest.

Unsere Leser erinnern sich vielleicht, daß mit nem Ausdrucke reizender Galanterie Herr von Ma- nde, ehe er in sein Cabinet zurückkehrte, wo ihn e von Salvator mitgetheilten Neuigkeiten aus den uilerien erwarteten, seine Frau um Erlaubniß ge- ten hatte, ihr nach dem Schlusse des Balles einen esuch in ihrem Schlafzimmer machen zu dürfen.

Es ist Morgens um sechs Uhr; der Tag graut; e letzten Wagen haben aufgehört, auf dem Pflaster es Hofes vom Hotel zu rasseln; die letzten Lichter löschen in den Gemächern; die ersten Geräusche on Paris erwachen. Frau von Marande hat sich it einer Viertelstunde in ihr Schlafzimmer zurück- ezogen; es sind fünf Minuten, daß Herr von Ma- nde die letzten Worte mit einem Manne ausge- uscht hat, dessen militärische Haltung sich unter inem bürgerlichen Kleide verräth.

Die letzten Worte waren:

„Seine Königliche Hoheit mag ruhig ſein! ſie weiß, daß ſie auf mich zählen kann wie auf ſich ſelbſt . . .“

Hinter dieſem Manne, der raſch in einem Wagen ohne Wappen, beſpannt mit zwei kräftigen Roſſen, die ein Kutſcher ohne Livree führt, abgegangen und mit ſeiner Equipage an der Ecke der Rue Richelieu verſchwunden iſt, haben ſich die Thore des Hotels geſchloſſen.

Unſere Leſer mögen ſich nun nicht zu viel um die eiſernen und eichenen Scheidewände bekümmern, die ſich zwiſchen ſie und die Gebieter dieſes glänzenden Hauſes ſtellen, von dem wir einige Theile beleuchtet haben: unſer Romanendichter-Stab braucht ſich nur zu erheben, und die beſtgeſchloſſenen Thüren werden ſich wieder vor uns öffnen. Benützen wir alſo dieſes Privilegium und drehen wir mit dem Ende dieſes Stabes die Thüre des Boudoir von Frau Lydie von Marande. Seſam, öffne dich!

Sie ſehen, die Thüre iſt geöffnet in das reizende himmelblaue Cabinet, wo Sie vor ein paar Stunden Carmelite die Romanze von der Weide haben ſingen hören.

Sogleich werden wir vor Ihnen eine erſchrecklichere Thüre zu öffnen haben, die des Aſſiſenhofes; mit Ihrer Erlaubniß wollen wir aber, ehe wir den Fuß in dieſe Hölle des Verbrechens ſetzen, um einen Augenblick auszuruhen und Kräfte zu ſammeln, in das Liebesparadies eintreten, welches man das Zimmer von Frau von Marande nennt.

Dieſem Zimmer, um ſich nicht in unmittelbarer Berührung mit dem Boudoir zu finden, ging eine

Art von Vestibule vorher, das die Form eines ungeheuren Prachthimmels hatte; dieses Vestibule, das zugleich ein Badecabinet bildete, war vom Plafond mit farbigen Gläsern, arabische Zeichnungen bildend, beleuchtet; seine Wände und sein Plafond, — mit Ausnahme der Oeffnung, welche bestimmt war, ein Licht eindringen zu lassen, das nie über ein Halbdunkel gehen durfte, — waren mit einem ganz eigenthümlichen Stoffe, von einem neutralen, zwischen dem Perlgrau und dem Orangegelb schwebenden Tone, ausgeschlagen; das Gewebe schien aus jenen asiatischen Pflanzen gemacht, deren spinnbare Fäden die Indianer ausziehen, um den bei uns unter dem Namen Nankin bekannten Stoff daraus zu fabriciren. Die Teppiche waren chinesische Matten, weich wie der geschmeidigste Stoff, und harmonirten in der Farbe bewunderungswürdig mit den Tapeten; die Meubles waren von chinesischem Lack mit einfachen Goldfädchen. Die Marmorarbeiten waren weiß wie Milch, und die Porzellangefäße, welche sie trugen, von jenem ganz eigenthümlichen zarten Türkißblau, durch das sich altes Sèvres auszeichnet.

Den Fuß in diesen süßen, geheimnißvoll durch eine am Plafond hängende Lampe von böhmischem Glase beleuchteten Winkel setzend, hätte man sich hundert Meilen von der Erde geglaubt, und es hätte einem geschienen, man reise in einer von den orangefarbigen, aus Azur und Gold gekneteten Wolken, mit denen Marilhat seine orientalischen Landschaften befranste.

Hatte man einmal diese Wolke erreicht, so war

es ganz einfach, daß man in das Paradies eintrat, und es war in der That wohl das Paradies, dieſes Zimmer, in das wir den Leſer führen.

Sobald die Thüre geöffnet war, oder, um genauer zu ſprechen, ſobald der Thürvorhang aufgehoben war, — denn wenn es hier Thüren gab, ſo hatte ſie die Kunſt des Tapezirers unſichtbar gemacht, — ſobald der Thürvorhang aufgehoben war, war der erſte Gegenſtand, der in die Augen fiel, die ſchöne Lydie, träumeriſch in dem Bette ausgeſtreckt, das die rechte Seite des Zimmers einnahm, einen Ellenbogen in ein Kopfkiſſen vertieft, das von Gaze zu ſein ſchien, und in der andern Hand einen kleinen Band Gedichte in Saffian haltend, ein Buch, das zu leſen ſie vielleicht die größte Luſt hatte, welches ſie aber nicht las, ſo ſehr ſchien ſie von einem andern Gedanken, als dem der Lecture erfüllt zu ſein.

Eine Lampe von chineſiſchem Porzellan brannte über einem Tiſchchen von Boule und beleuchtete durch eine Kugel von rothem böhmiſchem Glaſe die Betttücher mit einer roſenfarbigen Tinte ähnlich der, welche ſich bei Sonnenaufgang über den jungfräulichen Schnee des Montblanc verbreitet.

Das iſt es, was die Augen zuerſt anzog; und wir werden es vielleicht ſogleich verſuchen, ſo keuſch, als es uns möglich ſein wird, den durch dieſes bezaubernde Gemälde hervorgebrachten Eindruck wiederzugeben; vorher aber fühlen wir uns wie unwillkürlich hingeriſſen, die übrige Wohnung zu beſchreiben.

Zuerſt den Olymp; dann die Göttin, die ihn bewohnte.

Man ſtelle ſich ein Zimmer vor, — oder vi
ein Taubenneſt, gerade groß genug, um zu ſch
gerade hoch genug, um zu athmen. Es wa
Plafond und an der Wand mit nacaratro
Sammet tapezirt, der Reflexe von Granat, Karfu
und Rubin an den Stellen hatte, die ihr Vorſpr
ins Licht ſetzte.

Das Bett nahm faſt die ganze Länge ein, u
kaum hatte an jedem Ende des Bettes eine Etagè
von Roſenholz beladen mit dem köſtlichſten Tand
von Sachſen, Sèvres und China Platz.

Dem Bette gegenüber war der Kamin, wie das
übrige Zimmer ganz mit Sammet bekleidet; auf den
beiden Seiten dieſes Kamins ſtanden zwei Cauſeuſes,
welche mit den Federn vom Halſe eines Colibri
überzogen zu ſein ſchienen, und über jeder von
dieſen Cauſeuſes ein Spiegel, deſſen Rahmen ver-
goldete Maisblätter bildeten.

Setzen wir uns auf eine von dieſen Cauſeuſes und
werfen wir einen Blick auf das Bett.

Das Bett war von nacaratrothem Sammet und ohne
irgend eine Zierrath; ſeine reiche Nuance trat nur durch
die Umrahmung hervor, unter der es erſchien; dieſe
Umrahmung war ein Meiſterwerk von Einfachheit,
nd man wunderte ſich, daß es einen Tapezirer gab,
er Dichter genug, oder einen Dichter, der Tapezirer
nug, um zu einem ſolchen Reſultate zu gelangen.
 beſtand aus jenen großen Stücken orientaliſchen
offes, welche die arabiſchen Frauen Haiks nen-
; dieſe Haiks waren von Seide mit abwechſelnd
ien und weißen Streifen; ihre Franſen waren
demſelben Gewebe.

An den zwei Extremitäten des Bettes fielen zwei Stücke von dieſem Stoffe ſenkrecht, und konnten ſich längs der Wand mittelſt aus Gold und Seide geflochtener algeriſcher Vorhanghalter mit Ringen von Türkiſſen drapiren.

Der Fond des Bettes war ein ungeheurer Spiegel in einen Rahmen von Sammet dem Bette ähnlich gefaßt, und ruhend nicht auf der Wand, ſondern auf einem dritten Haik. Beim oberen Niveau des Spiegels ſprang der Stoff, in tauſend Falten gelegt, hervor und verband ſich in einem ſanften Abhange mit einem großen goldenen Pfeile, um den er ſich in zwei dicken Bouillons rollte.

Doch das Wunder des Zimmers war das, was der Spiegel dieſes Bettes reflectirte, der offenbar beſtimmt war, die Gränzen des Gemaches verſchwinden zu machen.

Wir haben geſagt, dem Spiegel gegenüber ſei der Kamin geweſen. Ueber dieſem, mit jenen tauſend köſtlichen Kleinigkeiten, welche die Welt einer Frau bilden, beladenen Kamine dehnte ſich ein Gewächshaus aus, von dem man nur durch ein Spiegelglas ohne Folie getrennt war, das im Nothfalle in die Wand zurücktreten und ſo das Zimmer der Frau mit dem Zimmer der Blumen in Verbindung ſetzen konnte. Mitten in dieſem Gewächshauſe, ein Baſſin überragend, in welchem chineſiſche Fiſche von allen Farben ſpielten, und wo ſich Vögel von Purpur und Azur ſo groß wie Bienen tränkten, erhob ſich eine Marmorſtatue von Pradier.

Dieſes kleine Gewächshaus war gewiß kaum von der Größe des Zimmers; doch durch ein Wunder von

Anordnung erſchien es wie ein herrlicher, ungeheurer Garten Indiens oder der Antillen, ſo durchſchlangen einander die Tropenpflanzen, die es enthielt, als wollten ſie den Blicken, die ſich auf ſie hefteten, das Schauſpiel einer ganzen exotiſchen Flora geben.

Es war in der That ein ganzer Continent von zehn Quadratfuß, ein ganzes Taſchen-Aſien.

Der Baum, den man den König der Vegetabilien nennt, der Baum der Wiſſenſchaft des Guten und des Böſen, der im irdiſchen Paradieſe geborene Baum, — deſſen Urſprung unbeſtreitbar iſt, da das Blatt dazu gedient hat, die Blöße unſerer erſten Voreltern zu bedecken, und da er aus dieſem Grunde den Namen Adamsfeigenbaum erhalten hat, war repräſentirt durch ſeine fünf Hauptſpecies: den Paradies-Bananenbaum, den Bananenbaum mit kurzen Früchten, den chineſiſchen Bananenbaum mit roſenfarbiger Sparte, den Bananenbaum mit rother Sparte. Neben ihm wuchs die Heliconia, die ſich ihm durch die Länge und die Breite der Blätter nähert; ſodann die Ravelania von Madagaskar, in Miniatur den berühmten Baum des Reiſenden vertretend, wo der durſtige Neger das friſche Waſſer findet, das ihm der ausgetrocknete Bach verweigert; die Strelitzia Regina, deren Blüthe der Kopf einer Schlange mit Griffel und Federkrone von Feuer zu ſein ſcheint; das Blumenrohr von Oſtindien, aus dem man in Delhi Gewebe ſo geſchmeidig als der feinſte Seidenſtoff fabricirt; der Coſtus, wegen ſeines Wohlgeruchs von den Alten bei allen religiöſen Feierlichkeiten angewendet; der wohlriechende Baumſchmarotzer von der Isle de la Réunion; der Zingiber von China,

Beharrlichkeit seine leichtsinnige Miene beibehielt; „denn er ist ein feiner Fuchs, dieser Herr von Villèle, wenigstens wie man sagt! In seiner Eigenschaft als feiner Fuchs nun begreift er, obschon nach den Worten von Barthélemy und Méry

Depuis cinq ans entiers, l'impassible Villèle
Cimente sur le roc sa fortune eternelle *),

er begreift, daß es keinen Felsen gibt, so stark er sein mag, den man nicht untergraben kann, — hievon zeugt Hannibal, der nach Titus Livius die Kette der Alpen mit Essig durchbrochen hat, und er befürchtet, Herr von Polignac werde der Essig sein, der seinen Felsen in Staub verwandle."

„Wie!" rief der General Pajol, „Herr von Polignac ins Ministerium?"

„Es bliebe uns, das Gesicht zu verhüllen!" fügte Dupont (de l'Eure) bei.

„Mein Herr," erwiederte Salvator, „es bliebe uns im Gegentheile übrig, uns zu zeigen."

Der junge Mann sprach diese Worte mit einem Ausdrucke, der so verschieden von dem war, welchen er bis dahin angenommen hatte, daß sich Aller Augen auf ihn hefteten.

Da erst erkannten ihn seine drei Freunde; es war wohl ihr Salvator, und nicht mehr der Valsigny von Herrn von Marande.

In diesem Augenblicke trat ein Lackei ein und übergab dem Herrn des Hauses einen Brief.

---

*) Seit fünf vollen Jahren kittet der unempfindliche Villèle sein ewiges Glück an den Felsen.

„Preſſant!“ ſprach er.

„Ich weiß, was es iſt,“ ſagte der Banquier.

Und er nahm raſch den Brief, zog ihn aus einem Umſchlage ohne Siegel und las folgende drei Zeilen von grober Hand geſchrieben:

„Die Nationalgarde aufgelöſt.

„Die Entlaſſung des Herzogs von Doudeauville angenommen.

„Herr von Polignac von London zurückberufen.“

„Wahrhaftig,“ rief Salvator, „man ſollte glauben, ich ſei es, der Seine Königliche Hoheit Monſeigneur den Herzog von Orleans unterrichte.“

Jedermann ſchauerte.

„Ei! wer ſagt Ihnen denn, dieſes Billet ſei von Seiner Königlichen Hoheit?“ fragte Herr von Marande.

„Ich habe ſeine Handſchrift erkannt,“ antwortete einfach Salvator.

„Seine Handſchrift?“

„Ja . . . darüber darf man ſich nicht wundern, ich habe denſelben Notar wie er: Herrn Baratteau.“

Man meldete, das Souper ſei ſervirt.

Salvator ließ ſein Lorgnon fallen und ſchaute ſeinen Hut an wie ein Menſch, der ſich anſchickt, wegzugehen.

„Sie bleiben nicht bei uns beim Souper, Herr von Valſigny?“ fragte Herr von Marande.

„Unmöglich, mein Herr, ich bedaure es ſehr.“

„Warum denn?“

„Meine Nacht iſt noch nicht beendigt, und ich werde ſie vollends im Aſſiſenhofe zubringen.“

„Im Aſſiſenhofe? zu dieſer Stunde?“

„Ja; man hat Eile, ein Ende mit einem armen Teufel zu machen, deſſen Name Ihnen vielleicht nicht unbekannt iſt.“

„Ah! Sarranti . . . dieſer Elende, der zwei Kinder umgebracht und eine Summe von hunderttauſend Thalern ſeinem Wohlthäter geſtohlen hat,“ ſagte eine Stimme.

„Und der ſich für einen Bonapartiſten ausgibt,“ ſagte eine andere Stimme. „Ich hoffe wohl, er wird zum Tode verurtheilt werden.“

„Ah! zum Tode verurtheilt, — da können Sie ſicher ſein, mein Herr,“ erwiederte Salvator.

„Und hingerichtet!“

„Ei! hingerichtet, das iſt weniger ſicher.“

„Wie! Sie glauben, Seine Majeſtät werde einen ſolchen Miſſethäter begnadigen?“

„Nein; doch dieſer Miſſethäter könnte unſchuldig ſein, und dann käme ſeine Begnadigung nicht vom König, ſondern von Gott,“ erwiederte Salvator.

Und er ſprach dieſe letzten Worte mit einem Ausdrucke, der ihn von Zeit zu Zeit für ſeine drei Freunde unter dem frivolen Anſcheine, mit dem er ſich bekleidet hatte, erkennbar machte.

„Meine Herren,“ ſagte Herr von Marande, „Sie haben gehört? Das Abendbrod iſt ſervirt.“

Während die Perſonen, an die ſich Herr von Marande wandte, ihren Weg nach dem Speiſeſaale nahmen, näherten ſich die drei jungen Leute Salvator.

„Sagen Sie mir, mein lieber Salvator,“ fragte ihn Jean Robert, „wäre es möglich, daß wir Sie morgen zu ſehen nöthig hätten . . .“

„Das iſt wahrſcheinlich.“

„Wo werden wir Sie dann finden?"

„Ei! an meinem gewöhnlichen Platze, in der Rue aux Fers, vor der Thüre meiner Schenke, an meinem Weichsteine; Sie vergessen immer, daß ich Commissionär bin, mein Lieber . . . Oh! die Dichter! die Dichter!"

Und er ging ab durch die Thüre der entgegengesetzt, welche in den Speisesaal führte, ohne Zögern, wie ein Mensch, der mit allen Passagen des Hauses vertraut ist, und ließ seine drei Freunde in einem Erstaunen zurück, das an die Betäubung gränzte.

XXII.

Das Taubennest.

Unsere Leser erinnern sich vielleicht, daß mit einem Ausdrucke reizender Galanterie Herr von Marande, ehe er in sein Cabinet zurückkehrte, wo ihn die von Salvator mitgetheilten Neuigkeiten aus den Tuilerien erwarteten, seine Frau um Erlaubniß gebeten hatte, ihr nach dem Schlusse des Balles einen Besuch in ihrem Schlafzimmer machen zu dürfen.

Es ist Morgens um sechs Uhr; der Tag graut; die letzten Wagen haben aufgehört, auf dem Pflaster des Hofes vom Hotel zu rasseln; die letzten Lichter erlöschen in den Gemächern; die ersten Geräusche von Paris erwachen. Frau von Marande hat sich seit einer Viertelstunde in ihr Schlafzimmer zurückgezogen; es sind fünf Minuten, daß Herr von Marande die letzten Worte mit einem Manne ausgetauscht hat, dessen militärische Haltung sich unter einem bürgerlichen Kleide verräth.

Die letzten Worte waren:

„Seine Königliche Hoheit mag ruhig ſein! ſie weiß, daß ſie auf mich zählen kann wie auf ſich ſelbſt . . .“

Hinter dieſem Manne, der raſch in einem Wagen ohne Wappen, beſpannt mit zwei kräftigen Roſſen, die ein Kutſcher ohne Livree führt, abgegangen und mit ſeiner Equipage an der Ecke der Rue Richelieu verſchwunden iſt, haben ſich die Thore des Hotels geſchloſſen.

Unſere Leſer mögen ſich nun nicht zu viel um die eiſernen und eichenen Scheidewände bekümmern, die ſich zwiſchen ſie und die Gebieter dieſes glänzenden Hauſes ſtellen, von dem wir einige Theile beleuchtet haben: unſer Romanendichter-Stab braucht ſich nur zu erheben, und die beſtgeſchloſſenen Thüren werden ſich wieder vor uns öffnen. Benützen wir alſo dieſes Privilegium und drehen wir mit dem Ende dieſes Stabes die Thüre des Boudoir von Frau Lydie von Marande. Seſam, öffne dich!

Sie ſehen, die Thüre iſt geöffnet in das reizende himmelblaue Cabinet, wo Sie vor ein paar Stunden Carmelite die Romanze von der Weide haben ſingen hören.

Sogleich werden wir vor Ihnen eine erſchrecklichere Thüre zu öffnen haben, die des Aſſiſenhofes; mit Ihrer Erlaubniß wollen wir aber, ehe wir den Fuß in dieſe Hölle des Verbrechens ſetzen, um einen Augenblick auszuruhen und Kräfte zu ſammeln, in das Liebesparadies eintreten, welches man das Zimmer von Frau von Marande nennt.

Dieſem Zimmer, um ſich nicht in unmittelbarer Berührung mit dem Boudoir zu finden, ging eine

Art von Vestibule vorher, das die Form eines ungeheuren Prachthimmels hatte; dieses Vestibule, das zugleich ein Badecabinet bildete, war vom Plafond mit farbigen Gläsern, arabische Zeichnungen bildend, beleuchtet; seine Wände und sein Plafond, — mit Ausnahme der Oeffnung, welche bestimmt war, ein Licht eindringen zu lassen, das nie über ein Halbdunkel gehen durfte, — waren mit einem ganz eigenthümlichen Stoffe, von einem neutralen, zwischen dem Perlgrau und dem Orangegelb schwebenden Tone, ausgeschlagen; das Gewebe schien aus jenen asiatischen Pflanzen gemacht, deren spinnbare Fäden die Indianer ausziehen, um den bei uns unter dem Namen Nankin bekannten Stoff daraus zu fabriciren. Die Teppiche waren chinesische Matten, weich wie der geschmeidigste Stoff, und harmonirten in der Farbe bewunderungswürdig mit den Tapeten; die Meubles waren von chinesischem Lack mit einfachen Goldfädchen. Die Marmorarbeiten waren weiß wie Milch, und die Porzellangefäße, welche sie trugen, von jenem ganz eigenthümlichen zarten Türkißblau, durch das sich altes Sèvres auszeichnet.

Den Fuß in diesen süßen, geheimnißvoll durch eine am Plafond hängende Lampe von böhmischem Glase beleuchteten Winkel setzend, hätte man sich hundert Meilen von der Erde geglaubt, und es hätte einem geschienen, man reise in einer von den orangefarbigen, aus Azur und Gold gekneteten Wolken, mit denen Marilhat seine orientalischen Landschaften befranste.

Hatte man einmal diese Wolke erreicht, so war

es ganz einfach, daß man in das Paradies eintrat, und es war in der That wohl das Paradies, dieſes Zimmer, in das wir den Leſer führen.

Sobald die Thüre geöffnet war, oder, um genauer zu ſprechen, ſobald der Thürvorhang aufgehoben war, — denn wenn es hier Thüren gab, ſo hatte ſie die Kunſt des Tapezirers unſichtbar gemacht, — ſobald der Thürvorhang aufgehoben war, war der erſte Gegenſtand, der in die Augen fiel, die ſchöne Lydie, träumeriſch in dem Bette ausgeſtreckt, das die rechte Seite des Zimmers einnahm, einen Ellenbogen in ein Kopfkiſſen vertieft, das von Gaze zu ſein ſchien, und in der andern Hand einen kleinen Band Gedichte in Saffian haltend, ein Buch, das zu leſen ſie vielleicht die größte Luſt hatte, welches ſie aber nicht las, ſo ſehr ſchien ſie von einem andern Gedanken, als dem der Lecture erfüllt zu ſein.

Eine Lampe von chineſiſchem Porzellan brannte über einem Tiſchchen von Boule und beleuchtete durch eine Kugel von rothem böhmiſchem Glaſe die Betttücher mit einer roſenfarbigen Tinte ähnlich der, welche ſich bei Sonnenaufgang über den jungfräulichen Schnee des Montblanc verbreitet.

Das iſt es, was die Augen zuerſt anzog; und wir werden es vielleicht ſogleich verſuchen, ſo keuſch, als es uns möglich ſein wird, den durch dieſes bezaubernde Gemälde hervorgebrachten Eindruck wiederzugeben; vorher aber fühlen wir uns wie unwillkürlich hingeriſſen, die übrige Wohnung zu beſchreiben.

Zuerſt den Olymp; dann die Göttin, die ihn bewohnte.

Man ſtelle ſich ein Zimmer vor, — oder vielmehr in Taubenneſt, gerade groß genug, um zu ſchlafen, erade hoch genug, um zu athmen. Es war am Plafond und an der Wand mit nacaratrothem Sammet tapezirt, der Reflexe von Granat, Karfunkel nd Rubin an den Stellen hatte, die ihr Vorſprung ns Licht ſetzte.

Das Bett nahm faſt die ganze Länge ein, und aum hatte an jedem Ende des Bettes eine Etagère on Roſenholz beladen mit dem köſtlichſten Tande on Sachſen, Sèvres und China Platz.

Dem Bette gegenüber war der Kamin, wie das brige Zimmer ganz mit Sammet bekleidet; auf den eiden Seiten dieſes Kamins ſtanden zwei Cauſeuſes, elche mit den Federn vom Halſe eines Colibri berzogen zu ſein ſchienen, und über jeder von ieſen Cauſeuſes ein Spiegel, deſſen Rahmen ver- oldete Maisblätter bildeten.

Setzen wir uns auf eine von dieſen Cauſeuſes und erfen wir einen Blick auf das Bett.

Das Bett war von nacaratrothem Sammet und ohne gend eine Zierrath; ſeine reiche Nuance trat nur durch ie Umrahmung hervor, unter der es erſchien; dieſe mrahmung war ein Meiſterwerk von Einfachheit, nd man wunderte ſich, daß es einen Tapezirer gab, er Dichter genug, oder einen Dichter, der Tapezirer enug, um zu einem ſolchen Reſultate zu gelangen. s beſtand aus jenen großen Stücken orientaliſchen toffes, welche die arabiſchen Frauen Haiks nen- en; dieſe Haiks waren von Seide mit abwechſelnd lauen und weißen Streifen; ihre Franſen waren on demſelben Gewebe.

An den zwei Extremitäten des Bettes fielen zwei Stücke von diesem Stoffe senkrecht, und konnten sich längs der Wand mittelst aus Gold und Seide geflochtener algerischer Vorhanghalter mit Ringen von Türkissen drapiren.

Der Fond des Bettes war ein ungeheurer Spiegel in einen Rahmen von Sammet dem Bette ähnlich gefaßt, und ruhend nicht auf der Wand, sondern auf einem dritten Haik. Beim oberen Niveau des Spiegels sprang der Stoff, in tausend Falten gelegt, hervor und verband sich in einem sanften Abhange mit einem großen goldenen Pfeile, um den er sich in zwei dicken Bouillons rollte.

Doch das Wunder des Zimmers war das, was der Spiegel dieses Bettes reflectirte, der offenbar bestimmt war, die Gränzen des Gemaches verschwinden zu machen.

Wir haben gesagt, dem Spiegel gegenüber sei der Kamin gewesen. Ueber diesem, mit jenen tausend köstlichen Kleinigkeiten, welche die Welt einer Frau bilden, beladenen Kamine dehnte sich ein Gewächshaus aus, von dem man nur durch ein Spiegelglas ohne Folie getrennt war, das im Nothfalle in die Wand zurücktreten und so das Zimmer der Frau mit dem Zimmer der Blumen in Verbindung setzen konnte. Mitten in diesem Gewächshause, ein Bassin überragend, in welchem chinesische Fische von allen Farben spielten, und wo sich Vögel von Purpur und Azur so groß wie Bienen tränkten, erhob sich eine Marmorstatue von Pradier.

Dieses kleine Gewächshaus war gewiß kaum von der Größe des Zimmers; doch durch ein Wunder von

Anordnung erschien es wie ein herrlicher, unge
Garten Indiens oder der Antillen, so durch
gen einander die Tropenpflanzen, die es enthiel
wollten sie den Blicken, die sich auf sie hefteten,
Schauspiel einer ganzen exotischen Flora geben.

Es war in der That ein ganzer Continent
zehn Quadratfuß, ein ganzes Taschen-Asien.

Der Baum, den man den König der Vegetabi
nennt, der Baum der Wissenschaft des Guten u
des Bösen, der im irdischen Paradiese gebore
Baum, — dessen Ursprung unbestreitbar ist, da d
Blatt dazu gedient hat, die Blöße unserer erste
Voreltern zu bedecken, und da er aus diesem Grund
den Namen Adamsfeigenbaum erhalten hat, war repräs
sentirt durch seine fünf Hauptspecies: den Paradies-
Bananenbaum, den Bananenbaum mit kurzen Früch-
ten, den chinesischen Bananenbaum mit rosenfarbiger
Sparte, den Bananenbaum mit rother Sparte. Neben
ihm wuchs die Heliconia, die sich ihm durch die
Länge und die Breite der Blätter nähert; sodann
die Ravelania von Madagascar, in Miniatur den
berühmten Baum des Reisenden vertretend, wo der
durstige Neger das frische Wasser findet, das ihm
der ausgetrocknete Bach verweigert; die Strelitzia
Regina, deren Blüthe der Kopf einer Schlange mit
Griffel und Federkrone von Feuer zu sein scheint;
as Blumenrohr von Ostindien, aus dem man in Delhi
ewebe so geschmeidig als der feinste Seidenstoff
bricirt; der Costus, wegen seines Wohlgeruchs
n den Alten bei allen religiösen Feierlichkeiten an-
endet; der wohlriechende Baumschmarotzer von
Isle de la Réunion; der Zingiber von China,

was nichts Anderes ist, als die Pflanze, die der Ingwer gibt; kurz, eine Sammlung im Auszuge der vegetabilischen Reichthümer der ganzen Welt.

Das Bassin und der Sockel der Statue waren verloren in Farnkraut mit Blättern gerändert wie mit dem Durchschlage und in Lykopoden, die mit dem Bärlapp der feinsten Teppiche von Smyrna und Constantinopel wetteifern konnten.

In Ermanglung der Sonne, welche erst in ein paar Stunden Königin des Horizonts sein wird, suchen sie nun durch diese Blätter, durch diese Blumen, durch diese Früchte die leuchtende Kugel, welche vom Gewölbe herabkommt und, ihre Strahlen durch ein leicht blau gefärbtes Wasser verbreitend, diesem Urwäldchen die reine melancholische Helle, die sanften, silbernen Reflexen des Mondes gibt.

Vom Bette aus gesehen, ist dieses kleine Gewächshaus ein anbetungswürdiges Schauspiel.

Die Person, welche im Bette lag und, auf den Ellenbogen gestützt, in der andern Hand ein Buch hielt, erhob auch, wie wir vorhin sagten, die Augen über ihr Buch und ließ ihre Blicke auf den lilliputischen Pfaden umherschweifen, welche da und dort das Licht in dem Zauberlande zog, das sie durch ein Spiegelglas wie durch einen Traum sah.

Liebte sie, so mußte sie mit den Augen die verliebt verschlungenen Zweige suchen, wohin sie ihr Nest hätte setzen mögen; liebte sie nicht, so mußte sie vom üppigen Leben dieser herrlichen Vegetation das unaussprechliche Geheimniß der Liebe verlangen, von dem jedes Blatt, jede Blume, jeder Duft keusch und mysteriös die ersten Worte enthüllten.

Und nun, da wir hinreichend dieses unbekannte Eden der Rue d'Artois beschrieben haben, sprechen wir von der Eva, die es bewohnte.

Ja, Eva ist wohl der Name, den Lydie, so träumerisch, mit dem Arme aufgestützt und die Meditationen von Lamartine lesend, verdiente; Lydie bei jeder Strophe, — duftende Strophen! — schauend, wie sich die Knospen der Pflanzen öffneten und so in der Natur den im Buche angefangenen Traum fortsetzend. Ja, es war eine wahre Eva, rosig, frisch und blond; Eva am andern Tage nach der Sünde, mit dem Blicke auf Allem, was sie umgab, umherschweifend; Eva zitternd, unruhig, zuckend, ängstlich das Geheimniß dieses Paradieses suchend, wo man fühlte, daß sie zu zwei gewesen, und wo sie ganz betrübt war, daß sie sich wieder allein fand; rufend, durch die Schläge ihres Herzens, durch die Blitze ihrer Augen, durch das Schauern ihrer Lippen, entweder den Gott, der sie zur Welt kommen gemacht, oder den Menschen, der sie sterben gemacht hatte.

Gehüllt, wie sie war, in Betttücher von feinem Batist, den Hals umgeben von einer Flaumpalatine, die Lippe feucht, das Auge in Feuer, die Wange in Blüthe — hätte ein Bildhauer von Athen oder Korinth kein anderes Modell, keinen vollendeteren Typus für eine Statue von Leda geträumt.

Sie hatte in der That von der vom Schwan umschlungenen Leda die verliebte Röthe und die wollüstige Beschauung. Sie so sehend, würde der Autor der Psyche, dieser heidnischen Eva, Canova ein Meisterwerk aus ihr gemacht haben, das seine Venus

Borgheſe entthront hatte; Correggio hätte daraus eine träumeriſche Calypſo, mit einem Amor hinter ihr in einen Winkel der Draperie verborgen gemacht. Dante hätte daraus die ältere Schweſter von Beatrix gemacht, und von ihr durch die Krümmungen der Erde geführt zu werden verlangt, wie er von der jüngeren Schweſter durch die Krümmungen des Himmels geführt worden war.

Sicherlich aber hätten ſich Dichter, Maler und Bildhauer vor der bewunderungswürdigen Perſon verbeugt, in der zugleich, durch eine unbegreifliche Miſchung, die Schamhaftigkeit des Mädchens, der Reiz der Frau, die Sinnlichkeit der Göttin reſidirten; ja, das zehnte, das fünfzehnte, das zwanzigſte Jahr, das Kinderjahr, das mannbare Jahr, das Liebesjahr, dieſe drei Jahre, welche die Trilogie der Jugend bilden, welche, jedes der Reihe nach, dem Kinde, dem Mädchen, der Frau entgegenkommen, und, einmal überſchritten, zurückbleiben; dieſe drei Jahre, wie die drei Gracien von Germain Pilon, ſchienen dem privilegirten Geſchöpfe, deſſen Portrait wir zu zeichnen ſuchen, das Geleite zu geben und auf ſeine Stirne die Blumen mit den reinſten Wohlgerüchen, mit den friſcheſten Farben zu entblättern.

Je nach der Art, wie man ſie anſchaute, erſchien ſie: ein Engel hätte ſie für ſeine Schweſter gehalten, Paul für Virginie, Desprieux für Manon Lescaut.

Woher kam bei ihr dieſe dreifache, unvergleichliche, ſeltſame, unerklärbare Schönheit? Das werden wir in der Folge unſerer Erzählung, nicht zu erklären, aber begreiflich zu machen ſuchen, indem

ir dieſes Kapitel oder vielmehr das nächſte den
nterredungen der Frau von Marande und ihrem
atten vorbehalten.

Dieſer Gatte wird ſogleich eintreten; er iſt es,
en Lydie in einer ſo tiefen Zerſtreuung erwartet;
r iſt es aber ſicherlich nicht, den ihr unbeſtimmter
lick in den Halbtinten des Zimmers und in dem
albſchatten des Gewächshauſes ſucht.

Er hat ſie indeſſen auf eine ſehr zärtliche Art
m dieſe Erlaubniß gebeten, die er ſogleich benützen
ird, um die Erlaubniß, einen Augenblick in ihrem
immer mit ihr plaudern zu dürfen, ehe er ſich in
einer Wohnung einſchließen würde.

Wie! ſo viel Schönheit! ſo viel Jugend, ſo viel
riſche, Alles, was der Mann, zu ſeinem fünfund-
wanzigſten Jahre, das heißt zum Culminations-
unkte ſeiner Jugend gelangt, Idealſtes träumen
ann, und was er nie trifft; wie! ſo viel Glück, ſo
iel Freude, ſo viel Trunkenheit, alle dieſe Schätze
ehören einem einzigen Manne, und dieſer Mann iſt
er allerdings friſche, blonde, roſenfarbige, zierliche,
öfliche und geiſtreiche, aber trockene, kalte, egoiſtiſche,
hrgeizige Banquier, den wir kennen! Alles dies gehört
hm wie ſein Hotel, wie ſeine Bilder, wie ſeine Kaſſe!

Welches myſteriöſe Abenteuer, welche ſociale
Nacht, welche tyranniſche, unerbittliche Autorität
onnten mit einander dieſe zwei, — wenigſtens dem
nſcheine nach, — ſo unähnlichen Weſen, dieſe zwei
Stimmen, welche ſo wenig gemacht, um mit ſich zu
prechen, dieſe zwei Herzen, welche ſo ſchlecht ge-
acht, um ſich zu verſtehen, verbinden?

Wahrſcheinlich werden wir es ſpäter erfahren.

Mittlerweile hören wir sie plaudern, und vielleicht wird uns ein Blick, ein Zeichen, ein Wort von einem dieser zwei an einander Gefesselten auf die Spur von Ereignissen bringen, welche für uns noch in der dunklen Nacht der Vergangenheit verborgen sind.

Plötzlich glaubte die schöne Träumerin das dumpfe Rauschen der Teppiche im vorhergehenden Zimmer zu hören; so leicht der Tritt war, der sich näherte, der Boden krachte unter ihm. Frau von Marande ließ ihre Toilette rasch eine letzte Revue passiren; sie kreuzte ihren Schwanenpelz enger auf ihrem Halse; sie zog die Spitze ihres Nachthemdes weiter auf ihr Handgelenke vor, und als sie sah, daß die ganze übrige Person auf eine tadellose Art verschleiert war, so machte sie nicht mehr die geringste Bewegung, um die Anordnung zu verändern.

Nur legte sie ihr offenes Buch auf das Bett zurück und hob ein wenig die Stirne empor, so daß nicht mehr der obere Theil ihres Kopfes, sondern ihr Kinn in ihrer Hand ruhte, und in dieser Stellung, welche noch mehr Gleichgültigkeit, als Coquetterie bezeichnete, erwartete sie ihren Herrn und Meister.

XXIII.

Eheliche Plauderei.

Herr von Marande hob den Vorhang auf, blieb aber auf der Thürschwelle stehen.

„Darf ich eintreten?" fragte er.

„Gewiß . . . Versprachen Sie nicht, Sie werd
kommen? . . . Ich erwartete Sie seit einer Viert
stunde."

„Ah! was sagen Sie mir da, Madame? Si
müssen so müde sein! Nicht wahr, ich bin unbeschei
den gewesen?"

„Nein; kommen Sie."

Herr von Marande näherte sich, grüßte voll An
muth, nahm die Hand, die ihm seine Frau reichte,
neigte sich auf diese Hand mit dem zarten Gelenke,
mit den weißen, schmalen Fingern, mit den rosigen
Nägeln, und legte seine Lippen so leicht darauf, daß
Frau von Marande mehr die Absicht begriff, als
daß sie den Kuß fühlte.

Die junge Frau befragte mit den Augen ihren
Gatten.

Es ließ sich leicht sehen, daß nichts ungewöhn
licher war, als ein solcher Besuch von Herrn von
Marande; und dennoch ließ sich auch sehen, daß
dieser Besuch weder gewünscht, noch gefürchtet war:
er war eher der Besuch eines Freundes als der
eines Gatten, und Lydie schien sogar mit mehr Neu
gierde als Besorgniß zu warten.

Herr von Marande lächelte; dann sagte er mit
der sanftesten Stimme:

„Ich muß mich vor Allem entschuldigen, daß ich
so spät oder vielmehr so früh besuche. Glau
ben Sie mir, hielten mich nicht die wichtigsten Ge
schäfte den ganzen Tag außer dem Hause, so würde
eine günstigere Gelegenheit abgewartet haben, um
mündlich mit Ihnen zu reden."

Welche Stunde Sie auch wählen mögen, mein

Herr, um mit mir zu sprechen," erwiederte Frau von Marande mit liebreichem Tone, „es ist immer eine kostbare Gelegenheit, um so kostbarer, je seltener sie ist."

Herr von Marande verbeugte sich, diesmal aber zum Zeichen des Dankes; dann trat er an eine Bergère, rückte sie hinzu, und lehnte den Arm des Meuble an das Bett von Frau von Marande an, so daß er sich ihr gegenüber befand.

Die junge Frau ließ ihren Kopf wieder auf ihre Hand fallen und wartete.

„Erlauben Sie mir, Madame," sagte Herr von Marande, „daß ich, ehe ich in die Sache selbst eingehe, oder, wenn Sie lieber wollen, um besser in dieselbe einzugehen, Ihnen meine Complimente über Ihre außerordentliche Schönheit wiederhole, welche alle Tage zunimmt und heute Nacht wahrhaft den Culminationspunkt der menschlichen Schönheit erreicht zu haben schien."

„In der That, mein Herr, ich weiß nicht, wie ich auf eine solche Höflichkeit antworten soll: sie bereitet mir um so mehr Freude, als Sie mir gewöhnlich die Complimente mit einer gewissen Sparsamkeit zumessen. Gestatten Sie, daß ich mich darüber beklage, ohne es Ihnen vorzuwerfen."

„Klagen Sie wegen meines Geizes nur die auf die Arbeit eifersüchtige Liebe an. Meine ganze Zeit ist der Aufgabe gewidmet, die ich mir vorgesetzt habe; würde es mir aber eines Tages erlaubt sein, einen Theil meiner Stunden in der süßen Muße zuzubringen, die Sie mir in diesem Augenblicke gewähren,

Sie mir, dieſer Tag wäre einer der ſchön-
es Lebens."
von Marande ſchlug die Augen zu ihrem
f und ſchaute ihn, als könnte ihr nichts
ſcheinen, als das, was er ihr ſo eben ge-
, mit Erſtaunen an.
mich dünkt, mein Herr," antwortete ſie mit
ber, den ſie ihrer Stimme zu geben ver-
mich dünkt, ſo oft Sie dieſe Muße zu ge-
rlangen, werden Sie nur zu thun haben,
dieſen Morgen gethan . . . mich zu benach-
Sie wünſchen mich zu ſehen, oder auch,"
lächelnd bei, „ſich bei mir einzufinden, ohne
enachrichtigen."
wiſſen," ſagte Herr von Marande ebenfalls
„das liegt nicht in unſeren Bedingungen."
e Bedingungen, mein Herr, Sie haben ſie
d nicht ich; ich habe ſie einfach angenommen.
nicht an der, welche, ohne Ihnen irgend
ift zu bringen, von Ihnen ihr Vermögen,
ung . . . und ſogar die Ehre ihres Vaters
edingungen zu machen, wie mir ſcheint."
ben Sie, liebe Lydie, der Augenblick ſei
, etwas an dieſen Bedingungen zu ändern,
e ich Ihnen nicht ſehr überläſtig ſcheinen,
zum Beiſpiel, dieſen Morgen und würfe
hter Weiſe meinen ehelichen Realismus mitten
Träume, die Sie heute Nacht gemacht
d vielleicht in dieſem Augenblicke, wo ich
n ſpreche, noch machen?"
von Marande fing an zu begreifen, worauf
rſation abzielte, und fühlte eine Purpur-

wolke über ihr Geſicht ziehen. Der Banquier ließ dieſer Wolke Zeit, ſich zu zerſtreuen, und fragte dann gerade auf den Punkt zurückkommend, wo das Geſpräch unterbrochen worden war, mit ſeinem ewigen Lächeln und ſeiner unbeugſamen Höflichkeit:

„Dieſe Bedingungen, Madame, Sie erinnern ſich derſelben?“

„Vollkommen, mein Herr,“ antwortete die junge Frau mit einer Stimme, die ſie ruhig zu erhalten ſich anſtrengte.

„Ich habe das Glück, bald drei Jahre Ihr Gatte zu ſein, und in drei Jahren vergißt man viele Dinge.“

„Ich werde nie vergeſſen, was ich Ihnen verdanke, mein Herr.“

„Hierin, Madame, ſind wir verſchiedener Anſicht. Ich glaube nicht, daß Sie mir etwas verdanken; ſollten Sie aber das Gegentheil denken und irgend eine Schuld mir gegenüber eingegangen zu haben meinen, ſo würde ich Sie bitten, gerade dieſe Schuld zu vergeſſen.“

„Man vergißt nicht, wann man will, und wie man will, mein Herr; und es gibt gewiſſe Leute, für die der Undank nicht nur ein Verbrechen, ſondern auch eine Unmöglichkeit iſt! Mein Vater, ein in den Geſchäften ungeſchickter alter Soldat, ſteckte ſein ganzes Vermögen, das er zu verdoppeln hoffte, in eine induſtrielle Speculation und wurde zu Grunde gerichtet. Er hatte Verbindlichkeiten bei dem Banquehauſe übernommen, bei welchem Sie Nachfolger wurden, und dieſe Verbindlichkeiten konnten zur Verfallzeit nicht gehalten werden. Ein junger Mann...“

„Madame . . .“ versuchte Herr von Marande unterbrechen.

„Ich will über nichts weggehen,“ sagte Lydie: ie würden glauben, ich habe vergessen. Ein jun- Mann, der meinen Vater für reich hielt, bat um ine Hand; ein instinctartiger Widerwille gegen die- jungen Mann machte, daß mein Vater von An- g sein Gesuch zurückwies. Doch besiegt durch ine Bitten, — dieser junge Mann hatte mir ge- t, er liebe mich, und ich glaubte ihn zu lieben...“

„Sie glaubten?“ fragte Herr von Marande.

„Ja, mein Herr, ich glaubte. Ist man mit sech- n Jahren seiner Gefühle ganz sicher, besonders, n man aus der Pension kommt und die Welt ıj und gar nicht kennt? . . . Ich wiederhole), besiegt durch meine Bitten, empfing am Ende in Vater Herrn von Bedmar. Alles wurde fest- etzt, selbst meine Mitgift: dreimal hunderttausend mken. Doch es verbreitete sich das Gerücht vom ine meines Vaters, mein Bräutigam stellte plötz- ie Besuche ein und verschwand! nur empfing mein ter einige Zeit nachher von ihm einen Brief datirt ı Mailand, in welchem er ihm sagte, da er seinen en Widerwillen, ihn zum Schwiegersohne anzu- mmen, erfahren habe, so wolle er seinen Sympa- n keine Gewalt anthun. Meine Mitgift war esondert deponirt und vor jedem Angriffe geschützt rden; es war ungefähr die Hälfte von dem, was n Vater Ihrem Banquehause schuldete. Drei Tage der Verfallzeit seiner Verbindlichkeiten erschien bei Ihnen, bot Ihnen die dreimal hunderttausend mken an und bat Sie um Frist für das Uebrige.

Sie antworteten ihm, er möge ſich vor Allem beruhigen, und fügten bei, da Sie ihm ein Geſchäft vorzuſchlagen haben, ſo bitten Sie ihn um ein Rendezvous in ſeinem Hauſe am andern Tage ... Iſt das ſo?"

„Ja, Madame ... Nur muß ich gegen das Wort Geſchäft Einſprache thun."

„Ich glaube, es iſt das, deſſen Sie ſich bedienten."

„Ich brauchte einen Vorwand, um Eintritt in Ihr Haus zu erlangen, Madame: das Wort Geſchäft war keine Bezeichnung, ſondern ein Vorwand."

„Ich verlaſſe das Wort, mein Herr; bei ſolchen Umſtänden iſt das Wort nichts, die Sache iſt Alles. Sie kamen und machten meinem Vater den unerwarteten Antrag, mein Gatte zu werden, als meine Mitgift die von ihm Ihrem Hauſe gegenüber contrahirten ſechsmal hunderttauſend Franken Schulden zu nehmen, und ihm die hunderttauſend Thaler zu laſſen, die er Ihnen angeboten hatte."

„Ihrem Vater mehr antragend, Madame, hätte ich befürchtet, er würde es ausſchlagen."

„Ich kenne Ihr ganzes Zartgefühl, mein Herr. Mein Vater, ſo ſehr er von dem Vorſchlage betäubt war, nahm an, mit Vorbehalt meiner Einwilligung, und dieſe Einwilligung ließ, wie Sie wiſſen, nicht auf ſich warten."

„Ah! Sie haben ein frommes, kindliches Herz, Madame."

„Erinnern Sie ſich unſerer Zuſammenkunft mein Herr? Meine erſten Worte waren, daß ich von der Vergangenheit ſprach, daß ich Ihnen geſtand ..."

„Eines von den Mädchengeheimniſſen, welche zu

ein delicater Mann seiner Braut nie die
darf. Uebrigens fügte ich bei: „„Nehmen
n Antrag aus welchem Gesichtspunkte es
iebt, mein Fräulein, „entweder als ein Ge-
ich mache . . .““
sehen wohl, daß dies das Wort war,
sich bedienten!“
ein Banquier,“ sagte Herr von Marande,
der Gewohnheit verzeihen . . . „„entweder
schäft, das ich mache, und dessen Resultate,
bekannt, für mich vortheilhaft sein müssen,
eine Schuld, die ich im Namen meines
zahle.““
richtig, mein Herr! ich erinnere mich Alles
s handelte sich um einen von meinem
Ihrigen während des Kaiserreichs, oder
ge der Restauration geleisteten Dienst.“
Madame . . . Dann fügte ich bei, da ich
e, daß dieser doppelte Titel, unter dem ich
werde, Sie zu irgend einem Danke ver-
lasse ich Ihnen vollkommene Freiheit hin-
rer Gefühle für mich; ich selbst, obschon
dlichkeiten übernommen habe, behalte mir
bhängigkeit vor; nie, so verführerisch Gott
ssen habe, sollen Sie durch meine ehelichen
beläſtigt werden. Ich setzte endlich hinzu,
und zur Liebe fähig, wie Sie es seien,
sogar dieser angebotenen Freiheit keine
änze geben zu müssen, als das Maß, das
en, sie nach den gesellschaftlichen Conve-
gelnd, würden setzen wollen. Nur nahm
r, über Sie zu wachen, wie es ein nach-

sichtiger Vater bei seiner Tochter thut, und, — immer als ein Vater, unter dem Titel Wächter Ihres Rufes, der der meinige wurde, — den ungebührlichen Versuchen zu steuern, welche gewisse Menschen, durch Ihre Schönheit angezogen und geblendet, zu machen nicht verfehlen würden."

„Mein Herr . . ."

„Ach! dieser Vatertitel, ich hatte bald das Recht, ihn anzunehmen: der Oberste starb plötzlich auf einer Reise, die er in Italien machte; mein Correspondent in Rom sandte mir diese traurige Nachricht zu. Ihr Schmerz, als Sie es erfuhren, war groß; die ersten Monate unserer Ehe sahen uns in Trauer gekleidet."

„Oh! von Herzen, wie von Körper, das schwöre ich Ihnen, mein Herr."

„Kann ich daran zweifeln, Madame, ich, der ich so viel Mühe hatte, nicht Sie dieses Unglück vergessen zu machen, sondern von Ihnen zu erlangen, daß Sie Ihre Verzweiflung in die Gränzen der Vernunft einschließen. Sie hatten die Güte, mir Gehör zu schenken; Sie legten am Ende die düstern Kleider ab, oder vielmehr die düstern Kleider verließen Sie am Ende; man sah Sie aus dieser Trauer hervortreten, wie in den ersten Frühlingstagen eine Blume aus der grauen Winterhülle hervortritt. Der Sammet der Jugend, die Frische der Schönheit waren nie von Ihren Wangen verschwunden, doch das Lächeln hatte sich von Ihren Lippen verbannt. Allmälig . . . ah! machen Sie sich keinen Vorwurf daraus, Madame, das ist ein Gesetz der Natur . . . allmälig kam das verbannte Lächeln wieder, die verdüsterte Stirne

klärte ſich auf, die durch Seufzer beengte Bruſt f
an ſich in freudigem Aufathmen zu erweitern; S
kehrten zum Leben, zum Vergnügen, zur Coquette
zurück; Sie wurden wieder Frau, und, laſſen S
mir dieſe Gerechtigkeit widerfahren, ich diente Ihne
als Führer und Stütze auf dieſem ſchwierigen Wege
— ſchwieriger, als man glaubt, — der von der
Thränen zum Lächeln, vom Schmerze zur Freude zu-
rückbringt."

„Ja," ſagte Frau von Marande, die Hand ihres
Gatten ergreifend, „und laſſen Sie mich dieſe redliche
Hand drücken, die mich ſo geduldig, ſo liebreich, ſo
brüderlich geführt hat."

„Sie danken mir für eine Gunſt, die Sie mir
erwieſen haben! das iſt wahrhaftig zu viel Güte von
Ihnen."

„Aber, mein Herr," fragte Frau von Marande,
ganz bewegt, — ſei es nun von der Scene, welche
ſtattfand, ſei es von den Erinnerungen, die dieſe
Scene in ihr zurückrief, „werden Sie wohl die Güte
haben, mir zu erklären, worauf Sie abzielen?"

„Ah! verzeihen Sie Madame! ich vergaß ſowohl
e Stunde, die es iſt, als den Ort, wo ich mich
finde, und die Müdigkeit, die Sie fühlen müſſen."

„Mein Herr, erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen,
; Sie ſich ewig in meinen Intentionen irren."

„Ich faſſe mich kurz, Madame. Ich ſagte alſo,
e Rückkehr in die Welt nach einer Abweſenheit
mehr als einem Jahre habe eine lebhafte Sen-
n hervorgebracht. Sie hatten die Welt ſchön
ſſen, ſie ſah Sie bezaubernd wieder: nichts

verſchönert ſo ſehr, als der Succeß: von reizend wie Sie waren, machten Sie Ihre Succeſſe anbetungswürdig."

„Nun kommen Sie wieder auf Ihre Complimente zurück."

„Nun kommen wir wieder auf die Wahrheiten zurück, dahin muß man immer zurückkommen, Madame. Laſſen Sie mich Ihnen nun ſagen, und ich werde mit ein paar Worten geendigt haben."

„Ich höre."

„Nun wohl, Madame, indem ich Sie aus der Dunkelheit hervorzog, die Ihre Trauerkleider auf Sie warfen, that ich, was Pygmalion that, als er ſeine Galatea aus dem Marmorblocke zog, wo ſie vor Aller Augen verborgen war. Denken Sie ſich nun Pygmalion als unſern Zeitgenoſſen, denken Sie ſich, er führe ſeine Galatea in die Welt unter dem Namen . . . Lydie; denken Sie, ſtatt Pygmalion zu lieben, liebe Galatea . . . nichts; — ſtellen Sie ſich die Herzensangſt des armen Pygmalion vor, die Leiden, ich ſage nicht einmal ſeiner Liebe, ſondern ſeines Stolzes, wenn er wird ſagen hören: „„Nicht für ſich hat der arme Bildhauer den Marmor belebt, ſondern . . . für . . .““

„Mein Herr, die Vergleichung . . ."

„Ja, ich kenne das Sprüchwort: „„Vergleich iſt nicht Vernunft*);““ das iſt wahr. Kommen wir alſo auf die Wirklichkeit zurück, rein ohne Metapher. Nun wohl, Madame, dieſe erſtaunliche Schönheit, die

*) Comparaison n'est pas raison.

ufend Freunde erobert, und mir tausend
ifft; dieſe wunderbare Anmuth, welche um
Bienen um einen Roſenſtrauch, die Blüthe
its ſummen macht; dieſe Gewalt, die Sie
üben, was Sie umgibt, und die unwider-
es anzieht, was in Ihre Sphäre kommt;
riſche Schönheit endlich erſchreckt mich und
zittern, wie mich würde der Anblick eines
zittern machen, über dem ich in Ihrer
eſellſchaft ſpazieren ginge . . . Verſtehen
Madame?"
erſichere Sie, nein, mein Herr," antwor-

it einem reizenden Lächeln fügte ſie bei:
Ihnen, beiläufig bemerkt, beweiſt, daß ich
el Geiſt habe, als Sie manchmal zu ſagen
re erweiſen."
ſt mit dem Geiſte wie mit der Sonne,
er hat ſeine Stunden der Zurückgezogen-
er Sammlung. Ich will alſo zugleich wie
Geiſte, ſo zu Ihren Augen zu ſprechen
rinnern Sie ſich, daß Sie eines Tags, auf
iſe nach Savoyen, als wir von Entremont
von der Höhe des Berges herab die
lickten, welche in der Sonne ſchimmerte wie
on Silber, im Schatten wie ein Fluß von
inern Sie ſich, daß Sie plötzlich meinen
eßen, auf das Plateau liefen und dann
ocken ſtehen blieben, da Sie, durch die einen
Teppich bildenden Blumen und Kräuter,
Ihren Schritten geöffneten Abgrund er-

ſchauten, der nur ſichtbar war, wenn man den Rand erreicht hatte?"

„Oh! ja, ich erinnere mich deſſen," erwiederte die Augen ſchließend und leicht erbleichend Frau von Marande, „und es freut mich, daß ich mich erinnere, denn hätten Sie mich nicht feſtgehalten und zurückgezogen, ſo hätte ich wahrſcheinlich nicht das Glück, Ihnen meinen Dank zu erneuern."

„Ich begehrte ihn nicht, Madame; nur wünſchte ich Ihnen durch ein Bild, und Ihre Erinnerungen erweckend, deutlicher, als ich es noch gethan, das zu erklären, was ich vorhin einen Abgrund nannte. Nun wohl, ich wiederhole, Ihre Schönheit erſchreckt mich wie jene Schlucht von ſechshundert Fuß Tiefe, welche Blumen und Kräuter bedeckten, und ich befürchte, wir werden eines Tags Beide davon verſchlungen werden! . . . Diesmal verſtehen Sie, Madame?"

„Ja, mein Herr, ich glaube, daß ich zu begreifen anfange," antwortete die junge Frau die Augen niederſchlagend.

„Fangen Sie an zu begreifen, ſo bin ich ganz ruhig," erwiederte lächelnd Herr von Marande. „Sie werden ſogleich völlig begreifen! . . . Ich ſagte alſo, Madame, für Sie einen Vater erſetzend, — Sie wiſſen, daß ich nie andere Rechte, als dieſe in Anſpruch nahm? — müſſe ich die Augen mit einer gewiſſen Beſorgniß auf die Schaaren von Schönen, Elegants, Dandys werfen, welche meine Tochter umgeben . . . Bemerken Sie wohl, Madame, daß ine Tochter jede Freiheit hat: in dieſer funkelnden, geputzten Schaar kann ſie ihre Wahl treffen; aus

dieſer Wahl wird nie ein Unglück entſtehen; nur halte ich es, nicht für mein Recht, ſondern für meine Pflicht, ihr, immer als Vater, zu ſagen: „„Gut gewählt, mein Kind ... Schlecht gewählt, meine Tochter!““

„Mein Herr!“

„Doch, nein! ich irre mich, ich werde ihr das nicht ſagen: ich laſſe die Männer, die ſich beſonders mit ihr beſchäftigen, die Revue paſſiren, und ich werde ihr meine Anſicht über dieſe Männer ſagen... Wollen Sie meine Anſicht über Einige von denjenigen wiſſen, die ſich geſtern am meiſten mit Ihnen beſchäftigt haben?“

„Reden Sie, mein Herr.“

„Laſſen Sie uns mit Monſeigneur Coletti anfangen.“

„Oh! mein Herr!“

„Ich nenne Ihnen ihn nur der Erinnerung wegen und als paſſende Eröffnung der Liſte; übrigens, Madame, iſt Monſeigneur Coletti ein reizender Prälat!“

„Ein Prieſter!“

„Sie haben Recht; auch bringen Sie mich ſogleich auf Ihr Gefühl: ein Prieſter iſt nicht gefährlich für eine Frau wie Sie ... ſchön, jung, reich, frei ... oder beinahe frei; und Monſeigneur Coletti kann ſich öffentlich oder insgeheim mit Ihnen beſchäftigen, beim hellen Tage oder in der tiefſten Finſterniß kommen, Niemand wird es einfallen, zu ſagen, Frau von Marande ſei die Geliebte von Monſeigneur Coletti.“

„Und dennoch, mein Herr . . .“ ſagte die junge
u, ihren Satz mit einem Lächeln abſchneidend.

„Dennoch liebt er Sie, oder er iſt vielmehr ver-
bt in Sie: Monſeigneur Coletti liebt nur ſich
lbſt; — das iſt es, was Sie ſagen wollen, nicht
ahr?“

Das in Permanenz auf den Lippen von Frau
on Marande gebliebene Lächeln war eine ſtillſchwei-
gende Beipflichtung zur Meinung ihres Mannes.

„Nun wohl,“ fuhr der Banquier fort, „ein An-
beter in den hohen Würden der Kirche ſteht einer
hübſchen jungen Frau ziemlich wohl an, beſonders
wenn dieſe hübſche junge Frau weder ſpröd, noch
devot iſt, und einen andern Liebhaber hat.“

„Einen andern Liebhaber!“ rief Lydie.

„Bemerken Sie wohl, daß ich nicht gerade von
Ihnen rede; ich generaliſire, ich ſage eine hübſche
junge Frau . . . Sie ſind jung unter den Jungen,
hübſch unter den Hübſchen; doch Sie ſind nicht die
einzige junge, die einzige hübſche Frau von Paris,
nicht wahr?“

„Oh! ich hege dieſe Anmaßung durchaus nicht,
mein Herr.“

„Monſeigneur Coletti mag alſo gelten! Er läßt
für Sie die beſte Loge des Conſervatoire aufbewah-
ren, wenn die Oratorien kommen; er reſervirt Ihnen
die beſte Tribune von Saint-Roch, um das Magni-
ficat und das Dies irae zu hören, und er hat mei
nem Haushofmeiſter Recepte von Wildpretpurée ge
geben, welche die Bewunderung Ihrer zwei alte
Cicisbei, der Herrn von Courchamp und Montron'

erregten. Sodann ist da ein reizender Junge, den ich von ganzem Herzen liebe . . ."

Frau von Marande befragte ihren Gatten mit dem Blicke; dieser Blick bedeutete klar: „Wer das?"

„Lassen Sie mich auch sein Lob gegen Sie aussprechen, nicht als Dichter, nicht als dramatischer Schriftsteller, — Sie wissen, es ist abgemacht, daß die Banquiers nichts von der Poesie oder dem Theater verstehen, — sondern als Mensch . . ."

„Sie meinen Herrn . . .?"

Frau von Marande zögerte.

„Ich meine Herrn Jean Robert, bei Gott!"

Eine zweite Purpurwolke, noch viel intensiver und tiefer gefärbt als die erste, zog über das Gesicht von Frau von Marande; ihr Gatte verlor nicht die kleinste Nuance hievon; er hatte jedoch den Anschein, als gäbe er nicht darauf Acht.

„Sie lieben Herrn Jean Robert?" fragte die junge Frau.

„Warum nicht? Er ist von gutem Hause; sein Vater nahm bei den republikanischen Heeren einen Grad ein, der über dem war, welchen der Ihrige in den kaiserlichen Heeren einnahm; hätte er sich der Familie Napoleon vereinigen wollen, so wäre er als Marschall von Frankreich gestorben, statt sterben seine Familie im Elend oder beinahe im Elend abzulassen. Der junge Mann hat Alles das in Hand genommen; er ist muthig durch die Schwierigkeiten des Lebens gegangen; das ist ein offenes, gutes Herz, das vielleicht seine Liebe, aber durchaus nicht seine Antipathien zu verbergen weiß. Sehen Sie mich, zum Beispiel, mich liebt er nicht . . ."

„Wie, er liebt Sie nicht?“ rief Frau von Ma-
nde, die sich hinreißen ließ; „ich habe ihm doch
esagt . . .“

„Er soll sich den Anschein geben, als liebte er
nich . . . Nun wohl, der arme Junge, obschon er,
ich bezweifle es nicht, die größte Rücksicht für Ihre
Ermahnungen hat, vermöchte doch bei diesem Punkte
nicht dazu zu gelangen, daß er Ihnen gehorchen
würde. Nein, er liebt mich nicht! sieht er mich auf
einer Seite der Straße kommen, und er kann ohne
Unhöflichkeit auf die andere gehen, so thut er es;
begegne ich ihm, und er ist, unversehens erfaßt, ge-
nöthigt, mich zu grüßen, so geschieht es mit einer
Kälte, von der jeder Andere als ich verletzt wäre,
der ich diese Pflicht der Höflichkeit erfülle, um ihn
eine Einladung bei Ihnen annehmen zu machen.
Gestern habe ich ihn gezwungen, buchstäblich gezwun-
gen, mir die Hand zu geben, und wenn Sie wüß-
ten, was der arme Junge während der ganzen Zeit,
die seine Hand in der meinigen blieb, gelitten hat!
Das hat mich gerührt, und je mehr er mich haßt,
desto mehr liebe ich ihn . . . Sie begreifen das, nicht
wahr, Madame? Das ist ein undankbarer Mensch,
aber ein redlicher Mensch.“

„Wahrhaftig, mein Herr, ich weiß nicht, wie ich
das, was Sie mir sagen, nehmen soll!“

„Wie man Alles nehmen muß, was ich sage:
als die Wahrheit. Der arme Junge glaubt sich im
Unrechte gegen mich, und das macht ihn befangen.“

„Mein Herr, in welchem Unrechte?“

„Ich sage Ihnen nicht, er sei kein Geisterseher
er ist Dichter, und jeder Dichter ist es mehr oder

iger . . . Ah! eine Empfehlung: nicht wahr, er
t Ihnen Verſe?"
„Mein Herr . . ."
„Er hat gemacht; ich habe ſie geſehen."
„Er läßt ſie aber nicht drucken!"
„Er hat Recht, wenn ſie ſchlecht ſind; er hat
cht, wenn ſie gut ſind. Er thue ſich meinet-
n keinen Zwang an. Ich ſetze indeſſen eine
ngung."
„Welche, wenn ich fragen darf? Daß mein Name
dabei ſtehe?"
„Im Gegentheile, im Gegentheile! Teufel! Ge-
niſſe gegen uns, ſeine Freunde! Nein! . . . Ihr
e mag mit allen Buchſtaben dabei ſtehen! Wer
ers wird Schlimmes in Verſen gemacht von
n Dichter an eine hübſche Frau finden? Wenn
Jean Robert Verſe an eine Blume, an den
d, an die Sonne macht, ſetzt er einen Anfangs-
taben dazu? Nicht wahr, nein? er ſetzt ihren
en Namen. Wie die Blume, wie der Mond,
die Sonne, ſind Sie eine von den ſanften, ſchö-
wohlthätigen Schöpfungen der Natur: er be-
le Sie alſo wie die Sonne, wie den Mond,
die Blumen."
„Ah! mein Herr, wenn Sie im Ernſte ſpre-
. . ."
„Ja, ich verſtehe, das macht Ihnen die Bruſt
venig leicht."
„Mein Herr . . ."
„Das iſt alſo abgethan; Herr Jean Robert
, er mag wollen oder nicht, unter der Zahl
er Freunde; und wundert man ſich über ſeine

sgesetzten Aufmerksamkeiten, so sagen Sie, — wahr ist, — weder Sie, noch er haben diese be-lichen Aufmerksamkeiten gewünscht, sondern ich, ich dem Talente, dem Zartgefühle und der Dis-tion von Herrn Jean Robert volle Gerechtigkeit derfahren lasse."

„Was für ein sonderbarer Mann sind Sie doch, ein Herr!" rief Frau von Marande, „und wer wird mir das Geheimniß Ihrer seltsamen Zuneigung für mich sagen?"

„Belästigt sie Sie?" fragte Herr von Marande mit einem Lächeln, das nicht ganz von Melancholie frei war.

„Oh! nein, Gott sei Dank! . . . nur läßt sie mich befürchten, daß . . ."

„Nun, was läßt sie Sie befürchten?"

„Daß an einem schönen Tage . . . Doch nein, es ist unnöthig, daß ich Ihnen sage, was mir durch den Geist, oder vielmehr durch das Herz geht."

„Reden Sie, Madame, wenn das, was Sie zu sagen haben, einem Freunde gesagt werden kann."

„Nein, das hätte beinahe das Ansehen eine Erklärung."

Herr von Marande schaute seine Frau fest an

„Aber, mein Herr," sagte sie, „ist Ihnen ni auch manchmal Eines eingefallen?"

Herr von Marande schaute fortwährend s Frau an.

„Was? Lassen Sie hören, Madame!" fragt nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte.

„Daß sich . . . so lächerlich das sein mag Frau in ihren Mann verlieben kann."

Eine Wolke zog raſch über das Geſicht von Herrn
n Marande; er ſchloß die Augen, und die Dunkel-
it bildete ſich, ſo zu ſagen, auf ſeiner Phyſiognomie.
Alsdann erwiederte er den Kopf ſchüttelnd und
s erwachte er aus einem Traume:
„Ja, ſo lächerlich es ſein mag, das kann geſchehen.
itten Sie Gott, Madame, daß ein ſolches Phäno-
en nicht zwiſchen uns eintrete!“
Und die Stirne faltend, fügte er mit leiſer
timme bei:
„Das wäre ein zu großes Unglück für Sie und
ſonders für mich!“
Dann ſtand er auf und machte ein paar Gänge
Zimmer, wobei er ſich bemühte, in dem Theile
bleiben, der am Kopfe des Bettes von Frau von
arande war, und wohin ihm daher die Blicke von
ſer nicht folgen konnten.
Aber, Dank ſei es einem in ihrer Nähe befind-
hen Spiegel, Lydie bemerkte, daß ſich ihr Gatte
Stirne und vielleicht ſogar die Augen mit einem
ſchentuche abwiſchte.
Ohne Zweifel entging es Herrn von Marande
ht, ſeine Aufregung, was auch die Urſache davon
n mochte, verrathe ihn in den Augen ſeiner Frau;
nn, ſein Geſicht erheiternd und ſeine Lippen und
ne Augen zum Lächeln zwingend, ſetzte er ſich wieder
den ein paar Minuten leer gebliebenen Lehnſtuhl.
Sodann, nachdem er noch einen Augenblick ge-
wiegen hatte, ſagte er mit ſeiner ſanfteſten Stimme:
„Nun, Madame, nachdem ich die Ehre gehabt
be, Ihnen meine Meinung über Monſeigneur
letti und Herrn Jean Robert zu ſagen, habe ich

Sie noch um die Ihrige über Herrn Lorédan von Valgeneuſe zu bitten."

Frau von Marande ſchaute ihren Gatten mit einem gewiſſen Erſtaunen an.

„Mein Herr," antwortete ſie, „meine Meinung über ihn iſt die der ganzen Welt."

„So ſagen Sie mir die der ganzen Welt, Madame."

„Herr von Valgeneuſe . . ."

Sie ſchwieg, verlegen, weiter zu gehen.

„Verzeihen Sie, mein Herr," ſagte ſie, „Sie ſcheinen mir Vorurtheile gegen Herrn von Valgeneuſe zu haben."

„Vorurtheile, ich? Gott behüte mich, daß ich Vorurtheile gegen Herrn von Valgeneuſe habe! nein, ich höre nur, was man ſagt . . . Sie wiſſen, nicht wahr, was man von Herrn von Valgeneuſe ſagt?"

„Er iſt reich, er hat Succeſſe, er iſt bei Hof ſehr wohl gelitten: das iſt mehr als es braucht, daß man viel Schlimmes von ihm ſagt."

„Wiſſen Sie, was man von ihm Schlimmes ſagt?"

„Wie ich das Schlimme weiß, mein Herr; ſehr mittelmäßig."

„Nun, ſo hören Sie, was man ſagt . . . Sprechen wir zuerſt von ſeinem Reichthum."

„Er iſt unbeſtritten."

„Gewiß, in der Thatſache ſeiner Exiſtenz; doch beſtreitbar, wie es ſcheint, in der Art, wie er ihn erlangt hat."

„Hat nicht der Vater von Herrn von Valgeneuſe das Vermögen eines älteren Bruders geerbt?"

„Ja; nur iſt über dieſe Erbſchaft eine düſtere

Geſchichte im Umlaufe; es handelt ſich um etwas wie um ein Teſtament, das beim Tode dieſes älteren Bruders verſchwunden wäre, der in dem Augenblicke, wo man es am wenigſten erwartete, von einem Schlage getroffen worden ſein ſoll. Es war ein Sohn da. . . . Haben Sie hievon ſprechen hören, Madame?"

„Unbeſtimmt: die Geſellſchaft, die mein Vater ſah, war nicht die von Herrn von Valgeneuſe."

„Ihr Vater war ein redlicher Mann, Madame, und es gibt ein Sprüchwort über die Geſellſchaft, die man ſieht. Nun wohl, es war ein Sohn da, ein reizender junger Mann, den die Erben, die, welche man anklagt, — ſage ich, welche man anklagt, ſo handelt es ſich, wohlverſtanden, nicht um eine Anklage vor dem Aſſiſenhofe, — den die Erben, aus dem Hauſe ſeines Vaters gejagt haben; denn er war notoriſch der Sohn des Marquis von Valgeneuſe, der Neffe des Grafen und folglich der Vetter von Herrn Lorédan und Fräulein Suſanne. An eine großartige Exiſtenz gewöhnt, ſoll ſich dieſer junge Mann, der ſich plötzlich von allen Mitteln entblößt ſah, ſodann erſchoſſen haben."

„Das iſt in der That eine düſtere Geſchichte!"

„Ja, die aber, ſtatt die Familie zu verdüſtern, dieſelbe ſehr erfreut hat. Lebte der junge Mann, ſo konnte ſich jeden Augenblick das Teſtament wiederfinden und der wahre Erbe mit dieſem Teſtamente bewaffnet wiedererſcheinen; war aber der Erbe todt, ſo gab es keine Chance, daß das Teſtament allein wiedererſchien. Dies, was den Reichthum betrifft. — Was die Succeſſe von Herrn von Valgeneuſe in

der Welt betrifft, ſo nehme ich an, Sie verſtehen unter dem Worte Succeß Liebesglück."

„Nennt man das nicht ſo?" ſagte lächelnd Frau von Marande.

„Nun, was ſeine Succeſſe betrifft, ſo ſcheint es, daß ſie ſich auf Frauen von der großen Welt beſchränken, und daß, wenn er ſich an das wendet, was man Mädchen aus dem Volke nennt, trotz des edelmütigen Beiſtands, den ihm bei ſolchen Gelegenheiten ſeine Schweſter Fräulein Suſanne von Valgeneuſe leiſtet, der junge Mann zuweilen genöthigt iſt, Gewalt anzuwenden."

„Ah! mein Herr, was höre ich da?"

„Etwas was Ihnen Herr Coletti wahrſcheinlich beſſer ſagen würde, als ich; denn iſt Herr von Valgeneuſe gut bei Hofe, ſo iſt dies ſo durch die Kirche."

„Und Sie ſagen," fragte Frau von Marande, welche ein gewiſſes Intereſſe an dieſen, wahren oder falſchen, Anſchuldigungen nahm; „und Sie ſagen, Fräulein Suſanne unterſtütze ihren Bruder bei ſeinen Liebesunternehmungen?"

„Ah! das, das iſt bekannt, und wahrhaftig, die Perſonen, welche die leidenſchaftliche Freundſchaft kennen, welche Fräulein Suſanne für ihren Bruder hegt, tragen ihr Rechnung dafür. Fräulein Suſanne unterſcheidet ſich dadurch von ihrem Bruder, daß ſie das Familienleben liebt, und daß ſie alle Vergnügungen, beinahe alle wenigſtens, in ihrem Hauſe ſucht."

„Ah! mein Herr, und Sie glauben an ſolche Verleumdungen?"

„Ich, Madame, ich glaube an nichts, außer an

urs der Rente, und ich muß dieſen noch im
iteur gedruckt ſehen. Doch das, an was ich,
eiſpiel, glaube, ah! das iſt an die Geckenhaftig-
d an die Indiscretion von Herrn von Val-
e. Er iſt wie die Schnecke in dieſer Hinſicht:
hmutzt die Reputationen, die er nicht frißt."
h! Sie lieben Herrn von Valgeneuſe nicht
err!" ſagte Frau von Marande.
ein, ich geſtehe es . . . Sollten Sie ihn zu-
lieben, Madame?"
ch! Sie fragen mich, ob ich Herrn Lorédan

Nein Gott! ich frage Sie das, wie ich Sie
Anderes fragen würde; nur habe ich mich
ſchlechten Ausdruckes bedient; ich weiß wohl,
ie Niemand im abſoluten Sinne des Wortes
Ich hätte Sie fragen müſſen: „„Gefällt
Herr Lorédan?""
r iſt mir gleichgültig?"
Wahrhaftig, Madame?"
h! ich betheure es Ihnen; nur möchte ich eben
ig ihm, als einem Andern ein Unglück wider-
ſehen, das er nicht verdient hätte."
i! wer kann ſolche Dinge wünſchen? Ich ver-
Ihnen auch, Madame, daß — wenigſtens von
: Seite, — Herrn von Valgeneuſe nur verdien-
glück widerfahren wird."
Welches Unglück kann denn Herr von Valge-
verdienen, und wie könnte ihn dieſes Unglück
hnen aus treffen?"
i! Madame, das iſt ganz einfach! So, zum

r Welt betrifft, ſo nehme ich an, Sie verſtehen ıter dem Worte Succeß Liebesglück."

„Nennt man das nicht ſo?" ſagte lächelnd Frau ›on Marande.

„Nun, was ſeine Succeſſe betrifft, ſo ſcheint es, daß ſie ſich auf Frauen von der großen Welt beſchränken, und daß, wenn er ſich an das wendet, was man Mädchen aus dem Volke nennt, trotz des edelmüthigen Beiſtands, den ihm bei ſolchen Gelegenheiten ſeine Schweſter Fräulein Suſanne von Valgeneuſe leiſtet, der junge Mann zuweilen genöthigt iſt, Gewalt anzuwenden."

„Ah! mein Herr, was höre ich da?"

„Etwas was Ihnen Herr Coletti wahrſcheinlich beſſer ſagen würde, als ich; denn iſt Herr von Valgeneuſe gut bei Hofe, ſo iſt dies ſo durch die Kirche."

„Und Sie ſagen," fragte Frau von Marande, welche ein gewiſſes Intereſſe an dieſen, wahren oder falſchen, Anſchuldigungen nahm; „und Sie ſagen, Fräulein Suſanne unterſtütze ihren Bruder bei ſeinen Liebesunternehmungen?"

„Ah! das, das iſt bekannt, und wahrhaftig, die Perſonen, welche die leidenſchaftliche Freundſchaft kennen, welche Fräulein Suſanne für ihren Bruder hegt, tragen ihr Rechnung dafür. Fräulein Suſanne unterſcheidet ſich dadurch von ihrem Bruder, daß ſie das Familienleben liebt, und daß ſie alle Vergnügungen, beinahe alle wenigſtens, in ihrem Hauſ ſucht."

„Ah! mein Herr, und Sie glauben an ſold Verleumdungen?"

„Ich, Madame, ich glaube an nichts, außer

n Curs der Rente, und ich muß dieſen noch im
oniteur gedruckt ſehen. Doch das, an was ich,
m Beiſpiel, glaube, ah! das iſt an die Geckenhaftig-
it und an die Indiscretion von Herrn von Val-
neuſe. Er iſt wie die Schnecke in dieſer Hinſicht:
beſchmutzt die Reputationen, die er nicht frißt."

„Ah! Sie lieben Herrn von Valgeneuſe nicht
ein Herr!" ſagte Frau von Marande.

„Nein, ich geſtehe es . . . Sollten Sie ihn zu-
llig lieben, Madame?"

„Ich! Sie fragen mich, ob ich Herrn Lorédan
be?"

„Mein Gott! ich frage Sie das, wie ich Sie
was Anderes fragen würde; nur habe ich mich
nes ſchlechten Ausdruckes bedient; ich weiß wohl,
ß Sie Niemand im abſoluten Sinne des Wortes
ben. Ich hätte Sie fragen müſſen: „„Gefällt
nen Herr Lorédan?""

„Er iſt mir gleichgültig?"

„Wahrhaftig, Madame?"

„Oh! ich betheure es Ihnen; nur möchte ich eben
wenig ihm, als einem Andern ein Unglück wider-
hren ſehen, das er nicht verdient hätte."

„Ei! wer kann ſolche Dinge wünſchen? Ich ver-
here Ihnen auch, Madame, daß — wenigſtens von
einer Seite, — Herrn von Valgeneuſe nur verdien-
s Unglück widerfahren wird."

„Welches Unglück kann denn Herr von Valge-
uſe verdienen, und wie könnte ihn dieſes Unglück
n Ihnen aus treffen?"

„Ei! Madame, das iſt ganz einfach! So, zum

viel, hat Ihnen heute Nacht Herr von Valgeneuſe beharrlich den Hof gemacht . . ."

„Mir?"

„Ihnen, ja, Madame . . . es war nichts Ungewöhnliches dabei, es geſchah bei Ihnen, und man konnte dieſe Beſtrebungen von Herrn von Valgeneuſe, unabläßig auf Ihrer Ferſe zu ſein, als ein . . . vielleicht übertriebenes, jedoch entſchuldbares Zeichen von Höflichkeit gegen ſeine Wirthin betrachten. Sie ſehen indeſſen, wie Sie wohl begreifen? noch zu andern Soiréen als den Ihrigen; Sie werden Herrn von Valgeneuſe in der Welt begegnen: nun wohl, wenn er nur in acht Soiréen anderswo thut, was er hier gethan hat, ſo ſind Sie eine compromittirte Frau. Ei! mein Gott, ich will Sie nicht erſchrecken, Madame; doch an dem Tage, wo Sie eine compromittirte Frau ſein werden, iſt Herr von Valgeneuſe ein todter Mann!"

Frau von Marande ſtieß einen Schrei aus.

„Ah! mein Herr," ſagte ſie, „ein todter Mann meinetwegen! getödtet für mich! das wird der Gewiſſensbiß meines ganzen Lebens ſein."

„Ei! wer ſagt Ihnen denn, daß ich Herrn Lorédan für Sie und Ihretwegen tödten würde?"

„Sie ſelbſt, mein Herr."

„Ich habe nicht ein Wort hievon geſagt. Tödtete ich Herrn Lorédan für Sie oder Ihretwegen, ſo wären Sie noch viel mehr nach als vor ſeinem Tode compromittirt; nein, ich würde ihn tödten wegen .. des Preßgeſetzes oder wegen der letzten Revue der Nationalgarde, wie ich Herrn von Bedmar getödtet habe."

„Herrn von Bedmar?“ rief Lydie furchtbar erleichend.

„Nun wohl,“ fuhr Herr von Marande fort, „hat nan je erfahren, daß es für Sie oder Ihretwegen eſchehen iſt?“

„Sie haben Herrn von Bedmar getödtet?“ wieerholte Frau von Marande.

„Ja; wußten Sie denn das nicht?“

„Ah! mein Gott!“

„Ich geſtehe Ihnen indeſſen, daß ich einen Auenblick zögerte. Sie wiſſen oder Sie wiſſen nicht, aß ich Gründe hatte, Herrn von Bedmar zu verchten; bei einem Umſtande hatte ich die Ueberzeung erlangt, ſein Benehmen ſei nicht das eines edlichen Mannes geweſen. Man ſchrieb mir, — iner meiner Correſpondenten aus Italien, — am 0. November 1824 werde Herr von Bedmar in ivorno ſein. Ich erinnerte mich, daß ich ein wichges Geſchäft in Livorno hatte; ich traf am 19. lovember dort ein; Herr von Bedmar traf ebenfalls in. Dann bekamen wir, ich weiß nicht, wie das uging, im Hafen von Livorno, in dem Augenblicke, o er hier landete, einen Streit wegen einer ganz eringfügigen Sache, wegen eines Commiſſionärs: er Streit erbitterte ſich; kurz ich fand mich beleidigt, nd forderte von ihm Genugthuung wegen dieſer eleidigung, wobei ich ihm, wie das meine Gewohneit iſt, die Wahl der Waffen ließ: er hatte Unrecht, ie Piſtole zu wählen, eine ungeſchlachte Waffe, welche erreißt, zerſchmettert, tödtet. Auf der Stelle gaben ir uns Rendez-vous in den Caſcine von Piſa. Auf em Kampfplatze angekommen, ſtellten uns unſere

igen zwanzig Schritte aus einander; ich warf einen
uis d'or in die Luft, um zu wiſſen, wer zuerſt ſchie-
n ſollte: das Loos fiel ihm zu; er ſchoß . . . ein
nig tief; die Kugel durchbohrte mir den Schenkel."

„Durchbohrte Ihnen den Schenkel?" rief Frau
on Marande.

„Ja, Madame, glücklicher Weiſe, ohne den Kno-
hen anzugreifen."

„Ich habe aber nie erfahren, daß Sie verwun-
det worden ſind."

„Wozu Sie mit einer Wunde plagen, die in vier-
zehn Tagen geheilt war."

„Und verwundet, wie Sie waren, mein Herr ...?"

„Legte ich auf ihn an . . . In dieſem Augen-
blicke geſchah es, wie ich erwähnte, daß ich zögerte:
es war ein ſehr hübſcher Junge, im Genre von Herrn
von Valgeneuſe; ich ſagte mir: „„Vielleicht wird er,
wie Herr von Valgeneuſe, von einer Mutter, von
einer Schweſter geliebt!"" ich zögerte... Hielt ich um
eine Linie rechts oder links, ſo fehlte ich ihn, und da
ich verwundet war, ſo endigte ſich das Duell hiemit.
Doch ich erinnerte mich, daß Herr von Bedmar ein
junges Mädchen ſchändlich betrogen hatte; daß er
auch am Ende ſeiner Piſtole den Vater dieſes Mäd-
chens gehabt hatte, der herbeigekommen war, um
von ihm Genugthuung für dieſen Schimpf zu ver-
langen, und daß er, der Elende! den Vater dieſes
Mädchens getödtet hatte. Da zielte ich gerade auf
die Bruſt, die Kugel durchbohrte ihm das Herz, und
er fiel, ohne einen Seufzer von ſich zu geben."

„Mein Herr," rief Frau von Marande, „mein
Herr . . . Sie ſagen, mein Vater . . .?"

„Sei von Herrn von Bedmar im Duell getödtet
orden; das iſt die Wahrheit. Sie ſehen, daß ich
echt gehabt habe, ihm eben ſo wenig Gnade zu
währen, als ich bei einem ähnlichen Umſtande Herrn
n Valgeneuſe gewähren würde."

Und ſeine Frau mit einem Geſichte ſo ruhig wie
i ſeinem Eintritte grüßend, ging Herr von Marande
naus, gefolgt von dem erſchrockenen Blicke von
rau von Marande.

„Ah!" murmelte Lydie, indem ſie ihren Kopf
ieder auf ihr Kiſſen fallen ließ, „Gott verzeihe mir!
gibt Augenblicke, wo ich glaube, daß dieſer Mann
ch liebt . . . und daß ich ihn liebe!"

In unserem Verlage sind ferner erschienen u
durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

C. A. Wetterbergh,

(Onkel Adam)

Sämmtliche Romane.

Jedes Bändchen kostet 2 Ngr. oder 6 kr. rhein.
und wird einzeln abgegeben.

Bis jetzt sind erschienen

Genrebilder aus dem Alltagsleben	6	Bdchn.
Neue Genrebilder aus dem Alltagsleben	18	"
Ein Name	4	"
Der Pfarradjunkt. Ein Genrebild	3	"
Das Häuschen am Gatterthore bei Nygard	1	"
Das Altargemälde	9	"
Geld und Arbeit. Ein Genrebild	9	"
Olga. Eine Erzählung	3	"
Der hölzerne Löffel	4	"
Das Unglückskind	1	"
Liebe und Handel	3	"
Simon Sellners Reichthümer	7	"
Drei neue Genrebilder	4	"
Das Fideicommiß von Waldemarsburg	7	"

C. F. Ridderstad,

Sämmtliche Romane.

Jedes Bändchen kostet 2 Ngr. oder 6 kr. rhein. und wird einzeln abgegeben.

Bis jetzt sind erschienen:

Der Trabant.	Geschichtlicher Roman.	21 Bändchen.
Der Fürst.	„ „	14 „
Das Gewissen oder Geheimnisse von Stockholm.	. . . . .	28 „
Vater und Sohn.	. . . . .	16 „

Wir glauben uns ein wirkliches Verdienst um die deutsche Lesewelt erworben zu haben, indem wir Ridderstad, diesen neuen glänzenden Stern an dem schönen literarischen Himmel Skandinaviens, bei ihr einführten.

In den bis jetzt erschienenen Romanen hat der Verfasser sich einen ehrenvollen Platz zur Rechten Walter Scotts errungen und seine Ebenbürtigkeit mit diesem unübertroffenen Dichter unverkennbar dargethan.

---

von

Heribert Rau.

de. cleg. geh. Thlr. 1. 24 Ngr. oder 3 fl. rhein.

Es iſt wohl unbeſtritten, daß der Verfaſſer dieſes
ans einer unſerer beliebteſten Schriftſteller iſt.
n doch ſeine Romane wie ſeine wiſſenſchaftlichen
e in ganz Deutſchland, ja ſogar in Amerika
s Aufſehen gemacht, ſowie mehrere der letzteren
rſchiedene Sprachen überſetzt wurden. Unter
ı zeichnet ſich vor allen das oben genannte Werk
Nicht nur daß die Wahl des Helden eine ſehr
liche genannt werden darf, da ſchon bei dem
en Kosciuszko alle edleren Herzen dieſſeits
jenſeits des Oceans höher ſchlagen — es iſt

In unserem Verlage erscheinen seit Beginn dieses Jahres:

Emilie Flygare-Carlén's

Sämmtliche Romane.

In sorgfältiger Uebertragung aus dem Schwedischen.

In Lieferungen à 10 Ngr. = 30 kr. rhein.

Flygare-Carlén's Romane und Erzählungen gehören zu dem Vorzüglichsten, was irgend eine Nation an Unterhaltungs-Literatur besitzt; sie sind in fast alle lebende Sprachen übersetzt und nehmen unter der ohnehin sehr spärlichen Auswahl gediegener und tief moralischer Lektüre für Damen jedes Alters eine der ersten Stellen ein. —

Diese Ausgabe erscheint in Classikerformat in 14tägigen Lieferungen à 10 Ngr. oder 30 kr. rhein. auf schönem Papier mit großer Schrift gedruckt und wird

jeder Roman, jede Lieferung einzeln abgegeben,

weßhalb sich Niemand durch den Ankauf einzelner Lieferungen zur Abnahme der ganzen Sammlung verbindlich macht.

Die ersten Lieferungen liegen in allen Buchhandlungen zur Einsicht vorräthig.

Stuttgart, 1856.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Die Mohicaner von Paris.

Salvator.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1856.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

I.

Aſſiſenhof der Seine.

Sitzung vom 29. April.

Affaire Sarranti.

r Leſer, als er aus dem Munde von Salvator
, dieſer begebe ſich in den Juſtizpalaſt, um
n letzten Debatten der Affaire Sarranti bei-
en, mußte begreifen, es brauche nicht weniger,
abſolute Nothwendigkeit, in der wir uns be-
Herrn von Marande in das Zimmer ſeiner
u folgen, daß wir ihn nicht auf der Stelle in
oßen, erſchrecklichen Saal des Juſtizpalaſtes
, wo das Verbrechen ſeine Strafe holt, und
uch zuweilen durch einen unſeligen Irrthum
ſchuld ihre Verurtheilung.

Hunderte von Equipagen das Pflaster der Rue d'Artois erschallen machten, boten die Zugänge des Justizpalastes ein Schauspiel, welches noch viel interessanter, als das des Boulevard des Italiens.

In der That, von der Place du Chatelet, — wenn man von Norden nach Süden bis zur Place du Pont-Saint-Michel ging, — waren der Pont du Change, die Rue de la Barillerie, der Pont Saint-Michel und alle benachbarte Straßen; und, — wenn man von Westen nach Osten ging, von der Place Dauphine bis zum Pont de la Cité, — die Quais de l'Horloge, Desaix, de la Cité, de l'Archevêché, des Orfévres bedeckt von einer so compacten, so gedrängten, so unruhigen Menge, daß man hätte glauben sollen, die alte Insel des Palastes schwanke, schwimmend geworden, mitten in der Seine und mache eine äußerste Anstrengung, um dem Orkane, der sie gegen das Meer treibe, zu widerstehen. Was viel dazu beitrug, dieser Menge eine große Aehnlichkeit mit einem stürmischen Ocean zu geben, das war das dumpfe, tiefe, monotone Tosen, von dem sie alle Straßen der Umgegend wiederhallen machte, und das wie eine wüthende Fluth bis zu den Gewölben des alten Palastes vom heiligen Ludwig emporstieg.

An diesem Abend oder vielmehr in dieser Nacht, denn der Abend war schon weit vorgerückt, sollten sich die Debatten des Processes Sarranti schließen, der sehr mit Recht in einem so hohen Grade die öffentliche Aufmerksamkeit seit dem Tage, wo der Moniteur die Anklageacte veröffentlicht hatte, in Anspruch nahm.

Die Leser werden sich also nicht wundern, daß

ein Proceß, der in den Annalen der Criminaljust
Epoche zu machen bestimmt war, in die Umgebun
des Palastes einen so großen Volkszusammenlau
und in den Saal eine viel beträchtlichere Menge zog,
als der Saal fassen konnte. Um die Verwirrung,
die Unruhe und, wer weiß? die Unordnungen zu
vermeiden, welche ein solcher Zustrom hätte veranlassen
können, hatte es der Herr Präsident für nöthig er-
achtet, zum Voraus Eintrittskarten an die Personen,
oder wenigstens an einen Theil der Personen, die
darum nachgesucht, auszutheilen. Selbst die Advo-
caten hatten eine gewisse Anzahl für jeden Sitzungs-
tag erhalten.

Es war unmöglich gewesen, den zahlreichen Ge-
suchen der Einen und der Andern zu entsprechen:
mehr als zehntausend Bitten um Billets waren an
den Herrn Präsidenten seit dem Tage, an welchem
man die Anklageacte veröffentlicht hatte, gerichtet
worden. Die Diplomatie, die beiden Legislaturen,
der Adel, der Richterstand, die Armee und der reiche
Handelstand hatten sich um diese Gunst beworben;
venige von diesen Bewerbungen waren erhört worden.

In Folge hievon waren alle Plätze dergestalt
esetzt, daß man hätte glauben sollen, die Zuschauer
ien an einander gelöthet und bilden nur noch einen
nzigen Körper; man hörte auch von Zeit zu Zeit
r der Thüre und in den Gängen die Stimme eines
ıglücklichen, den man erstickte. Der Schweif der
schauer verlängerte sich nicht nur bis ans Ende
Gallerie und versperrte die zahlreichen Treppen,
che nach den verschiedenen Eingangsthüren mün-
n, sondern diese ungeheure Reihe von Zuschauern

hatte ſogar, — wie eine Rieſenſchlange, — i
Schweif auf der Place du Pont-Saint-Michel
ihren Kopf auf der Place du Châtelet.

Mehrere Bänke waren ſpeciell für die Advoca
zunft vorbehalten worden, doch bald hatte ſich
ſelben eine große Anzahl von Damen bemäch
welche nicht Platz auf den Bänken hatten finden
nen, die für ſie in der inneren Umſchließung,
Advocatenbank gegenüber, bereit ſtanden.

Die Debatten waren erſt ſeit zwei Tagen e
net, und obſchon man bis jetzt keinen Beweis
das Verbrechen hatte, deſſen Herr Sarranti e
klagt war, ſagte man doch im Juſtizpalaſte, und
wiederholte in der Menge, der Wahrſpruch ſollte
an demſelben Tage gegeben werden.

Man erwartete jeden Augenblick ihn bei
machen zu hören; wir reden wenigſtens von
jenigen, welche von fern der Sitzung beiwoh
und, obſchon es elf Uhr geſchlagen hatte, obſcho
der Menge ein, wahres oder falſches, Gerüch
Umlaufe, nach welchem der förmliche Befehl
ſchickt worden war, daß noch im Verlaufe der Si
das Verbrechen abgeurtheilt und der Spruch erk
ſein müſſe, kam keine Nachricht nach außen, und
Ungeduldigſten fingen an die energiſchen Schreie
zuſtoßen, welche die da und dort unter der M

ſelben Debatten noch viel intereſſanter
würdige Talent, mit welchem denſelben prä-
irde, und zugleich durch die Energie und den
act des Advocaten, der Herrn Sarranti ver-
, gemacht worden.

das Talent des Präſidenten betrifft, es
ergleichlich. Es ließ ſich unmöglich, bei ſo
und ſo peinlichen Functionen, ein ſchärferer,
r Geiſt der Analyſe, ein eleganterer und
Vortrag, ein erhabeneres Gefühl für den
tand und eine ängſtlichere Unparteilichkeit zur
ung bringen. Denn, ſagen wir es beiläufig,
ne Gelegenheit hiezu finden, wir, die wir uns
ıf dieſe ängſtliche Unparteilichkeit, die wir an
rn Präſidenten des Aſſiſenhofes loben, zu Gute
s Talent des Präſidenten, ſeine Gewandt-
) ſeine Billigkeit üben auf den Gang der
ı und ſogar auf die Haltung des Publicums
ußerordentlichen Einfluß; man kann nicht
, wie ſehr ſie ihnen Größe und Würde ein-

hatte sogar, — wie eine Riesenschlange, — ihren Schweif auf der Place du Pont-Saint-Michel und ihren Kopf auf der Place du Châtelet.

Mehrere Bänke waren speciell für die Advocatenzunft vorbehalten worden, doch bald hatte sich derselben eine große Anzahl von Damen bemächtigt, welche nicht Platz auf den Bänken hatten finden können, die für sie in der inneren Umschließung, der Advocatenbank gegenüber, bereit standen.

Die Debatten waren erst seit zwei Tagen eröffnet, und obschon man bis jetzt keinen Beweis für das Verbrechen hatte, dessen Herr Sarranti angeklagt war, sagte man doch im Justizpalaste, und man wiederholte in der Menge, der Wahrspruch sollte noch an demselben Tage gegeben werden.

Man erwartete jeden Augenblick ihn bekannt machen zu hören; wir reden wenigstens von denjenigen, welche von fern der Sitzung beiwohnten; und, obschon es elf Uhr geschlagen hatte, obschon in der Menge ein, wahres oder falsches, Gerücht im Umlaufe, nach welchem der förmliche Befehl zugeschickt worden war, daß noch im Verlaufe der Sitzung das Verbrechen abgeurtheilt und der Spruch erlassen sein müsse, kam keine Nachricht nach außen, und die Ungeduldigsten fingen an die energischen Schreie auszustoßen, welche die da und dort unter der Menge zerstreuten Gendarmen nicht ganz zurückzuhalten vermochten.

Für diejenigen, welche den Debatten beiwohnten, nahm im Gegentheile das Interesse immer mehr zu, und dreizehn Stunden Audienz an einem Tage, — die Sitzung hatte um zehn Uhr Morgens begonnen, —

eisenden Debatten noch viel interessanter durch
rkwürdige Talent, mit welchem denselben prä-
ourde, und zugleich durch die Energie und den
Tact des Advocaten, der Herrn Sarranti ver-
te, gemacht worden.
is das Talent des Präsidenten betrifft, es
vergleichlich. Es ließ sich unmöglich, bei so
und so peinlichen Functionen, ein schärferer,
ter Geist der Analyse, ein eleganterer und
er Vortrag, ein erhabeneres Gefühl für den
nstand und eine ängstlichere Unparteilichkeit zur
dung bringen. Denn, sagen wir es beiläufig,
eine Gelegenheit hiezu finden, wir, die wir uns
auf diese ängstliche Unparteilichkeit, die wir an
rrn Präsidenten des Assisenhofes loben, zu Gute
das Talent des Präsidenten, seine Gewandt-
nd seine Billigkeit üben auf den Gang der
en und sogar auf die Haltung des Publicums
außerordentlichen Einfluß; man kann nicht
n, wie sehr sie ihnen Größe und Würde ein-

Jedermann oder beinahe Jedermann kennt den Sitzungssaal des Assisenhofes von Paris. Es ist ein ungeheures Rechteck, mehr lang, als breit, düster, tief und hoch wie eine Kirche.

Wir sagen düster, obschon dieser Saal das Licht durch fünf ungeheure Fenster und zwei Glasthüren empfängt, welche alle auf einer Seite des Saales, der linken vom Eintritte aus, angebracht sind; aber, mag nun die rechte Seite, durch welche kein Licht eindringt, außer wenn sich die kleine Thüre öffnet, durch die der Angeklagte aus und eingeht, — mag nun, sagen wir, diese düstere Wand, welche vergebens Füllungen von blauem Papier aufzuhellen suchen, an die Wand, die sie anschaut, ihre Dunkelheit werfen, oder mag der Tempel der Gerechtigkeit einen Reflex von dem häßlichen Kothe bewahren, mit welchem das Verbrechen sein Pflaster befleckt hat, man wird plötzlich, in den Saal des Assisenhofes eintretend, von einer schwarzen Traurigkeit, von einem Schauer des Ekels, von einem Eindrucke ähnlich dem erfaßt, welchen man empfände, setzte man in den Wald eintretend den Fuß auf ein Schlangennest.

Doch an diesem Abend, — statt der düsteren Tinte, in die er sich gewöhnlich kleidet, — glänzte der Assisenhof von Lichtern, welche vielleicht noch trauriger als seine Dunkelheit.

Man denke sich diese ganze Menge seltsam beleuchtet durch die schwankenden Scheine von hundert Lichtern, durch den Reflex von Lampen, welche, mit Dämpfern bedeckt, den Geschworenen ein sonderbares Aussehen, eine traurige Bläße verliehen, wie sie den

on den spanischen Meistern gemalten Inquisitoren igenthümlich ist.

Trat man in den Saal ein, so wurde man durch ieses leuchtende Halbdunkel oder, besser gesagt, diese üstere Halbhelle unwillkürlich an die geheimnißvollen ?itzungen des Rathes der Zehn oder der Inquisition innert. Alle Gehennen und Torturen des Mittel- lters fielen einem ein, und man suchte im finster- en Winkel des Saales die leichenbleiche Maske des olterers.

In dem Augenblicke, wo wir in das Innere indringen, schickt sich der Herr Staatsanwalt an, in Requisitorium zu sprechen.

Er steht.

Es ist ein Mann von hoher Gestalt, bleich von esicht, knochig und dürr wie ein altes Pergament, n lebendiger Leichnam, der vom Leben nur noch ie Stimme und den Blick hat; denn von Geberde, on Bewegung ist keine Rede, und auch diese Stimme t schwach wie ein Hauch; auch dieser Blick ist un- estimmt, ohne entschiedenen Ausdruck. Dieser Mensch, m Alles zu sagen, scheint die Verkörperung der riminalprocedur zu sein; es ist ein Requisitorium i Fleisch und Knochen: in Knochen besonders!

Ehe wir aber die Hauptpersonen dieses Dramas örbar machen, sagen wir, welchen Platz sie im itzungssaale einnahmen.

Im Fond des Saales, am Mittelpunkte des kreis- rmigen Bureau, ist der Präsident, assistirt von den lichtern, welche den Hof bilden.

Zur Rechten vom Eintretenden oder zur Linken om Präsidenten, unter zwei von den hohen Fenstern,

In unserem Verlage erscheinen seit Beginn dieses Jahres:

Emilie Flygare-Carlén's

Sämmtliche Romane.

In sorgfältiger Uebertragung aus dem Schwedischen.

In Lieferungen à 10 Ngr. = 30 kr. rhein.

Flygare-Carlén's Romane und Erzählungen gehören zu dem Vorzüglichsten, was irgend eine Nation an Unterhaltungs-Literatur besitzt; sie sind in fast alle lebende Sprachen übersetzt und nehmen unter der ohnehin sehr spärlichen Auswahl gediegener und tief moralischer Lektüre für Damen jedes Alters eine der ersten Stellen ein. —

Diese Ausgabe erscheint in Classikerformat in 14tägigen Lieferungen à 10 Ngr. oder 30 kr. rhein. auf schönem Papier mit großer Schrift gedruckt und wird

jeder Roman, jede Lieferung einzeln abgegeben,

weßhalb sich Niemand durch den Ankauf einzelner Lieferungen zur Abnahme der ganzen Sammlung verbindlich macht.

Die ersten Lieferungen liegen in allen Buchhandlungen zur Einsicht vorräthig.

Stuttgart, 1856.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Die Mohicaner von Paris.

Salvator.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1856.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

I.

Assisenhof der Seine.

Sitzung vom 29. April.

Affaire Sarranti.

Leſer, als er aus dem Munde von Salvator dieſer begebe ſich in den Juſtizpalaſt, um letzten Debatten der Affaire Sarranti bei-, mußte begreifen, es brauche nicht weniger, bſolute Nothwendigkeit, in der wir uns be-herrn von Marande in das Zimmer ſeiner folgen, daß wir ihn nicht auf der Stelle in ien, erſchrecklichen Saal des Juſtizpalaſtes wo das Verbrechen ſeine Strafe holt, und ch zuweilen durch einen unſeligen Irrthum uld ihre Verurtheilung.

Hunderte von Equipagen das Pflaster der Rue d'Artois erschallen machten, boten die Zugänge des Justizpalastes ein Schauspiel, welches noch viel interessanter, als das des Boulevard des Italiens.

In der That, von der Place du Chatelet, — wenn man von Norden nach Süden bis zur Place du Pont-Saint-Michel ging, — waren der Pont du Change, die Rue de la Barillerie, der Pont Saint-Michel und alle benachbarte Straßen; und, — wenn man von Westen nach Osten ging, von der Place Dauphine bis zum Pont de la Cité, — die Quais de l'Horloge, Desaix, de la Cité, de l'Archevêché, des Orfévres bedeckt von einer so compacten, so gedrängten, so unruhigen Menge, daß man hätte glauben sollen, die alte Insel des Palastes schwanke, schwimmend geworden, mitten in der Seine und mache eine äußerste Anstrengung, um dem Orkane, der sie gegen das Meer treibe, zu widerstehen. Was viel dazu beitrug, dieser Menge eine große Aehnlichkeit mit einem stürmischen Ocean zu geben, das war das dumpfe, tiefe, monotone Tosen, von dem sie alle Straßen der Umgegend wiederhallen machte, und das wie eine wüthende Fluth bis zu den Gewölben des alten Palastes vom heiligen Ludwig emporstieg.

An diesem Abend oder vielmehr in dieser Nacht, denn der Abend war schon weit vorgerückt, sollten sich die Debatten des Processes Sarranti schließen, der sehr mit Recht in einem so hohen Grade die öffentliche Aufmerksamkeit seit dem Tage, wo der Moniteur die Anklageacte veröffentlicht hatte, in Anspruch nahm.

Die Leser werden sich also nicht wundern, daß

ein Proceß, der in den Annalen der Criminaljust
Epoche zu machen bestimmt war, in die Umgebun
des Palastes einen so großen Volkszusammenlau
und in den Saal eine viel beträchtlichere Menge zog,
als der Saal fassen konnte. Um die Verwirrung,
die Unruhe und, wer weiß? die Unordnungen zu
vermeiden, welche ein solcher Zustrom hätte veranlassen
können, hatte es der Herr Präsident für nöthig er-
achtet, zum Voraus Eintrittskarten an die Personen,
oder wenigstens an einen Theil der Personen, die
darum nachgesucht, auszutheilen. Selbst die Advo-
caten hatten eine gewisse Anzahl für jeden Sitzungs-
tag erhalten.

Es war unmöglich gewesen, den zahlreichen Ge-
suchen der Einen und der Andern zu entsprechen:
mehr als zehntausend Bitten um Billets waren an
den Herrn Präsidenten seit dem Tage, an welchem
man die Anklageacte veröffentlicht hatte, gerichtet
worden. Die Diplomatie, die beiden Legislaturen,
er Adel, der Richterstand, die Armee und der reiche
andelstand hatten sich um diese Gunst beworben;
enige von diesen Bewerbungen waren erhört worden.

In Folge hievon waren alle Plätze dergestalt
etzt, daß man hätte glauben sollen, die Zuschauer
en an einander gelöthet und bilden nur noch einen
zigen Körper; man hörte auch von Zeit zu Zeit
der Thüre und in den Gängen die Stimme eines
lücklichen, den man erstickte. Der Schweif der
hauer verlängerte sich nicht nur bis ans Ende
Gallerie und versperrte die zahlreichen Treppen,
e nach den verschiedenen Eingangsthüren mün-
, sondern diese ungeheure Reihe von Zuschauern

hatte sogar, — wie eine Riesenschlange, — ihren Schweif auf der Place du Pont-Saint-Michel und ihren Kopf auf der Place du Châtelet.

Mehrere Bänke waren speciell für die Advocatenzunft vorbehalten worden, doch bald hatte sich derselben eine große Anzahl von Damen bemächtigt, welche nicht Platz auf den Bänken hatten finden können, die für sie in der inneren Umschließung, der Advocatenbank gegenüber, bereit standen.

Die Debatten waren erst seit zwei Tagen eröffnet, und obschon man bis jetzt keinen Beweis für das Verbrechen hatte, dessen Herr Sarranti angeklagt war, sagte man doch im Justizpalaste, und man wiederholte in der Menge, der Wahrspruch sollte noch an demselben Tage gegeben werden.

Man erwartete jeden Augenblick ihn bekannt machen zu hören; wir reden wenigstens von denjenigen, welche von fern der Sitzung beiwohnten; und, obschon es elf Uhr geschlagen hatte, obschon in der Menge ein, wahres oder falsches, Gerücht im Umlaufe, nach welchem der förmliche Befehl zugeschickt worden war, daß noch im Verlaufe der Sitzung das Verbrechen abgeurtheilt und der Spruch erlassen sein müsse, kam keine Nachricht nach außen, und die Ungeduldigsten fingen an die energischen Schreie auszustoßen, welche die da und dort unter der Menge zerstreuten Gendarmen nicht ganz zurückzuhalten vermochten.

Für diejenigen, welche den Debatten beiwohnten, nahm im Gegentheile das Interesse immer mehr zu, und dreizehn Stunden Audienz an einem Tage, — die Sitzung hatte um zehn Uhr Morgens begonnen, —

hatten die Aufmerksamkeit der Einen nicht vermindert die Neugierde der Andern nicht geschwächt.

Uebrigens waren, außer der Theilnahme, die de Angeklagte im Herzen von Jedem erregte, diese schon so ergreifenden Debatten noch viel interessanter durch das merkwürdige Talent, mit welchem denselben präsidirt wurde, und zugleich durch die Energie und den guten Tact des Advocaten, der Herrn Sarranti vertheidigte, gemacht worden.

Was das Talent des Präsidenten betrifft, es war unvergleichlich. Es ließ sich unmöglich, bei so ernsten und so peinlichen Functionen, ein schärferer, präciserer Geist der Analyse, ein eleganterer und leichterer Vortrag, ein erhabeneres Gefühl für den Wohlanstand und eine ängstlichere Unparteilichkeit zur Anwendung bringen. Denn, sagen wir es beiläufig, da wir eine Gelegenheit hiezu finden, wir, die wir uns etwas auf diese ängstliche Unparteilichkeit, die wir an dem Herrn Präsidenten des Assisenhofes loben, zu Gute thun, das Talent des Präsidenten, seine Gewandtheit und seine Billigkeit üben auf den Gang der Debatten und sogar auf die Haltung des Publicums einen außerordentlichen Einfluß; man kann nicht glauben, wie sehr sie ihnen Größe und Würde einflößt und den Sitzungen der Gerichtshöfe den ihnen eigenthümlichen imposanten Charakter gibt.

Die Feierlichkeit dieses Abends hatte gerade zuviel den imposanten Charakter, von dem wir sprechen, und einen düstern, traurig fantastischen Charakter, den man hinreichend begreifen wird, wenn wir nur ein paar Worten die Inscenirung dieser Sitzung nicht haben.

Jedermann oder beinahe Jedermann kennt den Sitzungssaal des Assisenhofes von Paris. Es ist ein ungeheures Rechteck, mehr lang, als breit, düster, tief und hoch wie eine Kirche.

Wir sagen düster, obschon dieser Saal das Licht durch fünf ungeheure Fenster und zwei Glasthüren empfängt, welche alle auf einer Seite des Saales, der linken vom Eintritte aus, angebracht sind; aber, mag nun die rechte Seite, durch welche kein Licht eindringt, außer wenn sich die kleine Thüre öffnet, durch die der Angeklagte aus und eingeht, — mag nun, sagen wir, diese düstere Wand, welche vergebens Füllungen von blauem Papier aufzuhellen suchen, an die Wand, die sie anschaut, ihre Dunkelheit werfen, oder mag der Tempel der Gerechtigkeit einen Reflex von dem häßlichen Kothe bewahren, mit welchem das Verbrechen sein Pflaster befleckt hat, man wird plötzlich, in den Saal des Assisenhofes eintretend, von einer schwarzen Traurigkeit, von einem Schauer des Ekels, von einem Eindrucke ähnlich dem erfaßt, welchen man empfände, setzte man in den Wald eintretend den Fuß auf ein Schlangennest.

Doch an diesem Abend, — statt der düsteren Tinte, in die er sich gewöhnlich kleidet, — glänzte der Assisenhof von Lichtern, welche vielleicht noch trauriger als seine Dunkelheit.

Man denke sich diese ganze Menge seltsam beleuchtet durch die schwankenden Scheine von hundert Lichtern, durch den Reflex von Lampen, welche, mit Dämpfern bedeckt, den Geschworenen ein sonderbares Aussehen, eine traurige Bläße verliehen, wie sie den

ı des Rathes der Zehn oder der Inquiſition
Alle Gehennen und Torturen des Mittel-
len einem ein, und man ſuchte im finſter-
kel des Saales die leichenbleiche Maske des

.

)em Augenblicke, wo wir in das Innere
n, ſchickt ſich der Herr Staatsanwalt an,
uiſitorium zu ſprechen.
eht.
ı ein Mann von hoher Geſtalt, bleich von
nochig und dürr wie ein altes Pergament,
diger Leichnam, der vom Leben nur noch
me und den Blick hat; denn von Geberde,
:gung iſt keine Rede, und auch dieſe Stimme
h wie ein Hauch; auch dieſer Blick iſt un-
ohne entſchiedenen Ausdruck. Dieſer Menſch,
ı zu ſagen, ſcheint die Verkörperung der
procedur zu ſein; es iſt ein Requiſitorium
ı und Knochen: in Knochen beſonders!
wir aber die Hauptperſonen dieſes Dramas

sind die vierzehn Geschworenen. Wir sagen vierzehn statt zwölf, der Herr Staatsanwalt hat, in Betracht der muthmaßlichen Länge der Debatten, die Beifügung von zwei Supplementargeschworenen und einem Ersatzrichter verlangt.

In der kreisförmigen Einfriedung, welche das Bureau des Hofes begränzt, ist der ehrliche Herr Gérard als Civilpartie.

Es war wohl derselbe Mann, beinahe kahl, mit grauen, kleinen, tiefliegenden, trüben Augen, mit dichten, ergrauenden Augenbrauen, aus deren Mitte, wie starre Wildschweinsborsten, lange Haare hervorstanden, welche sich in der Linie einer geierschnabelartig gebogenen Nase verbindend über den Augen einen Bogen von einer übertriebenen, ganz unverhältnißmäßigen Krümmung bildeten; es war endlich diese feige, gemeine Physiognomie, welche einen so seltsamen Eindruck auf den Abbé Dominique bei seinem Eintritte in das Schlafzimmer des Sterbenden gemacht hatte.

Das Gesicht eines Mannes, der von der Gerechtigkeit verlangt, daß sie ihn an einem Mörder räche, ist in der Regel, was auch seine gewöhnliche Häßlichkeit sein mag, rührend, im höchsten Grade interessant, während das Gesicht des Angeklagten Verachtung und Ekel erregt; hier aber war es das Gegentheil, und hätte man das Publikum, das die Versammlung bildete, gefragt, so würde es, — rechts das schöne, redliche Gesicht von Herrn Sarranti und das unschuldvolle, rechtschaffene Antlitz des Abbé Dominique sehend, — das Publikum würde einstimmig gesagt haben, die Rollen seien verkehrt, der Mörder sei

Opfer, und derjenige, welcher für das Opfer
, ſei der Mörder. Ohne einen andern Grund,
einen andern Beweis, als die raſche Beſchauung
zwei Männer, war es unmöglich, ſich hierin zu
hen.

haben wir noch bemerkt, daß Herr Sarranti,
tirt von zwei Gendarmen, von Zeit zu Zeit, auf
Geländer geſtützt, mit ſeinem Sohne und ſeinem
caten ſprach, ſo werden wir in allen ihren De-
die Scenirung dieſer traurigen Feierlichkeit aus-
dergeſetzt haben.

Wir haben geſagt, die Debatten ſeien ſeit zwei
n eröffnet geweſen. Die Sitzung, der wir den
beiwohnen laſſen, war alſo die dritte und wahr-
lich die letzte Sitzung.

Sagen wir raſch, was in den zwei erſten Sitzun-
vorgefallen war.

Nach den präliminaren Förmlichkeiten verlas man
nklageacte, welche wir nicht mittheilen werden,
ber Perſonen, die ſich für dergleichen Stücke
ders intereſſiren, in den Journalen jener Zeit
n können.

lus dieſer Acte ging hervor, daß Herr Gaëtano
anti, ehemaliger Militär, geboren in Ajaccio,
Corſica, achtundvierzig Jahre alt, Officier der
legion, angeklagt war, am Abend des 20. Auguſt
mit Einbruch eine Summe von dreimalhun-
uſend Franken aus dem Secretär von Herrn
rd geſtohlen, eine Frau im Dienſte von Herrn
rd ermordet, und die zwei Neffen von Herrn
rd entführt oder getödtet zu haben, ohne daß

man je die Spur ihrer Perſon oder ihrer Leichname hätte auffinden können.

Verbrechen vorhergeſehen durch die Artikel 293, 296, 302, 304, 345 und 354 des Strafcodex.

Nach Verleſung der Anklageacte befragte man, in der gewöhnlichen Form, den Angeklagten: er antwortete Nein auf alle Fragen, die man an ihn machte, ohne andere Zeichen einer Gemüthsbewegung von ſich zu geben als den Schmerz, den er zu fühlen ſchien, als er den Tod oder das Verſchwinden der zwei Kinder erfuhr.

Der Advocat von Herrn Gérard glaubte Herrn Sarranti ungeheuer dadurch in Verlegenheit zu bringen, daß er ihn fragte, warum er ſo plötzlich das Haus verlaſſen habe, wo er mit ſo viel Wohlwollen aufgenommen worden ſei; doch Herr Sarranti antwortete einfach, da die Verſchwörung, deren Hauptchefs er einer geweſen, der Polizei denuncirt worden ſei, ſo habe er ſich nach den Inſtructionen des Kaiſers zu Herrn Lebaſtard de Prémont, franzöſiſchem General im Dienſte von Rundſchit Sing, begeben.

Dann erzählte er, wie er, um ſeinem Projecte Folge zu geben, in Begleitung des Generals nach Europa zurückgekehrt ſei und in Genoſſenſchaft mit ihm den König von Rom aus dem Palaſte von Schönbrunn zu entführen verſucht habe, ein Verſuch, der, wie er ſeit ſeiner Verhaftung erfahren, zu ſeinem großen Bedauern, — geſtand er, — geſcheitert ſei.

So, während er die Bezüchtigung des Diebſtahls und des Mordes zurückwies, nahm er die des Majeſtätsverbrechens in Anſpruch und verwarf nur das

bürgerliche Schaffot, um mit lauter Stimme das politiſche zu reclamiren.

Das war aber nicht die Sache derjenigen, welche ihn verurtheilen wollten. Was man in Herrn Sarranti zu finden wünſchte, das war der gemeine Dieb, der abſcheuliche Mörder, der ſich das blutige Vermögen von zwei unglücklichen Kindern anzueignen trachtet und nicht der politiſche Verſchwörer, der, mit Gefahr ſeines Lebens, eine Dynaſtie an die Stelle einer andern ſetzen und mit gewaffneter Hand die Form einer Regierung ändern will.

Der Präſident war genöthigt, Herrn Sarranti mitten unter den von ihm gegebenen Erklärungen zurückzuhalten.

Bei dieſen Erklärungen durchlief das ganze Auditorium ein ſympathetiſcher Schauer, der auch ihn, den Beamten, unwillkürlich und wie die Andern ergriff.

Dann kam die Angabe von Herrn Gérard.

Unſere Leſer erinnern ſich ſeiner vor dem Maire von Viry gemachten erſten Angabe am Tage, nachdem das Verbrechen begangen worden. Die zweite war identiſch dieſelbe. Es iſt alſo unnöthig, daß wir ſie hier mittheilen, da ſie der Leſer ſchon kennt.

Das Ende der erſten Sitzung nahm die Zeugenausſage ein. Dieſe Ausſage war, ganz wider Sarranti, ein langer Panegyricus von Herrn Gérard, gegen den, wenn man den Zeugen glauben durfte, der heilige Vincenz de Paula nur ein elender Egoiſt war.

Dieſe Zeugen waren keine andere, als der Maire von Viry. Der Leſer kennt ſchon den guten Mann.

Bethört durch die Unruhe, durch die an Verwirrung gränzende Befangenheit, in der sich Herr Gérard in dem Augenblicke befand, wo er die Katastrophe dem Maire anzeigte, hatte dieser die Betäubung des Verbrechers für den Schrecken des Opfers genommen. Man hörte auch das Zeugniß von fünf bis sechs Bauern, Pächtern und Grundeigenthümern von Viry, welche, da sie zu Herrn Gérard nur in landwirthlichen Beziehungen, bei Gelegenheit von Ankäufen und Verkäufen von Gütern, gestanden hatten, erklärten, bei allen diesen Verträgen habe sich Herr Gérard als ein Mann von einer strengen Pünktlichkeit und Redlichkeit gezeigt.

Man hörte noch zwanzig bis fünfundzwanzig Zeugen von Vanvres und vom Bas-Meudon, das heißt alle diejenigen, welche von Herrn Gérard, seitdem er unter ihnen wohnte, zahlreiche Zeichen seiner Wohlthätigkeit und seines Edelmuths empfangen hatten.

Diejenigen von unseren Lesern, die sich des Kapitels betitelt: „Ein Dorfphilantrop," erinnern, werden begreifen, welche Wirkung auf die Jury die Erzählung der guten Handlungen des redlichen Herrn Gérard und vorzüglich die Erzählung der letzten, das heißt der, welche ihm beinahe das Leben gekostet hätte, hervorbringen mußte.

Selbst über Herrn Gérard befragt, antwortete Herr Sarranti mit seiner ganz militärischen Treuherzigkeit, er halte ihn für einen vollkommen redlichen Mann, und er müsse durch sehr ernste Anscheine getäuscht worden sein, um gegen ihn, Herrn Sarranti, eine so grausame Anklage zu erheben.

Worauf ihn der Präsident fragte:

„Was sagen Sie aber zu Ihrer Rechtfertig
und wie erklären Sie sich den Diebstahl der hund
tausend Thaler, den Tod von Madame Gérard
das Verschwinden der Kinder?"

„Die hunderttausend Thaler gehörten mir," e
wiederte Herr Sarranti, „oder, besser gesagt, es w
ein Depot, das mir der Kaiser Napoleon anvertra
hatte. Sie sind mir von der Hand von Herrn Gérar
selbst wiedergegeben worden. Was die Ermordung
von Madame Gérard und das Verschwinden der
Kinder betrifft, so kann ich nichts hierüber bemerken, da
Madame Gérard vollkommen gesund war, und die
Kinder in dem Augenblicke, wo ich das Schloß ver-
ließ, nämlich Nachmittags um drei Uhr, auf der
Wiese spielten."

Alles dies war so wenig wahrscheinlich, daß der
Präsident die Geschworenen anschaute, — und diese
schüttelten den Kopf mit einer höchst bezeichnenden
Miene.

Was Dominique betrifft, so blieb sein Anblick
ährend des Laufes der Debatten der eines Men-
ien, welcher von einem bis zum Delirium gehenden
eber befallen ist. Er stand auf, er setzte sich wie-
, zog seinen Vater am Schooße seines Ueberrocks,
ete den Mund, als ob er sprechen wollte, stieß
n plötzlich einen Seufzer aus, zog sein Sacktuch
der Tasche, wischte seine schweißbedeckte Stirne
ließ seinen Kopf in seine Hände fallen und blieb
den lang wie vernichtet.

Etwas Aehnliches ging übrigens auf Seiten von
Gérard vor; denn, — für die Anwesenden
ärliche Befangenheit, — es war nicht Herr

Sarranti, ſondern vielmehr Dominique, dem Herr Gérard mit den Augen folgte.

Stand Dominique auf, ſo ſtand er, wie durch eine Feder emporgehoben, auch auf; öffnete Dominique den Mund, um zu ſprechen, ſo floß der Schweiß von der Stirne des Anklägers, der einer Ohnmacht nahe zu ſein ſchien.

Dieſe zwei Bläßen rangen mit einander, welche zuerſt die Leichenfarbe erreichen würde.

Mitten unter dieſen myſteriöſen Scenen, deren Geheimniß nur die zwei Schauſpieler beſaßen, warf ein unerwarteter Zwiſchenfall ſein heiſeres, mißſtimmiges Geſchrei in das Concert von Lobeserhebungen, das ſich um Herrn Gérard erhob.

Ein achtzigjähriger Greis, bleich, abgezehrt, mager wie der aufgeweckte Lazarus, antwortete auf den Ruf, der an ihn erging, und trat mit langſamem, aber gleichmäßigem, wie der der Statue des Gouverneurs, feſtem und ſonorem Schritte vor.

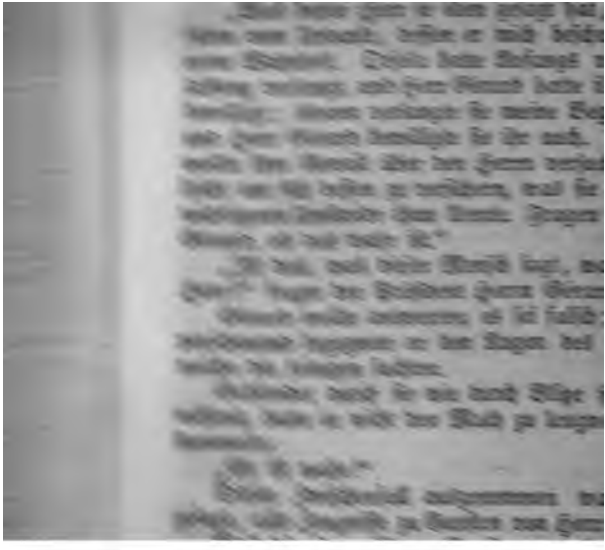
Es war jener alte Gärtner von Viry, Vater und Großvater einer ganzen Welt von Kindern, der die Gärten des Schloſſes ſeit dreißig bis vierzig Jahren cultivirte, als ſich das Ereigniß zutrug; es war jener treue Diener, deſſen Entlaſſung, wie man ſich erinnert, Orſola verlangt hatte, um ſich ihrer Herrſchaft über Herrn Gérard zu verſichern.

„Ich weiß nicht, wer den Mord begangen hat,“ ſagte er; „doch ich weiß, daß die ermordete Frau eine böſe Frau war: ſie hatte ſich des Geiſtes von dieſem Manne bemächtigt, der nicht ihr Gatte war, und deſſen Frau ſie werden wollte, (und er deutete auf Herrn Gérard). Sie hatte ihn behext, und

: eine gränzenlose Gewalt über ihn. Meine
eugung ist, daß sie die Kinder haßte, und daß
t diesem Manne Alles machen konnte, was sie
"

habt Ihr eine Thatsache zu erzählen?" fragte
räsident.

Stein," antwortete der Greis; „nur habe ich so
om Charakter von Herrn Gérard reden hören,
ch halte es für die Pflicht von mir, der ich
chtzig Jahren so viele Menschen gesehen, zu
was ich von diesem denke. Die Magd wollte
n werden; vielleicht thaten ihr die Kinder hie-
wang an. Ich war ihr wohl ein Hinderniß!"
Während der Greis sprach, schien Dominique zu
ohren, indeß im Gegentheile Herr Gérard bleich
vie ein Todter. Seine zitternden Kinnbacken
en seine Zähne an einander klappern.
iese Erklärung brachte eine tiefe Erregung im
kum hervor.
)er Präsident war genöthigt, zur Stille aufzu-
n, und als er den Greis entließ, sagte er
n:
Geht, mein Freund; die Herren Geschworenen
n Eurer Angabe Rechnung tragen."
)er Advocat von Herrn Gérard wand nun ein,
habe den Gärtner, dessen Dienste wegen seines
Alters beinahe unnütz geworden seien, ent-
wollen, und in diesem Augenblicke habe Orsola,
: dieser Mensch anzugreifen so undankbar sei,
Begnadigung erbeten.
)er Greis, der mit einer Hand auf seinen Stab,
)er andern auf einen seiner Söhne gestützt, nach



gedreht, und Herr Sarranti befand sich einem Di
stahle, einer doppelten Entführung und einem Mor
gegenüber. Die Anschuldigung dünkte ihm alsdan
so wahnsinnig, daß er sich auf die Instruction sell
verließ, sie werde seine Unschuld zur Kenntni
bringen.

Nur zu spät bemerkte er, in welche Falle er ge
rathen war, und bei diesem Factum des Diebstahls,
der Entführung und des Mordes widerstrebte es ihm,
ein Zeugniß anzurufen. Seiner Ansicht nach mußte
sein Ableugnen genügen.

Doch allmälig drang durch diese Bresche, die er
offen gelassen, der Verdacht, dann die Wahrschein-
lichkeit, dann, wenn nicht in den Geist des Publi-
kums, wenigstens in den der Geschworenen eine
Beinahe-Gewißheit ein.

Herr Sarranti war wie ein Mensch, der von
inem zu raschen Laufe gegen einen Abgrund fortge-
issen wird: er sah den Abgrund, er ermaß ihn; doch
war zu spät! keine Stütze schien sich zu bieten,
der er sich hätte zurückhalten können. Er mußte
fehlbar hinabstürzen. Der Abgrund war tief, er-
recklich, häßlich: er sollte dabei nicht nur das Le-
, sondern auch die Ehre verlieren.

Und dennoch sagte ihm Dominique unabläßig
:

„Haben Sie Muth, mein Vater! ich weiß, daß
unschuldig sind!"

Man war zu dem Punkte der Debatten gelangt,
a die Sache hinreichend durch das Anhören
ugen erhellt war, die gesetzliche Discussion den
aten zukommt.

seiner Bank zurückkehrte, blieb plötzlich stehen, als ob ihn, durch das hohe Gras des Parkes gehend, eine Schlange in die Ferse gebissen hätte.

Dann kehrte er um und sprach mit fester Stimme: „Was dieser Herr so eben gesagt hat, ist, abgesehen vom Undanke, dessen er mich beschuldigt, die reine Wahrheit. Orsola hatte Anfangs meine Entlassung verlangt, und Herr Gérard hatte ihr dieselbe bewilligt; sodann verlangte sie meine Begnadigung, und Herr Gérard bewilligte sie ihr auch. Die Magd wollte ihre Gewalt über den Herrn versuchen, vielleicht um sich dessen zu versichern, was sie bei einem wichtigeren Umstande thun könnte. Fragen Sie Herrn Gérard, ob das wahr ist."

„Ist das, was dieser Mensch sagt, wahr, mein Herr?" fragte der Präsident Herrn Gérard.

Gérard wollte antworten, es sei falsch; doch emporschauend begegnete er den Augen des Gärtners, welche die seinigen suchten.

Geblendet durch sie wie durch Blitze seines Gewissens, hatte er nicht den Muth zu leugnen, und er stammelte:

„Es ist wahr!"

Dieser Zwischenfall ausgenommen waren, wie gesagt, alle Zeugnisse zu Gunsten von Herrn Gérard.

Was die Zeugnisse zu Gunsten von Herrn Sarranti betrifft, — der Angeklagte hatte nicht um ein einziges angesucht; er wähnte sich bonapartistischer Verschwörung beschuldigt, und da er die ganze Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen gedachte, so hatte er keine Entlastungszeugen nöthig zu haben geglaubt.

So hatte sich die Anklage wie auf einem Zapfen

jedreht, und Herr Sarranti befand sich einem Diebstahle, einer doppelten Entführung und einem Morde jegenüber. Die Anschuldigung dünkte ihm alsdann o wahnsinnig, daß er sich auf die Instruction selbst verließ, sie werde seine Unschuld zur Kenntniß ringen.

Nur zu spät bemerkte er, in welche Falle er gerathen war, und bei diesem Factum des Diebstahls, der Entführung und des Mordes widerstrebte es ihm, in Zeugniß anzurufen. Seiner Ansicht nach mußte ein Ableugnen genügen.

Doch allmälig drang durch diese Bresche, die er offen gelassen, der Verdacht, dann die Wahrscheinlichkeit, dann, wenn nicht in den Geist des Publikums, wenigstens in den der Geschworenen eine Beinahe-Gewißheit ein.

Herr Sarranti war wie ein Mensch, der von einem zu raschen Laufe gegen einen Abgrund fortgerissen wird: er sah den Abgrund, er ermaß ihn; doch es war zu spät! keine Stütze schien sich zu bieten, an der er sich hätte zurückhalten können. Er mußte unfehlbar hinabstürzen. Der Abgrund war tief, erschrecklich, häßlich: er sollte dabei nicht nur das Leben, sondern auch die Ehre verlieren.

Und dennoch sagte ihm Dominique unabläßig leise:

„Haben Sie Muth, mein Vater! ich weiß, daß Sie unschuldig sind!"

Man war zu dem Punkte der Debatten gelangt, wo, da die Sache hinreichend durch das Anhören der Zeugen erhellt war, die gesetzliche Discussion den Advocaten zukommt.

Der Advocat der Civilpartei nahm das Wort.

Ich weiß nicht, ob die Gesetzgebung, als sie bestimmte, die Parteien sollten, statt selbst zu plaidiren, durch das Organ eines Dritten plaidiren, sah, begriff, errieth, — abgesehen von den Vortheilen, die sie bei der Anklage oder der Vertheidigung durch Procuration fand, — ich weiß nicht, ob sie sah, begriff, errieth, zu welchen Stufen der Treulosigkeit, der Unverschämtheit und der Spitzfindigkeit sie den Menschen hinabzusteigen zwinge.

Es gibt auch im Justizpalaste Advocaten der schlimmen Sachen. Diese Menschen wissen vollkommen, daß die Sache, die sie vertheidigen, eine schlechte ist; schaut sie aber an, höret sie, studirt sie: würdet Ihr nach ihrer Stimme, nach ihren Geberden, nach ihrem Accente nicht sagen, sie seien überzeugt?

Was ist nun der Zweck dieser falschen Ueberzeugung, die sie heucheln? Ich setze die Frage des Geldes, der Belohnung, des Salaire ganz beiseit; was ist der Zweck dieser falschen Ueberzeugung, die sie heucheln und die Anderen wollen theilen machen?

Nicht der, einen Schuldigen zu retten und einen Unschuldigen zur Verurtheilung zu bringen?

Sollte das Gesetz, statt diese seltsame Abirrung des Geistes zu beschützen, dieselbe nicht vielmehr bestrafen?

Man wird mir vielleicht sagen, es sei mit dem Advocaten wie mit dem Arzte. Der Arzt wird gerufen, um einen Mörder zu behandeln, der, in der Ausübung seiner Functionen, einen Messerstich oder eine Pistolenkugel bekommen hat; um ins Leben einen Verurtheilten zurückzurufen, der nach seiner

Verurtheilung, in Folge eines wohl erwiesenen Verbrechens, sich zu entleiben versucht hat; der Arzt kommt und findet den Verwundeten fast im Zustand einer Leiche; er braucht die Wunde nur machen zu lassen: sie wird ganz sachte und von selbst den Menschen zum Tode führen. Der Arzt glaubt eine völlig entgegengesetzte Mission empfangen zu haben; der Arzt ist der Kämpfer für das Leben, der Gegner des Todes.

Ueberall, wo er das Leben trifft, unterstützt er es, überall, wo er den Tod trifft, bekämpft er ihn.

Er kommt in dem Augenblicke an, wo das Leben des Mörders oder wenigstens des Verurtheilten verscheidet, wo der Tod die Hand ausstreckt, um sich des Verurtheilten oder des Mörders zu bemächtigen; wer auch der Sterbende sein mag, der Arzt ist sein Secundant, er wirft den Handschuh der Wissenschaft dem Tode hin und spricht: „Nun ist es an uns Beiden!“

Von diesem Augenblicke an beginnt der Kampf wischen dem Arzte und dem Tode. Schritt für Schritt weicht der Tod vor dem Arzte zurück. Der od tritt am Ende aus dem Kreise hinaus, der Arzt eibt Herr des Schlachtfeldes; der Verurtheilte, der h entleiben wollte, der Mörder, der eine Wunde ommen hat, sind gerettet; ja, doch gerettet, um i Händen der menschlichen Gerechtigkeit übergeben werden, die an ihnen ihr Zerstörungswerk übt, der Arzt sein Rettungswerk geübt hat.

So ist es mit dem Advocaten, wird man sagen: gibt ihm einen Schuldigen, das heißt einen r verwundeten Menschen; er macht daraus einen

Unschuldigen, das heißt einen Menschen, der sich wohl befindet.

Derjenige, welcher mir diese Antwort gibt, vergißt nur Eines: daß der Arzt Niemand das Leben nimmt, welches er dem Kranken wiedergibt, während der Advocat manchmal dem Unschuldigen das Leben nimmt, das er dem Schuldigen gibt.

Es war so bei dem erschrecklichen Ereignisse, wo Herr Gérard und Herr Sarranti einander gegenüberstanden.

Vielleicht glaubte der Advocat von Herrn Gérard an die Unschuld von diesem; sicherlich glaubte er aber nicht an die Schuldhaftigkeit von Herrn Sarranti.

Das hielt diesen Mann nicht ab, die Anderen glauben zu machen, was er selbst nicht glaubte.

Er drängte in einem emphatischen Eingange alle rednerische Gemeinplätze, alle die abgedroschenen Phrasen zusammen, die sich in den Journalen jener Zeit gegen die Bonapartisten herumschleppten; er zog eine Parallele zwischen Karl X. und dem Usurpator; er tischte den Geschworenen alle die Beigerichte auf, die ihren Appetit in Betreff des Hauptstückes reizen sollten. Das Hauptstück war Herr Sarranti, das heißt einer von jenen Ruchlosen, vor denen die Schöpfung einen Abscheu hat; eines von jenen Ungeheuern, welche die Gesellschaft zurückstößt, einer von jenen Verbrechern, fähig zu den schwärzesten Attentaten, deren Tod als ein Beispiel von ihren Zeitgenossen verlangt wird, welche entrüstet sind, daß sie dieselbe Luft mit ihnen athmen sollen.

Er schloß also, ohne das erschreckliche Wort auszusprechen, auf die Todesstrafe.

och, wir müssen es sagen, er nahm zugleich
Platz unter einem eisigen Stillschweigen wie-
n.
ieses Stillschweigen des Auditoriums, eine
scheinliche Mißbilligung der Masse, mußte im
n des Advocaten des redlichen Herrn Gérard
merzliches Gefühl der Wuth und der Scham
assen. Keine Stirne lächelte ihm zu, kein
beglückwünschte ihn, keine Hand streckte sich
seine Hand aus, und als das Plaidoyer been-
ar, bildete sich ein leerer Raum um ihn.
wischte seine in Schweiß gebadete Stirne ab
wartete mit Bangigkeit das Plaidoyer seines
rs.
rjenige, welcher für Herrn Sarranti plaidirte,
in der republikanischen Partei angehörender
Advocat; er hatte kaum vor einem Jahre
er Laufbahn des Advocatenstandes debutirt,
in Debut war ein äußerst glänzendes gewesen.
war der Sohn von einem unserer berühmte-
elehrten und hieß Emanuel Richard.
rr Sarranti hatte mit seinem Vater in Ver-
g gestanden; der junge Mann hatte sich im
n seines Vaters angeboten; Herr Sarranti
ngenommen.
r junge Mann stand auf, legte seine Toque
e Bank, warf seine langen schwarzen Haare
und begann bleich vor innerer Erregung.
n tiefes Stillschweigen herrschte im Auditorium
m Augenblicke, wo es bemerkte, er werde so-
anfangen zu reden.
Meine Herren," sprach er, den Geschworenen

sicht schauend, „erstaunen Sie nicht, daß mein
Wort ein Schrei der Entrüstung und des
rzes ist. Seit dem Augenblicke, wo ich die
ruose Anklage habe hervortreten sehen, welche
ıtlich auf eine Fehlgeburt auslaufen wird,
auf die zu antworten mir Herr Sarranti in
n Falle verbietet, bewältige ich mich nur mit
ßer Mühe, und mein verwundetes Herz blutet
o seufzt tief in meinem Innern.

„Ich wohne in der That einer erschrecklichen
ache bei.

„Ein ehrenwerther und geehrter Mann, ein alter
Soldat, dessen Blut auf allen unsern großen Schlacht-
feldern für denjenigen geflossen ist, der zugleich sein
Landsmann, sein Herr und sein Freund war; ein
Mann, dessen Herz nie ein böser Gedanke beschmutzt,
dessen Hand nie eine schmähliche Handlung befleckt
hat; dieser Mann, der mit hoher Stirne hierher ge-
kommen ist, um auf eine der Anklagen zu antworten,
die zuweilen ein Ruhm für diejenigen sind, welche
sie treffen; dieser Mann sagt Ihnen: „„Ich habe
um meinen Kopf in dem großen Spiele der Ver-
schwörungen gespielt, das die Throne niederwirft,
die Dynastien verändert, die Reiche umstürzt; ich habe
verloren: nehmen Sie ihn!““ Dieser Mann hört
sich zurufen: „„Schweigen Sie! Sie sind kein Ver-
schwörer; Sie sind ein Dieb, Sie sind ein Entführer,
Sie sind ein Mörder!““

„Ah! meine Herren, Sie werden zugeben, man
muß sehr stark sein, um vor dieser dreifachen An-
klage den Kopf hoch tragend zu bleiben. In der
That sind stark; denn auf diese dreifache An-

ge antworten wir ganz einfach: „„Wären wir das, s Sie sagen, so hätte uns der Mann mit den Adler-ugen und den Flammenblicken, der so gut in den Herzen u lesen wußte, nicht die Hand gedrückt, er hätte ns nicht seine Freunde genannt, er hätte uns nicht esagt: Geh!! . . .““

„Entschuldigen Sie, Maitre Emanuel Richard,“ agte der Präsident, „von welchem Manne sprechen ie denn so?“

„Ich spreche von Seiner Majestät Napoleon I., ge-lbt 1804 in Paris zum Kaiser der Franzosen; gekrönt 805 in Mailand zum König von Italien, und gestorben ls Gefangener auf St. Helena, am 5. Mai 1821,“ ant-ortete der junge Mann mit lauter, verständlicher timme.

Es läßt sich nicht sagen, welch ein seltsamer chauer die Versammlung durchlief.

Damals nannte man Napoleon den Usurpator, en Tyrannen, den Wehrwolf von Corsica, und seit reizehn Jahren, das heißt seit dem Tage seines turzes, hatte sicherlich Niemand vor seinem besten, ertrautesten Freunde ausgesprochen, was Emanuel ichard im Angesichte des Gerichtshofes, der Ge-hworenen und des Auditoriums ausgesprochen.

Die Gendarmen, welche zur Rechten und zur inken von Herrn Sarranti saßen, standen auf und esragten mit den Augen und mit den Geberden den räsidenten, was zu thun sei, und ob sie nicht noch n Laufe der Sitzung den vermessenen Advocaten in erhaft nehmen sollten.

Gerade das Uebermaß seiner Kühnheit rettete hn; das Tribunal blieb niedergeschmettert.

Herr Sarranti ergriff die Hand des jungen Mannes und ſprach zu ihm:

„Genug! genug! im Namen Ihres Vaters, gefährden Sie ſich nicht!“

„Im Namen Ihres Vaters und des meinigen, fahren Sie fort!“ rief Dominique.

„Meine Herren,“ fuhr Emanuel fort, „Sie haben Proceſſe geſehen, bei welchen die Angeklagten die Zeugen Lügen ſtraften, die augenſcheinlichſten Beweiſe leugneten, dem Staatsanwalte ihr Leben ſtreitig machten, Sie haben Alles dies zuweilen, oft, faſt immer geſehen . . . Nun wohl, meine Herren, wir, wir behalten Ihnen ein viel intereſſanteres Schauſpiel vor.

„Wir ſagen Ihnen:

„„Ja, wir ſind ſchuldig, und hier ſind die Beweiſe; ja, wir haben gegen die innere Sicherheit des Staats conſpirirt, und hier ſind die Beweiſe; ja, wir wollten die Form der Regierung ändern, und hier ſind die Beweiſe; ja, wir haben ein Complott gegen den König und ſeine Familie angezettelt, und hier ſind die Beweiſe; ja, wir ſind Majeſtätsverbrecher, und hier ſind die Beweiſe; ja, ja, wir haben die Strafe der Vatermörder verdient, und hier iſt der Beweis; ja, wir verlangen barfuß und den ſchwarzen Schleier auf dem Kopfe nach dem Schaffot zu gehen, wie es unſer Recht iſt, wie es unſer Wunſch iſt, wie es unſer Wille iſt . . .“

Ein Schreckensſchrei drang aus Aller Munde ervor.

„Schweigen Sie! ſchweigen Sie!“ rief man von

ten dem jungen Fanatiker zu, „Sie stürzen
Verderben."
n Sie, reden Sie!" rief Sarranti, „so will
idigt sein."
llklatschen erscholl auf allen Punkten des
ms.
rmen, räumen Sie den Saal!" rief der

wandte er sich gegen den Advocaten und
hm:
tre Emanuel Richard, ich entziehe Ihnen
."
ig liegt mir zu dieser Stunde hieran,"
der Advocat, „ich habe das Mandat, mit
etraut worden bin, erfüllt, ich habe Alles
as ich zu sagen hatte."
in sich gegen Herrn Sarranti umdrehend:
Sie zufrieden, mein Herr, und sind es
hre Worte, die ich wiederholt habe?"
jeder Antwort warf sich Herr Sarranti in
seines Vertheidigers.
endarmen hielten sich bereit, den Befehl
denten zu vollziehen; doch es durchlief so-
solches Gebrüll die Menge, daß der Prä-
ah, er unternehme ein nicht nur schwieri-
rn sogar gefährliches Werk. Ein Aufruhr
n Ausbruche kommen, und während des
konnte Herr Sarranti entführt werden.
von den Richtern neigte sich gegen den
n und sprach ihm leise ein paar Worte

armen," sagte dieser, „nehmen Sie Ihre

Plätze wieder ein. Der Gerichtshof appellirt an die Würde des Auditoriums."

„Stille!" rief eine Stimme mitten aus der Menge.

Und die Menge, als wäre sie gewohnt, dieser Stimme zu gehorchen, schwieg.

Von da an war die Frage scharf herausgestellt; einerseits die Verschwörung, die sich, in ihren kaiserlichen Glauben, in die Religion ihres Eides verschanzt, nicht einen Schild, sondern eine Palme aus ihrem Verbrechen machte; andererseits die öffentliche Behörde*) entschlossen, in Herrn Sarranti nicht den Verbrecher des Hochverraths, den Schuldigen der Majestätsbeleidigung, sondern den Dieb von hunderttausend Thalern, den Entführer der Kinder, den Mörder von Orsola zu verfolgen.

Sich wegen dieser Anklagen vertheidigen hieß sie zugeben; sie Schritt für Schritt, eine um die andere, zurückweisen hieß ihre Existenz zugeben.

Auf Befehl von Herrn Sarranti hatte sich also Emanuel Richard nicht einen Augenblick der dreifachen Anklage, die der Staatsanwalt verfolgte, entgegengestellt; er ließ das Publikum Richter dieser seltsamen Lage eines Angeklagten sein, der ein Verbrechen gestand, welches man ihn nicht wollte gestehen machen, und das nicht eine Erleichterung, sondern eine Erschwerung der Strafe für das, dessen er angeklagt war, nach sich zog.

Das Urtheil war auch im Publikum gesprochen. Bei jedem anderen Umstande wäre nach dem

*) Der Staatsanwalt.

ein Augenblick Ruhe zu gebieten, doch
is im Auditorium vorgegangen, war
dem Abhange, den man hinabstieg,
die öffentliche Behörde dachte, es sei
e zu machen, und müßte man auch
turme endigen.

Staatsanwalt erhob sich also; unter
le, die sich über das Meer zwischen
nden verbreitet, nahm er das Wort.
ersten Worten an begriff das ganze
man von den poetischen, blitzenden
olitischen Sinai wieder in die Niede-
Kriminalchicane hinabgefallen war.

r erschreckliche Ausfall des Advocaten
irranti nicht stattgefunden hätte; als
niedergeschmetterte Titan nicht auf
den Jupiter der Tuilerien wanken
als ob der Blick nicht noch geblendet
Blitzen, die der kaiserliche Adler, durch
Aether hinziehend, über der Menge

Der Advocat der Civilpartei nahm das Wort.

Ich weiß nicht, ob die Gesetzgebung, als sie bestimmte, die Parteien sollten, statt selbst zu plaidiren, durch das Organ eines Dritten plaidiren, sah, begriff, errieth, — abgesehen von den Vortheilen, die sie bei der Anklage oder der Vertheidigung durch Procuration fand, — ich weiß nicht, ob sie sah, begriff, errieth, zu welchen Stufen der Treulosigkeit, der Unverschämtheit und der Spitzfindigkeit sie den Menschen hinabzusteigen zwinge.

Es gibt auch im Justizpalaste Advocaten der schlimmen Sachen. Diese Menschen wissen vollkommen, daß die Sache, die sie vertheidigen, eine schlechte ist; schaut sie aber an, höret sie, studirt sie: würdet Ihr nach ihrer Stimme, nach ihren Geberden, nach ihrem Accente nicht sagen, sie seien überzeugt?

Was ist nun der Zweck dieser falschen Ueberzeugung, die sie heucheln? Ich setze die Frage des Geldes, der Belohnung, des Salaire ganz beiseit; was ist der Zweck dieser falschen Ueberzeugung, die sie heucheln und die Anderen wollen theilen machen?

Nicht der, einen Schuldigen zu retten und einen Unschuldigen zur Verurtheilung zu bringen?

Sollte das Gesetz, statt diese seltsame Abirrung des Geistes zu beschützen, dieselbe nicht vielmehr bestrafen?

Man wird mir vielleicht sagen, es sei mit dem Advocaten wie mit dem Arzte. Der Arzt wird gerufen, um einen Mörder zu behandeln, der, in der Ausübung seiner Functionen, einen Messerstich oder eine Pistolenkugel bekommen hat; um ins Leben einen Verurtheilten zurückzurufen, der nach seiner

Verurtheilung, in Folge eines wohl erwiesenen Verbrechens, sich zu entleiben versucht hat; der Arzt kommt und findet den Verwundeten fast im Zustande einer Leiche; er braucht die Wunde nur machen zu lassen: sie wird ganz sachte und von selbst den Menschen zum Tode führen. Der Arzt glaubt eine völlig entgegengesetzte Mission empfangen zu haben; der Arzt ist der Kämpfer für das Leben, der Gegner des Todes.

Ueberall, wo er das Leben trifft, unterstützt er es, überall, wo er den Tod trifft, bekämpft er ihn.

Er kommt in dem Augenblicke an, wo das Leben des Mörders oder wenigstens des Verurtheilten verscheidet, wo der Tod die Hand ausstreckt, um sich des Verurtheilten oder des Mörders zu bemächtigen; wer auch der Sterbende sein mag, der Arzt ist sein Secundant, er wirft den Handschuh der Wissenschaft dem Tode hin und spricht: „Nun ist es an uns Beiden!"

Von diesem Augenblicke an beginnt der Kampf zwischen dem Arzte und dem Tode. Schritt für Schritt weicht der Tod vor dem Arzte zurück. Der Tod tritt am Ende aus dem Kreise hinaus, der Arzt bleibt Herr des Schlachtfeldes; der Verurtheilte, der sich entleiben wollte, der Mörder, der eine Wunde bekommen hat, sind gerettet; ja, doch gerettet, um den Händen der menschlichen Gerechtigkeit übergeben zu werden, die an ihnen ihr Zerstörungswerk übt, wie der Arzt sein Rettungswerk geübt hat.

So ist es mit dem Advocaten, wird man sagen: man gibt ihm einen Schuldigen, das heißt einen schwer verwundeten Menschen; er macht daraus einen

Unschuldigen, das heißt einen Menschen, der sich wohl befindet.

Derjenige, welcher mir diese Antwort gibt, vergißt nur Eines: daß der Arzt Niemand das Leben nimmt, welches er dem Kranken wiedergibt, während der Advocat manchmal dem Unschuldigen das Leben nimmt, das er dem Schuldigen gibt.

Es war so bei dem erschrecklichen Ereignisse, wo Herr Gérard und Herr Sarranti einander gegenüberstanden.

Vielleicht glaubte der Advocat von Herrn Gérard an die Unschuld von diesem; sicherlich glaubte er aber nicht an die Schuldhaftigkeit von Herrn Sarranti.

Das hielt diesen Mann nicht ab, die Anderen glauben zu machen, was er selbst nicht glaubte.

Er drängte in einem emphatischen Eingange alle rednerische Gemeinplätze, alle die abgedroschenen Phrasen zusammen, die sich in den Journalen jener Zeit gegen die Bonapartisten herumschleppten; er zog eine Parallele zwischen Karl X. und dem Usurpator; er tischte den Geschworenen alle die Beigerichte auf, die ihren Appetit in Betreff des Hauptstückes reizen sollten. Das Hauptstück war Herr Sarranti, das heißt einer von jenen Ruchlosen, vor denen die Schöpfung einen Abscheu hat; eines von jenen Ungeheuern, welche die Gesellschaft zurückstößt, einer von jenen Verbrechern, fähig zu den schwärzesten Attentaten, deren Tod als ein Beispiel von ihren Zeitgenossen verlangt wird, welche entrüstet sind, daß sie dieselbe Luft mit ihnen athmen sollen.

Er schloß also, ohne das erschreckliche Wort auszusprechen, auf die Todesstrafe.

Doch, wir müssen es sagen, er nahm zugleich seinen Platz unter einem eisigen Stillschweigen wieder ein.

Dieses Stillschweigen des Auditoriums, eine augenscheinliche Mißbilligung der Masse, mußte im Herzen des Advocaten des redlichen Herrn Gérard ein schmerzliches Gefühl der Wuth und der Scham zurücklassen. Keine Stirne lächelte ihm zu, kein Mund beglückwünschte ihn, keine Hand streckte sich gegen seine Hand aus, und als das Plaidoyer beendigt war, bildete sich ein leerer Raum um ihn.

Er wischte seine in Schweiß gebadete Stirne ab und erwartete mit Bangigkeit das Plaidoyer seines Gegners.

Derjenige, welcher für Herrn Sarranti plaidirte, war ein der republikanischen Partei angehörender junger Advocat; er hatte kaum vor einem Jahre auf der Laufbahn des Advocatenstandes debutirt, und sein Debut war ein äußerst glänzendes gewesen.

Er war der Sohn von einem unserer berühmten Gelehrten und hieß Emanuel Richard.

Herr Sarranti hatte mit seinem Vater in Verbindung gestanden; der junge Mann hatte sich im Namen seines Vaters angeboten; Herr Sarranti habe angenommen.

Der junge Mann stand auf, legte seine Toque auf die Bank, warf seine langen schwarzen Haare zurück und begann bleich vor innerer Erregung.

Ein tiefes Stillschweigen herrschte im Auditorium in dem Augenblicke, wo es bemerkte, er werde sogleich anfangen zu reden.

„Meine Herren," sprach er, den Geschworenen

ins Geſicht ſchauend, „erſtaunen Sie nicht, daß mein erſtes Wort ein Schrei der Entrüſtung und des Schmerzes iſt. Seit dem Augenblicke, wo ich die monſtruoſe Anklage habe hervortreten ſehen, welche hoffentlich auf eine Fehlgeburt auslaufen wird, und auf die zu antworten mir Herr Sarranti in jedem Falle verbietet, bewältige ich mich nur mit großer Mühe, und mein verwundetes Herz blutet und ſeufzt tief in meinem Innern.

„Ich wohne in der That einer erſchrecklichen Sache bei.

„Ein ehrenwerther und geehrter Mann, ein alter Soldat, deſſen Blut auf allen unſern großen Schlachtfeldern für denjenigen gefloſſen iſt, der zugleich ſein Landsmann, ſein Herr und ſein Freund war; ein Mann, deſſen Herz nie ein böſer Gedanke beſchmutzt, deſſen Hand nie eine ſchmähliche Handlung befleckt hat; dieſer Mann, der mit hoher Stirne hierher gekommen iſt, um auf eine der Anklagen zu antworten, die zuweilen ein Ruhm für diejenigen ſind, welche ſie treffen; dieſer Mann ſagt Ihnen: „„Ich habe um meinen Kopf in dem großen Spiele der Verſchwörungen geſpielt, das die Throne niederwirft, die Dynaſtien verändert, die Reiche umſtürzt; ich habe verloren: nehmen Sie ihn!““ Dieſer Mann hört ſich zurufen: „„Schweigen Sie! Sie ſind kein Verſchwörer; Sie ſind ein Dieb, Sie ſind ein Entführer, Sie ſind ein Mörder!““

„Ah! meine Herren, Sie werden zugeben, man muß ſehr ſtark ſein, um vor dieſer dreifachen Anklage den Kopf hoch tragend zu bleiben. In der That, wir ſind ſtark; denn auf dieſe dreifache An-

klage antworten wir ganz einfach: „„Wären wir das, was Sie sagen, so hätte uns der Mann mit den Adleraugen und den Flammenblicken, der so gut in den Herzen zu lesen wußte, nicht die Hand gedrückt, er hätte uns nicht seine Freunde genannt, er hätte uns nicht gesagt: Geh!! . . .““

„Entschuldigen Sie, Maitre Emanuel Richard,“ fragte der Präsident, „von welchem Manne sprechen Sie denn so?“

„Ich spreche von Seiner Majestät Napoleon I., gesalbt 1804 in Paris zum Kaiser der Franzosen; gekrönt 1805 in Mailand zum König von Italien, und gestorben als Gefangener auf St. Helena, am 5. Mai 1821,“ antwortete der junge Mann mit lauter, verständlicher Stimme.

Es läßt sich nicht sagen, welch ein seltsamer Schauer die Versammlung durchlief.

Damals nannte man Napoleon den Usurpator, den Tyrannen, den Wehrwolf von Corsica, und seit dreizehn Jahren, das heißt seit dem Tage seines Sturzes, hatte sicherlich Niemand vor seinem besten, vertrautesten Freunde ausgesprochen, was Emanuel Richard im Angesichte des Gerichtshofes, der Geschworenen und des Auditoriums ausgesprochen.

Die Gendarmen, welche zur Rechten und zur Linken von Herrn Sarranti saßen, standen auf und befragten mit den Augen und mit den Geberden den Präsidenten, was zu thun sei, und ob sie nicht noch im Laufe der Sitzung den vermessenen Advocaten in Verhaft nehmen sollten.

Gerade das Uebermaß seiner Kühnheit rettete ihn; das Tribunal blieb niedergeschmettert.

Herr Sarranti ergriff die Hand des jungen Mannes und ſprach zu ihm:

„Genug! genug! im Namen Ihres Vaters, gefährden Sie ſich nicht!“

„Im Namen Ihres Vaters und des meinigen, fahren Sie fort!“ rief Dominique.

„Meine Herren,“ fuhr Emanuel fort, „Sie haben Proceſſe geſehen, bei welchen die Angeklagten die Zeugen Lügen ſtraften, die augenſcheinlichſten Beweiſe leugneten, dem Staatsanwalte ihr Leben ſtreitig machten, Sie haben Alles dies zuweilen, oft, faſt immer geſehen . . . Nun wohl, meine Herren, wir, wir behalten Ihnen ein viel intereſſanteres Schauſpiel vor.

„Wir ſagen Ihnen:

„„Ja, wir ſind ſchuldig, und hier ſind die Beweiſe; ja, wir haben gegen die innere Sicherheit des Staats conſpirirt, und hier ſind die Beweiſe; ja, wir wollten die Form der Regierung ändern, und hier ſind die Beweiſe; ja, wir haben ein Complott gegen den König und ſeine Familie angezettelt, und hier ſind die Beweiſe; ja, wir ſind Majeſtätsverbrecher, und hier ſind die Beweiſe; ja, ja, wir haben die Strafe der Vatermörder verdient, und hier iſt der Beweis; ja, wir verlangen barfuß und den ſchwarzen Schleier auf dem Kopfe nach dem Schaffot zu gehen, wie es unſer Recht iſt, wie es unſer Wunſch iſt, wie es unſer Wille iſt . . .“

Ein Schreckensſchrei drang aus Aller Munde hervor.

„Schweigen Sie! ſchweigen Sie!“ rief man von

allen Seiten dem jungen Fanatiker zu, „Sie stürzen ihn ins Verderben.“

„Reden Sie, reden Sie!“ rief Sarranti, „so will ich vertheidigt sein.“

Beifallklatschen erscholl auf allen Punkten des Auditoriums.

„Gendarmen, räumen Sie den Saal!“ rief der Präsident.

Dann wandte er sich gegen den Advocaten und sagte zu ihm:

„Maitre Emanuel Richard, ich entziehe Ihnen das Wort.“

„Wenig liegt mir zu dieser Stunde hieran,“ antwortete der Advocat, „ich habe das Mandat, mit dem ich betraut worden bin, erfüllt, ich habe Alles gesagt, was ich zu sagen hatte.“

Sodann sich gegen Herrn Sarranti umdrehend:

„Sind Sie zufrieden, mein Herr, und sind es wirklich Ihre Worte, die ich wiederholt habe?“

Statt jeder Antwort warf sich Herr Sarranti in die Arme seines Vertheidigers.

Die Gendarmen hielten sich bereit, den Befehl des Präsidenten zu vollziehen; doch es durchlief sogleich ein solches Gebrüll die Menge, daß der Präsident einsah, er unternehme ein nicht nur schwieriges, sondern sogar gefährliches Werk. Ein Aufruhr konnte zum Ausbruche kommen, und während des Aufruhrs konnte Herr Sarranti entführt werden.

Einer von den Richtern neigte sich gegen den Präsidenten und sprach ihm leise ein paar Worte ins Ohr.

„Gendarmen,“ sagte dieser, „nehmen Sie Ihre

Plätze wieder ein. Der Gerichtshof appellirt an die Würde des Auditoriums."

„Stille!" rief eine Stimme mitten aus der Menge.

Und die Menge, als wäre sie gewohnt, dieser Stimme zu gehorchen, schwieg.

Von da an war die Frage scharf herausgestellt; einerseits die Verschwörung, die sich, in ihren kaiserlichen Glauben, in die Religion ihres Eides verschanzt, nicht einen Schild, sondern eine Palme aus ihrem Verbrechen machte; andererseits die öffentliche Behörde*) entschlossen, in Herrn Sarranti nicht den Verbrecher des Hochverraths, den Schuldigen der Majestätsbeleidigung, sondern den Dieb von hunderttausend Thalern, den Entführer der Kinder, den Mörder von Orsola zu verfolgen.

Sich wegen dieser Anklagen vertheidigen hieß sie zugeben; sie Schritt für Schritt, eine um die andere, zurückweisen hieß ihre Existenz zugeben.

Auf Befehl von Herrn Sarranti hatte sich also Emanuel Richard nicht einen Augenblick der dreifachen Anklage, die der Staatsanwalt verfolgte, entgegengestellt; er ließ das Publikum Richter dieser seltsamen Lage eines Angeklagten sein, der ein Verbrechen gestand, welches man ihn nicht wollte gestehen machen, und das nicht eine Erleichterung, sondern eine Erschwerung der Strafe für das, dessen er angeklagt war, nach sich zog.

Das Urtheil war auch im Publikum gesprochen. Bei jedem anderen Umstande wäre nach dem

*) Der Staatsanwalt.

t, was im Auditorium vorgegangen, war
lt auf dem Abhange, den man hinabstieg,
), und die öffentliche Behörde dachte, es sei
n Ende zu machen, und müßte man auch
em Sturme endigen.

Herr Staatsanwalt erhob sich also; unter
n Stille, die sich über das Meer zwischen
rmwinden verbreitet, nahm er das Wort.
den ersten Worten an begriff das ganze
, daß man von den poetischen, blitzenden
ines politischen Sinai wieder in die Niede-
iner Criminalchicane hinabgefallen war.
ob der erschreckliche Ausfall des Advocaten
m Sarranti nicht stattgefunden hätte; als
halb niedergeschmetterte Titan nicht auf
Throne den Jupiter der Tuilerien wanken
hätte; als ob der Blick nicht noch geblendet
n den Blitzen, die der kaiserliche Adler, durch
sten Aether hinziehend, über der Menge
gemacht hatte, drückte sich der Herr Staats-

bensmittel entstehend, waren diese Verbrechen sicherlich nicht zahlreicher, als die, über welche wir gewöhnlich zu seufzen haben, und die der kretische Tribut sind, den die Gesellschaft jedes Jahr dem Müßiggange und den Lastern bezahlt, welche, wie der Minotaurus des Alterthums, eine gewisse Anzahl von Opfern haben wollen."

Offenbar hegte der Staatsanwalt eine Werthschätzung für diese Periode, denn er machte eine Pause und schaute im Kreise auf dieser Menge umher, welche in ihren Abgründen vielleicht um so mehr aufgeregt, als sie an ihrer Oberfläche stumm war.

Das Publikum blieb unempfindlich.

„Meine Herren," fuhr der Staatsanwalt fort, „es hatte sich indessen die Frechheit mehrerer Schuldigen eine neue Laufbahn eröffnet, auf welcher sie zu treffen und zu verfolgen man weniger gewohnt war, und sie beunruhigte mehr durch die Neuheit und die Vermessenheit ihrer Attentate; doch ich sage es mit Freude, meine Herren, das Uebel, über das wir zu seufzen haben, ist nicht so groß, als man glauben will; man hat sich nur darin gefallen, zu übertreiben. Tausend lügenhafte Gerüchte sind absichtlich verbreitet worden; die Böswilligkeit schuf sie selbst; kaum von ihr geschaffen, empfing man sie mit Gierde, und jeden Tag brachte die Erzählung von den angeblichen Verbrechen der Nacht den Schrecken in die einfältigen Gemüther, die Bestürzung in die leichtgläubigen Geister . . ."

Das Auditorium schaute sich an, da es nicht wußte, worauf der Staatsanwalt abzielte . . . Nur die Stammgäste der Assisenhöfe, diejenigen, welche

as ihnen im Winter fehlt, nämlich
mosphäre und ein Schauspiel, welches
ohnheit für sie neu und erregend zu
s aber gerade der Gewohnheit wegen
thwendig ist; diese Stammgäste allein,
e Phraseologien der Herren Bérard
bekümmerten sich wenig darum, wel-
Staatsanwalt einschlug, da sie wußten,
n im Volksstyle sagt: „Jeder Weg führt
ter gewissen Regierungen und in ge-
im Style des Justizpalastes sagen
Weg führt zur Todesstrafe!"
nicht diesen Weg Didien in Gre-
s, Cotteron und Carbonea in Paris,
mur, Raoulx, Bories, Goubin und
Rochelle geführt?"
anwalt fuhr mit einer majestätischen
r erhabenen Protection fort:
Sie sich, meine Herren, die gericht-
die hundert Augen des Argus; sie
die modernen Cacus aus ihren ver-
ichtsorten, aus ihren tiefsten Höhlen;
für sie undurchdringlich, und die Be-
ten auf das lügnerische Geschrei, das
r, dadurch, daß sie ihre Pflicht stren-
l.
sind weit davon entfernt, es zu leug-
brechen sind begangen worden, und,
Organ des Gesetzes, haben wir gegen
en Verbrechen die verschiedenen Stra-
e sie verdient hatten; denn Niemand,
ien sie hievon überzeugt, entgeht dem

rächenden Schwerte des Gesetzes. Es beruhige sich also fortan die Gesellschaft; die verwegensten Ruhestörer sind schon in den Händen der Justiz, und diejenigen, welche sie noch nicht festhält, werden bald vor ihr die Strafe ihrer Attentate finden.

„So versuchen es diejenigen, welche, in der Gegend des Saint-Martin-Canals verborgen, seine öden Ufer zum Schauplatze ihrer nächtlichen Angriffe gemacht hatten, zu dieser Stunde in die Kerker geworfen, vergebens die Beweise zu entkräften, die die Untersuchung gegen sie gesammelt hat.

„Der Sieur Ferrantes, ein Spanier; der Sieur Aristolos, ein Grieche; der Sieur Walter, ein Baier; der Sieur Coquerillat, ein Auvergnat, sind vorgestern in der Dunkelheit der Nacht verhaftet worden. Es offenbarte indessen keine Spur ihre Gegenwart; doch kein Obdach konnte sie vor den wachsamen Augen der Justiz schützen, und die Macht der Wahrheit hat diesen erschrockenen Gewissen schon Geständnisse entrissen . . ."

Die Zuhörer schauten sich fortwährend an und fragten sich leise, was der Sieur Ferrantes, der Sieur Aristolos, der Sieur Walter und der Sieur Coquerillat mit Herrn Sarranti gemein haben.

Die Stammgäste aber schüttelten fortwährend den Kopf mit einer Miene des Vertrauens, welche bedeutete: „Ihr werdet sehen! Ihr werdet sehen!"

Der Staatsanwalt fuhr fort:

„Drei von noch strafbareren Händen ausgegangene Verbrechen haben den Abscheu und die öffentliche Entrüstung erregt. Ein Leichnam wurde bei der Briche gefunden: es war der eines unglücklichen

ıten, der ſeinen Abſchied erhalten hatte. Zur n Zeit fiel ein armer Arbeiter unter mörderiſchen eichen auf den Feldern von la Villette. Ein rmann von Poiſſy endlich wurde ein paar Tage her auf der Landſtraße von Paris nach Saint-rmain getödtet.

„In kurzer Zeit, meine Herren, hat der Arm der Gerechtigkeit die Urheber dieſer letzten Attentate an en äußerſten Grenzen Frankreichs erreicht.

„Doch man hat ſich nicht auf dieſe Geſchichten beſchränkt; man hat hundert andere Verbrechen erzählt; man hat von einem Unglücklichen geſprochen, der in der Rue Charles X. den Streichen der Mörder erlag; ein Kutſcher wurde, der Sage nach, in ſeinem Blute gebadet hinter dem Luxembourg gefunden; ein ſchändliches Attentat war an einer unglücklichen Frau in der Rue du Cadran verübt worden; ein königlicher Poſtwagen ſoll vor zwei Tagen mit bewaffneter Hand von dem nur zu berühmten Gibaſſier geplündert worden ſein, deſſen Name, mehr als einmal in dieſem Saale ausgeſprochen, ſicherlich bis zu Ihnen gelangt iſt.

„Nun wohl, meine Herren, während man die Bürger ſo zu beunruhigen ſich beſtrebte, conſtatirte die gerichtliche Polizei, daß der in der Rue Charles X. aufgefundene Unglückliche an einer Blutergießung in der Lunge geſtorben war; daß der Kutſcher, ſich gegen ſeine Pferde erhitzend, an einem Schlagfluſſe geſtorben war; und daß die unglückliche Frau, für die man ein ſo rührendes Intereſſe in Anſpruch nahm, einfach das Opfer von einer jener ſtürmiſchen Scenen war, welche die Schwelgerei her-

vorruft; und was den nur zu berühmten Gibaſſier betrifft, meine Herren, ſo will ich, indem ich Ihnen einen unzweideutigen Beweis gebe, daß er das Verbrechen, deſſen man ihn beſchuldigt, nicht begangen hatte, Ihnen das Maß des Vertrauens geben, das Sie zu ſolchen verleumderiſchen Erfindungen haben können.

„Als ich ſagen hörte, Gibaſſier habe den Poſtwagen zwiſchen Angoulême und Poitiers angehalten, ließ ich Herrn Jackal kommen.

„Herr Jackal verſicherte mir, Gibaſſier ſei in Toulon, wo er ſeine Strafzeit unter der Nummer 171 ausſtehe, und wo ſeine Reue ein ſolches Beiſpiel gebe, daß man in dieſem Augenblicke im Begriffe ſei, bei Seiner Majeſtät König Karl X. um Erlaſſung der ſieben bis acht Jahre Bagno, die er noch durchzumachen habe, nachzuſuchen.

„Nach dieſem unglaublichen Beiſpiele, das mich der Mühe, andere zu wählen, überhebt, beurtheilen Sie das Uebrige, meine Herren, und ſehen Sie, mit welchen plumpen Lügen man die Neugierde, beſſer geſagt, die öffentliche Böswilligkeit unterhält.

„Seufzen wir, meine Herren, daß wir dieſe Gerüchte im Umlaufe ſehen, und daß die Uebel, über die man ſich beklagt, gewiſſer Maßen auf diejenigen zurückfallen, welche ſie verbreitet haben!

„Der öffentliche Friede iſt geſtört worden, ſagt man; man ſchließt ſich in ſeinem Hauſe ein und zittert; die Fremden ſind aus einer von Verbrechen heimgeſuchten Stadt geflohen; der Handel iſt ruinirt, zu Grunde gerichtet, vernichtet!

„Meine Herren, was würden Sie ſagen, wenn

durch Beleidigungen hervorgerufen hatte?
ie wären entrüstet, nicht wahr?
och ein anderes Uebel ist durch die unseligen
uvres eben dieser Menschen erzeugt worden,
die Gesellschaft bedrohen, während sich sich
sehen geben, als nähmen sie dieselbe unter
Schutz, jeden Tag unbestrafte Freveltaten
igen und wiederholen, unachtsame Behörden
das Verbrechen ruhig die Straflosigkeit ge-

o konnte sich ein Sarranti, über dessen Loos
dieser Stunde zu entscheiden haben, seit sieben
schmeicheln, er werde für immer vor den
ungen der Gerichte geschützt sein.
keine Herren, die Gerechtigkeit hinkt, sie kommt
ngsamen Schritten, sagt Horaz. Das mag
och sie kommt unfehlbar.
o begeht ein Mensch! — ich meine den Ver-
den Sie vor den Augen haben, — ein Mensch
ein dreifaches Verbrechen, Diebstahl, Entfüh-

meinen unſchuldigen Kindern, Du Schuldiger? Entferne Dich von hier! fort! Zurück, Dämon! Retro, Satanas! . . .""

Bis dahin zurückgehalten, kam plötzlich, zum großen Aergerniſſe der Herren Geſchworenen, einiges Gelächter zum Ausbruch.

Der Staatsanwalt aber, mochte er die Heiterkeit der Menge nicht begreifen, mochte er im Gegentheile, ſie begreifend, dieſe Heiterkeit zurückdrängen oder ihr eine Wendung zu ſeinen Gunſten geben wollen, — der Staatsanwalt rief:

„Meine Herren, der Schauer des Auditoriums iſt bezeichnend; es iſt ein verächtlicher Tadel von der Menge dem Verbrecher zugeworfen, und die ſtrengſte Verurtheilung wird für ihn nicht grauſamer ſein, als dieſes Lächeln der Verachtung . . ."

Ein Gemurre empfing dieſe Verdrehung der Meinung des Auditoriums.

„Meine Herren," ſprach der Präſident, ſich an das Auditorium wendend, „erinnern Sie ſich, daß das Stillſchweigen die erſte Pflicht des Publicums iſt."

Das Publicum, das die größte Ehrfurcht für die unparteiiſche Stimme des Präſidenten hatte, trug ſeiner Ermahnung ſogleich Rechnung, und die Stille war alsbald wiederhergeſtellt.

Ein Lächeln auf den Lippen, die Stirne hoch und ruhig, hielt Herr Sarranti ſeine Hand in der des ſchönen Mönches; und dieſer, der ſich frommer Weiſe ſchon unter dem Spruche beugte, den ſein Vater nicht vermeiden konnte, erinnerte an jene heiligen Sebaſtian, deren Typus die ſpaniſchen Maler uns cht haben, und die, den Leib von Pfeilen durch-

ıdoyer folgen; wir ſagen nur, daß er, ſo-
al der Gegenſtand in Angriff genommen
ınge als er konnte die aus den Anſchuldi-
r Zeugen von Herrn Gérard hervorgehen-
ıten gleichſam ausmalte, und dabei alle
:ne Mittel, alle claſſiſche Blumen der Rhe-
ſuſtizpalaſtes erſchöpfte. Er ſchloß endlich
ıyer, indem er auf die Anwendung der
3, 296, 302 und 304 des Strafcodex

emurmel des Schmerzes und ein Schauer
lens durchliefen die ganze Menge; die Er-
:te den höchſten Grad erreicht.
räſident fragte Herrn Sarranti:
llagter, haben Sie etwas zu ſagen?"
einmal, daß ich unſchuldig bin, dergeſtalt
) die gegen mich erhobene Anklage," ant-
rr Sarranti.
Sie, Maitre Emanuel Richard, haben Sie
Kunſten Ihres Klienten vorzubringen?"

und an der Art, wie der ehrenwerthe Herr Präsident die Debatten geleitet hatte, erkannte man, er werde unparteiisch sein.

Sobald er den Mund aufthat, hatten die Huissiers auch nicht nöthig, Stillschweigen aufzuerlegen: die Menge schwieg von selbst.

„Meine Herren Geschworenen," sprach der Präsident mit einer Stimme, aus der er die Aufregung zu verbannen nicht im Stande gewesen war, „ich habe so eben die Debatten geschlossen, deren Länge zugleich peinlich für Ihr Herz, ermüdend für Ihren Geist ist.

„Ermüdend für Ihren Geist; denn sie dauern seit sechzig Stunden.

„Peinlich für Ihr Herz; denn wer wäre nicht bewegt, wenn er als klagende Partei einen Greis sieht, ein Muster der Tugend und der Menschenliebe, die Ehre seiner Mitbürger, und ihm gegenüber, von ihm eines dreifachen Verbrechens angeklagt, einen Mann, den seine Erziehung dazu berief, eine ehrenhafte und sogar glänzende Laufbahn zu verfolgen, und der durch seine Stimme und durch die seines Sohnes, eines würdigen Mönches, gegen die dreifache Anklage, deren Gegenstand er ist, protestirt.

„Mein Herren Geschworenen, Sie sind noch wie ich unter dem Eindrucke der Plaidoyers, die Sie gehört haben. Wir müssen uns also Gewalt anthun, in die Tiefe von uns selbst hinabsteigen, uns mit Ruhe in diesem feierlichen Augenblicke sammeln, und mit kaltem Blute das Ganze dieser langen Debatten wiederaufnehmen."

Dieser Eingang brachte eine tiefe Bewegung im Gemüthe der Zuhörer hervor, und die Menge folgte,

und keuchend, mit einer glühenden Aufmerk-
t der Analyse des Präsidenten.
achdem er mit gewissenhafter Treue alle Mittel
klage hatte die Revue passiren lassen, nachdem
vorgehoben, was der Mangel der Vertheidi-
Nachtheiliges für den Angeklagten hatte, schloß
renwerthe Gerichtsbeamte seine Rede mit fol-
n Worten:
Meine Herren Geschworenen, ich habe vor Ihnen
issenhaft und so rasch, als es mir möglich war,
anze der Sache auseinandergesetzt. Es kommt
Ihnen, es kommt Ihrem hohen Scharfsinne,
erhabenen Weisheit zu, das Gerechte vom
echten zu unterscheiden und zu beschließen.
Während Sie diese Prüfung vollführen, werden
den Augenblick erschüttert sein durch die tiefen,
en Gemüthsbewegungen, welche das Herz des
en Mannes in dem Augenblicke ergreifen, wo
Urtheil über seines Gleichen fällen und eine
liche Wahrheit verkündigen soll; doch es wird
weder an der Erleuchtung, noch am Muthe
, und was auch Ihr Urtheil sein mag, es wird
ouverainen Gerechtigkeit entfließen, besonders
Sie zum Führer den einzigen unfehlbaren
r nehmen: das Gewissen!
Im Vertrauen auf dieses Gewissen, an dem sich
eidenschaften gebrochen haben, — denn es ist
für Worte, taub für die Freundschaft, taub für
aß, — bekleidet Sie das Gesetz mit Ihren
baren Functionen, überträgt Ihnen die Gesell-
ihre Vollmachten, und beauftragt Sie mit ihren
tigsten und theuersten Interessen. Die Fa-

milien mögen, Ihnen wie Gott selbst vertrauend, sich unter Ihren Schutz stellen, und die Angeklagten, welche das Gefühl ihrer Unschuld haben, mögen in Ihre Hände ihr Leben mit voller Sicherheit legen und Sie, ohne zu zittern, als Richter annehmen."

Dieses scharfe, präcise, kurze Resumé, das vom ersten bis zum letzten Worte das Gepräge der gewissenhaftesten Unparteilichkeit an sich trug, wurde beständig mit der religiösesten Stille angehört.

Kaum hatte der Präsident zu sprechen aufgehört, als sich das ganze Auditorium aus innerem Antriebe wie ein einziger Mensch erhob und die lebhaftesten Zeichen von Billigung von sich gab, in die sich der laute Beifall der Advocaten mischte.

Herr Gérard hatte den Präsidenten, die Bläße der Angst auf der Stirne, angehört: er fühlte, daß in der Seele des gerechten Mannes, der gesprochen hatte, nicht die Anklage, sondern der Zweifel war.

Es war beinahe vier Uhr, als sich die Jury in den Berathungssaal zurückzog.

Man führte den Angeklagten weg, und, — unerhörtes Factum in den gerichtlichen Annalen! — nicht eine von den seit dem Morgen anwesenden Personen dachte daran, ihren Platz zu verlassen, welche Zeit auch die Berathschlagung sich verlängern sollte.

Es war also von diesem Augenblicke an im Saale ein ungeheures, äußerst belebtes Gespräch, das sich über die verschiedenen Umstände der Debatten entwickelte, während sich zugleich eine entsetzliche Bangigkeit aller Herzen bemächtigte.

Herr Gérard hatte gefragt, ob er sich entfernen könne. Seine Kraft reichte aus, um die Todesstrafe

Menge war, wie gesagt, sehr gedrängt, und bildete sich sogleich eine Passage auf seinem jeder trat auf die Seite, als wollte er einem oder giftigen Thiere Platz machen; der Zer-, der Aermste, der Schmutzigste der Zuhörer durch die Berührung dieses Menschen belaubt.

n halb fünf Uhr hörte man den Ton einer

Inneren des Saales ausgegangen, theilte Schauer beim Klange dieses Glöckchens nach t. Sogleich, wie eine steigende Fluth, schlug e den Saal, und Jeder beeilte sich, sich etzen. Doch das war eine vergebliche Auf- der Chef der Jury ließ ein Actenstück vom verlangen.

ssen drangen die ersten Strahlen eines bleichen, Tages durch die Fenster ein und fingen an : der Kerzen und der Lampen zu verwischen.

' die Stunde, wo die stärksten Organisat

theil, was nach einer zweistündigen Berathung verkündigt werden sollte.

Eine elektrische Bewegung theilte sich der ganzen Versammlung mit, deren Schauer man, so zu sagen, auf der Oberfläche sah. Die Stille trat wie durch einen Zauber bei diesem eine Secunde vorher so geräuschvollen und so bewegten Auditorium wieder ein.

Die Verbindungsthüre zwischen dem Audienzsaale und dem Berathungssaale öffnete sich, die Mitglieder der Jury erschienen, und Jeder strengte sich an, zum Voraus auf ihrem Gesichte den Spruch, der verkündigt werden sollte, zu lesen: die Züge von einigen derselben deuteten die lebhafteste Gemüthsbewegung an.

Der Gerichtshof kam einige Augenblicke nachher.

Der Chef der Jury trat vor, und, die Hand auf der Brust, aber mit schwacher Stimme, begann er die Lesung des Wahrspruches.

Fünf Fragen waren der Entscheidung der Jury unterworfen worden.

Sie waren also abgefaßt:

„1. Ist Herr Sarranti schuldig, mit Vorbedacht einen Mord an Orsola begangen zu haben?

„2. Ist dieses Verbrechen anderen hienach specificirten Verbrechen vorangegangen?

„3. War der Zweck desselben, die Vollbringung dieser Verbrechen zu erleichtern oder vorzubereiten?

„4. Hat Herr Sarranti am Tage des 19. August oder in der Nacht vom 19. auf den 20. einen Diebstahl mit Einbruch in der Wohnung von Herrn Gérard begangen?

„5. Hat er die zwei Neffen des genannten Herrn Gérard verschwinden gemacht?“

en bei der leeren Bank des Angeklagten ge-
war, ein Jahrhundert ſcheinen mußte.
Chef der Jury ſprach folgende Worte:
t meiner Ehre und bei meinem Gewiſſen,
t und vor den Menſchen iſt die Erklärung
y:
a, mit Stimmenmehrheit bei allen Fragen,
eklagte iſt ſchuldig!""
r Augen waren auf Dominique geheftet: er
ie die Anderen.
ch die graue Atmoſphäre des Morgens ſah
ne Bläſſe ſich in Leichenfarbe verwandeln;
i die Augen und hielt ſich am Geländer feſt,
t zu fallen.
i ganze Auditorium erſtickte einen Seufzer des
es.
wurde der Befehl gegeben, den Angeklagten
führen.
r Augen wandten ſich nach der kleinen

von Seufzer aus, ſchaute mit glühendem Auge den Platz an, den Herr Gérard inne gehabt hatte, und zog mit einer krampfhaften Bewegung eine Papierrolle aus ſeiner Taſche; dann ſchob er mit einer äußerſten Anſtrengung dieſe Rolle wieder in ſeinen Rock zurück.

Während des kurzen Augenblicks, der ſo viele verſchiedenartige Empfindungen in ſich ſchloß, beantragte der Herr Staatsanwalt mit einer mehr erſchütterten Stimme, als man von einem Manne hätte erwarten ſollen, der dieſen ſtrengen Spruch hervorgerufen hatte, gegen Herrn Sarranti die Anwendung der Artikel 293, 296, 302 und 304 des Strafcodex.

Der Hof begann die Berathung.

Das Gerücht verbreitete ſich nun im Saale, wenn Herr Sarranti ein paar Secunden im Saale wiederzuerſcheinen geſäumt habe, ſo ſei dies der Fall geweſen, weil er, während man ſeinen Todesſpruch ausgearbeitet, tief eingeſchlafen ſei. Zugleich ſagte man, der Wahrſpruch der Schuldhaftigkeit habe nur die ſtreng nothwendige Majorität für ſich gehabt.

Nach einer Berathung von fünf Minuten ſetzte ſich der Hof wieder, und der Präſident verkündigte mit tiefer Bewegung und einer erſtickten Stimme den Spruch, der Herrn Sarranti zur Todesſtrafe verurtheilte.

Dann ſagte er, ſich an Herrn Sarranti wendend, der ruhig und unempfindlich gehört hatte:

„Angeklagter Sarranti, Sie haben drei Tage, um ein Caſſationsgeſuch einzureichen.“

Sarranti verbeugte ſich.

„Ich danke, Herr Präsident," erwiederte er; „doch s ist nicht meine Absicht, dies zu thun."

Dominique schien bei diesen Worten mit Gewalt us seiner Betäubung gerissen zu werden.

„Doch, doch, meine Herren," rief er, „mein ater wird um Cassation nachsuchen, denn er ist un-huldig."

„Mein Herr," sagte der Präsident, „das Gesetz erbietet, solche Worte auszusprechen, wenn das Ur-heil verkündigt ist."

„Dem Advocaten des Angeklagten, Herr Präsi-ent, doch nicht seinem Sohne," rief Emanuel. „Wehe em Sohne, der nicht immer an die Unschuld seines aters glaubt!"

Der Präsident schien einer Ohnmacht nahe.

„Mein Herr," sagte er zu Sarranti, dem er die-n Titel gegen alle Gewohnheit gab, „haben Sie ine Bitte an den Hof zu richten?"

„Ich bitte, frei meinen Sohn sehen zu dürfen, er sich hoffentlich nicht weigern wird, mir als Prie-er auf dem Schaffot beizustehen."

„Oh! mein Vater, mein Vater," rief Dominique, Sie werden es nie besteigen, das schwöre ich Ihnen!"

Mit leiser Stimme fügte er dann bei:

„Und wenn es Jemand besteigt, so werde ich es in."

meinen unſchuldigen Kindern, Du Schuldiger? Entferne Dich von hier! fort! Zurück, Dämon! Retro, Satanas! . . .""

Bis dahin zurückgehalten, kam plötzlich, zum großen Aergerniſſe der Herren Geſchworenen, einiges Gelächter zum Ausbruch.

Der Staatsanwalt aber, mochte er die Heiterkeit der Menge nicht begreifen, mochte er im Gegentheile, ſie begreifend, dieſe Heiterkeit zurückdrängen oder ihr eine Wendung zu ſeinen Gunſten geben wollen, — der Staatsanwalt rief:

„Meine Herren, der Schauer des Auditoriums iſt bezeichnend; es iſt ein verächtlicher Tadel von der Menge dem Verbrecher zugeworfen, und die ſtrengſte Verurtheilung wird für ihn nicht grauſamer ſein, als dieſes Lächeln der Verachtung . . ."

Ein Gemurre empfing dieſe Verdrehung der Meinung des Auditoriums.

„Meine Herren," ſprach der Präſident, ſich an das Auditorium wendend, „erinnern Sie ſich, daß das Stillſchweigen die erſte Pflicht des Publicums iſt."

Das Publicum, das die größte Ehrfurcht für die unparteiiſche Stimme des Präſidenten hatte, trug ſeiner Ermahnung ſogleich Rechnung, und die Stille war alsbald wiederhergeſtellt.

Ein Lächeln auf den Lippen, die Stirne hoch und ruhig, hielt Herr Sarranti ſeine Hand in der des ſchönen Mönches; und dieſer, der ſich frommer Weiſe ſchon unter dem Spruche beugte, den ſein Vater nicht vermeiden konnte, erinnerte an jene heiligen Sebaſtian, deren Typus die ſpaniſchen Maler uns vermacht haben, und die, den Leib von Pfeilen durch-

, die erhabenſte Milde, die engeliſchſte Reſig-
n athmen.
Wir werden dem Staatsanwalte nicht weiter in
n Plaidoyer folgen; wir ſagen nur, daß er, ſo-
einmal der Gegenſtand in Angriff genommen
ſo lange als er konnte die aus den Anſchuldi-
en der Zeugen von Herrn Gérard hervorgehen-
Inzichten gleichſam ausmalte, und dabei alle
roſchene Mittel, alle claſſiſche Blumen der Rhe-
des Juſtizpalaſtes erſchöpfte. Er ſchloß endlich
Plaidoyer, indem er auf die Anwendung der
el 293, 296, 302 und 304 des Strafcodex
g.
in Gemurmel des Schmerzes und ein Schauer
Schreckens durchliefen die ganze Menge; die Er-
g hatte den höchſten Grad erreicht.
er Präſident fragte Herrn Sarranti:
Angeklagter, haben Sie etwas zu ſagen?"
Nicht einmal, daß ich unſchuldig bin, dergeſtalt
te ich die gegen mich erhobene Anklage," ant-
te Herr Sarranti.
Und Sie, Maitre Emanuel Richard, haben Sie
zu Gunſten Ihres Clienten vorzubringen?"
Nein, mein Herr," antwortete der Advocat.
Dann ſind die Debatten geſchloſſen," ſagte der
dent.
s fand im ganzen Auditorium eine ungeheure
gung der Theilnahme, gefolgt von einer tiefen
, ſtatt.
as Reſumé des Präſidenten trennte allein den
lagten vom Spruche. Es war vier Uhr Mor-
Man begriff, das Reſumé werde kurz ſein,

und an der Art, wie der ehrenwerthe Herr Präsident die Debatten geleitet hatte, erkannte man, er werde unparteiisch sein.

Sobald er den Mund aufthat, hatten die Huissiers auch nicht nöthig, Stillschweigen aufzuerlegen: die Menge schwieg von selbst.

„Meine Herren Geschworenen," sprach der Präsident mit einer Stimme, aus der er die Aufregung zu verbannen nicht im Stande gewesen war, „ich habe so eben die Debatten geschlossen, deren Länge zugleich peinlich für Ihr Herz, ermüdend für Ihren Geist ist.

„Ermüdend für Ihren Geist; denn sie dauern seit sechzig Stunden.

„Peinlich für Ihr Herz; denn wer wäre nicht bewegt, wenn er als klagende Partei einen Greis sieht, ein Muster der Tugend und der Menschenliebe, die Ehre seiner Mitbürger, und ihm gegenüber, von ihm eines dreifachen Verbrechens angeklagt, einen Mann, den seine Erziehung dazu berief, eine ehrenhafte und sogar glänzende Laufbahn zu verfolgen, und der durch seine Stimme und durch die seines Sohnes, eines würdigen Mönches, gegen die dreifache Anklage, deren Gegenstand er ist, protestirt.

„Mein Herren Geschworenen, Sie sind noch wie ich unter dem Eindrucke der Plaidoyers, die Sie gehört haben. Wir müssen uns also Gewalt anthun, in die Tiefe von uns selbst hinabsteigen, uns mit Ruhe in diesem feierlichen Augenblicke sammeln, und mit kaltem Blute das Ganze dieser langen Debatten wiederaufnehmen."

Dieser Eingang brachte eine tiefe Bewegung im Gemüthe der Zuhörer hervor, und die Menge folgte,

n und keuchend, mit einer glühenden Aufmerk-
it der Analyse des Präsidenten.
lachdem er mit gewissenhafter Treue alle Mittel
nklage hatte die Revue passiren lassen, nachdem
rvorgehoben, was der Mangel der Vertheidi-
Nachtheiliges für den Angeklagten hatte, schloß
hrenwerthe Gerichtsbeamte seine Rede mit fol-
n Worten:
Meine Herren Geschworenen, ich habe vor Ihnen
wissenhaft und so rasch, als es mir möglich war,
Ganze der Sache auseinandergesetzt. Es kommt
Ihnen, es kommt Ihrem hohen Scharfsinne,
: erhabenen Weisheit zu, das Gerechte vom
rechten zu unterscheiden und zu beschließen.
Während Sie diese Prüfung vollführen, werden
den Augenblick erschüttert sein durch die tiefen,
en Gemüthsbewegungen, welche das Herz des
hen Mannes in dem Augenblicke ergreifen, wo
n Urtheil über seines Gleichen fällen und eine
zliche Wahrheit verkündigen soll; doch es wird
n weder an der Erleuchtung, noch am Muthe
, und was auch Ihr Urtheil sein mag, es wird
ouverainen Gerechtigkeit entfließen, besonders
Sie zum Führer den einzigen unfehlbaren
er nehmen: das Gewissen!
Im Vertrauen auf dieses Gewissen, an dem sich
Leidenschaften gebrochen haben, — denn es ist
für Worte, taub für die Freundschaft, taub für
Haß, — bekleidet Sie das Gesetz mit Ihren
baren Functionen, überträgt Ihnen die Gesell-
ihre Vollmachten, und beauftragt Sie mit ihren
htigsten und theuersten Interessen. Die Fa-

milien mögen, Ihnen wie Gott selbst vertrauend, sich unter Ihren Schutz stellen, und die Angeklagten, welche das Gefühl ihrer Unschuld haben, mögen in Ihre Hände ihr Leben mit voller Sicherheit legen und Sie, ohne zu zittern, als Richter annehmen."

Dieses scharfe, präcise, kurze Resumé, das vom ersten bis zum letzten Worte das Gepräge der gewissenhaftesten Unparteilichkeit an sich trug, wurde beständig mit der religiösesten Stille angehört.

Kaum hatte der Präsident zu sprechen aufgehört, als sich das ganze Auditorium aus innerem Antriebe wie ein einziger Mensch erhob und die lebhaftesten Zeichen von Billigung von sich gab, in die sich der laute Beifall der Advocaten mischte.

Herr Gérard hatte den Präsidenten, die Blässe der Angst auf der Stirne, angehört: er fühlte, daß in der Seele des gerechten Mannes, der gesprochen hatte, nicht die Anklage, sondern der Zweifel war.

Es war beinahe vier Uhr, als sich die Jury in den Berathungssaal zurückzog.

Man führte den Angeklagten weg, und, — unerhörtes Factum in den gerichtlichen Annalen! — nicht eine von den seit dem Morgen anwesenden Personen dachte daran, ihren Platz zu verlassen, welche Zeit auch die Berathschlagung sich verlängern sollte.

Es war also von diesem Augenblicke an im Saale ein ungeheures, äußerst belebtes Gespräch, das sich über die verschiedenen Umstände der Debatten entwickelte, während sich zugleich eine entsetzliche Bangigkeit aller Herzen bemächtigte.

Herr Gérard hatte gefragt, ob er sich entfernen könne. Seine Kraft reichte aus, um die Todesstrafe

e Menge war, wie gesagt, sehr gedrängt, und
) bildete sich sogleich eine Passage auf seinem
Jeder trat auf die Seite, als wollte er einem
en oder giftigen Thiere Platz machen; der Zer-
ste, der Aermste, der Schmutzigste der Zuhörer
ich durch die Berührung dieses Menschen be-
eglaubt.
gen halb fünf Uhr hörte man den Ton einer
.
m Inneren des Saales ausgegangen, theilte
Schauer beim Klange dieses Glöckchens nach
nit. Sogleich, wie eine steigende Fluth, schlug
oge den Saal, und Jeder beeilte sich, sich
usetzen. Doch das war eine vergebliche Auf-
: der Chef der Jury ließ ein Actenstück vom
e verlangen.
dessen drangen die ersten Strahlen eines bleichen,
Tages durch die Fenster ein und fingen an
ht der Kerzen und der Lampen zu verwischen.
an die Stunde, wo die stärksten Organisat

theil, was nach einer zweistündigen Berathung verkündigt werden sollte.

Eine elektrische Bewegung theilte sich der ganzen Versammlung mit, deren Schauer man, so zu sagen, auf der Oberfläche sah. Die Stille trat wie durch einen Zauber bei diesem eine Secunde vorher so geräuschvollen und so bewegten Auditorium wieder ein.

Die Verbindungsthüre zwischen dem Audienzsaale und dem Berathungssaale öffnete sich, die Mitglieder der Jury erschienen, und Jeder strengte sich an, zum Voraus auf ihrem Gesichte den Spruch, der verkündigt werden sollte, zu lesen: die Züge von einigen derselben deuteten die lebhafteste Gemüthsbewegung an.

Der Gerichtshof kam einige Augenblicke nachher.

Der Chef der Jury trat vor, und, die Hand auf der Brust, aber mit schwacher Stimme, begann er die Lesung des Wahrspruches.

Fünf Fragen waren der Entscheidung der Jury unterworfen worden.

Sie waren also abgefaßt:

„1. Ist Herr Sarranti schuldig, mit Vorbedacht einen Mord an Orsola begangen zu haben?

„2. Ist dieses Verbrechen anderen hienach specificirten Verbrechen vorangegangen?

„3. War der Zweck desselben, die Vollbringung dieser Verbrechen zu erleichtern oder vorzubereiten?

„4. Hat Herr Sarranti am Tage des 19. August oder in der Nacht vom 19. auf den 20. einen Diebstahl mit Einbruch in der Wohnung von Herrn Gérard begangen?

„5. Hat er die zwei Neffen des genannten Herrn Gérard verschwinden gemacht?“

Es trat eine Pause von einem Augenblicke ein.

Keine Feder vermöchte die Bangigkeit dieses ugenblicks wiederzugeben, der, obgleich schnell wie er Gedanke, dem Abbé Dominique, welcher mit dem dvocaten bei der leeren Bank des Angeklagten ge- lieben war, ein Jahrhundert scheinen mußte.

Der Chef der Jury sprach folgende Worte:

„Bei meiner Ehre und bei meinem Gewissen, or Gott und vor den Menschen ist die Erklärung er Jury:

„„Ja, mit Stimmenmehrheit bei allen Fragen, er Angeklagte ist schuldig!““

Aller Augen waren auf Dominique geheftet: er tand wie die Anderen.

Durch die graue Atmosphäre des Morgens sah an seine Blässe sich in Leichenfarbe verwandeln; r schloß die Augen und hielt sich am Geländer fest, m nicht zu fallen.

Das ganze Auditorium erstickte einen Seufzer des Schmerzes.

Es wurde der Befehl gegeben, den Angeklagten ereinzuführen.

Aller Augen wandten sich nach der kleinen Thüre.

Herr Sarranti erschien wieder.

Dominique reichte ihm die Hand und sprach nur die Worte:

„Mein Vater!“

Doch er hörte den Todesspruch an, wie er die Anklageacte gehört hatte, — ohne ein Zeichen von Aufregung von sich zu geben.

Weniger unempfindlich, stieß Dominique eine Art

von Seufzer aus, ſchaute mit glühendem Auge den Platz an, den Herr Gérard inne gehabt hatte, und zog mit einer krampfhaften Bewegung eine Papierrolle aus ſeiner Taſche; dann ſchob er mit einer äußerſten Anſtrengung dieſe Rolle wieder in ſeinen Rock zurück.

Während des kurzen Augenblicks, der ſo viele verſchiedenartige Empfindungen in ſich ſchloß, beantragte der Herr Staatsanwalt mit einer mehr erſchütterten Stimme, als man von einem Manne hätte erwarten ſollen, der dieſen ſtrengen Spruch hervorgerufen hatte, gegen Herrn Sarranti die Anwendung der Artikel 293, 296, 302 und 304 des Strafcodex.

Der Hof begann die Berathung.

Das Gerücht verbreitete ſich nun im Saale, wenn Herr Sarranti ein paar Secunden im Saale wiederzuerſcheinen geſäumt habe, ſo ſei dies der Fall geweſen, weil er, während man ſeinen Todesſpruch ausgearbeitet, tief eingeſchlafen ſei. Zugleich ſagte man, der Wahrſpruch der Schuldhaftigkeit habe nur die ſtreng nothwendige Majorität für ſich gehabt.

Nach einer Berathung von fünf Minuten ſetzte ſich der Hof wieder, und der Präſident verkündigte mit tiefer Bewegung und einer erſtickten Stimme den Spruch, der Herrn Sarranti zur Todesſtrafe verurtheilte.

Dann ſagte er, ſich an Herrn Sarranti wendend, der ruhig und unempfindlich gehört hatte:

„Angeklagter Sarranti, Sie haben drei Tage, um ein Caſſationsgeſuch einzureichen.“

Sarranti verbeugte ſich.

r Betäubung geriſſen zu werden.
h, doch, meine Herren," rief er, „mein
rd um Caſſation nachſuchen, denn er iſt un-

in Herr," ſagte der Präſident, „das Geſetz
ſolche Worte auszuſprechen, wenn das Ur-
ündigt iſt."
n Advocaten des Angeklagten, Herr Präſi-
h nicht ſeinem Sohne," rief Emanuel. „Wehe
ne, der nicht immer an die Unſchuld ſeines
laubt!"
Präſident ſchien einer Ohnmacht nahe.
in Herr," ſagte er zu Sarranti, dem er die-
gegen alle Gewohnheit gab, „haben Sie
e an den Hof zu richten?"
bitte, frei meinen Sohn ſehen zu dürfen,
offentlich nicht weigern wird, mir als Prie-
dem Schaffot beizuſtehen."
mein Vater, mein Vater," rief Dominique,
den es nie beſteigen, das ſchwöre ich Ihnen!"

II.

Die Liebenden der Rue Macon.

Wir haben gesagt, welche Wirkung der Urtheilspruch im Inneren des Saales hervorbrachte; die Wirkung war außen nicht minder groß.

Kaum waren die Worte: „Zur Todesstrafe!“ von den Lippen des Präsidenten gefallen, da war es wie ein langer Seufzer, wie ein ungeheurer Angstschrei, der, vom Innern des Sitzungssaales ausgegangen, durch die Brust von Tausenden bis auf dem Platze des Chatelet wiederhallte und die Zuschauer schauern machte, als ob die Sturmglocke, welche vor der Revolution die viereckige Tour de l'Horloge enthielt, — wie sie es im Chore mit der Glocke von Saint-Germain-l'Auxerrois in der Nacht vom 24. August 1572 that, — das Signal zu Metzeleien einer neuen St. Bartholomäus-Nacht geben würde.

Diese ganze Menge zog sich düster und traurig zurück; sie verlief sich langsam und niedergeschlagen, das Herz gepreßt von dem entsetzlichen Urtheile, das gesprochen worden war.

Jeder, der unwissend hinsichtlich dessen, was vorging, diese so bestürzte Menge gesehen hätte; Jeder, der diesem stillen Abgange, dieser stummen Desertion beigewohnt hätte, würde kein anderes Motiv für diesen langsamen, düsteren Rückzug gefunden haben, als eine außerordentliche Katastrophe, wie der Ausbruch eines Vulcans, die Ankunft der Pest, oder die ersten Gerüchte von einem Bürgerkriege.

ı Scheine der, vor den ersten Strahlen des
:bleichenden, Lampen und Kerzen hatte das
heil aussprechen hören und diese drohende
ich verlaufen sehen, plötzlich, ohne Uebergang,
eizende Nest, das Salvator und Fragola
n, versetzt worden wäre, würde einen
:n Eindruck empfunden haben, ein Gefühl
ıem, das die frische Luft eines Maimorgens
erlichen, der die Nacht bei einer Orgie zu-
hat, geben muß.
ätte vor Allem das kleine Speisezimmer ge-
essen vier Füllungen mit Bildern von Pom-
)mückt waren; sodann Salvator und Fra-
jeder Seite eines lackirten Tisches sitzend,
hem ein Theeservice in weißem Porzellan
zender Feinheit, wenn auch nicht von großem
tand.
dem ersten Blicke hätte man sogleich zwei
, oder zwei Liebende erkannt, — oder viel-
ei Geschöpfe, die sich lieben.

schen, zärtlichen auf ihren Geliebten gehefteten Blicke das Gepräge einer Gemüthsbewegung so tief, daß sie beinahe an den Schmerz gränzte, an sich, und dies, während an ihrer Seite Salvator einem so großen Kummer preisgegeben schien, daß es ihm nicht einmal einfiel, das Mädchen zu trösten.

Und diese Traurigkeit war sehr natürlich auf beiden Seiten.

Die ganze Nacht abwesend, war Salvator seit einer halben Stunde nach Hause zurückgekommen, und er hatte Fragola in ihren tief erregenden Einzelheiten alle Abenteuer dieser Nacht erzählt: die Erscheinuug von Camille von Rozan bei Frau von Marande, die Ohnmacht von Carmelite, und das Todesurtheil von Herrn Sarranti.

Das Herz von Fragola schauerte mehr als einmal, während sie diese grauenvolle Erzählung hörte, deren Einzelheiten fast eben so traurig in den vergoldeten Salons des Banquier, als im düsteren Saale des Assisenhofes. In der That, war der Leib von Herrn Sarranti durch den Präsidenten des Gerichtes zum Tode verurtheilt worden, war das Herz von Carmelite nicht auch zum Tode verurtheilt durch den Tod von Colombau?

Den Kopf auf die Brust geneigt, träumte sie.

Den Kopf auf seine Hände gestützt, meditirte er; denn es öffnete sich ein ganzer Horizont vor ihm.

Er erinnerte sich jener Nacht, wo er mit Roland über die Mauern des Schlosses Viry gestiegen war; er erinnerte sich des Laufes von Roland durch die Wiesen, durch den Wald, welcher Lauf am Fuße der Eiche sein Ziel gefunden hatte; er erinnerte sich endlich der

Buth, mit der der Hund die Erde aufgekratzt hatte, nd des entsetzlichen Eindrucks, der ihn, Salvator, rgriffen, als das Ende seiner gekrümmten Finger ie seidenen Haare des Kindes berührte.

Welchen Zusammenhang konnte dieser unter einer iche begrabene Leichnam mit der Sache von Herrn Sarranti haben? Wäre es, statt ein Beweis zu einen Gunsten zu sein, vielmehr ein Beweis gegen n? . . . Und dann Mina, hieß das nicht sie ins Verderben stürzen?

Oh! wenn Gott die Gnade haben wollte, einen Strahl seines Lichtes in das Gehirn von Salvator erabsteigen zu lassen!

Vielleicht auch durch Rose-de-Noël . . .

Hieß es aber nicht das nervöse Kind tödten, es uf das blutige Kapitel seiner Kindheit zurückbringen?

Welche Mission hatte er übrigens erhalten, in llen diesen finstern Tiefen zu wühlen?

Und dennoch, — hatte er nicht den Namen Salvator angenommen, und schien nicht Gott in seine Hand den Faden zu legen, mittelst dessen er sich in iesem Labyrinthe von Verbrechen ausfinden konnte?

Er würde Dominique aufsuchen, — war er nicht erbunden gegen diesen Priester, dem er das Leben erdankte? — Er würde zu seiner Verfügung alle iese Halbscheine von Wahrheit stellen, welche wie Blitze blenden müßten.

Sobald dieser Entschluß gefaßt war, stand er uf, um ihn in Ausführung zu bringen, als das Geräusch der Klingel ertönte.

Roland, der, bei seinem Herrn liegend, langsam einen verständigen Kopf emporgehoben hatte, richtete

ſich auf ſeinen Pfoten auf, als er den Ton des Glöckchens hörte.

„Wer kommt, Roland?“ fragte Salvator. „Iſt es ein Freund?“

Der Hund hörte ſeinen Herrn, und, als hätte er ihn verſtanden, ging er langſam auf die Thüre mit dem Schwanze wedelnd zu, was ein untrügliches Zeichen von Sympathie war.

Salvator lächelte und öffnete die Thüre.

Dominique erſchien bleich, traurig und ernſt auf der Schwelle.

Salvator gab einen Freudenſchrei von ſich.

„Seien Sie willkommen in meinem armen Hauſe! Ich dachte an Sie; ich war im Begriffe, zu Ihnen zu gehen.“

„Ich danke,“ ſagte der Prieſter; „Sie ſehen, daß ich Ihnen die Mühe des Weges erſpart habe.“

Fragola war aufgeſtanden beim Anblicke dieſes ſchönen Mönches, den ſie nur ein einziges Mal, beim Bette von Carmelite, geſehen hatte.

Dominique ſchickte ſich an, zu ſprechen. Salvator machte eine Geberde der Bitte, daß der Mönch, ſtatt zu ſprechen, höre.

Der Mönch drückte ſeine halbgeöffneten Lippen wieder zuſammen und hörte.

„Fragola,“ ſagte Salvator, „theures Kind meines Herzens, komm hierher!“

Das Mädchen näherte ſich und ſtützte ihren Arm auf den Arm ihres Geliebten.

„Fragola,“ fuhr Salvator fort, „glaubſt Du, daß mein Leben ſeit ſieben Jahren von einigem Nutzen für die Menſchen geweſen iſt, glaubſt Du, daß ich

einiges Gute auf Erden gethan habe, so kniee vor diesem Märtyrer nieder, küsse den Saum seines Kleides und danke ihm; denn ihm verdanke ich es, daß ich nicht seit sieben Jahren eine Leiche bin!"

„Oh! mein Vater!" rief Fragola, sich auf die Kniee werfend.

Dominique reichte ihr die Hand und sprach:

„Stehen Sie auf, mein Kind; danken Sie Gott: Gott allein gibt und nimmt das Leben."

„Es war also der Abbé Dominique, der in Saint-Roche an dem Tage predigte, wo Du Dich tödten wolltest?" fragte Fragola.

„Ich hatte die geladene Pistole in meiner Tasche; mein Entschluß war gefaßt; noch eine Stunde, und ich sollte zu existiren aufhören. Das Wort dieses Mannes hat mich vom Rande des Abgrundes zurückgehalten: ich habe gelebt."

„Und Sie danken Gott, daß Sie leben?"

„Oh! ja, von ganzer Seele!" erwiederte Salvator, Fragola anschauend. „Darum sagte ich Ihnen: „„Mein Vater, welche Sache Sie auch wünschen mögen, und sollte Ihnen diese Sache unmöglich scheinen, zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht es sein mag, ehe Sie an eine andere Thüre klopfen, klopfen Sie an die meine!""

„Und Sie sehen, ich bin gekommen!"

„Was wünschen Sie, daß ich thun soll? Befehlen Sie!"

„Halten Sie meinen Vater für unschuldig?"

„Ja, bei meiner Seele, das ist meine Ueberzeugung; und ich kann Ihnen vielleicht den Beweis seiner Unschuld erlangen helfen."

„Ich habe ihn!“ antwortete der Mönch.

„Hoffen Sie Ihren Vater zu retten?“

„Ich bin deſſen ſicher!“

„Bedürfen Sie der Mitwirkung meines Armes oder meines Verſtandes?“

„Niemand außer mir ſelbſt kann mir bei Verfolgung meines Werkes helfen.“

„Was verlangen Sie dann von mir?“

„Etwas, was mir unmöglich ſcheint, daß ich es durch Ihre Vermittlung erlange; doch Sie hießen mich zu Ihnen kommen, um welcher Sache willen es auch ſein möge, und ich hätte nicht kommend zum Verräther an meiner Pflicht zu werden geglaubt.“

„Sagen Sie mir Ihren Wunſch.“

„Ich muß heute, ſpäteſtens morgen eine Audienz beim König erhalten . . . Sie ſehen, mein Freund, daß das unmöglich iſt . . . wenigſtens durch Sie.“

Salvator wandte ſich lächelnd gegen Fragola um und ſagte:

„Taube, fliege aus der Arche und komm nur mit dem Oelzweige zurück.“

Fragola ging, ohne zu antworten, in das Nebenzimmer, ſetzte einen Hut mit einem Schleier auf, warf auf ihre Schultern eine Mantille von engliſchem Stoffe, kam wieder zurück, reichte Salvator ihre Stirne zum Kuſſe und entfernte ſich.

„Setzen Sie ſich, mein Vater,“ ſagte der junge Mann. „In einer Stunde werden Sie Ihre Audienz für heute oder für morgen ſpäteſtens haben.“

Der Prieſter ſetzte ſich und ſchaute Salvator mit nem Erſtaunen an, das an die Betäubung gränzte.

„Aber wer ſind Sie denn,“ fragte er Salvator,

„Sie, der Sie unter einem so demüthigen Anscheine über eine so große Macht verfügen?“

„Mein Vater,“ antwortete Salvator, „ich bin wie Sie: ich muß allein auf dem Wege gehen, den ich mir vorgezeichnet habe; erzähle ich aber je einem Menschen mein Leben, so verspreche ich Ihnen, daß Sie es sein werden.“

III.

Die Quadrupel-Allianz.

Das Atelier, oder vielmehr das Gewächshaus von Regina, bot in der Stunde, wo der Abbé Dominique bei Salvator eintrat, das heißt gegen zehn Uhr Morgens, das anmuthige Schauspiel von drei auf demselben Sopha gruppirten Frauen mit einem zu ihren Füßen liegenden Kinde.

Diese drei Frauen, welche unsere Leser schon erkannt haben, waren die Gräfin Rappt, Frau von Marande und Carmelite; das Kind war die kleine Abeille.

Beunruhigt über die Art, wie Carmelite die Nacht zugebracht, hatte Regina, frühzeitig aufgestanden, Nanon abgeschickt, um sich nach ihrer Freundin erkundigen zu lassen, und zugleich mit dem Auftrage, sie in ihrem Wagen zurückzubringen, sollte sie sich wohl genug fühlen, um den Morgen im Hotel Lamothe-Houdan zuzubringen.

Carmelite besaß die unbezwinglichste von allen Kräften: die Willenskraft; sie verlangte von Nanon

„Ich habe ihn!“ antwortete der Mönch.

„Hoffen Sie Ihren Vater zu retten?“

„Ich bin deſſen ſicher!“

„Bedürfen Sie der Mitwirkung meines Ar
oder meines Verſtandes?“

„Niemand außer mir ſelbſt kann mir bei Ver
gung meines Werkes helfen.“

„Was verlangen Sie dann von mir?“

„Etwas, was mir unmöglich ſcheint, daß i
durch Ihre Vermittlung erlange; doch Sie
mich zu Ihnen kommen, um welcher Sache will
auch ſein möge, und ich hätte nicht kommen
Verräther an meiner Pflicht zu werden

„Sagen Sie mir Ihren Wunſch.“

„Ich muß heute, ſpäteſtens morgen ein
beim König erhalten . . . Sie ſehen, mein
daß das unmöglich iſt . . . wenigſtens

Salvator wandte ſich lächelnd gegen
und ſagte:

„Taube, fliege aus der Arche und kom
dem Oelzweige zurück.“

Fragola ging, ohne zu antworten, in
zimmer, ſetzte einen Hut mit einem
warf auf ihre Schultern eine Mantille
Stoffe, kam wieder zurück, reichte
Stirne zum Kuſſe und entfernte ſich.

„Setzen Sie ſich, mein Vater,“ ſa
Mann. „In einer Stunde werden Sie
für heute oder für morgen ſpäteſtens

Der Prieſter ſetzte ſich und ſchaute
einem Erſtaunen an, das an die Betä

„Aber wer ſind Sie denn,“ fragt

nur die Zeit, um einen Shawl über ihre Schultern zu werfen, ſtieg in den Wagen und kam zu Regina.

Sie hatte Regina für alle ihre Bemühungen am vorhergehenden Tage zu danken; das war das erſte Bedürfniß ihrer Seele; die Beſchwerden ihres Leibes kamen erſt nachher.

Man höre nun, was geſchehen war.

Als Herr von Marande gegen ſieben Uhr Morgens das Zimmer ſeiner Frau verließ, ſuchte Frau von Marande zu ſchlafen, doch vergebens: es war ihr unmöglich.

Um acht Uhr ſtand ſie auf; ſie nahm ein Bad, und ließ dann Herrn von Marande um Erlaubniß bitten, ſich nach Carmelite erkundigen zu dürfen.

Herr von Marande, der auch nicht geſchlafen hatte und ſchon bei der Arbeit war, klingelte, und ließ, ſtatt jeder Antwort, dem Kutſcher ſagen, er ſolle anſpannen und ſich Madame für den ganzen Morgen zur Verfügung ſtellen.

Um zehn Uhr ſtieg Frau von Marande in den Wagen und gab Befehl, nach der Rue de Tournon zu fahren.

Sie kam gerade in dem Augenblicke an, wo ſich Carmelite von Hauſe entfernt hatte; doch die Kammerfrau wußte zum Glücke, wohin Carmelite gegangen war; der Kutſcher erhielt alſo Befehl, ſeine Gebieterin nach dem Boulevard des Invalides zur Gräfin Rappt zu fahren.

Frau von Marande traf hier zehn Minuten nach Carmelite ein.

Carmelite hatte die kleine Abeille auf den Knieen auf einem Tabouret vor Regina gefunden; ſie ließ

wahre Coquette, was sie schon war, die Ein-
der Soirée am vorhergehenden Abend er-

dem Augenblicke, wo Regina dem Kinde die
nacht von Carmelite erzählte, welche Ohnmacht
rch die erstickende Hitze, die in den Salons
hte, zu erklären suchte, trat Carmelite ein, und
Kind warf sich ihr um den Hals, küßte sie zärt-
nd fragte, wie sie sich befinde.
egina hatte zwei Gründe gehabt, um zu Car-
zu schicken: einmal wollte sie Kunde über ihre
dheit haben; und dann, wenn Carmelite käme,
ie selbst zu geben, gedachte sie ihr zu sagen,
i am Abend große Fête im Ministerium der
ärtigen Angelegenheiten, und ihr einen Einla-
brief zuzustellen: das Mädchen könnte, nach
Belieben, auf diesen Ball als Eingeladene
als Künstlerin gehen, singen oder nicht singen.
Carmelite nahm die Einladung im Namen der
lerin an; sie hatte am Tage vorher eine so
, zu gleicher Zeit aber so heilsame Prüfung
gemacht, daß sie fortan nichts mehr zu fürchten
hte. Kein Publikum, selbst das eines Ministe-
s, war zu fürchten, so fremd es der Kunst sein
e; kein Mensch konnte mehr diejenige erschrecken,
e vor dem unheilvollen Gespenste, das ihr er-
en war, gesungen hatte.
s wurde also verabredet, Carmelite sollte auf
n Ball als Künstlerin gehen, — von Regina
stellt und patronisirt.
Nan war so weit, als Frau von Marande
at.

Es war ein Freudenſchrei, zugleich von den zwei Freundinnen und von der kleinen Abeille ausgeſtoßen, welche Frau von Marande ungemein liebte.

„Ah! die Fee Türkis!“ rief Abeille.

Frau von Marande hatte die ſchönſten Türkiſe von Paris, und darum nannte ſie Abeille ſo, wie ſie ihre Schweſter die Fee Carita nannte, wegen ihres Abenteuers mit Roſe-de-Noël; wie ſie Carmelite die Fee Grasmücke nannte, wegen ihrer bewunderungswürdigen Stimme, und Fragola die Fee Mignonne, wegen ihrer zarten Taille und ihres graziöſen Halſes. Waren die vier jungen Frauen beiſammen, ſo behauptete Abeille, das Reich der Feen ſei vollſtändig.

Das Reich der Feen ſollte an dieſem Tage vollſtändig ſein; denn kaum hatte Frau von Marande einen Kuß mit ihren zwei Freundinnen ausgetauſcht, als die Thüre ſich öffnete und man Fragola meldete.

Die drei jungen Frauen ſtürzten der vierten Freundin entgegen, derjenigen von Allen, welche man am ſeltenſten ſah, und umarmten ſie nach und nach, während Abeille, welche eiligſt ihren Theil an den Liebkoſungen haben wollte, um die Gruppe hüpfte und rief:

„Und ich! und ich! liebſt Du mich nicht mehr, Fee Mignonne?“

Fragola wandte ſich endlich gegen Abeille um, hob ſie in ihren Händen wie einen Vogel auf und bedeckte das Geſicht des kleinen Mädchens mit Küſſen.

„Man ſieht Dich nicht mehr, Liebe!“ ſagten gleichzeitig Regina und Frau von Marande, indeß ſich Carmelite, der Fragola während ihrer Wiedergeneſung treue Geſellſchaft geleiſtet hatte, da ſie ihr keinen

ähnlichen Vorwurf machen konnte, darauf beschränkte, daß sie ihr die Hand drückte.

„Es ist wahr, meine Schwestern," erwiederte Fragola, „Ihr seid die Prinzessinnen, und ich bin die arme Cendrillon*), muß beim Herde bleiben . . ."

„Ah! nicht wie Cendrillon," sagte Abeille, „wie Trilby."

Das Kind hatte das reizende Mährchen von Charles Nodier gelesen.

„Außer bei großen Veranlassungen," fuhr Fragola fort, „außer bei ernsten Dingen . . . Dann wage ich es, und ich komme, um Euch zu fragen, theure Schwestern, ob Ihr mich immer noch liebet?"

Eine dreifache Umarmung beantwortete diese Frage.

„Große Veranlassungen . . . ernste Dinge . . ." wiederholte Regina; „in der That, Dein hübsches Gesicht ist traurig."

„Sollte Dir ein Unglück widerfahren sein?" fragte Frau von Marande.

„Dir . . . oder ihm?" fragte Carmelite, welche begriff, daß die größten Mißgeschicke nicht immer diejenigen sind, welche uns treffen.

„Oh! nein, Gott sei gelobt!" rief Fragola; „weder ihm, noch mir, sondern einem Freunde."

„Welchem Freunde?" fragte Regina.

„Dem Abbé Dominique."

„Ah! es ist wahr," rief Carmelite, „sein Vater . . .!"

---

*) Aschenbrödel.

„Verurtheilt!“

„Zum Tode?“

„Zum Tode!“

Die jungen Frauen ſtießen einen ſchwachen Schrei aus.

Dominique war der Freund von Colombau geweſen. Dominique war ihr Freund.

„Was kann man für ihn thun?“ fragte Carmelite.

„Soll man um die Begnadigung von Herrn Sarranti bitten?“ ſagte Regina. „Mein Vater iſt beim König wohl gelitten.“

„Nein,“ erwiederte Fragola, „man muß um etwas minder Schwieriges bitten, meine geliebte Regina, und Du biſt es, die darum bitten wird.“

„Was iſt es? Sprich!“

„Man muß den König um einen Audienzbrief bitten.“

„Für wen?“

„Für den Abbé Dominique.“

„Für welchen Tag?“

„Für heute.“

„Iſt es nur das?“

„Ja . . . es iſt wenigſtens Alles, was er für den Augenblick verlangt.“

„Klingle, mein Kind,“ ſagte Regina zu Abeille.

Abeille klingelte.

Sodann zu Regina zurückkommend, fragte ſie:

„Oh! meine Schweſter, wird man ihn tödten?“

„Wir werden thun, was nur immer möglich iſt, damit ein ſolches Unglück nicht geſchieht,“ erwiederte Regina.

In diesem Augenblicke erschien Nanon.

„Lassen Sie sogleich einspannen," sagte Regina, ohne eine Minute zu verlieren, und melden Sie meinem Vater, ich begebe mich wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit in die Tuilerien."

Nanon entfernte sich.

„Zu wem gehst Du in den Tuilerien?" fragte Frau von Marande.

„Zu wem soll ich gehen, wenn nicht zur vortrefflichen Herzogin von Berry?"

„Ah! Du gehst zu Madame?" sagte die kleine Abeille. „Ich will mit Dir gehen. Mademoiselle hat mir gesagt, ich soll jedes Mal kommen, so oft mein Vater oder Du Madame die Aufwartung machen."

„Wohl, es sei; komm!"

„Oh! welch ein Glück! welch ein Glück!" rief Abeille.

„Liebes Kind!" sprach Fragola, das Mädchen umarmend.

„Ja, und während meine Schwester Madame sagt, der Abbé Dominique müsse den König sehen, werde ich Mademoiselle sagen, wir kennen den Abbé, und man dürfe seinem Vater nichts zu Leide thun."

Die vier Frauen weinten, als sie das naive Versprechen des Kindes hörten, das, ohne genau zu wissen, was das Leben ist, schon gegen den Tod kämpfte.

Nanon kam wieder und meldete, da der Marschall so eben selbst von den Tuilerien zurückkehre, so stehe ein Wagen im Hofe angespannt.

„Vorwärts!" rief Regina; „verlieren wir kei-

nen Augenblick. Komm, Abeille, und thu', was Du sagtest; das kann Dir nur Glück bringen."

Dann schaute sie auf die Pendeluhr, wandte sich an ihre drei Freundinnen und sagte:

„Es ist elf Uhr; um Mittag werde ich mit dem Audienzbriefe zurücksein. Erwarte mich, Fragola."

Hienach ging Regina ab und ließ ihre Freundinnen beisammen, — voll Vertrauen zum Einflusse von Regina, besonders aber zur wohlbekannten Güte von derjenigen, deren erhabene Protection sie anflehen wollte.

Wir haben schon einmal, wie man sich erinnert, die vier Hauptheldinnen unseres Romans am Fuße des Bettes von Carmelite getroffen; wir finden sie diesmal am Fuße des Schaffots von Herrn Sarranti versammelt. Wir haben ein paar Worte von ihrer gemeinschaftlichen Erziehung gesagt; schauen wir weiter vor in diesen ersten Jahren der ganz von Blumen und Wohlgerüchen erfüllten Jugend, und sehen wir das Band, das sie vereinigte. Wir haben Zeit, einen Schritt rückwärts zu machen: Regina hat selbst gesagt, sie werde nicht vor Mittag zurücksein.

Dieses Band war mächtig; es mußte so sein, um aus vier, den Neigungen, dem Range, dem Temperamente, der Laune nach so verschiedenen, Mädchen eine und dieselbe Neigung, eine und dieselbe Laune, einen einzigen Willen zu machen.

Alle Vier, Regina, Tochter des noch lebenden Generals von Lamothe-Houdan; Lydie, die Tochter des, wie wir gesehen, gestorbenen Obersten Laclos; Carmelite, die Tochter des bei Champaubert getödteten Kapitäns Gervais; und Fragola, die Tochter des

ıtworten wir aber vor Allem eine Frage,
ıigen, welche uns auf der Fährte folgen,
auf einem Verſehen zu ertappen, unfehlbar
machen würden.
war Fragola, die Tochter eines einfachen
ers, eines gemeinen Reiters, in Saint-Denis
n worden, wo nur den Töchtern von Offi-
:r Eintritt gewährt wird?
werden es in ein paar Zeilen ſagen.
Waterloo, in dem Augenblicke, wo Napoleon,
daß die Schlacht unter ſeinen Händen eine
g zum Weichen nahm, Befehle über Befehle
verſchiedenen Diviſionen ſandte, mußte er
dig eine Ordre an den General Grafen von
Commandanten der jungen Garde, ſchicken.
ıte umher: keine Adjutanten mehr; Alle
ıbgegangen, das Schlachtfeld in jeder Rich-
ɛchfurchend.
rblickte einen Trompeter und rief ihm.
Trompeter eilte herbei.

„Und wenn ich getödtet werde, wird mir der Kaiser eine Gnade bewilligen?“

„Ja, sprich geschwinde . . . Was willst Du?“

„Ich wünsche, daß, wenn mich der Tod trifft, meine Tochter Athenais Ponroy, welche mit ihrer Mutter in der Rue des Amandiers Nr. 17 wohnt, in Saint-Denis wie eine Officierstochter erzogen werde.“

„Das wird geschehen: gehe ruhig.“

„Es lebe der Kaiser!“ rief der Trompeter.

Und er ging im Galopp ab.

Er durchritt die ganze Front der Schlacht und kam bis zum Grafen Lobau; nun, als er ankam, fiel er, dem General das Papier reichend, das den Befehl enthielt, vom Pferde. Ein Wort auszusprechen, war ihm unmöglich: er hatte den Schenkel gebrochen, eine Kugel im Bauche und eine andere in der Brust.

Niemand hörte mehr etwas vom Trompeter Ponroy.

Doch der Kaiser erinnerte sich seines Versprechens; bei seiner Ankunft in Paris gab er Befehl, die Kleine sogleich nach Saint-Denis zu führen und dort aufzunehmen.

So war die demüthige Athenais Ponroy, — deren ein wenig anspruchsvoller Taufname Salvator in den Fragola verwandelt hatte, — so war die demüthige Athenais Ponroy in Saint-Denis mit den Töchtern der Obersten und der Marschälle aufgenommen worden.

Diese vier Mädchen von so verschiedenen Lebenslagen und Glücksumständen fanden sich eines Tags

ng verbunden durch eine Herzensverschwisterung, welche dieselben, sie von der Kindheit an vereinigend erst beim Tode trennen sollte. Für sich allein, so zu sagen, die ganze französische Gesellschaft repräsentirend, hätte man sie für die Verkörperung der Aristokratie, des Adels aus dem Kaiserreiche, des Bürgerthums und des Volkes gehalten.

Alle Vier von demselben Alter, mit einem Unterschiede von ein paar Monaten, hatten sie von den ersten Tagen ihres Eintrittes in das Pensionnat an für einander eine lebhafte Sympathie gefühlt, welche gewöhnlich in den Colléges oder den Pensionnats die Zöglinge von so verschiedenen Ständen und Lebensstellungen nicht hegen; unter diesen vier Mädchen hatte der Rang, das Vermögen, der Name keine Bedeutung: die Tochter des Capitäns Gervais hieß Caroline für Lydie, die Tochter des Trompeters Ponroy hieß Athenais für Regina. Keine Erinnerung an die Größe der Einen oder die geringen Herkunft der Andern störte diese reine Zuneigung, welche allmälig eine innige und tiefe Freundschaft wurde.

Der Kindeskummer, der Eine treffen mochte, fand ein Wiederhall im Herzen der drei Anderen, und sie ihr Leid theilten, so theilten sie auch ihre Freuden, ihre Hoffnungen, ihre Träume, kurz ihr Leben; denn ist in dieser Zeit das Leben etwas Anderes als ein Traum?

So war die Verschwisterung in der vollen Bedeutung des Wortes, die Verschwisterung wachsend und immer enger schließend, nach Maßgabe der Jahre Monate, der Jahre, und im letzten Jahre die Verhältnisse annehmend, daß ihre Quadrupel-

Allianz in Saint-Denis ſprüchwörtlich geworden war.

Doch es ſollte der letzte Tag dieſes gemeinſchaftlichen Lebens kommen. Noch einige Monate, und Jede ſollte, aus Saint-Denis austretend, einen andern Weg einſchlagen, um nach dem väterlichen Hauſe zurückzukehren: die Eine nach dem Faubourg Saint-Germain, die Andere nach dem Faubourg Saint-Honoré, Dieſe nach dem Faubourg Saint-Jacques, Jene nach dem Faubourg Saint-Antoine. Ebenſo ſollten ſie vier verſchiedenen Wegen im Leben folgen, und Jede ſollte in eine Welt eintreten, wo ihr die drei Anderen nur noch durch Zufall begegnen könnten.

Es war alſo vorbei mit dieſer reizenden Vertraulichkeit, mit dieſem ſüßen Leben zu Vier, wobei Keine verloren und Jede gewonnen hatte! es war geſchehen um dieſes ſeit vier Jahren von denſelben Gemüthsbewegungen ſchlagende Quadrupel-Herz! es war geſchehen um dieſe friedliche, lächelnde Kindheit! Alles dies ſollte verſchwinden ohne Hoffnung auf Wiederkehr. Dieſer zu Vier begonnene Traum, Jede ſollte ihn allein fortſetzen; der Kummer der Einen würde der Andern unbekannt ſein. Das Penſionsleben war ein langer, köſtlicher Traum; das wirkliche Leben ſollte anfangen.

Ohne Zweifel war es der Zufall, oder vielmehr — laſſen wir dieſer grauſamen Gottheit ihren wahren Namen, — das Geſchick, das ſie unter ſeinem Hauche zerſtreute und wie Blumen in den vier Winden des Lebens verzettelte. Doch ſie widerſtanden muthig, bogen ſich wie die Rohre, brachen aber nicht.

chten alſo unter ſich den Vertrag, deſſen
el war, Jede ſollte ſich erheben auf den
ndern, zu jeder Stunde des Tages, zu
e der Nacht, in welchem Momente des
wäre, in welcher freien oder dornigen,
der traurigen, gefährlichen oder verzwei-
, die Eine von ihnen die Andere oder
rei Anderen zu Hülfe rufen würde.
ben ſie, dieſem Vertrage treu, auf den
rbenden Carmelite erſcheinen ſehen; wir
nicht minder pünktlich bei nicht minder
anlaſſung wiederfinden.
ben geſagt, wie es verabredet war, alle
Aſchermittwoch bei der Mittagsmeſſe in
: zuſammenzukommen.
zwei bis drei Jahren, welche ſeit ihrem
us der Penſion verlaufen waren, hatten
nd Fragola ihre Freundinnen faſt nur
ährlichen Rendez-vous geſehen.

vielleicht, ſich auf einander ſtützend, erreicht, was ein Congreß von Diplomaten nicht hätte erreichen können.

Und, in der That, ſie Vier hielten, auf die vier aufſteigenden und abſteigenden Sproſſen der Geſellſchaft geſtellt, die Schlüſſel des ganzen ſocialen Gebäudes: den Hof, die Ariſtokratie, die Armee, die Wiſſenſchaft, die Geiſtlichkeit, die Sorbonne, die Univerſität, die Academie, das Volk, was weiß ich? Ihre Schlüſſel paßten in alle Schlöſſer, öffneten alle Thüren; ſie Vier repräſentirten die abſolute, unbegrenzte Macht.

Nur gegen den Tod, wie wir geſehen haben, vermochten ſie nichts.

Mit denſelben Tugenden begabt, von denſelben Grundſätzen erfüllt, von denſelben Gefühlen durchdrungen, zu denſelben Opfern, zu derſelben Hingebung fähig, ſchienen ſie geboren für das Gute, und vereinzelt oder mit einander, um welchen Preis es ſein mochte, ſtrengte ſich, war die Gelegenheit geboten, Jede an, es zu vollbringen.

Wir werden ohne Zweifel in der Folge unſerer Erzählung Gelegenheit haben, ſie im Kampfe mit Leidenſchaften aller Art zu beobachten, und wir werden dann vielleicht ſehen, wie aus den furchtbarſten Kämpfen die wohlgeſtählten Seelen ſiegreich hervorgehen können.

Hören wir nun.

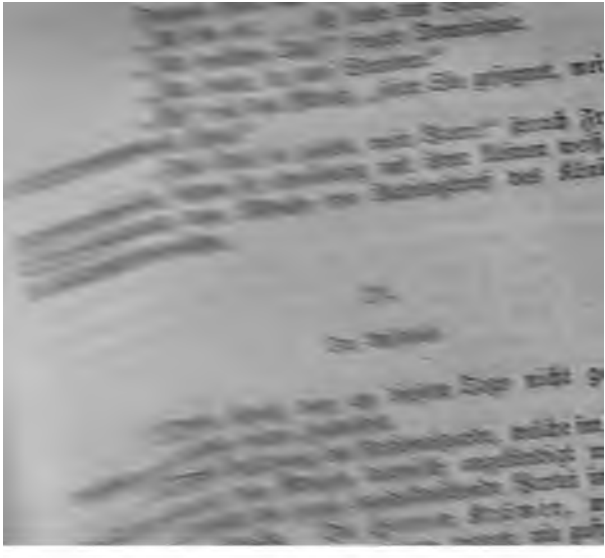
Es hat zwölf Uhr geſchlagen, Regina muß bald zurückkommen.

Einige Minuten nach zwölf Uhr wird das Rollen eines Wagens hörbar.

Die drei jungen Frauen, welche mit einander

t . . . worüber? Carmelite gewiß von Todten;
i Anderen vielleicht von Lebenden, — die drei
Frauen erhoben ſich gleichzeitig.
Herzen ſchlugen gleichſtimmig; das von
aber ſicherlich lebhafter, als die der zwei
1.
gleich hörte man die Stimme der kleinen Abeille,
ein köſtlicher Vorläufer, entſprungen war,

er ſind wir! hier ſind wir! hier ſind wir!
Schweſter Rina hat die Audienz."
) ſo rufend erſchien ſie im Gewächshauſe.
ina trat wirklich hinter ihr lächelnd wie eine
1 ein: ſie hielt den Audienzbrief in der Hand.
Audienz war in dem Briefe auf denſelben
t halb drei Uhr beſtimmt; es war alſo keine
zu verlieren.
zwei jungen Frauen umarmten ſich, ihre Freund-
hwüre erneuernd. Fragola ging raſch die
hinab, ſprang in den Wagen, der ſchneller
:n verſprach, als ihr Fiacre, und der mit
i geſchmückte Wagen brachte das ſchöne, rei-
lind nach ſeiner beſcheidenen Wohnung und
r der Thüre des Ganges der Rue Macon an.
zwei Männer ſtanden am Fenſter.
e iſt es!" ſagten ſie gleichzeitig.
1 einem mit Wappen geſchmückten Wagen?"
er Mönch Salvator.
.; doch das iſt nicht die Frage. Hat ſie den
brief oder hat ſie ihn nicht?"
e hält ein Papier in der Hand!" rief der



verbreitet hatte, als eine unheilvolle Kunde,
wenig dazu beitrug, die Gährung bei einer an-
chen Partei zu vermehren.
nd, obſchon Seine Majeſtät die Meſſe in Ge-
aſt Ihrer Königlichen Hoheiten des Dauphin,
rau Herzogin von Berry gehört; obſchon Sie
Herrlichkeit den Kanzler, Ihre Excellenzen die
ter, die Staatsräthe, die Cardinäle, den Herrn
n von Talleyrand, den Nuntius des Papſtes,
eſandten von Sardinien, den Geſandten von
l, den Großreferendär der Pairskammer, eine
Anzahl von Deputirten und Generalen em-
en; obſchon Sie den Heirathsvertrag von Herrn
de la Vallière, General-Einnehmer der Finan-
r Ober-Pyrenäen, mit Fräulein Charlet unter-
t hatte, hatten doch dieſe verſchiedenen Uebun-
icht den Einfluß gehabt, die Stirne des ſorgen-
Monarchen zu entrunzeln, und wir wiederholen,
Majeſtät war auf tauſend Meilen davon ent-
von einer tollen Heiterkeit zwiſchen ein und
Uhr des Nachmittags am 30. April 1827 zu

eine Stirne drückte im Gegentheile eine düſtere
e aus, die ihm gewöhnlich fremd. Es war in
öniglichen Greiſe, der gut und einfältigen Her-

„Dann geht Alles gut," sagte Salvator.

Dominique eilte nach dem Ruheplatze.

Fragola hörte die Thüre sich öffnen und rief:

„Ich bin es . . . ich habe den Brief!"

„Für welchen Tag?" fragte Dominique.

„Für heute, in zwei Stunden!"

„Ah!" rief der Mönch, „seien Sie gesegnet, mein theures Kind!"

„Und Gott sei gelobt, mein Vater!" sprach Fragola, indem sie ehrerbietig mit ihrer kleinen weißen Hand dem Mönche den Audienzbrief des Königs überreichte.

IV.

Der Aufschub.

Der König war an diesem Tage nicht gerade von einer tollen Heiterkeit.

Die Auflösung der Nationalgarde, welche im Moniteur von Morgen laconisch angekündigt worden war, hatte die ganze handeltreibende Partei in Aufruhr gebracht. Die Herren Krämer, wie die Herren von Hofe sie nannten, waren nie zufrieden: sie murrten, wie wir schon gesagt haben, wenn man sie die Wache beziehen ließ und sie murrten, wenn man ihnen verbot, sie zu beziehen.

Was wollten sie denn?

Die Juli-Revolution zeigte, was sie wollten.

Fügen wir diesem bei, daß die Verurtheilung ...n Herrn Sarranti, welche sich durch die ganze

Stadt verbreitet hatte, als eine unheilvolle Kunde, nicht wenig dazu beitrug, die Gährung bei einer ansehnlichen Partei zu vermehren.

Und, obschon Seine Majestät die Messe in Gesellschaft Ihrer Königlichen Hoheiten des Dauphin, der Frau Herzogin von Berry gehört; obschon Sie Seine Herrlichkeit den Kanzler, Ihre Excellenzen die Minister, die Staatsräthe, die Cardinäle, den Herrn Fürsten von Talleyrand, den Nuntius des Papstes, den Gesandten von Sardinien, den Gesandten von Neapel, den Großreferendär der Pairskammer, eine große Anzahl von Deputirten und Generalen empfangen; obschon Sie den Heirathsvertrag von Herrn Taffin de la Vallière, General-Einnehmer der Finanzen der Ober-Pyrenäen, mit Fräulein Charlet unterzeichnet hatte, hatten doch diese verschiedenen Uebungen nicht den Einfluß gehabt, die Stirne des sorgenvollen Monarchen zu entrunzeln, und wir wiederholen, Seine Majestät war auf tausend Meilen davon entfernt, von einer tollen Heiterkeit zwischen ein und zwei Uhr des Nachmittags am 30. April 1827 zu sein.

Seine Stirne drückte im Gegentheile eine düstere Unruhe aus, die ihm gewöhnlich fremd. Es war in dem königlichen Greise, der gut und einfältigen Herzens, ein wenig von der Sorglosigkeit des Kindes; überdies war er überzeugt, er gehe auf dem guten, auf dem wahren Wege, und der Letzte von dem Geschlechte, dessen Schutzdach die Falten der weißen Fahne bildeten, hatte er zum Wahlspruche die Devise der alten Tapfern genommen; **Thue, was Du sollst, komme, was da will!**

Er trug nach seiner Gewohnheit jene Uniform, — blau mit Silber, — mit der Vernet ihn, eine Revue passirend, gemalt hat; er hatte auf der Brust das große Band und den Stern vom heiligen Geiste, mit welcher Decoration er ein Jahr später Victor Hugo empfangen und ihm die Aufführung von Marion Delorme verweigern sollte. — Die Verse des Dichters über diese Zusammenkunft leben noch; Marion Delorme wird immer leben. Wo bist Du, guter König Karl X., der Du den Kopf der Väter den Kindern und die Aufführung der Stücke den Dichtern verweigertest?

Als er den Huissier vom Dienste den Besuch melden hörte, für welchen ihn seine Schwiegertochter um eine Audienz gebeten hatte, hob der König sein gebeugtes Haupt empor.

„Der Abbé Dominique Sarranti?" wiederholte er maschinenmäßig; „ja, das ist es!"

Doch ehe er antwortete, nahm er von seinem Schreibtische ein Blatt Papier, und als er es mit den Augen durchlaufen hatte, sagte er:

„Man lasse den Abbé Dominique eintreten."

Der Abbé Dominique erschien auf der Thürschwelle; hier blieb er, die Hände auf seiner Brust gekreuzt, stehen und verbeugte sich tief.

Der König verbeugte sich auch, nicht vor dem Menschen, sondern vor dem Priester.

„Treten Sie ein, mein Herr," sagte er.

Der Abbé machte ein paar Schritte vorwärts und blieb abermals stehen.

„Herr Abbé," sprach der König, „die Schnelligkeit, mit der ich Ihnen diese Audienz bewilligt habe,

beweiſen, wie ich alle Diener Gottes be-
chätze."
eine von den Eigenſchaften Eurer Maje-
hr zum Ruhme gereicht, und zugleich
ſchönſten Anrechte auf die Liebe ihrer
"

e Sie, Herr Abbé," ſagte der König,
den Fürſten, wenn ſie Audienz geben,
e Haltung annahm.
prach Dominique, „mein Vater iſt heute
ode verurtheilt worden."
ß es, mein Herr, und ich habe tief hier-
geſeufzt."
ater war unſchuldig an den Verbrechen,
er verurtheilt worden iſt . . ."
bigen Sie, Herr Abbé," unterbrach
s war nicht die Meinung der Herren
."
e Geſchworenen ſind Menſchen, und wie
ſie durch den Anſchein getäuſcht ſein."
e Ihnen das zu, Herr Abbé, eher als
troſt, denn als ein Axiom des menſch-
; ſo weit aber Gerechtigkeit von den
ibt werden kann, iſt Gerechtigkeit gegen
von den Herren Geſchworenen geübt

) habe den Beweis der Unſchuld meines

)en den Beweis der Unſchuld Ihres
derholte Karl X. mit Erſtaunen.
e ihn, Sire!"
um haben Sie ihn nicht früher gegeben?"

„Und wenn ich getödtet werde, wird mir der Kaiser eine Gnade bewilligen?“

„Ja, sprich geschwinde . . . Was willst Du?“

„Ich wünsche, daß, wenn mich der Tod trifft, meine Tochter Athenais Ponroy, welche mit ihrer Mutter in der Rue des Amandiers Nr. 17 wohnt, in Saint-Denis wie eine Officierstochter erzogen werde.“

„Das wird geschehen: gehe ruhig.“

„Es lebe der Kaiser!“ rief der Trompeter.

Und er ging im Galopp ab.

Er durchritt die ganze Front der Schlacht und kam bis zum Grafen Lobau; nun, als er ankam, fiel er, dem General das Papier reichend, das den Befehl enthielt, vom Pferde. Ein Wort auszusprechen, war ihm unmöglich: er hatte den Schenkel gebrochen, eine Kugel im Bauche und eine andere in der Brust.

Niemand hörte mehr etwas vom Trompeter Ponroy.

Doch der Kaiser erinnerte sich seines Versprechens; bei seiner Ankunft in Paris gab er Befehl, die Kleine sogleich nach Saint-Denis zu führen und dort aufzunehmen.

So war die demüthige Athenais Ponroy, — deren ein wenig anspruchsvoller Taufname Salvator in den Fragola verwandelt hatte, — so war die demüthige Athenais Ponroy in Saint-Denis mit den Töchtern der Obersten und der Marschälle aufgenommen worden.

Diese vier Mädchen von so verschiedenen Lebenslagen und Glücksumständen fanden sich eines Tags

ng verbunden durch eine Herzensverschwisterung, elche dieselben, sie von der Kindheit an vereinigend, rst beim Tode trennen sollte. Für sich allein, so zu gen, die ganze französische Gesellschaft repräsenti- end, hätte man sie für die Verkörperung der Ari- okratie, des Adels aus dem Kaiserreiche, des Bür- erthums und des Volkes gehalten.

Alle Vier von demselben Alter, mit einem Unter- hiede von ein paar Monaten, hatten sie von den rsten Tagen ihres Eintrittes in das Pensionnat an ir einander eine lebhafte Sympathie gefühlt, welche ewöhnlich in den Colléges oder den Pensionnats die öglinge von so verschiedenen Ständen und Lebens- gen nicht hegen; unter diesen vier Mädchen hatte er Rang, das Vermögen, der Name keine Bedeu- ng: die Tochter des Capitäns Gervais hieß Car- elite für Lydie, die Tochter des Trompeters Ponroy ieß Athenais für Regina. Keine Erinnerung an e Größe der Einen oder die geringen Herkunft er Andern störte diese reine Zuneigung, welche all- älig eine innige und tiefe Freundschaft wurde.

Der Kindeskummer, der Eine treffen mochte, fand nen Wiederhall im Herzen der drei Anderen, und ie sie ihr Leid theilten, so theilten sie auch ihre reuden, ihre Hoffnungen, ihre Träume, kurz ihr eben; denn ist in dieser Zeit das Leben etwas An- eres, als ein Traum?

Es war die Verschwisterung in der vollen Be- utung des Wortes, die Verschwisterung wachsend nd sich immer enger schließend, nach Maßgabe der age, der Monate, der Jahre, und im letzten Jahre lche Verhältnisse annehmend, daß ihre Quadrupel-

Allianz in Saint-Denis sprüchwörtlich geworden war.

Doch es sollte der letzte Tag dieses gemeinschaftlichen Lebens kommen. Noch einige Monate, und Jede sollte, aus Saint-Denis austretend, einen andern Weg einschlagen, um nach dem väterlichen Hause zurückzukehren: die Eine nach dem Faubourg Saint-Germain, die Andere nach dem Faubourg Saint-Honoré, Diese nach dem Faubourg Saint-Jacques, Jene nach dem Faubourg Saint-Antoine. Ebenso sollten sie vier verschiedenen Wegen im Leben folgen, und Jede sollte in eine Welt eintreten, wo ihr die drei Anderen nur noch durch Zufall begegnen könnten.

Es war also vorbei mit dieser reizenden Vertraulichkeit, mit diesem süßen Leben zu Vier, wobei Keine verloren und Jede gewonnen hatte! es war geschehen um dieses seit vier Jahren von denselben Gemüthsbewegungen schlagende Quadrupel-Herz! es war geschehen um diese friedliche, lächelnde Kindheit! Alles dies sollte verschwinden ohne Hoffnung auf Wiederkehr. Dieser zu Vier begonnene Traum, Jede sollte ihn allein fortsetzen; der Kummer der Einen würde der Andern unbekannt sein. Das Pensionsleben war ein langer, köstlicher Traum; das wirkliche Leben sollte anfangen.

Ohne Zweifel war es der Zufall, oder vielmehr — lassen wir dieser grausamen Gottheit ihren wahren Namen, — das Geschick, das sie unter seinem Hauche zerstreute und wie Blumen in den vier Winden des Lebens verzettelte. Doch sie widerstanden muthig, bogen sich wie die Rohre, brachen aber nicht.

Sie legten ihre vier weißen Hände in einander und schworen sich feierlich, sich gegenseitig zu unterstützen, beizustehen, zu lieben, mit einem Worte, wie im Pensionnat, und dies bis zum letzten Tage ihres Lebens.

Sie machten also unter sich den Vertrag, dessen Hauptclausel war, Jede sollte sich erheben auf den Ruf der Andern, zu jeder Stunde des Tages, zu jeder Stunde der Nacht, in welchem Momente des Lebens es wäre, in welcher freien oder dornigen, freudigen oder traurigen, gefährlichen oder verzweifelten Lage, die Eine von ihnen die Andere oder sogar die drei Anderen zu Hülfe rufen würde.

Wir haben sie, diesem Vertrage treu, auf den Ruf der sterbenden Carmelite erscheinen sehen; wir werden sie nicht minder pünktlich bei nicht minder ernster Veranlassung wiederfinden.

Wir haben gesagt, wie es verabredet war, alle Jahre am Aschermittwoch bei der Mittagsmesse in Notre-Dame zusammenzukommen.

In den zwei bis drei Jahren, welche seit ihrem Austritte aus der Pension verlaufen waren, hatten Carmelite und Fragola ihre Freundinnen fast nur bei diesem jährlichen Rendez-vous gesehen.

Fragola hatte hiebei auch ein Jahr gefehlt. Erzählen wir je ihre Geschichte, so werden wir sagen, bei welcher Gelegenheit.

Regina und Lydie hatten sich etwas öfter gesehen.

Doch diese Seltenheit des Zusammenseins der vier Mädchen hatte ihre Freundschaft nur wachsen gemacht, statt sie zu schwächen, und sie Vier hätten

vielleicht, ſich auf einander ſtützend, erreicht, was ein Congreß von Diplomaten nicht hätte erreichen können.

Und, in der That, ſie Vier hielten, auf die vier aufſteigenden und abſteigenden Sproſſen der Geſellſchaft geſtellt, die Schlüſſel des ganzen ſocialen Gebäudes: den Hof, die Ariſtokratie, die Armee, die Wiſſenſchaft, die Geiſtlichkeit, die Sorbonne, die Univerſität, die Academie, das Volk, was weiß ich? Ihre Schlüſſel paßten in alle Schlöſſer, öffneten alle Thüren; ſie Vier repräſentirten die abſolute, unbegrenzte Macht.

Nur gegen den Tod, wie wir geſehen haben, vermochten ſie nichts.

Mit denſelben Tugenden begabt, von denſelben Grundſätzen erfüllt, von denſelben Gefühlen durchdrungen, zu denſelben Opfern, zu derſelben Hingebung fähig, ſchienen ſie geboren für das Gute, und vereinzelt oder mit einander, um welchen Preis es ſein mochte, ſtrengte ſich, war die Gelegenheit geboten, Jede an, es zu vollbringen.

Wir werden ohne Zweifel in der Folge unſerer Erzählung Gelegenheit haben, ſie im Kampfe mit Leidenſchaften aller Art zu beobachten, und wir werden dann vielleicht ſehen, wie aus den furchtbarſten Kämpfen die wohlgeſtählten Seelen ſiegreich hervorgehen können.

Hören wir nun.

Es hat zwölf Uhr geſchlagen, Regina muß bald zurückkommen.

Einige Minuten nach zwölf Uhr wird das Rollen eines Wagens hörbar.

Die drei jungen Frauen, welche mit einander

. worüber? Carmelite gewiß von Todten;
deren vielleicht von Lebenden, — die drei
ten erhoben ſich gleichzeitig.
rzen ſchlugen gleichſtimmig; das von
r ſicherlich lebhafter, als die der zwei

hörte man die Stimme der kleinen Abeille,
köſtlicher Vorläufer, entſprungen war,

nd wir! hier ſind wir! hier ſind wir!
eſter Nina hat die Audienz."
rufend erſchien ſie im Gewächshauſe.
rat wirklich hinter ihr lächelnd wie eine
: ſie hielt den Audienzbrief in der Hand.
dienz war in dem Briefe auf denſelben
b drei Uhr beſtimmt; es war alſo keine
erlieren.
jungen Frauen umarmten ſich, ihre Freund-
e erneuernd. Fragola ging raſch die
b, ſprang in den Wagen, der ſchneller
rſprach, als ihr Fiacre, und der mit
hmückte Wagen brachte das ſchöne, rei-
nach ſeiner beſcheidenen Wohnung und
Thüre des Ganges der Rue Macon an.
i Männer ſtanden am Fenſter.
es!" ſagten ſie gleichzeitig.
em mit Wappen geſchmückten Wagen?"
lönch Salvator.
h das iſt nicht die Frage. Hat ſie den
oder hat ſie ihn nicht?"
lt ein Papier in der Hand!" rief der

„Dann geht Alles gut," ſagte Salvator.

Dominique eilte nach dem Ruheplatze.

Fragola hörte die Thüre ſich öffnen und rief:

„Ich bin es . . . ich habe den Brief!"

„Für welchen Tag?" fragte Dominique.

„Für heute, in zwei Stunden!"

„Ah!" rief der Mönch, „ſeien Sie geſegnet, mein theures Kind!"

„Und Gott ſei gelobt, mein Vater!" ſprach Fragola, indem ſie ehrerbietig mit ihrer kleinen weißen Hand dem Mönche den Audienzbrief des Königs überreichte.

IV.

Der Aufſchub.

Der König war an dieſem Tage nicht gerade von einer tollen Heiterkeit.

Die Auflöſung der Nationalgarde, welche im Moniteur von Morgen laconiſch angekündigt worden war, hatte die ganze handeltreibende Partei in Aufruhr gebracht. Die Herren Krämer, wie die Herren von Hofe ſie nannten, waren nie zufrieden: ſie murrten, wie wir ſchon geſagt haben, wenn man ſie die Wache beziehen ließ und ſie murrten, wenn man ihnen verbot, ſie zu beziehen.

Was wollten ſie denn?

Die Juli-Revolution zeigte, was ſie wollten.

Fügen wir dieſem bei, daß die Verurtheilung von Herrn Sarranti, welche ſich durch die ganze

verbreitet hatte, als eine unheilvolle Kunde,
enig dazu beitrug, die Gährung bei einer an-
en Partei zu vermehren.
d, obschon Seine Majestät die Messe in Ge-
st Ihrer Königlichen Hoheiten des Dauphin,
au Herzogin von Berry gehört; obschon Sie
Herrlichkeit den Kanzler, Ihre Excellenzen die
r, die Staatsräthe, die Cardinäle, den Herrn
von Talleyrand, den Nuntius des Papstes,
sandten von Sardinien, den Gesandten von
, den Großreferendär der Pairskammer, eine
Anzahl von Deputirten und Generalen em-
n; obschon Sie den Heirathsvertrag von Herrn
de la Vallière, General-Einnehmer der Finan-
: Ober-Pyrenäen, mit Fräulein Charlet unter-
: hatte, hatten doch diese verschiedenen Uebun-
cht den Einfluß gehabt, die Stirne des sorgen-
Monarchen zu entrunzeln, und wir wiederholen,
Majestät war auf tausend Meilen davon ent-
von einer tollen Heiterkeit zwischen ein und
hr des Nachmittags am 30. April 1827 zu

ine Stirne drückte im Gegentheile eine düstere

mit welcher Decoration er ein ... Hugo empfangen und ihm die Aufführung von Marion Delorme verweigern sollte. — Die Verse des Dichters über diese Zusammenkunft leben noch Marion Delorme wird immer leben. Wo bist Du, guter König Karl X., der Du den Kopf der Väter den Kindern und die Aufführung der Stücke den Dichtern verweigertest?

Als er den Huissier vom Dienste den Besuch melden hörte, für welchen ihn seine Schwiegertochter um eine Audienz gebeten hatte, hob der König sein gebeugtes Haupt empor.

„Der Abbé Dominique Sarranti?“ wiederholte er maschinenmäßig; „ja, das ist es!“

Doch ehe er antwortete, nahm er von seinem Schreibtische ein Blatt Papier, und als er es mit den Augen durchlaufen hatte, sagte er:

„Man lasse den Abbé Dominique eintreten.“

Der Abbé Dominique erschien auf der Thürschwelle; hier blieb er, die Hände auf seiner Brust gekreuzt, stehen und verbeugte sich tief.

Der König verbeugte sich auch, nicht vor dem Menschen, sondern vor dem Priester.

„Treten Sie ein, mein Herr,“ sagte er.

Der Abbé machte ein paar Schritte vorwärts und blieb abermals stehen.

„Herr Abbé,“ sprach der König, „die Schrift mit der ich Ihnen diese Audienz bewilligt

beweiſen, wie ich alle Diener Gottes be-
ſchätze."
t eine von den Eigenſchaften Eurer Maje-
ihr zum Ruhme gereicht, und zugleich
ſchönſten Anrechte auf die Liebe ihrer
."
re Sie, Herr Abbé," ſagte der König,
e den Fürſten, wenn ſie Audienz geben,
he Haltung annahm.
ſprach Dominique, „mein Vater iſt heute
Tode verurtheilt worden."
iß es, mein Herr, und ich habe tief hier-
e geſeufzt."
Vater war unſchuldig an den Verbrechen,
er verurtheilt worden iſt . . ."
ldigen Sie, Herr Abbé," unterbrach
as war nicht die Meinung der Herren
n."
ie Geſchworenen ſind Menſchen, und wie
ſie durch den Anſchein getäuſcht ſein."
be Ihnen das zu, Herr Abbé, eher als
ſtroſt, denn als ein Axiom des menſch-
s; ſo weit aber Gerechtigkeit von den
übt werden kann, iſt Gerechtigkeit gegen
r von den Herren Geſchworenen geübt

ch habe den Beweis der Unſchuld meines

ıben den Beweis der Unſchuld Ihres
iederholte Karl X. mit Erſtaunen.
be ihn, Sire!"
ırum haben Sie ihn nicht früher gegeben?"

„Ich konnte nicht.“

„Nun wohl, mein Herr, da es glücklicher Weise noch Zeit ist, so geben Sie ihn mir.“

„Ihnen den Beweis geben, Sire?“ sagte der Abbé Dominique, indem er sein Haupt neigte; „leider ist das unmöglich.“

„Unmöglich?“

„Ach! ja, Sire.“

„Und welches Motiv kann einen Menschen abhalten, die Unschuld eines Verurtheilten laut zu erklären, wenn besonders dieser Mensch ein Sohn, und dieser Verurtheilte sein Vater ist?“

„Sire, ich kann Eurer Majestät nicht antworten, doch der König weiß, ob derjenige, welcher bei den Andern die Lüge bekämpft, derjenige, welcher sein Leben mit Erforschung der Wahrheit zubringt, wo immer sie auch sein mag, kurz einer der Diener des Herrn, — der König weiß, ob dieser lügen könnte und besonders möchte. Nun wohl, Sire, unter der Rechten des Herrn, des Herrn, den ich anflehe, mich zu bestrafen, wenn ich lüge, erkläre ich laut zu den Füßen Eurer Majestät die Unschuld meines Vaters; ich versichere mit allen Kräften meines Gewissens und schwöre Eurer Majestät, daß ich Ihr den Beweis hievon früher oder später geben werde.“

„Herr Abbé,“ erwiederte der König mit einer majestätischen Sanftmuth, „Sie sprechen als Sohn, und ich ehre das Gefühl, das Ihnen Ihre Worte eingibt; erlauben Sie mir aber, daß ich Ihnen als König antworte.“

„Oh! Sire, ich höre mit gefalteten Händen.“

„Ginge das Verbrechen, dessen Ihr Vater be-

igt iſt, nur mich an, griffe es unmittelbar nur
an; wäre es mit einem Worte ein politiſches
echen, ein Attentat gegen die Ruhe des Staates,
erbrechen der Majeſtätsbeleidigung, oder ſogar
ttentat gegen mein eigenes Leben, hätte der
h getroffen, wäre ich verwundet, tödtlich ver-
t, wie es meinem armen Sohne durch Louvel
hen iſt, ich thäte, was mein ſterbender Sohn
t hat, mein Herr, zu Gunſten Ihres Kleides,
h achte, Ihrer Frömmigkeit, die ich ehre: mein
Act wäre die Begnadigung Ihres Vaters."
Oh! Sire, wie gut ſind Sie!"
Doch es iſt nicht ſo: die politiſche Anklage iſt
Staatsanwalte beſeitigt worden, und die des
ahls, der Entführung, des Mordes . . .!"
Sire! Sire!"
lh! ich weiß, daß das grauſam zu hören iſt;
aber verweigere, ſo muß ich wenigſtens die
ien meiner Weigerung ſagen . . . Die Beſchul-
g des Diebſtahls, der Entführung und des Mor-
t alſo ſtehen geblieben. Durch dieſe Anklage
er nicht der König bedroht, iſt nicht der Staat
'ahr, iſt weder die Majeſtät, noch die königliche
compromittirt; die Geſellſchaft iſt angegriffen,
ie Moralität ſchreit um Rache."
lh! wenn ich ſprechen könnte, Sire!" rief Do-
te, die Hände ringend.
Dieſe drei Verbrechen, deren Ihr Vater nicht
ngeklagt, ſondern überwieſen iſt, — überwieſen,
Jury geurtheilt hat und die, von der Charte
ranzoſen zugeſtandene, Jury ein unfehlbares
nal iſt, — dieſe drei Verbrechen ſind die ge-

meinſten, die niederträchtigſten, die am Gerechteſten ſtrafbaren: das geringſte von den dreien verdient die Galeeren."

„Sire! Sire! Erbarmen! ſprechen Sie dieſes erſchreckliche Wort nicht aus!"

Der Abbé Dominique ſank auf ſeine Kniee.

Der König fuhr fort:

„Sie wollen, daß, während es ſich um dieſe drei entſetzlichen Verbrechen handelt, ich, der Vater meiner Unterthanen, den Schuldigen die Ermunterung gebe, mein Begnadigungsrecht zu benützen, während ich, wenn ich es hätte, und zum Glück habe ich es nicht, von meinem Rechte über Leben und Tod Gebrauch machen müßte? . . . Wahrhaftig, Herr Abbé, Sie, der Sie Großjuſticiar beim Tribunal der Buße ſind, fragen Sie ſich ſelbſt und ſagen Sie, ob Sie einem ſo großen Verbrecher, wie es Ihr Vater iſt, andere Worte zu ſagen hätten, als die, die einzigen, welche mir mein Herz eingibt: „„Ich rufe auf den Todten die ganze göttliche Barmherzigkeit herab, doch ich muß den Lebenden beſtrafend Gerechtigkeit üben.""

„Sire," rief der Abbé die ehrerbietigen Formeln, die officielle Etiquette vergeſſend, die der Abkömmling von Ludwig XIV. ſo ſtreng beobachten ließ, „Sire, enttäuſchen Sie ſich: es iſt nicht der Sohn, der zu Ihnen ſpricht, es iſt nicht der Sohn, der Sie bittet, es iſt nicht der Sohn, der Sie anfleht; es iſt ein ehrlicher Menſch, der, die Unſchuld eines andern Menſchen kennend, Ihnen zuruft: Nicht zum erſten Male irrt ſich die menſchliche Gerechtigkeit, Sire! Sire, erinnern Sie ſich an Calas; Sire, erinnern Sie ſich an Labarre; Sire, erinnern Sie ſich

wäre; Sire, ohne es zu wiſſen, ſind Sie im
iffe, das Beil auf den Hals eines Gerechten
ı zu laſſen; Sire, im Namen des lebendigen
es ſage ich Ihnen, der Schuldige wird gerettet
und der Unſchuldige wird ſterben!"
Ei! mein Herr," erwiedert der König bewegt,
n ſprechen Sie! ſo ſprechen Sie doch! Kennen
den Schuldigen, ſo nennen Sie ihn mir, oder,
ntarteter Sohn, ſind Sie der Henker; ein Va-
ɔrder, ſind Sie es, der Ihren Vater tödtet!...
ſprechen Sie, mein Herr, ſprechen Sie! das iſt
nur Ihr Recht, ſondern Ihre Pflicht!"
Sire, es iſt meine Pflicht, zu ſchweigen," ant-
ete der Abbé, dem die Thränen, — die erſten,
r vergoſſen hatte, — die Augen überflutheten.
Iſt es ſo, Herr Abbé," fügte der König, der
Wirkung ſah, ohne die Urſache zu begreifen, und
urch das, was er als eine Halsſtarrigkeit des
ches betrachtete, verletzt zu fühlen anfing; „iſt
, dann erlauben Sie mir, mich dem Spruche

„Was verlangen Sie denn?"

„Sire, ich bitte Eure Majeſtät um einen Aufſchub."

„Um einen Aufſchub?"

„Ja, Sire."

„Von wie viel Tagen?"

Dominique berechnete in ſeinem Geiſte und ſprach dann laut:

„Von fünfzig Tagen."

„Ei!" ſagte der König, „das Geſetz bewilligt drei Tage dem Angeklagten, um ein Caſſationsgeſuch einzureichen, und die Caſſation iſt immer eine Sache von vierzig Tagen."

„Je nachdem, Sire; der Caſſationshof kann, wenn man ihn drängt, ſein Urtheil in zwei Tagen, in einem ſogar eben ſo gut ſprechen, als in vierzig, und überdies . . ."

Dominique zögerte.

„Und überdies?" wiederholte der König. „Vollenden Sie Ihren Gedanken."

„Ueberdies, Sire, wird mein Vater kein Caſſationsgeſuch einreichen."

„Wie, das wird Ihr Vater nicht thun?"

Dominique ſchüttelte den Kopf.

„So will alſo Ihr Vater ſterben?" rief der König.

„Er wird wenigſtens nichts thun, um dem Tode zu entkommen."

„Dann, mein Herr, wird die Gerechtigkeit ihren Lauf haben."

„Sire," ſprach Dominique, „im Namen Gottes

bewilligen Sie einem ſeiner Diener die Gnade, die er Sie bittet!"

„Nun wohl, ja, mein Herr, ich werde ſie il vielleicht bewilligen, doch vor Allem unter einer L dingung: daß der Verurtheilte nicht der Juſtiz trotz Er reiche ſein Caſſationsgeſuch ein, und ich werd ſehen, ob er außer den drei Tagen Friſt, die ihm da Geſetz bewilligt, die vierzig Tage Aufſchub bekommen ſoll, die ihm meine Gnade gewähren wird."

„Es iſt mit dreiundvierzig Tagen nicht genug, Sire," erwiederte Dominique entſchloſſen; „ich brauche fünfzig."

„Fünfzig, mein Herr, und wozu?"

„Um eine lange, mühſame Reiſe zu machen, Sire; um eine Audienz zu erhalten, die ich vielleicht nur ſchwer erlangen werde; um endlich einen Mann zu überzeugen, der, wie Sie, Sire, vielleicht nicht wird überzeugt ſein wollen."

„Sie machen eine lange Reiſe?"

„Eine Reiſe von dreihundert fünfzig Meilen, Sire!"

„Und Sie machen ſie zu Fuße?"

„Ich mache ſie zu Fuße, ja, Sire."

„Warum zu Fuße? Sprechen Sie!"

„Weil ſo die Pilger reiſen, welche eine höchſte ade von Gott zu erbitten haben."

„Wenn ich aber die Reiſekoſten tragen würde, n ich Ihnen das nöthige Geld gäbe . . .?"

„Sire, Eure Majeſtät bewahre das Geld, das ir geben würde, für ein frommes Almoſen. Ich ein Gelübde gethan, zu Fuße und zwar barfuß hen, ich werde zu Fuße und barfuß gehen."

„Und Sie machen sich anheischig, in fünfzig Tagen die Wahrheit [illegible] zu beweisen?"

„Nein, Sire, ich mache mich nicht anheischig, [illegible] daß ein Anderer an meiner Stelle [illegible] machen könnte; doch ich ver[illegible] die ich unternehme, [illegible] die Unschuld meines Vaters zu proclamiren; ich erwiderte, daß ich dem [illegible] annehme, und [illegible] die Worte des Königs: „[illegible] die göttliche Barmherzigkeit [illegible]" zu wiederholen."

Eine neue Gemüthsbewegung ergriff Karl X. Er schaute den Abbé Dominique an, und als er sein [illegible] Gesicht [illegible] eine Halbbilder[illegible] in sein Herz ein.

Unwillkürlich [illegible] unwiderstehlichen Sympathie, welche das Gesicht des jungen Mönches [illegible], ein Gefühl, das [illegible] seines Her[illegible] König Karl X., als wollte er Kräfte [illegible] das gute Gefühl [illegible], das sich seiner zu bemächtigen strebte, zum zweiten Male das auf seinem Tische liegende Blatt Papier, auf das er seine Augen geworfen, als ihm der Huissier den Abbé Dominique gemeldet hatte; er richtete noch wieder einen Blick darauf, und dieser Blick, so rasch er war,

lt und ſorgenvoll zu ſein: die Note, welche der önig vor Augen hatte, war die kurze Geſchichte n Herrn Sarranti und dem Abbé Dominique, zwei Portraits ſkizzirt von Meiſterhand, wie ſie die Congregation zu ſkizziren wußte; — die Biographie von wei wüthenden Revolutionären.

Die erſte war die von Herrn Sarranti. Sie nahm ihn bei ſeinem Abgange von Paris; ſie folgte hm nach Indien an den Hof von Rundſchit Sing, bei ſeinen Verbindungen mit dem General Lebaſtard de Prémont, der ſelbſt als entſetzlich gefährlicher Menſch bezeichnet war; ſodann von Indien ging ſie mit ihm nach Schönbrunn, ſie detaillirte die durch die guten Bemühungen von Herrn Jackal geſcheiterte Verſchwörung, und während ſie den General Lebaſtard jenſeits der Wien-Brücke verlor, nahm ſie Herrn Sarranti allein wieder auf, um ihn nach Paris zurückzuführen und erſt am Tage ſeiner Verhaftung zu verlaſſen. Am Rande ſtanden die Worte: „Ueberdies angeklagt und überwieſen der Verbrechen der Entführung, des Diebſtahls und des Mordes, wegen welcher Verbrechen er verurtheilt worden iſt.“

Was den Abbé Dominique betrifft, — ſeine Biographie war nicht minder detaillirt. Man nahm ihn beim Austritte aus dem Seminar; man erklärte ihn für einen Schüler des Abbé Lamenais, deſſen Diſſidenz Aufſehen zu erregen anfing; ſodann machte man aus ihm einen Manſardenbeſucher, der nicht das Wort Gottes verbreite, ſondern für die revolutionäre Propaganda arbeite; man führte eine Predigt von hm an, die ihm würde ernſtliche Ermahnungen von Seiten ſeiner Obern zugezogen haben, hätte er nicht

einem ſpaniſchen, in Frankreich noch nicht wiederhergeſtellten Orden angehört. Man trug endlich darauf an, ihn nach dem Auslande zurückzuſchicken, da ſeine Anweſenheit in Paris, nach der Ausſage der Congregation, gefährlich war.

Kurz, nach der Note, die der arme König vor Augen hatte, waren die Herren Sarranti, Vater und Sohn, Blutſäufer und hielten in der Hand: der Eine das Schwert, das den Thron umſtürzen ſollte; der Andere die Fackel, welche die Kirche niederbrennen ſollte.

Es genügte alſo, hatte man ſich einmal mit all dieſem Jeſuitengifte angeſchwängert, die Blicke wieder auf das Blatt Papier zu werfen, um zum politiſchen Haſſe, der ſich einen Augenblick beugen konnte, zurückzukehren und gleichſam mit einem Schlage aufs Neue alle die Geſpenſter der Revolution hervortreten zu ſehen.

Der König ſchauerte und warf dem Abbé Dominique einen ſchlimmen Blick zu.

Dieſer täuſchte ſich nicht im Blicke von Karl X. und fühlte ſich wie von einem glühenden Eiſen getroffen. Er hob indeſſen das Haupt ſtolz empor, verbeugte ſich, machte zwei Schritte rückwärts und ſchickte ſich an, wegzugehen.

Eine erhabene Geringſchätzung für dieſen König, der die Inſtincte ſeines Herzens zurückſtieß, um an ihre Stelle den Haß Anderer zu ſetzen, die niederſchmetternde Verachtung des Starken gegen den Schwachen ſchweiften wider den Willen des Abbé Dominique in ſeinen Augen und auf ſeinen Lippen.

Karl X. ſah dieſes Gefühl wie eine Flamme

glänzen, und, im Ganzen Bourbon, das heißt schu
für die Gnade, hatte er einen von den Gewiſſen
biſſen, welche zu gewiſſen Stunden, Agrippa d'A
bigné anſchauend, ſein Ahnherr Heinrich IV. habe
mußte.

Die Wahrheit oder wenigſtens der Zweifel er-
ſchien ihm in der Halbtinte; er wagte es nicht, zu
verweigern, was dieſer redliche Mann von ihm ver-
langte, und rief den Abbé Dominique in dem Augen-
blicke zurück, wo er ſich entfernen wollte.

„Herr Abbé," ſagte er zu ihm, „ich habe bis
jetzt weder bejahend, noch verneinend auf Ihre Bitte
geantwortet; wenn ich es aber nicht gethan habe, ſo
iſt dies ſo, weil ich vor meinen Augen, oder vielmehr
in meinem Geiſte die Schatten der ungerecht geopfer-
ten Gerechten vorüberziehen ſah."

„Sire," rief der Abbé, indem er zwei Schritte
rückwärts machte, „es iſt noch Zeit, und der König
braucht nur ein Wort zu ſprechen."

„Ich bewillige Ihnen zwei Monate, Herr Abbé,"
'agte der König, indem er ſeinen gewöhnlichen Stolz
ieder annahm, als bereute er es und als erröthete
r darüber, daß er die geringſte Gemüthsbewegung
atte durchſcheinen laſſen; „doch hören Sie wohl?
hr Vater gebe ſein Caſſationsgeſuch ein! Ich ver-
ihe zuweilen die Rebellion gegen das Königthum;
würde nie die Rebellion gegen die Juſtiz ver-
hen."

„Sire, werden Sie die Gnade haben, mir das
ttel zu geben, bei meiner Ankunft zu jeder Stunde
Tages und der Nacht zu Ihnen zu gelangen?"

„Gern," antwortete der König.

Und er klingelte.

„Sie sehen diesen Herrn," sagte Karl X. zum eintretenden Huissier. „Schauen Sie ihn genau an, und man führe ihn bei mir ein, zu welcher Stunde des Tags oder der Nacht er auch hier erscheinen mag. Unterrichten Sie hievon die Leute vom Dienste."

Der Abbé verbeugte sich und ging ab, das Herz voll Freude, wenn nicht voll Dankbarkeit.

V.

Der Vater und der Sohn.

Alle die Blüthen der Hoffnung, welche langsam im Schooße des Menschen keimen und ihre Früchte nur zu gewissen Stunden geben, erschlossen sich im Herzen des Abbé Dominique, so wie er den Fuß auf eine Stufe setzte, die ihn von der königlichen Majestät entfernte und seinen Mitbürgern näherte.

Indem er sich der Schwächen des unglücklichen Monarchen erinnerte, dünkte es ihm unmöglich, daß dieser, unter den Jahren gebeugte, Mann, mit dem guten Herzen, aber dem trägen Geiste, ein ernstes Hinderniß beim Werke der großen Göttin sein sollte, welche vorwärts schreitet, seitdem der menschliche Genius seine Fackel angezündet hat, der Göttin, die man die Freiheit nennt.

Dann kehrte, — seltsamer Weise, und was bewies, daß ohne Zweifel sein Plan für die Zukunft sehr entschieden festgesetzt war, — dann kehrte seine ganze Vergangenheit plötzlich in sein Gedächtniß zu-

Er erinnerte ſich der geringſten Einzelheiten
Prieſterlebens, ſeiner unſäglichen Unſchlüſſig-
in dem Augenblicke, wo er ſein Gelübde
ſollte, ſeiner innern Kämpfe in dem Augen-
wo er die Weihe empfangen ſollte; Alles war
ſiegt worden durch jene Hoffnung, welche, der
äule von Moſes ähnlich, ihm ſeinen Weg durch
ſellſchaft bezeichnete und ihm ſagte, die Lauf-
auf der er ſeinem Vaterlande am Nützlichſten
nne, ſei die geiſtliche Laufbahn.
e der Stern der Weiſen ſtrahlte ſein Gewiſſen
igte ihm die wahre Straße. Einen einzigen
lick hatte der Sturm ſeinen Himmel verdun-
nd er hatte aufgehört, ſeinen Weg zu erken-
och er fing wieder an darauf zu ſehen und er
ch wieder in Marſch, wenn nicht mit einem
Vertrauen, doch wenigſtens mit dem feſte-
ntſchluſſe.
ſtieg die letzte Stufe des Palaſtes mit einem
auf den Lippen hinab.
lchem geheimen Gedanken entſprach, in einer
Lage, ſein Lächeln?
ch kaum hatte er den Fuß in den Hof der
en geſetzt, als er das ſympathetiſche Geſicht
lvator erblickte, der, unruhig über das Re-
des Schrittes des Abbé Dominique, ſeinen
in einer fieberhaften Angſt erwartete.
lvator begriff, als er nur das Geſicht des
Mönches ſah, den Erfolg des Beſuches.
ut!" ſagte er, „der König hat Ihnen den Auf-
ewilligt, um den Sie ihn gebeten."

„Ja," erwiederte der Abbé; „es iſt im Grunde ein vortrefflicher Menſch."

„Nun wohl," ſprach Salvator, „das ſöhnt mich wieder ein wenig mit ihm aus; das bringt Seine Majeſtät König Karl X. wieder ein wenig in Gnade bei mir. Ich vergebe ihm ſeine Schwächen in Erinnerung an ſeine angeborenen Tugenden. Man muß nachſichtig gegen diejenigen ſein, welche nie die Wahrheit hören."

Dann plötzlich den Ton verändernd, ſagte er zum Abbé:

„Nicht wahr, wir kehren in die Conciergerie zurück?"

„Ja," antwortete einfach Dominique, indem er ſeinem Freunde die Hand drückte.

Sie nahmen einen Wagen, der leer über den Quai fuhr, und kamen raſch an den Ort ihrer Beſtimmung.

Vor der Thüre des düſteren Gefängniſſes reichte Salvator Dominique die Hand und fragte ihn, was er, aus demſelben weggehend, zu thun gedenke.

„Ich werde auf der Stelle Paris verlaſſen."

„Kann ich Ihnen in dem Lande, in das Sie ſich begeben, nützlich ſein?"

„Können Sie die Förmlichkeiten abkürzen, welche die Ausfertigungen eines Paſſes begleiten?"

„Ich kann Ihnen einen ſolchen ohne Förmlichkeit verſchaffen."

„Dann erwarten Sie mich in Ihrer Wohnung: ich werde Sie dort abholen."

„Ich werde Sie in einer Stunde hier erwarten; Sie werden mich an der Ecke des Quai finden. Sie

können im Innern des Gefängnisses nun bis um vier Uhr bleiben, und es ist drei Uhr."

„In einer Stunde also," sagte der Abbé Dominique, dem jungen Manne aufs Neue die Hand drückend.

Und er verschwand unter dem düstern Eingange.

Der Gefangene war in die Zelle gebracht worden, welche Louvel in sich geschlossen hatte und Fieschi in sich schließen sollte. Dominique wurde ohne Schwierigkeit bei ihm eingeführt.

Herr Sarranti, der auf einem Schemel saß, stand auf und ging seinem Sohne entgegen; dieser verbeugte sich vor ihm mit der Ehrfurcht, mit der man die Märtyrer empfängt.

„Ich erwartete Dich, mein Sohn," sprach Herr Sarranti.

Und es lag in seiner Stimme etwas wie ein Ausdruck von Vorwurf.

„Mein Vater," erwiederte der Abbé, „es ist nicht meine Schuld, daß ich nicht früher gekommen bin."

„Ich glaube es," sagte der Gefangene, seinem Sohne beide Hände drückend.

„Ich komme von den Tuilerien," fuhr Dominique fort.

„Du kommst von den Tuilerien?"

„Ja, ich bin beim König gewesen."

„Du bist beim König gewesen?" fragte Herr Sarranti erstaunt, indem er seinen Sohn starr anblickte.

„Ja, mein Vater."

„Was verlangen Sie denn?“

„Sire, ich bitte Eure Majeſtät um einen Aufſchub.“

„Um einen Aufſchub?“

„Ja, Sire.“

„Von wie viel Tagen?“

Dominique berechnete in ſeinem Geiſte und ſprach dann laut:

„Von fünfzig Tagen.“

„Ei!“ ſagte der König, „das Geſetz bewilligt drei Tage dem Angeklagten, um ein Caſſationsgeſuch einzureichen, und die Caſſation iſt immer eine Sache von vierzig Tagen.“

„Je nachdem, Sire; der Caſſationshof kann, wenn man ihn drängt, ſein Urtheil in zwei Tagen, in einem ſogar eben ſo gut ſprechen, als in vierzig, und überdies . . .“

Dominique zögerte.

„Und überdies?“ wiederholte der König. „Vollenden Sie Ihren Gedanken.“

„Ueberdies, Sire, wird mein Vater kein Caſſationsgeſuch einreichen.“

„Wie, das wird Ihr Vater nicht thun?“

Dominique ſchüttelte den Kopf.

„So will alſo Ihr Vater ſterben?“ rief der König.

„Er wird wenigſtens nichts thun, um dem Tode zu entkommen.“

„Dann, mein Herr, wird die Gerechtigkeit ihren Lauf haben.“

„Sire,“ ſprach Dominique, „im Namen Gottes

bewilligen Sie einem seiner Diener die Gnade, um die er Sie bittet!"

„Nun wohl, ja, mein Herr, ich werde sie ihm vielleicht bewilligen, doch vor Allem unter einer Bedingung: daß der Verurtheilte nicht der Justiz trotzt. Er reiche sein Cassationsgesuch ein, und ich werde sehen, ob er außer den drei Tagen Frist, die ihm das Gesetz bewilligt, die vierzig Tage Aufschub bekommen soll, die ihm meine Gnade gewähren wird."

„Es ist mit dreiundvierzig Tagen nicht genug, Sire," erwiederte Dominique entschlossen; „ich brauche fünfzig."

„Fünfzig, mein Herr, und wozu?"

„Um eine lange, mühsame Reise zu machen, Sire; um eine Audienz zu erhalten, die ich vielleicht nur schwer erlangen werde; um endlich einen Mann zu überzeugen, der, wie Sie, Sire, vielleicht nicht wird überzeugt sein wollen."

„Sie machen eine lange Reise?"

„Eine Reise von dreihundert fünfzig Meilen, Sire!"

„Und Sie machen sie zu Fuße?"

„Ich mache sie zu Fuße, ja, Sire."

„Warum zu Fuße? Sprechen Sie!"

„Weil so die Pilger reisen, welche eine höchste Gnade von Gott zu erbitten haben."

„Wenn ich aber die Reisekosten tragen würde, wenn ich Ihnen das nöthige Geld gäbe . . .?"

„Sire, Eure Majestät bewahre das Geld, das sie mir geben würde, für ein frommes Almosen. Ich habe ein Gelübde gethan, zu Fuße und zwar barfuß zu gehen, ich werde zu Fuße und barfuß gehen."

„Und Sie machen sich anheischig, in fünfzig Tagen die Unschuld Ihres Vaters zu beweisen?“

„Nein, Sire, ich mache mich nicht anheischig, und ich schwöre, daß kein Anderer an meiner Stelle sich hiezu anheischig machen könnte; doch ich versichere, daß ich nach der Reise, die ich unternehme, wenn ich nicht die Mittel habe, die Unschuld meines Vaters zu proclamiren, ich versichere, daß ich den Spruch der menschlichen Gerechtigkeit annehme, und mich darauf beschränke, dem Verurtheilten die Worte des Königs: „„Ich rufe auf Dich die göttliche Barmherzigkeit herab!““ zu wiederholen.“

Eine neue Gemüthsbewegung erfaßte Karl X. Er schaute den Abbé Dominique an, und als er sein offenes, redliches Gesicht sah, drang eine Halbüberzeugung in sein Herz ein.

Unwillkürlich indessen, trotz dieser unwiderstehlichen Sympathie, welche das Gesicht des edlen Mönches einflößte, ein Gesicht, das nur der Reflex seines Herzens war, nahm König Karl X., als wollte er Kräfte gegen das gute Gefühl schöpfen, das sich seiner zu bemächtigen drohte, zum zweiten Male das auf seinem Tische liegende Blatt Papier, auf das er seine Augen geworfen, als ihm der Huissier den Abbé Dominique gemeldet hatte; er richtete rasch wieder einen Blick darauf, und dieser Blick, so rasch er war, genügte, um in ihm den guten Willen zurückzudrängen, der so nur einen ephemeren Ausdruck hatte: von gerührt, wie er war, während er den Abbé Dominique anhörte, wurde er kalt, sorgenvoll, verdrießlich.

Es war wohl Grund vorhanden, verdrießlich,

ınd ſorgenvoll zu ſein: die Note, welche der
vor Augen hatte, war die kurze Geſchichte
herrn Sarranti und dem Abbé Dominique, zwei
aits ſtizzirt von Meiſterhand, wie ſie die Con-
ion zu ſtizziren wußte; — die Biographie von
wüthenden Revolutionären.

ie erſte war die von Herrn Sarranti. Sie
ihn bei ſeinem Abgange von Paris; ſie folgte
ıach Indien an den Hof von Rundſchit Sing,
inen Verbindungen mit dem General Lebaſtard
rémont, der ſelbſt als entſetzlich gefährlicher
h bezeichnet war; ſodann von Indien ging ſie
)m nach Schönbrunn, ſie detaillirte die durch
ıten Bemühungen von Herrn Jackal geſcheiterte
wörung, und während ſie den General Leba-
jenſeits der Wien-Brücke verlor, nahm ſie Herrn
ınti allein wieder auf, um ihn nach Paris zu-
führen und erſt am Tage ſeiner Verhaftung zu
ſen. Am Rande ſtanden die Worte: „Ueber-
angeklagt und überwieſen der Verbrechen der
hrung, des Diebſtahls und des Mordes, wegen
r Verbrechen er verurtheilt worden iſt.“

Das den Abbé Dominique betrifft, — ſeine Bio-
ie war nicht minder detaillirt. Man nahm ihn
Austritte aus dem Seminar; man erklärte ihn
nen Schüler des Abbé Lamenais, deſſen Diſſi-
Aufſehen zu erregen anfing; ſodann machte man
hm einen Manſardenbeſucher, der nicht das
Gottes verbreite, ſondern für die revolutionäre
ıganda arbeite; man führte eine Predigt von
n, die ihm würde ernſtliche Ermahnungen von
ı ſeiner Obern zugezogen haben, hätte er nicht

einem spanischen, in Frankreich noch nicht wiederhergestellten Orden angehört. Man trug endlich darauf an, ihn nach dem Auslande zurückzuschicken, da seine Anwesenheit in Paris, nach der Aussage der Congregation, gefährlich war.

Kurz, nach der Note, die der arme König vor Augen hatte, waren die Herren Sarranti, Vater und Sohn, Blutsäufer und hielten in der Hand: der Eine das Schwert, das den Thron umstürzen sollte; der Andere die Fackel, welche die Kirche niederbrennen sollte.

Es genügte also, hatte man sich einmal mit all diesem Jesuitengifte angeschwängert, die Blicke wieder auf das Blatt Papier zu werfen, um zum politischen Hasse, der sich einen Augenblick beugen konnte, zurückzukehren und gleichsam mit einem Schlage aufs Neue alle die Gespenster der Revolution hervortreten zu sehen.

Der König schauerte und warf dem Abbé Dominique einen schlimmen Blick zu.

Dieser täuschte sich nicht im Blicke von Karl X. und fühlte sich wie von einem glühenden Eisen getroffen. Er hob indessen das Haupt stolz empor, verbeugte sich, machte zwei Schritte rückwärts und schickte sich an, wegzugehen.

Eine erhabene Geringschätzung für diesen König, der die Instincte seines Herzens zurückstieß, um an ihre Stelle den Haß Anderer zu setzen, die niederschmetternde Verachtung des Starken gegen den Schwachen schweiften wider den Willen des Abbé Dominique in seinen Augen und auf seinen Lippen.

Karl X. sah dieses Gefühl wie eine Flamme

glänzen, und, im Ganzen Bourbon, das heißt schnell für die Gnade, hatte er einen von den Gewissensbissen, welche zu gewissen Stunden, Agrippa d'Aubigné anschauend, sein Ahnherr Heinrich IV. haben mußte.

Die Wahrheit oder wenigstens der Zweifel erschien ihm in der Halbtinte; er wagte es nicht, zu verweigern, was dieser redliche Mann von ihm verlangte, und rief den Abbé Dominique in dem Augenblicke zurück, wo er sich entfernen wollte.

„Herr Abbé," sagte er zu ihm, „ich habe bis jetzt weder bejahend, noch verneinend auf Ihre Bitte geantwortet; wenn ich es aber nicht gethan habe, so ist dies so, weil ich vor meinen Augen, oder vielmehr in meinem Geiste die Schatten der ungerecht geopferten Gerechten vorüberziehen sah."

„Sire," rief der Abbé, indem er zwei Schritte rückwärts machte, „es ist noch Zeit, und der König braucht nur ein Wort zu sprechen."

„Ich bewillige Ihnen zwei Monate, Herr Abbé," sagte der König, indem er seinen gewöhnlichen Stolz wieder annahm, als bereute er es und als erröthete er darüber, daß er die geringste Gemüthsbewegung hatte durchscheinen lassen; „doch hören Sie wohl? Ihr Vater gebe sein Cassationsgesuch ein! Ich verzeihe zuweilen die Rebellion gegen das Königthum; ich würde nie die Rebellion gegen die Justiz verzeihen."

„Sire, werden Sie die Gnade haben, mir das Mittel zu geben, bei meiner Ankunft zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu Ihnen zu gelangen?"

„Gern," antwortete der König.

Und er klingelte.

„Sie ſehen dieſen Herrn," ſagte Karl X. zum eintretenden Huiſſier. „Schauen Sie ihn genau an, und man führe ihn bei mir ein, zu welcher Stunde des Tags oder der Nacht er auch hier erſcheinen mag. Unterrichten Sie hievon die Leute vom Dienſte."

Der Abbé verbeugte ſich und ging ab, das Herz voll Freude, wenn nicht voll Dankbarkeit.

V.

Der Vater und der Sohn.

Alle die Blüthen der Hoffnung, welche langſam im Schooße des Menſchen keimen und ihre Früchte nur zu gewiſſen Stunden geben, erſchloſſen ſich im Herzen des Abbé Dominique, ſo wie er den Fuß auf eine Stufe ſetzte, die ihn von der königlichen Majeſtät entfernte und ſeinen Mitbürgern näherte.

Indem er ſich der Schwächen des unglücklichen Monarchen erinnerte, dünkte es ihm unmöglich, daß dieſer, unter den Jahren gebeugte, Mann, mit dem guten Herzen, aber dem trägen Geiſte, ein ernſtes Hinderniß beim Werke der großen Göttin ſein ſollte, welche vorwärts ſchreitet, ſeitdem der menſchliche Genius ſeine Fackel angezündet hat, der Göttin, die man die Freiheit nennt.

Dann kehrte, — ſeltſamer Weiſe, und was bewies, daß ohne Zweifel ſein Plan für die Zukunft ſehr entſchieden feſtgeſetzt war, — dann kehrte ſeine ganze Vergangenheit plötzlich in ſein Gedächtniß zu-

rück. Er erinnerte ſich der geringſten Einzelheiten ſeines Prieſterlebens, ſeiner unſäglichen Unſchlüſſigkeiten in dem Augenblicke, wo er ſein Gelübde ablegen ſollte, ſeiner innern Kämpfe in dem Augenblicke, wo er die Weihe empfangen ſollte; Alles war aber beſiegt worden durch jene Hoffnung, welche, der Feuerſäule von Moſes ähnlich, ihm ſeinen Weg durch die Geſellſchaft bezeichnete und ihm ſagte, die Laufbahn, auf der er ſeinem Vaterlande am Nützlichſten ſein könne, ſei die geiſtliche Laufbahn.

Wie der Stern der Weiſen ſtrahlte ſein Gewiſſen und zeigte ihm die wahre Straße. Einen einzigen Augenblick hatte der Sturm ſeinen Himmel verdunkelt, und er hatte aufgehört, ſeinen Weg zu erkennen; doch er fing wieder an darauf zu ſehen und er ſetzte ſich wieder in Marſch, wenn nicht mit einem vollen Vertrauen, doch wenigſtens mit dem feſteten Entſchluſſe.

Er ſtieg die letzte Stufe des Palaſtes mit einem ächeln auf den Lippen hinab.

Welchem geheimen Gedanken entſprach, in einer chen Lage, ſein Lächeln?

Doch kaum hatte er den Fuß in den Hof der ilerien geſetzt, als er das ſympathetiſche Geſicht Salvator erblickte, der, unruhig über das Reat des Schrittes des Abbé Dominique, ſeinen ang in einer fieberhaften Angſt erwartete.

Salvator begriff, als er nur das Geſicht des n Mönches ſah, den Erfolg des Beſuches.

Gut!“ ſagte er, „der König hat Ihnen den Aufbewilligt, um den Sie ihn gebeten.“

„Ja," erwiederte der Abbé; „es ist im Grunde ein vortrefflicher Mensch."

„Nun wohl," sprach Salvator, „das söhnt mich wieder ein wenig mit ihm aus; das bringt Seine Majestät König Karl X. wieder ein wenig in Gnade bei mir. Ich vergebe ihm seine Schwächen in Erinnerung an seine angeborenen Tugenden. Man muß nachsichtig gegen diejenigen sein, welche nie die Wahrheit hören."

Dann plötzlich den Ton verändernd, sagte er zum Abbé:

„Nicht wahr, wir kehren in die Conciergerie zurück?"

„Ja," antwortete einfach Dominique, indem er seinem Freunde die Hand drückte.

Sie nahmen einen Wagen, der leer über den Quai fuhr, und kamen rasch an den Ort ihrer Bestimmung.

Vor der Thüre des düsteren Gefängnisses reichte Salvator Dominique die Hand und fragte ihn, was er, aus demselben weggehend, zu thun gedenke.

„Ich werde auf der Stelle Paris verlassen."

„Kann ich Ihnen in dem Lande, in das Sie sich begeben, nützlich sein?"

„Können Sie die Förmlichkeiten abkürzen, welche die Ausfertigungen eines Passes begleiten?"

„Ich kann Ihnen einen solchen ohne Förmlichkeit verschaffen."

„Dann erwarten Sie mich in Ihrer Wohnung: ich werde Sie dort abholen."

„Ich werde Sie in einer Stunde hier erwarten; Sie werden mich an der Ecke des Quai finden. Sie

im Innern des Gefängnisses nun bis um
r bleiben, und es ist drei Uhr."
einer Stunde also," sagte der Abbé Domi=
dem jungen Manne aufs Neue die Hand

er verschwand unter dem düstern Eingange.
Gefangene war in die Zelle gebracht worden,
ouvel in sich geschlossen hatte und Fieschi in
eßen sollte. Dominique wurde ohne Schwie=
ei ihm eingeführt.
r Sarranti, der auf einem Schemel saß, stand
ging seinem Sohne entgegen; dieser ver=
ich vor ihm mit der Ehrfurcht, mit der man
rtyrer empfängt.
erwartete Dich, mein Sohn," sprach Herr
i.
es lag in seiner Stimme etwas wie ein
k von Vorwurf.
ein Vater," erwiederte der Abbé, „es ist
eine Schuld, daß ich nicht früher gekom=
l."
glaube es," sagte der Gefangene, seinem
beide Hände drückend.

„Und warum bist Du beim König gewesen? Gewiß nicht, um ihn um meine Begnadigung zu bitten.“

„Nein, mein Vater,“ erwiederte rasch der Abbé.

„Was hattest Du denn von ihm zu verlangen?“

„Einen Aufschub.“

„Einen Aufschub! und warum einen Aufschub?“

„Das Gesetz bewilligt Ihnen drei Tage, um ein Cassationsgesuch einzureichen; drängt nichts den Spruch des Hofes, so ist dies eine Sache von vierzig bis zweiundvierzig Tagen.“

„Nun?“

„Ich habe den König um zwei Monate gebeten.“

„Den König?“

„Den König.“

„Und warum zwei Monate?“

„Weil ich zwei Monate nöthig habe, um mir die Beweise Ihrer Unschuld zu verschaffen.“

„Ich werde kein Cassationsgesuch einreichen,“ antwortete Herr Sarranti entschlossen.

„Mein Vater!“

„Ich werde es nicht thun, ... das ist ein fester Entschluß, und ich habe Emanuel verboten, es in meinem Namen zu thun.“

„Mein Vater, was sagen Sie mir?“

„Ich sage, daß ich jede Art von Aufschub ausschlage; ich bin verurtheilt worden, ich will hingerichtet werden; ich habe meine Richter verworfen, nicht den Henker.“

„Mein Vater, hören Sie mich an.“

„Ich will hingerichtet sein ... es drängt mich, mit den Qualen des Lebens und der Ungerechtigkeit der Menschen ein Ende zu machen.“

„Mein Vater!“ murmelte traurig der Abbé.

„Ich weiß, Dominique, was Du mir Alles in ieſer Hinſicht ſagen kannſt, ich kenne die Vorwürfe, ie Du mir zu machen berechtigt biſt.“

„Oh! mein verehrter Vater!“ ſagte erröthend er Abbé Dominique, „wenn ich Sie auf den Knieen nflehen würde. . .“

„Dominique!“

„Wenn ich Ihnen ſagte, dieſe Unſchuld, die ich hnen verſpreche, werde ich in den Augen der Men- hen ſo rein hervorſtellen, als das Tageslicht Got- es, das durch das Gitter dieſes Gefängniſſes bis u uns gelangt. . .“

„Nun wohl, mein Sohn, dieſe Unſchuld wird ach meinem Tode nur um ſo glänzender und leuch- ender hervortreten; ich werde um keinen Aufſchub itten, ich werde keine Gnade annehmen!“

„Mein Vater! mein Vater!“ rief Dominique in Verzweiflung, „beharren Sie nicht bei dieſem Ent- chluſſe, der Ihr Tod iſt, der die Verzweiflung meines Lebens und vielleicht das unnütze Verderben meiner Seele ſein wird.“

„Genug!“ ſprach Sarranti.

„Nein, nicht genug, mein Vater!“ entgegnete Dominique, indem er wirklich auf ſeine Kniee ſank, n ſeinen Händen die Hände ſeines Vaters preßte nd ſie mit Thränen und Küſſen bedeckte.

Sarranti verſuchte es, den Kopf abzuwenden, und og ſeine Hände zurück.

„Mein Vater!“ fuhr Dominique fort, „Sie wei- gern ſich, weil Sie nicht an meine Worte glauben; Sie weigern ſich, weil Ihnen der ſchlimme Gedanke

kommt, ich gebrauche eine Ausflucht, um Sie dem Tode ſtreitig zu machen und zwei Monate Ihrem ſo edlen und ſo gut ausgefüllten Daſein beizufügen, weil Sie fühlen, Sie können, zu welcher Stunde und in welchem Alter es auch ſein möge, ſterben, und Sie werden in den Augen des höchſten Richters voll der Tage und der Ehre ſterben."

Ein ſchwermüthiges Lächeln, das bewies, Dominique habe richtig getroffen, ſchwebte über die Lippen von Herrn Sarranti.

„Nun wohl, mein Vater," fuhr Dominique fort, „ich ſchwöre Ihnen, daß die Worte Ihres Sohnes keine leeren Worte ſind; ich ſchwöre Ihnen, daß ich hier," Dominique legte die Hand auf ſeine Bruſt, — „daß ich hier die Beweiſe Ihrer Unſchuld habe."

„Und Du haſt ſie nicht vorgebracht?" rief Herr Sarranti, indem er einen Schritt zurückwich und ſeinen Sohn mit einem Erſtaunen, das an Mißtrauen gränzte, anſah; „und Du haſt gegen Deinen Vater ein Urtheil fällen laſſen; Du haſt Deinen Vater zu einem entehrenden Tode verurtheilen laſſen, während Du hier," — und Herr Sarranti ſtreckte den Finger gegen die Bruſt des Mönches aus, — „während Du hier die Beweiſe der Unſchuld Deines Vaters hatteſt?"

Dominique hob die Hand empor.

„Mein Vater! ſo wahr als Sie ein Ehrenmann ſind; ſo wahr als ich Ihr Sohn bin, wenn ich von dieſen Beweiſen Gebrauch gemacht, wenn ich Ihnen das Leben, die Ehre mit Hülfe dieſer Beweiſe gerettet hätte, Sie würden mich verachtet haben, und

ren grauſamer an Ihrer Verachtung geſtorben,

Sie je durch das Eisen des Henkers sterben den."

„Wenn Du aber diese Beweise heute nicht geben nteſt, wie wirſt Du ſie eines Tages geben können?"

„Mein Vater, das iſt ein zweites Geheimniß, as ich Ihnen nicht enthüllen darf, ein Geheimniß, das zwiſchen mir und Gott iſt."

„Mein Sohn," ſprach der Verurtheilte mit kurzem Tone, „es iſt in Allem dem zu viel Geheimniß für mich. Ich nehme nur an, was ich begreifen kann; ich begreife nicht: folglich ſchlage ich aus."

Und einen Schritt zurückweichend, winkte er dem Mönche, aufzuſtehen.

„Genug, Dominique," ſagte er; „erſpare mir jeden Streit, und laß uns die letzten Stunden, die wir noch auf Erden beiſammen zu bleiben haben, ſo ſanft als möglich zubringen."

Der Mönch ſtieß einen Seufzer aus; er wußte, daß, ſobald einmal dieſe Worte von ſeinem Vater ausgeſprochen waren, ſich nichts mehr hoffen ließ.

Und dennoch, während er aufſtand, ſann er darüber nach, durch welche Wendung er von dem unbeugſamen Manne, den er ſeinen Vater nannte, eine Aenderung ſeines Entſchluſſes erlangen könnte.

Herr Sarranti bezeichnete Dominique einen Schemel, machte mit einem Reſte von Aufregung drei bis vier Gänge in der engen Zelle, ſtellte dann einen Schemel zu ſeinem Sohne, ſetzte ſich ſelbſt, ſammelte ſein Gemüth und ſprach alſo zu dem armen Mönche, der ihn mit geſenktem Haupte und gepreßtem Herzen anhörte:

„Bei dem Bedauern, daß wir uns trennen müſ-

fen, bleibt mir in dem Augenblicke, wo ich ſterben ſoll, eine Art von Reue, oder vielmehr eine Furcht, ich habe mein Leben ſchlecht angewandt."

„Oh! mein Vater!" rief Dominique, indem er das Haupt erhob und die Hände ſeines Vaters zu nehmen ſuchte, die dieſer zurückzog, weniger in einer Bewegung der Kälte, als im Gegentheile, um ſeinem Sohne nicht dieſe magnetiſche Gewalt über ſich zu geben.

Sarranti fuhr fort:

„Und, in der That, höre mich wohl an, mein Sohn, und ſprich Dein Urtheil über mich."

„Mein Vater!"

„Sprich Dein Urtheil über mich, ich wiederhole es . . . Habe ich nach Deiner Anſicht, — denn es macht mir Freude, es zu ſagen, mein Sohn, Du biſt ein Mann von hoher Moral, — habe ich nach Deiner Anſicht den Verſtand, den mir Gott gegeben, um Anderen nützlich zu ſein, gut oder ſchlecht angewendet? . . . Zuweilen zweifle ich . . . höre mich wohl an . . . und mir ſcheint, dieſer Verſtand habe ihnen zu nichts gedient. Etwas Anderes iſt es, ſo viel als man vermag zum Werke der Civiliſation beizutragen, welches zu fördern wir, die Einen und die Anderen, berufen ſind; etwas Anderes, ſein Leben einer einzigen Idee zu weihen, oder vielmehr einem einzigen Menſchen, ſo groß dieſer Menſch auch ſein mag."

„Oh! mein Vater!" rief der Mönch, einen glühenden Blick auf Herrn Sarranti heftend.

„Höre mich an, mein Sohn," wiederholte der Gefangene. „. . . Nun wohl, es ergreift mich, wie

ore, mich im Wege geirrt zu haben. [illegible] dem
e, diese Welt zu verlassen, mache ich meine
sensprüfung, und es ist ein Glück für mich,
h sie vor Dir mache. Glaubst Du, die Energie,
) in mir habe, hätte können besser angewendet
n? Habe ich von den Fähigkeiten, mit denen
Gott begabt, den besten Gebrauch gemacht, den
von machen konnte, und wenn ich mir eine
be vorgesetzt, habe ich sie auch gut vollbracht?
orte mir, mein Dominique."
um zweiten Male sank Dominique vor seinem
auf die Kniee.
Mein edler Vater," sagte er, „ich kenne keinen
hen unter dem Himmel, der redlicher und edel-
ger, als Sie es gethan, seine Kräfte im Dienste
Sache verwendet hat, die ihm gerecht und gut
; ich kenne keine höhere Rechtlichkeit, als Ihre
ichkeit, keine uneigennützigere Ergebenheit, als
Ergebenheit. Ja, mein edler Vater, Sie haben
Aufgabe aus dem Gesichtspunkte erfüllt, aus

wenigstens heute so, — ich war kaum bei der Hälfte meiner Aufgabe, und ich glaubte, — in einer dunklen Ferne, welche zu erreichen mir aber möglich gewesen wäre, — den leuchtenden Strahl eines besseren Lebens, etwas wie die Befreiung meines Vaterlands, und, wer weiß? vielleicht in Folge der Befreiung meines Vaterlands die Befreiung der Nationen zu erschauen!"

„Ah! mein Vater!" rief der Abbé, „ich flehe Sie an, verlieren Sie diesen leuchtenden Strahl nicht aus dem Blicke; denn das ist die Feuersäule, welche Frankreich nach dem gelobten Lande führen soll. Mein Vater, hören Sie mich an, und Gott lege die Ueberredung in den Mund seines demüthigen Dieners."

Herr Sarranti strich mit der Hand über seine feuchte Stirne, als wollte er sie von den materiellen Wolken befreien, welche seine Gedanken verdunkeln und das Wort seines Sohnes bis in seinen Geist zu gelangen verhindern konnten.

„Hören Sie also nun mich an, mein Vater; Sie haben so eben mit einem einzigen Worte die sociale Frage erleuchtet, der die edlen Menschen, wer sie auch sein mögen, ihr Leben weihen: der Mensch und die Idee."

Die Augen auf seinen Sohn geheftet, machte Herr Sarranti ein Zeichen der Beistimmung.

„Der Mensch und die Idee, Alles liegt hierin, mein Vater. Der Mensch, in seiner Hoffart, glaubt der Herr der Ideen zu sein, während im Gegentheile die Idee Gebieterin des Menschen ist. Die Idee, o mein Vater, ist die Tochter Gottes, und Gott hat ihr, um ihr ungeheures Werk zu vollbrin-

gen, die Menſchen als Werkzeuge gegeben ... hören Sie das wohl, mein Vater; ich werde manchmal dunkel.

„Durch die Periode der Zeiten ſtrahlt die Idee wie eine Sonne, die Menſchen verblendend, die ihren Gott daraus gemacht haben. Sehen Sie dieſelbe geboren werden, wo der Tag geboren wird; da, wo die Idee iſt, iſt das Licht; in allem Uebrigen iſt die Nacht.

„Als die Idee über dem Ganges erſchien und hinter der Kette des Himalaya aufging, jene Urciviliſation, von der wir nur noch Traditionen bewahrt haben, jene Ahnſtädte erleuchtend, von denen wir nur noch die Trümmer kennen, da ſtrahlten ihre Flammen um ſie und beleuchteten zugleich mit Indien alle benachbarten Nationen; nur war die Intenſität des Lichtes da, wo die Idee war. Aegypten, Perſien, Arabien waren in der Halbtinte; die übrige Welt in der Dunkelheit: Athen, Rom, Carthago, Cordova, Florenz und Paris, dieſe zukünftigen Herde, dieſe zukünftigen Leuchtthürme waren noch nicht aus der Erde hervorgegangen, und man wußte noch nicht einmal etwas von ihrem Namen.

„Indien vollbrachte ſein Werk der patriarchaliſchen Civiliſation. Dieſe Mutter des Menſchengeſchlechts, welche als Symbol die Kuh mit den unverſiegbaren Eutern angenommen hatte, reichte den Scepter Aegypten, ſeinen dreihundert Namen, ſeinen dreihundert und dreißig Königen und ſeinen ſechsundzwanzig Dynaſtien. Man weiß nicht, wie lange Indien gedauert hat; Aegypten dauerte dreitauſend Jahre. Es erzeugte Griechenland; nach der

patriarchalischen Regierung und der theokratischen Regierung die republikanische Regierung. Die antike Gesellschaft hatte die heidnische Vollkommenheit erreicht.

„Dann kam Rom, Rom, die privilegirte Stadt, wo die Idee Mensch werden und über die Zukunft herrschen sollte . . . — Mein Vater, verbeugen wir uns Beide: ich will den Namen des Gerechten aussprechen, der nicht nur für die Gerechten starb, die man nach ihm opfern sollte, sondern auch für die Schuldigen; mein Vater, ich spreche den Namen Christi aus."

Sarranti neigte das Haupt; Dominique bekreuzte sich.

„Mein Vater, in dem Augenblicke, wo der Gerechte seinen letzten Ausruf von sich gab, rollte der Donner, zerriß der Vorhang im Tempel, öffnete sich die Erde . . . Dieser Spalt, der von einem Pole zum andern ging, war der Abgrund, der die alte Welt von der neuen trennte. Alles war wiederanzufangen, Alles war neu zu machen; man hätte glauben sollen, Gott, der Unfehlbare, habe sich getäuscht, hätte man nicht, von Stelle zu Stelle, wie an seinem eigenen Lichte angezündete Leuchtthürme, die großen Vorläufer erkannt, die man Moses, Aeschylos, Plato, Sokrates, Virgil und Seneca nennt.

„Die Idee hatte vor Jesus Christus ihren antiken Namen: Civilisation, gehabt; sie hatte nach Jesus Christus ihren modernen Namen: Freiheit. In der heidnischen Welt war die Freiheit nicht nöthig für die Civilisation; sehen Sie Indien, sehen Sie Aegypten, sehen Sie Arabien, sehen Sie Persien,

ſehen Sie Griechenland, ſehen Sie Rom. In der chriſtlichen Welt gibt es keine Civiliſation ohne Freiheit; ſehen Sie Rom, Carthago, Granada fallen, ſehen Sie den Vatican geboren werden . . ."

„Mein Sohn," fragte Sarranti mit einer Art von Zweifel, „iſt der Vatican wirklich der Tempel der Freiheit?"

„Er war es wenigſtens bis zu Gregor VII. . . . Ah! mein Vater, hier muß man abermals den Menſchen von der Idee trennen! Die Idee, die den Händen des Papſtes entwiſcht, geht in die Hände von König Ludwig dem Dicken über, welcher vollendet, was Gregor VII. begonnen hat. Frankreich wird Rom fortſetzen; in dieſem Frankreich, das kaum das Wort Gemeinde ſtammelt; in dieſem Frankreich, deſſen Sprache ſich bildet, bei welchem die Leibeigenſchaft aufgehoben werden wird, in dieſem Frankreich werden ſich fortan die Geſchicke der Welt debattiren. Rom hat nur noch den Leichnam Chriſti: Frankreich hat ſein Wort, ſeine Seele, — die Idee!... Seht ſie ſich erheben unter dem Namen Gemeinde. Gemeinde, das heißt Volksrechte, Demokratie, Freiheit!

„O mein Vater, die Menſchen glauben, ſie benützen die Ideen, während im Gegentheile es die Idee iſt, welche die Menſchen benützt.

„Hören Sie, mein Vater, denn in dem Augenblicke, wo Sie Ihr Leben Ihrem Glauben opfern, muß man Licht machen um dieſen Glauben, damit Sie wohl ſehen, ob die von Ihnen angezündete Fackel Sie dahin geführt hat, wohin Sie gehen wollten."

„Ich höre," erwiederte der Verurtheilte, indem

„Und warum bist Du beim König gewesen? Gewiß nicht, um ihn um meine Begnadigung zu bitten."

„Nein, mein Vater," erwiederte rasch der Abbé.

„Was hattest Du denn von ihm zu verlangen?"

„Einen Aufschub."

„Einen Aufschub! und warum einen Aufschub?"

„Das Gesetz bewilligt Ihnen drei Tage, um ein Cassationsgesuch einzureichen; drängt nichts den Spruch des Hofes, so ist dies eine Sache von vierzig bis zweiundvierzig Tagen."

„Nun?"

„Ich habe den König um zwei Monate gebeten."

„Den König?"

„Den König."

„Und warum zwei Monate?"

„Weil ich zwei Monate nöthig habe, um mir die Beweise Ihrer Unschuld zu verschaffen."

„Ich werde kein Cassationsgesuch einreichen," antwortete Herr Sarranti entschlossen.

„Mein Vater!"

„Ich werde es nicht thun, ... das ist ein fester Entschluß, und ich habe Emanuel verboten, es in meinem Namen zu thun."

„Mein Vater, was sagen Sie mir?"

„Ich sage, daß ich jede Art von Aufschub ausschlage; ich bin verurtheilt worden, ich will hingerichtet werden; ich habe meine Richter verworfen, nicht den Henker."

„Mein Vater, hören Sie mich an."

„Ich will hingerichtet sein ... es drängt mich, mit den Qualen des Lebens und der Ungerechtigkeit der Menschen ein Ende zu machen."

„Mein Vater!“ murmelte traurig der Abbé.

„Ich weiß, Dominique, was Du mir Alles in ieſer Hinſicht ſagen kannſt, ich kenne die Vorwürfe, ie Du mir zu machen berechtigt biſt.“

„Oh! mein verehrter Vater!“ ſagte erröthend er Abbé Dominique, „wenn ich Sie auf den Knieen nflehen würde. . .“

„Dominique!“

„Wenn ich Ihnen ſagte, dieſe Unſchuld, die ich hnen verſpreche, werde ich in den Augen der Men- hen ſo rein hervorſtellen, als das Tageslicht Got- s, das durch das Gitter dieſes Gefängniſſes bis u uns gelangt . . .“

„Nun wohl, mein Sohn, dieſe Unſchuld wird ach meinem Tode nur um ſo glänzender und leuch- ender hervortreten; ich werde um keinen Aufſchub itten, ich werde keine Gnade annehmen!“

„Mein Vater! mein Vater!“ rief Dominique in Verzweiflung, „beharren Sie nicht bei dieſem Ent- hluſſe, der Ihr Tod iſt, der die Verzweiflung meines ebens und vielleicht das unnütze Verderben meiner Seele ſein wird.“

„Genug!“ ſprach Sarranti.

„Nein, nicht genug, mein Vater!“ entgegnete Dominique, indem er wirklich auf ſeine Kniee ſank, n ſeinen Händen die Hände ſeines Vaters preßte nd ſie mit Thränen und Küſſen bedeckte.

Sarranti verſuchte es, den Kopf abzuwenden, und og ſeine Hände zurück.

„Mein Vater!“ fuhr Dominique fort, „Sie wei- ern ſich, weil Sie nicht an meine Worte glauben; Sie weigern ſich, weil Ihnen der ſchlimme Gedanke

kommt, ich gebrauche eine Ausflucht, um Sie dem Tode ſtreitig zu machen und zwei Monate Ihrem ſo edlen und ſo gut ausgefüllten Daſein beizufügen, weil Sie fühlen, Sie können, zu welcher Stunde und in welchem Alter es auch ſein möge, ſterben, und Sie werden in den Augen des höchſten Richters voll der Tage und der Ehre ſterben."

Ein ſchwermüthiges Lächeln, das bewies, Dominique habe richtig getroffen, ſchwebte über die Lippen von Herrn Sarranti.

„Nun wohl, mein Vater," fuhr Dominique fort, „ich ſchwöre Ihnen, daß die Worte Ihres Sohnes keine leeren Worte ſind; ich ſchwöre Ihnen, daß ich hier," Dominique legte die Hand auf ſeine Bruſt, — „daß ich hier die Beweiſe Ihrer Unſchuld habe."

„Und Du haſt ſie nicht vorgebracht?" rief Herr Sarranti, indem er einen Schritt zurückwich und ſeinen Sohn mit einem Erſtaunen, das an Mißtrauen gränzte, anſah; „und Du haſt gegen Deinen Vater ein Urtheil fällen laſſen; Du haſt Deinen Vater zu einem entehrenden Tode verurtheilen laſſen, während Du hier," — und Herr Sarranti ſtreckte den Finger gegen die Bruſt des Mönches aus, — „während Du hier die Beweiſe der Unſchuld Deines Vaters hatteſt?"

Dominique hob die Hand empor.

„Mein Vater! ſo wahr als Sie ein Ehrenmann ſind; ſo wahr als ich Ihr Sohn bin, wenn ich von dieſen Beweiſen Gebrauch gemacht, wenn ich Ihnen das Leben, die Ehre mit Hülfe dieſer Beweiſe gerettet hätte, Sie würden mich verachtet haben, und wären grauſamer an Ihrer Verachtung geſtorben,

als Sie je durch das Eisen des Henkers sterben werden."

„Wenn Du aber diese Beweise heute nicht geben konntest, wie wirst Du sie eines Tages geben können?"

„Mein Vater, das ist ein zweites Geheimniß, das ich Ihnen nicht enthüllen darf, ein Geheimniß, das zwischen mir und Gott ist."

„Mein Sohn," sprach der Verurtheilte mit kurzem Tone, „es ist in Allem dem zu viel Geheimniß für mich. Ich nehme nur an, was ich begreifen kann; ich begreife nicht: folglich schlage ich aus."

Und einen Schritt zurückweichend, winkte er dem Mönche, aufzustehen.

„Genug, Dominique," sagte er; „erspare mir jeden Streit, und laß uns die letzten Stunden, die wir noch auf Erden beisammen zu bleiben haben, so sanft als möglich zubringen."

Der Mönch stieß einen Seufzer aus; er wußte, daß, sobald einmal diese Worte von seinem Vater ausgesprochen waren, sich nichts mehr hoffen ließ.

Und dennoch, während er aufstand, sann er darüber nach, durch welche Wendung er von dem unbeugsamen Manne, den er seinen Vater nannte, eine Aenderung seines Entschlusses erlangen könnte.

Herr Sarranti bezeichnete Dominique einen Schemel, machte mit einem Reste von Aufregung drei bis vier Gänge in der engen Zelle, stellte dann einen Schemel zu seinem Sohne, setzte sich selbst, sammelte sein Gemüth und sprach also zu dem armen Mönche, der ihn mit gesenktem Haupte und gepreßtem Herzen anhörte:

„Bei dem Bedauern, daß wir uns trennen müs-

sen, bleibt mir in dem Augenblicke, wo ich sterben soll, eine Art von Reue, oder vielmehr eine Furcht, ich habe mein Leben schlecht angewandt."

„Oh! mein Vater!" rief Dominique, indem er das Haupt erhob und die Hände seines Vaters zu nehmen suchte, die dieser zurückzog, weniger in einer Bewegung der Kälte, als im Gegentheile, um seinem Sohne nicht diese magnetische Gewalt über sich zu geben.

Sarranti fuhr fort:

„Und, in der That, höre mich wohl an, mein Sohn, und sprich Dein Urtheil über mich."

„Mein Vater!"

„Sprich Dein Urtheil über mich, ich wiederhole es . . . Habe ich nach Deiner Ansicht, — denn es macht mir Freude, es zu sagen, mein Sohn, Du bist ein Mann von hoher Moral, — habe ich nach Deiner Ansicht den Verstand, den mir Gott gegeben, um Anderen nützlich zu sein, gut oder schlecht angewendet? . . . Zuweilen zweifle ich . . . höre mich wohl an . . . und mir scheint, dieser Verstand habe ihnen zu nichts gedient. Etwas Anderes ist es, so viel als man vermag zum Werke der Civilisation beizutragen, welches zu fördern wir, die Einen und die Anderen, berufen sind; etwas Anderes, sein Leben einer einzigen Idee zu weihen, oder vielmehr einem einzigen Menschen, so groß dieser Mensch auch sein mag."

„Oh! mein Vater!" rief der Mönch, einen glühenden Blick auf Herrn Sarranti heftend.

„Höre mich an, mein Sohn," wiederholte der Gefangene. „. . . Nun wohl, es ergreift mich, wie

h Dir ſagte, ein Augenblick des Zweifels, u
efürchte, mich im Wege geirrt zu haben. Au
unkte, dieſe Welt zu verlaſſen, mache ich n
ewiſſensprüfung, und es iſt ein Glück für
aß ich ſie vor Dir mache. Glaubſt Du, die Ene
ie ich in mir habe, hätte können beſſer angewe
erden? Habe ich von den Fähigkeiten, mit de
ich Gott begabt, den beſten Gebrauch gemacht, d
h davon machen konnte, und wenn ich mir ei
ufgabe vorgeſetzt, habe ich ſie auch gut vollbracht
ntworte mir, mein Dominique."

Zum zweiten Male ſank Dominique vor ſeinem
ater auf die Kniee.

„Mein edler Vater," ſagte er, „ich kenne keinen
enſchen unter dem Himmel, der redlicher und edel-
üthiger, als Sie es gethan, ſeine Kräfte im Dienſte
er Sache verwendet hat, die ihm gerecht und gut
en; ich kenne keine höhere Rechtlichkeit, als Ihre
htlichkeit, keine uneigennützigere Ergebenheit, als
e Ergebenheit. Ja, mein edler Vater, Sie haben
Aufgabe aus dem Geſichtspunkte erfüllt, aus
Sie ſich dieſelbe auferlegt hatten, und die Zelle,
r wir zu dieſer Stunde ſind, iſt das materielle
ißß Ihrer Seelengröße und Ihrer erhabenen.
verleugnung."

Reinen Dank, Dominique," antwortete Sar-
„und tröſtet mich etwas über den Tod, ſo iſt
Gedanke, daß mein Sohn das Recht hat, ſtolz
n Leben zu ſein. Ich werde Dich alſo, mein
Kind, ohne Gewiſſensbiſſe, ohne Bedauern
Und ich hatte doch noch Kräfte im Dienſte
rlands; ich war kaum, — mir ſcheint das

wenigstens heute so, — ich war kaum bei der Hälfte meiner Aufgabe, und ich glaubte, — in einer dunklen Ferne, welche zu erreichen mir aber möglich gewesen wäre, — den leuchtenden Strahl eines besseren Lebens, etwas wie die Befreiung meines Vaterlands, und, wer weiß? vielleicht in Folge der Befreiung meines Vaterlands die Befreiung der Nationen zu erschauen!"

„Ah! mein Vater!" rief der Abbé, „ich flehe Sie an, verlieren Sie diesen leuchtenden Strahl nicht aus dem Blicke; denn das ist die Feuersäule, welche Frankreich nach dem gelobten Lande führen soll. Mein Vater, hören Sie mich an, und Gott lege die Ueberredung in den Mund seines demüthigen Dieners."

Herr Sarranti strich mit der Hand über seine feuchte Stirne, als wollte er sie von den materiellen Wolken befreien, welche seine Gedanken verdunkeln und das Wort seines Sohnes bis in seinen Geist zu gelangen verhindern konnten.

„Hören Sie also nun mich an, mein Vater; Sie haben so eben mit einem einzigen Worte die sociale Frage erleuchtet, der die edlen Menschen, wer sie auch sein mögen, ihr Leben weihen: der Mensch und die Idee."

Die Augen auf seinen Sohn geheftet, machte Herr Sarranti ein Zeichen der Beistimmung.

„Der Mensch und die Idee, Alles liegt hierin, mein Vater. Der Mensch, in seiner Hoffart, glaubt der Herr der Ideen zu sein, während im Gegentheile die Idee Gebieterin des Menschen ist. Die Idee, o mein Vater, ist die Tochter Gottes, und Gott hat ihr, um ihr ungeheures Werk zu vollbrin-

en, die Menschen als Werkzeuge gegeben ... hören
ie das wohl, mein Vater; ich werde manchmal
unkel.

„Durch die Periode der Zeiten strahlt die Idee
ie eine Sonne, die Menschen verblendend, die ihren
ott daraus gemacht haben. Sehen Sie dieselbe
eboren werden, wo der Tag geboren wird; da, wo
ie Idee ist, ist das Licht; in allem Uebrigen ist die
lacht.

„Als die Idee über dem Ganges erschien und
inter der Kette des Himalaya aufging, jene Urcivi-
isation, von der wir nur noch Traditionen bewahrt
aben, jene Ahnstädte erleuchtend, von denen wir
ur- noch die Trümmer kennen, da strahlten ihre
flammen um sie und beleuchteten zugleich mit Indien
lle benachbarten Nationen; nur war die Intensität
es Lichtes da, wo die Idee war. Aegypten, Persien,
lrabien waren in der Halbtinte; die übrige Welt in
er Dunkelheit: Athen, Rom, Carthago, Cordova,
florenz und Paris, diese zukünftigen Herde, diese
ukünftigen Leuchtthürme waren noch nicht aus der
rde hervorgegangen, und man wußte noch nicht
inmal etwas von ihrem Namen.

„Indien vollbrachte sein Werk der patriarchali-
chen Civilisation. Diese Mutter des Menschenge-
chlechts, welche als Symbol die Kuh mit den un-
ersiegbaren Eutern angenommen hatte, reichte
en Scepter Aegypten, seinen dreihundert Namen,
einen dreihundert und dreißig Königen und seinen
echsundzwanzig Dynastien. Man weiß nicht, wie
ange Indien gedauert hat; Aegypten dauerte drei-
ausend Jahre. Es erzeugte Griechenland; nach der

patriarchalischen Regierung und der theokratischen Regierung die republikanische Regierung. Die antike Gesellschaft hatte die heidnische Vollkommenheit erreicht.

„Dann kam Rom, Rom, die privilegirte Stadt, wo die Idee Mensch werden und über die Zukunft herrschen sollte . . . — Mein Vater, verbeugen wir uns Beide: ich will den Namen des Gerechten aussprechen, der nicht nur für die Gerechten starb, die man nach ihm opfern sollte, sondern auch für die Schuldigen; mein Vater, ich spreche den Namen Christi aus."

Sarranti neigte das Haupt; Dominique bekreuzte sich.

„Mein Vater, in dem Augenblicke, wo der Gerechte seinen letzten Ausruf von sich gab, rollte der Donner, zerriß der Vorhang im Tempel, öffnete sich die Erde . . . Dieser Spalt, der von einem Pole zum andern ging, war der Abgrund, der die alte Welt von der neuen trennte. Alles war wiederanzufangen, Alles war neu zu machen; man hätte glauben sollen, Gott, der Unfehlbare, habe sich getäuscht, hätte man nicht, von Stelle zu Stelle, wie an seinem eigenen Lichte angezündete Leuchtthürme, die großen Vorläufer erkannt, die man Moses, Aeschylos, Plato, Sokrates, Virgil und Seneca nennt.

„Die Idee hatte vor Jesus Christus ihren antiken Namen: Civilisation, gehabt; sie hatte nach Jesus Christus ihren modernen Namen: Freiheit. In der heidnischen Welt war die Freiheit nicht nöthig für die Civilisation; sehen Sie Indien, sehen Sie Aegypten, sehen Sie Arabien, sehen Sie Persien,

ie Griechenland, ſehen Sie Rom. In der
n Welt gibt es keine Civiliſation ohne Frei-
en Sie Rom, Carthago, Granada fallen,
e den Vatican geboren werden . . ."
in Sohn," fragte Sarranti mit einer Art
ifel, „iſt der Vatican wirklich der Tempel
eit?"
war es wenigſtens bis zu Gregor VII. . . .
n Vater, hier muß man abermals den Men-
n der Idee trennen! Die Idee, die den
des Papſtes entwiſcht, geht in die Hände
ig Ludwig dem Dicken über, welcher vollen-
s Gregor VII. begonnen hat. Frankreich
n fortſetzen; in dieſem Frankreich, das kaum
rt Gemeinde ſtammelt; in dieſem Frank-
ſſen Sprache ſich bildet, bei welchem die
ſchaft aufgehoben werden wird, in dieſem
h werden ſich fortan die Geſchicke der Welt
n. Rom hat nur noch den Leichnam Chriſti:
h hat ſein Wort, ſeine Seele, — die Idee!...
ſich erheben unter dem Namen Gemeinde.
e, das heißt Volksrechte, Demokratie, Frei-

nein Vater, die Menſchen glauben, ſie be-
ie Ideen, während im Gegentheile es die
welche die Menſchen benützt.
:en Sie, mein Vater, denn in dem Augen-
)o Sie Ihr Leben Ihrem Glauben opfern,
ı Licht machen um dieſen Glauben, damit
[ſehen, ob die von Ihnen angezündete Fackel
n geführt hat, wohin Sie gehen wollten."
höre," erwiederte der Verurtheilte, indem

er seine Hand an seine Stirne drückte, als wollte er sie verhindern, vor der Minerva zu zerspringen, die er ganz gerüstet unter dem Gewölbe seines Gehirnes sich bewegen fühlte.

„Die Ereignisse sind verschieden," fuhr der Mönch fort, „doch die Idee ist dieselbe. Nach der Gemeinde kommen die Pastoureaux; nach den Pastoureaux kommt die Jacquerie; nach der Jacquerie kommen die Maillotins; nach den Maillotins kommt der Krieg des öffentlichen Wohls; nach dem Kriege des öffentlichen Wohls die Ligue; nach der Ligue die Fronde; nach der Fronde die französische Revolution. Nun, mein Vater, alle die Empörungen, — mögen sie Gemeinde, Pastoureaux, Jacquerie, Maillotin, Krieg des öffentlichen Wohls, Ligue, Fronde, Revolution heißen, — das ist immer die Idee, die Idee, die sich verwandelt, bei jeder Verwandlung aber wächst.

„Der Blutstropfen, der von der Zunge des ersten Menschen fällt, welcher auf dem öffentlichen Platze von Cambrai: Gemeinde, ruft, und dem man die Zunge als einem Gotteslästerer ausschneidet, ist die Quelle der Demokratie; zuerst Quelle, dann Bach, dann Fluß, dann Strom, dann See, dann Ocean.

„Sehen wir nun, mein Vater, auf diesem Ocean den vom Herrn erwählten Steuermann schiffen, den man Napoleon den Großen nennt . . ."

Der Verurtheilte, der nie solche Worte gehört hatte, sammelte sich und hörte.

Der Mönch fuhr in folgenden Ausdrücken fort:

„Drei Männer waren zu allen Zeiten im Geiste des Herrn erwählt gewesen, um die Werkzeuge der

Idee zu sein und das Gebäude der christlichen Welt zu behauen, wie er es verstand. Diese drei Männer sind Cäsar, Karl der Große, Napoleon. Und bemerken Sie wohl, mein Vater, Jeder von diesen drei Männern weiß nicht, was er thut, und scheint gerade das Gegentheil von dem zu träumen, was er vollbringt: Cäsar, ein Heide, bereitet das Christenthum vor; Karl der Große, ein Barbar, bereitet die Civilisation vor; Napoleon, ein Despot, bereitet die Freiheit vor.

„Diese drei Männer kommen in einer Entfernung von achthundert Jahren von einander. Mein Vater, es sind drei verschiedene menschliche Anblicke, doch es ist dieselbe Seele, die sie belebt, — die Idee.

„Cäsar, ein Heide, vereinigt durch die Eroberung die Völker in einen einzigen Bündel, damit auf dieser Menschengarbe Christus aufstehe, eine befruchtende Sonne der modernen Welt, und damit unter dem Nachfolger Cäsars sich Christus erhebe.

„Karl der Große, ein Barbar, gründet die Feudalherrschaft, diese Mutter der Civilisation, und bricht an den Schranken seines ungeheuren Reiches die Wanderung der Völker, welche noch barbarischer als er.

„Napoleon . . . Erlauben Sie, mein Vater, daß ich in Beziehung auf Napoleon meine Theorie weiter entwickle. Es sind nicht leere Worte, die ich Ihnen sage, und ich hoffe, sie führen mich im Gegentheile zu dem Ziele, nach dem ich strebe.

„Als Napoleon, oder vielmehr Bonaparte, — denn der Riese hat zwei Namen, wie er zwei Gesichter hat, — als Bonaparte erschien, war Frankreich dergestalt durch die Revolution aus den andern

Völkern hinausgeschleudert, daß es das Gleichgewicht der Nationen gestört hatte. Dieser Bucephalus brauchte einen Alexander, dieser Löwe einen Androklos. Bonaparte erschien mit seiner doppelten volksthümlichen und aristokratischen Natur im Angesichte dieser wahnsinnigen Freiheit, die man fesseln mußte, um sie zu heilen. Bonaparte war hinter der Idee in Frankreich, aber vor den Ideen anderer Völker.

„Die Könige sahen nicht in ihm, was in ihm war; die Könige sind manchmal blind: die Tollen führten Krieg gegen ihn.

„Da nahm Bonaparte, — der Mann der Idee, — was in Frankreich Reinstes, Verständigstes, Progressivstes unter seinen Kindern war; er bildete Bataillons daraus, heilige Bataillons, die er über Europa verbreitete. — Ueberall bringen diese Bataillons der Idee den Tod den Königen und das Leben den Völkern; überall, wo der Geist Frankreichs durchzieht, macht die Freiheit in seinem Gefolge einen Riesenschritt und wirft die Revolutionen in den Wind, wie ein Säemann das Korn auswirft.

„Napoleon fällt 1815, und schon ist die Ernte, die er vorbereitet hat, auf gewissen Boden gut zu machen. So verlangen im Jahre 1818, — erinnern Sie sich der Data, mein Vater, — das Großherzogthum Baden und das Königreich Baiern eine Constitution und erhalten sie; 1819 verlangt Württemberg eine Constitution und erhält sie; 1820 Revolution und Constitution der Cortes in Spanien; 1821 Empörung der Griechen gegen die Türkei.

„Der Mensch ist Gefangener; der Mensch ist an den Felsen von St. Helena gefesselt; der Mensch ist

ɔdt; der Menſch iſt begraben; der Menſch ruht unter einem namenloſen Steine; doch die Idee iſt frei, doch die Idee überlebt ihn, doch die Idee iſt unſterblich!

„Eine einzige Nation, eine einzige, war durch ihre topographiſche Lage dem progreſſiven Einfluſſe Frankreichs entgangen, weil ſie zu weit entfernt war, als daß wir je daran gedacht hätten, den Fuß auf ihr Gebiet zu ſetzen. Napoleon träumt die Vernichtung der Engländer in Indien durch ſeine Verbindung mit Rußland ... Dadurch, daß er die Augen immer auf Moskau geheftet hält, gewöhnt er ſich an die Entfernung; die Entfernung verſchwindet allmälig durch einen zugleich erhabenen und wahnſinnigen optiſchen Effect. Einen Vorwand, und wir erobern Rußland, wie wir Italien, Aegypten, Deutſchland, Oeſterreich und Spanien erobert haben. Der Vorwand wird eben ſo wenig fehlen, als er zur Zeit der Kreuzzüge fehlte, wo wir die Civiliſation vom Orient entlehnten. Gott will es: wir werden die Freiheit dem Norden bringen. Ein engliſches Schiff läuft in den Hafen irgend einer Stadt am Baltiſchen Meere ein, und der Krieg iſt von Napoleon dem Manne erklärt, der zwei Jahre vorher, ſich vor ihm verbeugend, folgenden Vers vom Voltaire auf ſich anwandte:

L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux *)!

---

*) Die Freundſchaft eines großen Mannes iſt eine Wohlthat der Götter.

„Und vor Allem ſcheint es, auf den erſten Blick, die Vorherſehung Gottes ſcheitere an dem deſpotiſchen Inſtincte eines Menſchen. Frankreich dringt in Rußland ein, Rußland weicht aber vor Frankreich zurück; die Freiheit und die Sklaverei werden nicht in Berührung kommen. Kein Samen wird in dieſer eiſigen Erde keimen; denn vor unſeren Heeren werden nicht nur die feindlichen Heere, ſondern auch die feindlichen Völkerſchaften zurückweichen. Es iſt ein wüſtes Land, deſſen wir uns bemächtigen, es iſt eine in Brand geſteckte Hauptſtadt, welche in unſere Hände fällt, und wenn wir in Moskau einziehen, iſt Moskau leer, ſteht Moskau in Flammen!

„Da iſt die Sendung Napoleons erfüllt, und der Augenblick ſeines Sturzes iſt gekommen; denn der Sturz von Napoleon wird der Freiheit ſo erſprießlich ſein, als es die Erhebung von Napoleon geweſen iſt. So klug vor dem ſiegenden Feinde, wird der Czaar vielleicht unklug vor dem beſiegten Feinde ſein: er war vor dem Eroberer zurückgewichen, — ſehen Sie, mein Vater, ſehen Sie, er ſchickt ſich an, dem Flüchtling zu folgen . . .

„Gott zieht ſeine Hand von Napoleon zurück... Iſt nicht ſeit drei Jahren ſein guter Genius, Joſephine, von ihm entfernt, um Marie Louiſe, der Incarnation des Deſpotismus, Platz zu machen? Gott zieht alſo ſeine Hand von Napoleon zurück; und damit das himmliſche Dazwiſchentreten ſehr ſichtbar ſei, ſind es diesmal bei den menſchlichen Dingen nicht mehr Menſchen, welche gegen Menſchen kämpfen; die Ordnung der Jahreszeiten iſt verkehrt, der Schnee

und die Kälte kommen in Eilmärschen; es sind die Elemente, welche eine Armee tödten.

„Und so treffen die von der Weisheit des Herrn vorhergesehenen Dinge ein. Paris konnte seine Civilisation nicht nach Moskau tragen: Moskau kommt und verlangt sie in Paris.

„Zwei Jahre nach dem Brande seiner Hauptstadt wird Alexander in der unsern einziehen; doch sein Aufenthalt hier wird von zu kurzer Dauer sein: seine Soldaten werden kaum den Boden Frankreichs berührt haben; unsere Sonne, die sie erleuchten sollte, hat sie nur geblendet.

„Gott ruft seinen Auserwählten zurück; Napoleon erscheint wieder; der Gladiator betritt wieder die Arena, kämpft, fällt und streckt bei Waterloo den Hals hin.

„Da öffnet Paris dem Czaar und seinem wilden Heere wieder die Thore. Diesmal wird die Occupation drei Jahre an den Ufern der Seine diese Menschen von der Newa, von der Wolga und vom Don zurückhalten; ganz angefüllt von neuen und fremden Ideen, die unbekannten Namen Civilisation, Befreiung und Freiheit stammelnd, werden sie in ihr wildes Land zurückkehren, und acht Jahre nachher wird eine republikanische Verschwörung in Petersburg ausbrechen . . . Wenden Sie die Augen gegen Rußland, mein Vater, und Sie werden den Herd dieses Brandes noch rauchend auf dem Senats-Platze sehen.

„Mein Vater, Sie haben Ihr Leben dem Menschen-Idee geweiht; der Mensch ist todt, die Idee lebt. Leben Sie auch für die Idee!“

„Was ſagſt Du, mein Sohn?“ rief Herr Sarranti, ſeinen Sohn mit Augen anſchauend, in denen ſich zugleich das Erſtaunen und die Freude, die Ueberraſchung und der Stolz malten.

„Mein Vater, ich ſage, nachdem Sie ſo muthig gekämpft, werden Sie nicht das Leben verlaſſen wollen, ehe Sie die Stunden der zukünftigen Unabhängigkeiten haben ſchlagen hören. Mein Vater, die Welt rührt ſich; Frankreich iſt in Arbeit wie ein vulcaniſcher Berg; noch ein paar Jahre, ein paar Monate vielleicht, und die Lava wird aus dem Krater hervorbrechen, auf ihrem Wege, wie verfluchte Städte, alle Knechtſchaften, alle Erniedrigungen einer Geſellſchaft verſchlingend, welche verurtheilt iſt, einer neuen Geſellſchaft Platz zu machen.“

„Wiederhole die Worte, Dominique!“ rief der enthuſiaſtiſche Corſe, deſſen Augen vor Freude funkelten, da er aus dem Munde ſeines Sohnes dieſe prophetiſchen und tröſtlichen, für ihn wie ein Diamantenthau koſtbaren Worte hervorkommen hörte; „wiederhole dieſe Worte ... Du gehörſt zu einer geheimen Geſellſchaft, nicht wahr, und Du kennſt das Auflöſungswort der Zukunft?“

„Ich gehöre zu keiner geheimen Geſellſchaft, mein Vater, und kenne ich das Auflöſungswort der Zukunft, ſo habe ich es in der Vergangenheit geleſen. Ich weiß nicht, ob ſich ein Complott in der Dunkelheit anzettelt; doch ich weiß, daß eine allmächtige Verſchwörung im Angeſichte Aller im vollen Sonnenſcheine aufgegangen iſt: das iſt die Verſchwörung des Guten gegen das Böſe, und die zwei Streiter ſtehen

einander gegenüber; die Welt wartet... Leben
mein Vater, leben Sie!"

„Ja, Dominique," rief Sarranti, seinem Sc
die Hand reichend, „Du hast Recht: ich wünsche
zu leben; doch wie leben, da ich verurtheilt bin?

„Mein Vater, das ist meine Sache."

„Keine Gnade, hörst Du wohl, Dominique? J
will nichts von den Menschen empfangen, welch
zwanzig Jahre gegen Frankreich gekämpft haben."

„Nein, mein Vater; verlassen Sie sich auf mich
daß ich die Ehre der Familie wahre. Man verlang
nur Eines von Ihnen: daß Sie ein Cassationsgesuch
einreichen; ein Unschuldiger hat keine Gnade zu ver-
langen."

„Was ist denn Dein Plan, Dominique?"

„Mein Vater, gegen Sie, wie gegen Andere muß
ich ihn verschweigen."

„Es ist ein Geheimniß?"

„Tief, unverletzlich."

„Selbst für Deinen Vater, Dominique?"

Dominique nahm die Hand seines Vaters, küßte
ehrfurchtsvoll und erwiederte:

„Selbst für meinen Vater!"

„Sprechen wir nicht mehr davon, mein Sohn...
nn werde ich Dich wiedersehen?"

„In fünfzig Tagen ... vielleicht früher, doch
t später."

„Ich werde Dich fünfzig Tage lang nicht sehen?"
Herr Sarranti erschrocken.

'r fing an zu befürchten, er werde sterben.

Ich unternehme zu Fuße eine lange Pilgerfahrt.
mpfangen Sie mein Lebewohl. Ich reise schon

diesen Abend, in einer Stunde, ab, um bis zu meiner Rückkehr nicht mehr zu rasten. Segnen Sie mich, mein Vater!"

Ein Gefühl erhabener Größe verbreitete sich über das Antlitz von Herrn Sarranti.

„Gott begleite Dich auf Deiner schmerzlichen Pilgerfahrt, edles Herz!" sagte er, die Hände über das Haupt seines Sohnes erhebend; „er bewahre Dich vor Hinterhalten und Verrathen, und führe Dich zurück, um die Thüre meines Gefängnisses zu öffnen, mag diese Thüre auf das Leben oder auf den Tod gehen."

Dann nahm er zwischen seine zwei Hände den Kopf des knieenden Mönches, schaute ihn mit stolzer Zärtlichkeit an, küßte ihn auf die Stirne, und winkte ihm wegzugehen, ohne Zweifel aus Furcht, es könnte sich seine Gemüthsbewegung in Schluchzen Luft machen.

Der Mönch seinerseits, der seine Kräfte entschwinden fühlte, wandte sich ab, um seinem Vater den Anblick der Thränen zu entziehen, welche aus seinen Augen hervorstürzten, und ging hastig hinaus.

VI.

Der Paß.

Es schlug vier Uhr in dem Augenblicke, wo der Abbé Dominique den Fuß aus der Conciergerie setzte.

Vor der Thüre fand der Mönch Salvator wieder.

Der junge Mann sah, in welcher Unruhe der

Abbé war, errieth, was in seiner Seele vorging, und begriff, daß mit ihm von seinem Vater sprechen eine Wunde wiederbeleben hieß. Er sagte ihm auch nichts Anderes als die Worte:

„Und was gedenken Sie nun zu thun?"

„Ich reise nach Rom ab."

„Wann?"

„So bald als möglich."

„Brauchen Sie einen Paß?"

„Vielleicht könnte mein Rock mir denselben ersetzen; doch gleichviel, um keinen Verzug zu erleiden, ziehe ich es vor, einen zu haben."

„Holen wir einen Paß; wir sind nur zwei Schritte von der Präfectur, und mit meinem Beistande werden Sie, glaube ich, nicht lange zu warten haben."

Fünf Minuten nachher traten Sie in den Hof der Präfectur ein.

In dem Augenblicke, wo sie über die Thürschwelle des Paßbureau schritten, stieß in dem finstern Gange ein Mann an sie.

Salvator erkannte Herrn Jackal.

„Empfangen Sie meine Entschuldigungen, Herr Salvator," sagte der Polizeimann, als er den jungen Mann erkannte; „ich frage Sie diesmal nicht, durch welchen Zufall ich das Glück habe, Ihnen zu begegnen."

„Und warum fragen Sie das nicht, Herr Jackal?"

„Ei! weil ich es weiß."

„Sie wissen, was mich hierher führt?"

„Ist es nicht mein Handwerk, Alles zu wissen?"

„Ich komme also hierher, lieber Herr Jackal...?"

„Um einen Paß zu holen, lieber Herr Salvator."

„Für mich?“ fragte lachend Salvator.

„Nein, sondern für diesen Herrn,“ antwortete Herr Jackal, mit dem Finger auf den Mönch deutend.

„Wir sind vor der Thüre des Bureau; Bruder Dominique ist bei mir; Sie wissen, daß mich mein Gewerbe in Paris zurückhält; es ist also nicht schwer, zu errathen, lieber Herr Jackal, daß ich einen Paß hole, und daß der Paß für diesen Herrn ist.“

„Ja, schwieriger aber war es, Ihren Wunsch vorherzusehen.“

„Ah! ah... Und Sie haben ihn vorhergesehen?“

„So weit es meinem armen kleinen Scharfsinne erlaubt war, dies zu thun.“

„Ich begreife nicht.“

„Wollen Sie mir die Freundschaft erweisen, mir mit dem Herrn Abbé zu folgen, lieber Herr Salvator? Dann werden Sie vielleicht begreifen?“

„Und wohin soll ich Ihnen folgen?“

„Ei! in den Saal, wo man die Pässe abgibt. Sie werden den des Herrn Abbé ganz ausgefertigt finden!“

„Ganz ausgefertigt?“ sagte Salvator mit einer Miene des Zweifels.

„Ah! mein Gott, ja,“ erwiederte Herr Jackal mit jener Treuherzigkeit, die er so gut auf seinem Gesichte auszubreiten wußte.

„Selbst mit dem Signalement?“

„Selbst mit dem Signalement. Es muß nur die Unterschrift des Herrn Abbé dabei fehlen.“

Sie waren vor dem mittleren Bureau der Thüre gegenüber angelangt.

„Den Paß von Herrn Dominique Sarranti,“

sagte Herr Jackal zu dem, in seinem kleinen hölzernen Käfig eingeschlossenen, Bureauchef.

„Hier, mein Herr," erwiederte der Bureauchef, indem er den Paß Herrn Jackal reichte, der ihn sodann dem Mönche übergab.

„Das ist es wohl, nicht wahr?" fuhr Herr Jackal fort, während Dominique einen erstaunten Blick auf das officielle Papier warf.

„Ja, mein Herr," antwortete der Abbé; „in der That, das ist es."

„Nun wohl," sprach Salvator, „wir haben nun nichts mehr zu thun, als den Paß von Monseigneur dem Nuntius visiren zu lassen."

„Das ist etwas Leichtes," erwiederte Herr Jackal, indem er tief aus seiner Tabatière schöpfte und mit Wollust eine Prise Tabak schlürfte.

„Sie leisten mir da einen wahren Dienst, lieber Herr Jackal," sagte Salvator, „und ich weiß nicht, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit bezeigen soll."

„Reden wir nicht hievon; sind die Freunde unserer Freunde nicht unsere Freunde?"

Herr Jackal sprach diese Worte mit einer solchen Schulternbewegung, mit einem solchen Ausdrucke von Treuherzigkeit, daß ihn Salvator voll Zweifel anschaute.

Es gab Augenblicke, wo er nahe daran war, Herrn Jackal für einen Philosophen zu halten, der sein Handwerk als Polizeimann aus Liebe für die Menschheit treibe.

Doch gerade in diesem Momente warf ihm Herr Jackal von unten einen von jenen Blicken zu, welche

von seiner Verwandtschaft mit dem Thiere zeugten, an das sein Name erinnerte.

Dann winkte er Dominique, ihn zu erwarten, und sagte:

„Zwei Worte, lieber Herr Jackal.“

„Vier, Herr Salvator . . . sechs, ein ganzes Wörterbuch; es ist ein so großes Vergnügen für mich, mit Ihnen zu plaudern, daß ich, wenn ich dieses Vergnügen habe, wünschte, die Conversation würde gar nie endigen.“

„Sie sind sehr gut,“ sagte Salvator.

Und trotz seines inneren Widerstrebens gegen diese Art von Genossenschaft, nahm er den Arm des Polizeimannes.

„Mein lieber Herr Jackal, sagen Sie mir zwei Dinge . . .“

„Mit großem Vergnügen, lieber Herr Salvator.“

„In welcher Absicht haben Sie diesen Paß vorbereitet?“

„Das ist das erste von den zwei Dingen, die Sie mich zu fragen haben?“

„Ja.“

„Ei! in der Absicht, Ihnen angenehm zu sein.“

„Ich danke . . . Wie haben Sie nun gewußt, Sie werden mir angenehm sein, wenn Sie einen Paß auf den Namen von Herrn Dominique Sarranti ausfertigen lassen?“

„Weil Herr Dominique Sarranti Ihr Freund ist, so weit ich es an dem Tage, wo Sie ihn am Bette von Herrn Colombau trafen, beurtheilen konnte.“

„Sehr gut! Doch wie haben Sie errathen, er sei im Begriffe, eine Reise zu machen?“

„Ich habe es nicht errathen: er hat es selbst Seiner Majestät gesagt, als er sie um einen Aufschub von fünfzig Tagen bat.“

„Er hat Seiner Majestät aber nicht gesagt, wozu er gehe.“

„Oh! ein schöner Witz, lieber Herr Salvator! Herr Dominique Sarranti verlangt einen Aufschub von fünfzig Tagen vom König, um eine Reise von dreihundert fünfzig Meilen zu machen. Wie weit ist es nun von Paris nach Rom? Dreizehnhundert Kilometer auf der Straße von Siena, vierzehnhundert dreißig Kilometer auf der Straße von Perugia; die mittlere Summe ist also dreihundert fünfzig Meilen. Mit wem kann es Herr Sarranti unter den Umständen, in denen er sich befindet, zu thun haben? Mit dem Papste, denn er ist Mönch: der Papst ist der König der Mönche; und Ihr Freund will es in Rom versuchen, den König der Mönche für seinen Vater zu interessiren, damit er den König von Frankreich um seine Begnadigung bitte; das ist das Ganze, lieber Herr Salvator. Ich könnte Sie glauben lassen, ich sei ein Zauberer; ich will Ihnen lieber ganz einfach die Wahrheit sagen. Sie sehen nun, der Erste der Beste hätte, von Deduction zu Deduction fortschreitend, die Sache so geschickt als ich zu ihrem Ziele geführt. Herr Dominique hat mir also nur noch in Ihrem und in seinem Namen zu danken und nach Rom abzureisen.“

„Nun wohl,“ sagte Salvator, „das wird er sogleich thun.“

Sodann den Mönch rufend:

„Mein lieber Dominique, hier ist Herr Jackal bereit, Ihre Danksagungen zu empfangen.“

Der Mönch näherte sich, dankte Herrn Jackal, und dieser nahm die Complimente von Dominique mit derselben Treuherzigkeit und Einfachheit hin, die er während der ganzen Scene zur Schau gestellt hatte.

Die zwei Freunde verließen die Präfectur.

Sie machten stillschweigend ein Hundert Schritte.

Nach hundert Schritten blieb der Abbé Dominique stehen, legte seine Hand auf den Arm seines nachdenkenden Begleiters und sagte:

„Ich bin unruhig, mein Freund.“

„Ich auch,“ erwiederte Salvator.

„Die Zuvorkommenheit dieses Polizeimannes scheint mir nicht natürlich.“

„Mir auch nicht . . . Doch lassen Sie uns weiter gehen; ohne Zweifel folgt man uns und belauscht uns.“

„Welches Interesse glauben Sie, daß er gehabt hat, um so meine Reise zu erleichtern?“ fragte der Abbé der Ermahnung von Salvator gehorchend.

„Ich weiß es nicht, doch ich glaube wie Sie, daß er eines gehabt hat.“

„Glauben Sie an das, was er Ihnen von seinem Wunsche, Ihnen angenehm zu sein, gesagt hat?“

„Ei! mein Gott, das ist streng genommen möglich: es ist ein seltsamer Mensch, der zuweilen, man weiß nicht warum, noch wie, von Gefühlen erfaßt wird, die seinem Stande nicht anzugehören scheinen. In einer Nacht, als ich durch die verlorenen Quartiere der Stadt zurückkehrte, hörte ich in einer von

jenen Straßen, welche keinen oder vielmehr einen sehr unglücklichen Namen haben, — ich hörte am Ende der Rue de la Tuerie*), in der Nähe der Rue de la Vieille-Lanterne, dumpfe Schreie. Ich bin immer bewaffnet, — Sie müssen begreifen, warum, Dominique; ich eilte nach der Seite, wo ich das Geschrei hörte. Ich sah von der schmutzigen Treppe herab, welche von der Rue de la Tuerie nach der Rue de la Vieille-Lanterne führt, einen Mann, der sich mit Händen und Füßen zwischen drei Männern wehrte, die ihn durch die offene Thüre einer Abzucht nach der Seine zu schleppen suchten. Ich nahm mir nicht die Zeit, die Treppe hinabzusteigen: ich schlüpfte unter dem Geländer durch und ließ mich auf die Straße fallen. Ich war zwei Schritte von der Gruppe; Einer von denen, welche sie bildeten, machte sich davon los und sprang mit aufgehobenem Stocke auf mich zu. Er rollte in demselben Augenblicke von einem Pistolenschusse getödtet in die Gosse. Bei diesem Anblicke, beim Lärmen des Schusses entflohen die zwei anderen Männer, und ich befand mich allein mit dem, welchem mich die Vorsehung auf eine so wunderbare Weise zu Hülfe geschickt hatte. Es war Herr Jackal. Ich kannte ihn damals nur dem Namen nach, — wie ihn Jedermann kennt. Er sagte mir, wer er sei, und wie er sich hier befinde: er sollte eine Haussuchung in einem schlechten Garni vornehmen, das in der Rue de la Vieille-Lanterne ein paar Schritte von der Treppe, liegt; da er eine

*) Metzelei-Straße.

Viertelstunde vor seinen Agenten ankam, so hielt er sich am Gitter der Abzucht verborgen, als sich plötzlich das Gitter öffnete und drei Männer über ihn herfielen. Diese drei Männer waren gleichsam die Abgeordneten aller Diebe und aller Mörder von Paris, welche geschworen hatten, sich des Herrn Jackal zu entledigen, dessen Beaufsichtigung eine Geißel für sie war. Und in der That, sie waren im Begriffe, ihr Versprechen zu halten und sich von ihm zu befreien, als ich zu ihrem Unglücke, und besonders zum Unglücke von dem, welcher zu meinen Füßen röchelte, Herrn Jackal zu Hülfe kam . . . Seit jenem Tage hat Herr Jackal eine gewisse Dankbarkeit für mich und leistet mir, mir und meinen Freunden, alle die kleinen Dienste, die er mir leisten kann, ohne seine Pflicht als Chef der Sicherheitspolizei zu verletzen."

„Es ist also in der That möglich, daß er die Absicht gehabt hat, Ihnen angenehm zu sein," sagte der Abbé Dominique.

„Das ist möglich; doch lassen Sie uns in mein Haus gehen; Sehen Sie jenen trunkenen Menschen; er folgt uns von der Rue de Jerusalem an; sobald wir jenseits der Thüre sind, wird er seinen Rausch verloren haben."

Salvator zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Gangthüre, ließ Dominique vorangehen, und schloß die Thüre wieder hinter sich.

Roland hatte seinen Herrn gerochen; die zwei jungen Leute fanden auch den Hund im ersten Stocke und Fragola Salvator vor der Thüre ihrer Wohnung erwartend.

Das Mittagsbrod stand bereit, denn die Zeit war nter diesen verschiedenen Ereignissen verlaufen, und s hatte sechs Uhr geschlagen.

Obschon ernst, war das Gesicht der beiden Män- er doch ruhig. Es war also nichts wirklich Aer- erliches vorgefallen.

Fragola befragte Salvator mit dem Blicke.

„Alles geht gut," erwiederte dieser mit einem albläcbeln.

„Der Herr Abbé erweist uns die Ehre, unser Mahl zu theilen?" sagte Fragola.

„Ja."

Und Fragola verschwand.

„Geben Sie mir nun Ihren Paß, mein Bruder," rach Salvator.

Der Mönch zog aus seiner Brust den zusammen- efalteten Paß.

Salvator entfaltete den Paß, untersuchte ihn sorg- ältig, drehte ihn hin und her, jedoch ohne etwas erdächtiges zu bemerken.

Endlich hielt er ihn an eine Fensterscheibe.

In der Durchsichtigkeit des Papiers erschien ein uchstabe, der in jeder andern Lage, als in der, in elche Salvator das Papier gebracht hatte, unsicht- ar gewesen wäre.

„Sehen Sie?" sagte Salvator.

„Was?" fragte der Abbé.

„Dieser Buchstabe."

Und er deutete mit dem Finger auf den Buch- aben.

„Ein S?"

„Ja, ein S; begreifen Sie?"

„Nein.“

„Ein S ist der erste Buchstabe des Wortes surveillance“ *).

„Nun?“

„Nun, das bedeutet: „„Im Namen des Königs von Frankreich, empfehle ich, Jackal, Vertrauter des Herrn Polizeipräfecten, allen französischen Agenten, im Interesse Seiner Majestät, und allen auswärtigen Agenten, im Interesse ihrer respectiven Regierungen, dem Inhaber dieses Passes auf der Spur zu folgen, ihn zu überwachen, ihn auf der Landstraße anzuhalten, und im Nothfalle gefänglich einzuziehen;““ mit einem Worte, mein Freund, Sie stehen, ohne es zu wissen, unter der Aufsicht der hohen Polizei.“

„Was liegt mir im Ganzen daran?“ sagte der Abbé.

„Oh! geben wir wohl Acht,“ erwiederte ernst Salvator; „die Art, wie der Proceß Ihres Vaters geführt worden ist, beweist, daß man sich nicht ungern seiner entledigen würde, und ich will das Verdienst von Fragola nicht hervorheben,“ fügte Salvator mit einem unmerklichen Lächeln bei, „doch es hat nicht weniger gebraucht, als die hohen Einflüsse, über die sie verfügt, daß Sie Ihre Audienz erhielten, und in Folge Ihrer Audienz die zwei Monate Aufschub, die Ihnen der König bewilligt hat.“

„Glauben Sie, der König würde sein Versprechen nicht halten?“

„Nein; doch Sie haben nur zwei Monate.“

„Das ist mehr, als ich brauche, um nach Rom zu gehen und von dort zurückzukehren.“

---

* Ueberwachung.

„Wenn man Ihnen keine Verlegenheiten bereitet, keine Hindernisse in den Weg legt, Sie nicht verhaftet; wenn man Sie endlich, sind Sie dort angekommen, nicht durch tausend verborgene Intriguen verhindert, denjenigen zu sehen, welchen Sie sehen wollen."

„Ich glaubte, jeder Mönch, der, eine Pilgerfahrt von vierhundert Meilen vollendend, in Rom baarfuß und mit einem Stabe in der Hand ankomme, brauche nur vor der Pforte des Vaticans zu erscheinen, und die Treppe, welche nach der Wohnung desjenigen führt, welcher einst selbst ein einfacher Mönch war, werde ihm geöffnet sein."

„Mein Bruder, Sie glauben noch an viele Dinge, an welche Sie nach und nach zu glauben aufhören werden . . . Der Mensch, so wie er ins Leben eintritt, ist wie ein Baum, dessen Blüthen der Wind Anfangs zerstreut, dessen Blätter er sodann abreißt, dessen Aeste er hernach bricht, bis der Sturm, der auf den Wind folgt, an einem schönen Tage ihn selbst zerbricht ... Mein Bruder, sie haben ein Interesse dabei, daß Herr Sarranti stirbt, und sie wenden alle mögliche Mittel an, um das Wort, das Sie dem Prinzig abgelistet haben, unnütz zu machen!"

„Abgelistet!" rief Dominique, Salvator mit Erstaunen anschauend.

„Abgelistet aus ihrem Gesichtspunkte . . . Wie können Sie, daß Sie den Einfluß erklären, der gewirkt hat, daß die Frau Herzogin von Berry, die geliebte Tochter des Königs, deren Gemahl unter den Streiche eines Fanatikers gestorben ist, sich für den Sohn eines andern Revolutionärs interessirte, der selbst Revolutionär und Fanatiker?"

„Für mich?“ fragte lachend Salvator.

„Nein, sondern für diesen Herrn,“ antwortete Herr Jackal, mit dem Finger auf den Mönch deutend.

„Wir sind vor der Thüre des Bureau; Bruder Dominique ist bei mir; Sie wissen, daß mich mein Gewerbe in Paris zurückhält; es ist also nicht schwer, zu errathen, lieber Herr Jackal, daß ich einen Paß hole, und daß der Paß für diesen Herrn ist.“

„Ja, schwieriger aber war es, Ihren Wunsch vorherzusehen.“

„Ah! ah... Und Sie haben ihn vorhergesehen?“

„So weit es meinem armen kleinen Scharfsinne erlaubt war, dies zu thun.“

„Ich begreife nicht.“

„Wollen Sie mir die Freundschaft erweisen, mir mit dem Herrn Abbé zu folgen, lieber Herr Salvator? Dann werden Sie vielleicht begreifen?“

„Und wohin soll ich Ihnen folgen?“

„Ei! in den Saal, wo man die Pässe abgibt. Sie werden den des Herrn Abbé ganz ausgefertigt finden!“

„Ganz ausgefertigt?“ sagte Salvator mit einer Miene des Zweifels.

„Ah! mein Gott, ja,“ erwiederte Herr Jackal mit jener Treuherzigkeit, die er so gut auf seinem Gesichte auszubreiten wußte.

„Selbst mit dem Signalement?“

„Selbst mit dem Signalement. Es muß nur die Unterschrift des Herrn Abbé dabei fehlen.“

Sie waren vor dem mittleren Bureau der Thüre gegenüber angelangt.

„Den Paß von Herrn Dominique Sarranti,“

sagte Herr Jackal zu dem, in seinem kleinen hölzernen Käfig eingeschlossenen, Bureauchef.

„Hier, mein Herr," erwiederte der Bureauchef, indem er den Paß Herrn Jackal reichte, der ihn sodann dem Mönche übergab.

„Das ist es wohl, nicht wahr?" fuhr Herr Jackal fort, während Dominique einen erstaunten Blick auf das officielle Papier warf.

„Ja, mein Herr," antwortete der Abbé; „in der That, das ist es."

„Nun wohl," sprach Salvator, „wir haben nun nichts mehr zu thun, als den Paß von Monseigneur dem Nuntius visiren zu lassen."

„Das ist etwas Leichtes," erwiederte Herr Jackal, indem er tief aus seiner Tabatière schöpfte und mit Wollust eine Prise Tabak schlürfte.

„Sie leisten mir da einen wahren Dienst, lieber Herr Jackal," sagte Salvator, „und ich weiß nicht, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit bezeigen soll."

„Reden wir nicht hievon; sind die Freunde unserer Freunde nicht unsere Freunde?"

Herr Jackal sprach diese Worte mit einer solchen Schulternbewegung, mit einem solchen Ausdrucke von Treuherzigkeit, daß ihn Salvator voll Zweifel anschaute.

Es gab Augenblicke, wo er nahe daran war, Herrn Jackal für einen Philosophen zu halten, der sein Handwerk als Polizeimann aus Liebe für die Menschheit treibe.

Doch gerade in diesem Momente warf ihm Herr Jackal von unten einen von jenen Blicken zu, welche

von seiner Verwandtschaft mit dem Thiere zeugten, an das sein Name erinnerte.

Dann winkte er Dominique, ihn zu erwarten, und sagte:

„Zwei Worte, lieber Herr Jackal."

„Vier, Herr Salvator . . . sechs, ein ganzes Wörterbuch; es ist ein so großes Vergnügen für mich, mit Ihnen zu plaudern, daß ich, wenn ich dieses Vergnügen habe, wünschte, die Conversation würde gar nie endigen."

„Sie sind sehr gut," sagte Salvator.

Und trotz seines inneren Widerstrebens gegen diese Art von Genossenschaft, nahm er den Arm des Polizeimannes.

„Mein lieber Herr Jackal, sagen Sie mir zwei Dinge . . ."

„Mit großem Vergnügen, lieber Herr Salvator."

„In welcher Absicht haben Sie diesen Paß vorbereitet?"

„Das ist das erste von den zwei Dingen, die Sie mich zu fragen haben?"

„Ja."

„Ei! in der Absicht, Ihnen angenehm zu sein."

„Ich danke . . . Wie haben Sie nun gewußt, Sie werden mir angenehm sein, wenn Sie einen Paß auf den Namen von Herrn Dominique Sarranti ausfertigen lassen?"

„Weil Herr Dominique Sarranti Ihr Freund ist, so weit ich es an dem Tage, wo Sie ihn am Bette von Herrn Colombau trafen, beurtheilen konnte."

„Sehr gut! Doch wie haben Sie errathen, er sei im Begriffe, eine Reise zu machen?"

„Ich habe es nicht errathen: er hat es selbst Seiner Majestät gesagt, als er sie um einen Aufschub von fünfzig Tagen bat.“

„Er hat Seiner Majestät aber nicht gesagt, wohin er gehe.“

„Oh! ein schöner Witz, lieber Herr Salvator! Herr Dominique Sarranti verlangt einen Aufschub von fünfzig Tagen vom König, um eine Reise von dreihundert fünfzig Meilen zu machen. Wie weit ist es nun von Paris nach Rom? Dreizehnhundert Kilometer auf der Straße von Siena, vierzehnhundert dreißig Kilometer auf der Straße von Perugia; die mittlere Summe ist also dreihundert fünfzig Meilen. Mit wem kann es Herr Sarranti unter den Umständen, in denen er sich befindet, zu thun haben? Mit dem Papste, denn er ist Mönch: der Papst ist der König der Mönche; und Ihr Freund will es in Rom versuchen, den König der Mönche für seinen Vater zu interessiren, damit er den König von Frankreich um seine Begnadigung bitte; das ist das Ganze, lieber Herr Salvator. Ich könnte Sie glauben lassen, ich sei ein Zauberer; ich will Ihnen lieber ganz einfach die Wahrheit sagen. Sie sehen nun, der Erste der Beste hätte, von Deduction zu Deduction fortschreitend, die Sache so geschickt als ich zu ihrem Ziele geführt. Herr Dominique hat mir also nur noch in Ihrem und in seinem Namen zu danken und nach Rom abzureisen.“

„Nun wohl,“ sagte Salvator, „das wird er sogleich thun.“

Sodann den Mönch rufend:

„Mein lieber Dominique, hier ist Herr Jackal bereit, Ihre Danksagungen zu empfangen.“

Der Mönch näherte sich, dankte Herrn Jackal, und dieser nahm die Complimente von Dominique mit derselben Treuherzigkeit und Einfachheit hin, die er während der ganzen Scene zur Schau gestellt hatte.

Die zwei Freunde verließen die Präfectur.

Sie machten stillschweigend ein Hundert Schritte.

Nach hundert Schritten blieb der Abbé Dominique stehen, legte seine Hand auf den Arm seines nachdenkenden Begleiters und sagte:

„Ich bin unruhig, mein Freund.“

„Ich auch,“ erwiederte Salvator.

„Die Zuvorkommenheit dieses Polizeimannes scheint mir nicht natürlich.“

„Mir auch nicht . . . Doch lassen Sie uns weiter gehen; ohne Zweifel folgt man uns und bespäht uns.“

„Welches Interesse glauben Sie, daß er gehabt hat, um so meine Reise zu erleichtern?“ fragte der Abbé der Ermahnung von Salvator gehorchend.

„Ich weiß es nicht, doch ich glaube wie Sie, daß er eines gehabt hat.“

„Glauben Sie an das, was er Ihnen von seinem Wunsche, Ihnen angenehm zu sein, gesagt hat?“

„Ei! mein Gott, das ist streng genommen möglich: es ist ein seltsamer Mensch, der zuweilen, man weiß nicht warum, noch wie, von Gefühlen erfaßt wird, die seinem Stande nicht anzugehören scheinen. In einer Nacht, als ich durch die verlorenen Quartiere der Stadt zurückkehrte, hörte ich in einer von

ıen Straßen, welche keinen oder vielmehr einen
ır unglücklichen Namen haben, — ich hörte am
ıde der Rue de la Tuerie*), in der Nähe der Rue
la Vieille-Lanterne, dumpfe Schreie. Ich bin
ımer bewaffnet, — Sie müssen begreifen, warum,
ominique; ich eilte nach der Seite, wo ich das Ge-
rei hörte. Ich sah von der schmutzigen Treppe
rab, welche von der Rue de la Tuerie nach der
ıe de la Vieille-Lanterne führt, einen Mann, der
) mit Händen und Füßen zwischen drei Männern
hrte, die ihn durch die offene Thüre einer Abzucht
ch der Seine zu schleppen suchten. Ich nahm mir
ht die Zeit, die Treppe hinabzusteigen: ich schlüpfte
ter dem Geländer durch und ließ mich auf die
raße fallen. Ich war zwei Schritte von der Gruppe;
ner von denen, welche sie bildeten, machte sich da-
n los und sprang mit aufgehobenem Stocke auf
ch zu. Er rollte in demselben Augenblicke von
ıem Pistolenschusse getödtet in die Gosse. Bei die-
n Anblicke, beim Lärmen des Schusses entflohen
: zwei anderen Männer, und ich befand mich allein
t dem, welchem mich die Vorsehung auf eine so
ınderbare Weise zu Hülfe geschickt hatte. Es war
ırr Jackal. Ich kannte ihn damals nur dem Na-
n nach, — wie ihn Jedermann kennt. Er sagte
r, wer er sei, und wie er sich hier befinde: er
lte eine Haussuchung in einem schlechten Garni
rnehmen, das in der Rue de la Vieille-Lanterne
ı paar Schritte von der Treppe, liegt; da er eine

*) Metzelei-Straße.

Viertelstunde vor seinen Agenten ankam, so hielt er sich am Gitter der Abzucht verborgen, als sich plötzlich das Gitter öffnete und drei Männer über ihn herfielen. Diese drei Männer waren gleichsam die Abgeordneten aller Diebe und aller Mörder von Paris, welche geschworen hatten, sich des Herrn Jackal zu entledigen, dessen Beaufsichtigung eine Geißel für sie war. Und in der That, sie waren im Begriffe, ihr Versprechen zu halten und sich von ihm zu befreien, als ich zu ihrem Unglücke, und besonders zum Unglücke von dem, welcher zu meinen Füßen röchelte, Herrn Jackal zu Hülfe kam ... Seit jenem Tage hat Herr Jackal eine gewisse Dankbarkeit für mich und leistet mir, mir und meinen Freunden, alle die kleinen Dienste, die er mir leisten kann, ohne seine Pflicht als Chef der Sicherheitspolizei zu verletzen."

„Es ist also in der That möglich, daß er die Absicht gehabt hat, Ihnen angenehm zu sein," sagte der Abbé Dominique.

„Das ist möglich; doch lassen Sie uns in mein Haus gehen; Sehen Sie jenen trunkenen Menschen; er folgt uns von der Rue de Jerusalem an; sobald wir jenseits der Thüre sind, wird er seinen Rausch verloren haben."

Salvator zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Gangthüre, ließ Dominique vorangehen, und schloß die Thüre wieder hinter sich.

Roland hatte seinen Herrn gerochen; die zwei jungen Leute fanden auch den Hund im ersten Stocke und Fragola Salvator vor der Thüre ihrer Wohnung erwartend.

Das Mittagsbrod stand bereit, denn die Zeit unter diesen verschiedenen Ereignissen verlaufen, es hatte sechs Uhr geschlagen.

Obschon ernst, war das Gesicht der beiden M ner doch ruhig. Es war also nichts wirklich A gerliches vorgefallen.

Fragola befragte Salvator mit dem Blicke.

„Alles geht gut," erwiederte dieser mit einen Halblächeln.

„Der Herr Abbé erweist uns die Ehre, unser Mahl zu theilen?" sagte Fragola.

„Ja."

Und Fragola verschwand.

„Geben Sie mir nun Ihren Paß, mein Bruder," sprach Salvator.

Der Mönch zog aus seiner Brust den zusammengefalteten Paß.

Salvator entfaltete den Paß, untersuchte ihn sorgältig, drehte ihn hin und her, jedoch ohne etwas Verdächtiges zu bemerken.

Endlich hielt er ihn an eine Fensterscheibe.

In der Durchsichtigkeit des Papiers erschien ein ichstabe, der in jeder andern Lage, als in der, in lche Salvator das Papier gebracht hatte, unsichtgewesen wäre.

„Sehen Sie?" sagte Salvator.

„Was?" fragte der Abbé.

„Dieser Buchstabe."

Und er deutete mit dem Finger auf den Buch- t.

Ein S?"

Ja, ein S; begreifen Sie?"

„Nein.“

„Ein S ist der erste Buchstabe des Wortes surveillance“ *).

„Nun?“

„Nun, das bedeutet: „„Im Namen des Königs von Frankreich, empfehle ich, Jackal, Vertrauter des Herrn Polizeipräfecten, allen französischen Agenten, im Interesse Seiner Majestät, und allen auswärtigen Agenten, im Interesse ihrer respectiven Regierungen, dem Inhaber dieses Passes auf der Spur zu folgen, ihn zu überwachen, ihn auf der Landstraße anzuhalten, und im Nothfalle gefänglich einzuziehen;““ mit einem Worte, mein Freund, Sie stehen, ohne es zu wissen, unter der Aufsicht der hohen Polizei.“

„Was liegt mir im Ganzen daran?“ sagte der Abbé.

„Oh! geben wir wohl Acht,“ erwiederte ernst Salvator; „die Art, wie der Proceß Ihres Vaters geführt worden ist, beweist, daß man sich nicht ungern seiner entledigen würde, und ich will das Verdienst von Fragola nicht hervorheben,“ fügte Salvator mit einem unmerklichen Lächeln bei, „doch es hat nicht weniger gebraucht, als die hohen Einflüsse, über die sie verfügt, daß Sie Ihre Audienz erhielten, und in Folge Ihrer Audienz die zwei Monate Aufschub, die Ihnen der König bewilligt hat.“

„Glauben Sie, der König würde sein Versprechen nicht halten?“

„Nein; doch Sie haben nur zwei Monate.“

„Das ist mehr, als ich brauche, um nach Rom zu gehen und von dort zurückzukehren.“

---

* Ueberwachung.

an Ihnen keine Verlegenheiten bereitet,
isse in den Weg legt, Sie nicht verhaf-
Sie endlich, sind Sie dort angekommen,
usend verborgene Intriguen verhindert,
sehen, welchen Sie sehen wollen."
bte, jeder Mönch, der, eine Pilgerfahrt
rt Meilen vollendend, in Rom baarfuß
Stabe in der Hand ankomme, brauche
ßforte des Vaticans zu erscheinen, und
welche nach der Wohnung desjenigen
r einst selbst ein einfacher Mönch war,
öffnet sein."
uder, Sie glauben noch an viele Dinge,
nach und nach zu glauben aufhören
Der Mensch, so wie er ins Leben ein-
ein Baum, dessen Blüthen der Wind
reut, dessen Blätter er sodann abreißt,
r hernach bricht, bis der Sturm, der
folgt, an einem schönen Tage ihn selbst
Mein Bruder, sie haben ein Interesse
Herr Sarranti stirbt, und sie wenden
Mittel an, um das Wort, das Sie dem
et haben, unnütz zu machen!"
t!" rief Dominique, Salvator mit Er-
nuend.
t aus ihrem Gesichtspunkte . . . Wie
daß Sie den Einfluß erklären, der ge-
aß die Frau Herzogin von Berry, die
chter des Königs, deren Gemahl unter
ines Fanatikers gestorben ist, sich für den
ndern Revolutionärs interessirte, der
ionär und Fanatiker?"

„Das ist wahr," sagte Dominique erbleichend; „doch was thun?"

„Darauf werden wir bedacht sein."

„Aber wie?"

„Indem wir diesen Paß verbrennen, der Ihnen nicht nützlich sein kann."

Und Salvator zerriß den Paß und warf die Stücke davon in den Ofen.

Dominique schaute ihm mit Bangigkeit zu.

„Doch nun," sagte er, „ohne Paß, wie wird es mir ergehen?"

„Vor Allem glauben Sie mir, es ist besser, ohne Paß zu reisen, als mit diesem zu reisen; Sie werden indessen nicht ohne Paß reisen."

„Wer wird mir einen geben?"

„Ich!" antwortete Salvator.

Und er öffnete einen kleinen Secretär, ließ eine geheime Schublade spielen und nahm unter mehreren in derselben verborgenen Papieren einen Paß, der völlig unterzeichnet, auf dem aber Name und Signalement nicht ausgefüllt waren.

Er füllte die Namen und das Signalement aus: die Namen mit dem Namen von Bruder Salvator; das Signalement nach dem Signalement von Sarranti.

„Doch das Visa?" fragte Dominique.

„Er ist visirt von der sardinischen Gesandtschaft für Turin. Ich glaubte nach Italien, und zwar, wohl verstanden, incognito dahin zu gehen, und darum hatte ich mich mit diesem Passe versehen; er wird Ihnen dienen."

„Doch in Turin?"

„In Turin sagen Sie, Ihre Geschäfte nöthigen Sie, bis Rom zu gehen, und man wird Ihren Paß ohne Schwierigkeit visiren.“

Der Mönch ergriff und drückte die Hände von Salvator.

„Oh! mein Bruder! oh! mein Freund!“ rief er, „wie vermag ich je für Alles, was ich Ihnen schuldig bin, erkenntlich zu sein?“

„Ich habe Ihnen gesagt, mein Bruder,“ erwiderte lächelnd Salvator, „was ich auch für Sie thun mag, ich werde immer Ihr Schuldner bleiben.“

Fragola kam zurück; sie hörte diese letzten Worte.

„Wiederhole unserem Freunde, was ich ihm sage, mein Kind,“ sprach Salvator, dem Mädchen die Hand reichend.

„Er verdankt Ihnen das Leben, mein Vater; ich verdanke ihm mein Glück; Frankreich wird ihm nach Maßgabe dessen, was ein Mensch thun kann, vielleicht seine Befreiung verdanken. Sie sehen wohl, die Schuld ist ungeheuer. Verfügen Sie also über uns.“

Der Mönch schaute die zwei jungen Leute an.

„Sie thun das Gute: seien Sie glücklich!“ sagte er mit einer Geberde väterlicher und barmherziger Nachsicht.

Fragola deutete auf den servirten Tisch.

Der Mönch setzte sich zwischen die zwei jungen Leute und sprach ernst das Benedicite, das sie mit einem Lächeln reiner Seelen anhörten, welche überzeugt sind, das Gebet steige zu Gott auf.

Man aß rasch und stillschweigend.

Ehe das Mahl beendigt war, stand Salvator, der die Ungeduld in den Augen des Mönches las, auf.

ist, müde der Art, wie die Dinge in Frank-
n, nach Rom abgereist ist."
den Herrn Vicomte von Chateaubriand?"
te der Mönch.
vor einem Namen wie der seinige öffnen
Thüren. Halten Sie die Schwierigkeiten
rwindlich, so überreichen Sie ihm diesen Brief,
ihm, er sei Ihnen vom Sohne desjenigen
worden, welcher ihn geschrieben hat, und
im Namen dieses Briefes Emigrationser-
n an. Er wird Ihnen vorangehen, und
en ihm nur zu folgen haben. Wenden Sie
dieses Mittel nur im äußersten Nothfalle
es wird ein Geheimniß enthüllen, das sodann
Personen sein wird: Sie, Herr von Cha-
d und wir, Fragola und ich, die wir nur Eins

werde blindlings Ihre Instructionen befol-
Bruder."
wohl, das ist Alles, was ich Ihnen zu
te. Küsse dem frommen Manne die Hand,
ich, ich begleite ihn bis zum letzten Hause
."
la näherte sich und küßte die Hand dem
der ihr mit einem sanften Lächeln zuschaute.
erneure meinen Segen," sprach er; „seien
icklich, als Sie keusch, gut und schön sind."
m, als ob alle lebendige Wesen des Hauses
auf seinen Segen hätten, strich er mit der
r den Kopf des Hundes und ging ab.
tor, der zurückgeblieben war, drückte sanft
en auf die von Fragola und murmelte:

„Ich bin zu Ihren Befehlen, mein Vater, doch ehe wir gehen, laſſen Sie mich Ihnen einen Talisman geben . . . Fragola, hole die Briefcaſſette.“

Fragola ging hinaus.

„Einen Talisman!“ wiederholte der Mönch.

„Ah! ſeien Sie ruhig, mein Freund, es iſt nichts Abgöttiſches; doch Sie wiſſen, was ich Ihnen in Betracht der Schwierigkeiten geſagt habe, die Sie erfahren dürften, um bis zum heiligen Vater zu gelangen.“

„Ja; Sie vermögen alſo etwas für mich dort?“

„Vielleicht!“ erwiederte Salvator lächelnd.

Sodann, als Fragola mit der verlangten Caſſette zurückkam:

„Eine Kerze, Siegellack und das Wappenpetſchaft.“

Das Mädchen ſtellte die Caſſette auf den Tiſch und ging abermals hinab.

Salvator öffnete die Caſſette mit einem vergoldeten Schlüſſelchen, das er an einer Kette hängend an ſeinem Halſe trug.

Sie enthielt etwa zwanzig Briefe; von dieſen zwanzig Briefen nahm er einen aufs Gerathewohl.

Fragola kehrte in dieſem Augenblicke mit der Kerze, dem Siegellack und dem Petſchaft zurück.

Salvator legte den Brief in einen Umſchlag, ſiegelte ihn mit dem Wappenpetſchaft und ſchrieb folgende Adreſſe darauf:

An den Herrn Vicomte von Chateaubriand
in Rom.

„Hören Sie,“ ſagte er zu Dominique, „es ſind drei Tage, daß derjenige, an welchen dieſer Brief

adreſſirt iſt, müde der Art, wie die Dinge in Frank-
reich gehen, nach Rom abgereiſt iſt."

„An den Herrn Vicomte von Chateaubriand?"
wiederholte der Mönch.

„Ja; vor einem Namen wie der ſeinige öffnen
ſich alle Thüren. Halten Sie die Schwierigkeiten
für unüberwindlich, ſo überreichen Sie ihm dieſen Brief,
ſagen Sie ihm, er ſei Ihnen vom Sohne desjenigen
übergeben worden, welcher ihn geſchrieben hat, und
rufen Sie im Namen dieſes Briefes Emigrationser-
innerungen an. Er wird Ihnen vorangehen, und
Sie werden ihm nur zu folgen haben. Wenden Sie
übrigens dieſes Mittel nur im äußerſten Nothfalle
an; denn es wird ein Geheimniß enthüllen, das ſodann
unter drei Perſonen ſein wird: Sie, Herr von Cha-
teaubriand und wir, Fragola und ich, die wir nur Eins
bilden."

„Ich werde blindlings Ihre Inſtructionen befol-
gen, mein Bruder."

„Nun wohl, das iſt Alles, was ich Ihnen zu
ſagen hatte. Küſſe dem frommen Manne die Hand,
Fragola; ich, ich begleite ihn bis zum letzten Hauſe
der Stadt."

Fragola näherte ſich und küßte die Hand dem
Mönche, der ihr mit einem ſanften Lächeln zuſchaute.

„Ich erneure meinen Segen," ſprach er; „ſeien
Sie ſo glücklich, als Sie keuſch, gut und ſchön ſind."

Sodann, als ob alle lebendige Weſen des Hauſes
ein Recht auf ſeinen Segen hätten, ſtrich er mit der
Hand über den Kopf des Hundes und ging ab.

Salvator, der zurückgeblieben war, drückte ſanft
ſeine Lippen auf die von Fragola und murmelte:

„Ah! ja, keusch, gut und schön!“
Und er folgte dem Mönche.

VII.

Der Pilger.

Ehe er abreiste, mußte der Abbé noch in seine Wohnung gehen; die zwei jungen Leute schlugen also den Weg nach der Rue du Pot-de-Fer ein.

Kaum hatten sie zehn Schritte gemacht, als ein Commissionär, dem ein in einen Mantel gehüllter Mann einen Brief übergeben, sich von der Mauer trennte und ihnen folgte.

„Hören Sie,“ sagte Salvator zum Mönche, „ich wette, das ist ein Commissionär, der auf derselben Seite zu thun hat wie wir!“

„Wir werden also bespäht?“

„Bei Gott!“

In der That, die jungen Leute wandten sich dreimal um, einmal an der Ecke der Rue de l'Eperon, einmal an der Ecke der Rue Saint-Sulpice, und einmal vor der Thüre des Abbé: der Commissionär hatte, wie es schien, an demselben Orte wie sie zu thun.

„Ah!“ murmelte Salvator, „das ist ein geschickter Mann, dieser Herr Jackal, da wir aber Gott für uns haben, und er nur den Teufel für sich hat, so werden wir vielleicht noch geschickter sein als er.“

Sie traten ein; der Abbé nahm seinen Schlüssel. Ein Mann plauderte mit der Portière und streichelte ihre Katze.

„Sehen Sie diesen Mann recht an, wenn weggeben," sagte Salvator, während er die Tre hinaufstieg.

„Welchen Mann?"

„Den, welcher mit Ihrer Portière plaudert."

„Nun?"

„Nun, er wird sie bis an die Barrière begleiten und vielleicht noch viel weiter."

Man trat in das Zimmer von Dominique ein. Es war eine Oase, dieses Zimmer, wenn man von der Conciergerie oder der Präfectur kam. Die untergehende Sonne beleuchtete es zu dieser Stunde mit ihren sanften Strahlen; die Vögel des Luxembourg sangen in den blühenden Kastanienbäumen; die Luft war rein, und man fühlte sich glücklich, wenn man nur in diesen Winkel eintrat.

Salvator aber fühlte sein Herz beklommen bei em Gedanken, der arme Mönch sollte diese heitere tmosphäre verlassen, um auf den Landstraßen von nd zu Land, unter der glühenden Sonne des Süden, ter dem eisigen Winde der Nacht umherzuirren.

Der Abbé blieb einen Augenblick mitten im mer stehen und schaute rings umher.

„Ich bin glücklich hier gewesen!" sagte er, durch te den Gedanken seines Geistes formelnd; „ich die süßesten Stunden meines Lebens in dieser lichen Einsamkeit zugebracht, wo ich Vergnügen om Studium, Trost nur von Gott verlangte. Mönchen ähnlich, welche den Thabor oder den bewohnen, kamen dann wie Erinnerungen aus vergangenen Leben, wie Offenbarungen eines igen Lebens zu mir. Ich habe hier, wie

lebendige Weſen, die blühendſten Träume meiner Jugend, die zauberhafteſten Glückſeligkeiten meiner Jünglingszeit vorüberziehen ſehen; ich verlangte nur einen Freund: Gott gab mir dieſen Freund in Colombau, Gott hat ihn mir genommen! doch er hat Sie mir gegeben, Salvator. Der Wille Gottes geſchehe!"

Und nachdem er dieſe Worte geſprochen, nahm der Mönch ein Buch, das er in ſeine Rocktaſche ſteckte, und knüpfte eine einfache Schnur um ſeinen weißen Rock; dann holte er aus einer Ecke des Zimmers einen langen Dornenſtock und zeigte ihn ſeinem Freunde.

„Ich habe ihn von einer traurigen Pilgerfahrt zurückgebracht," ſagte er; „es iſt das einzige materielle Andenken, das mir von Colombau bleibt."

Sodann, als befürchtete er, weich zu werden und auszubrechen, ſprach er:

„Wollen wir gehen, mein Freund?"

„Gehen wir!" erwiederte Salvator, indem er aufſtand.

Sie ſtiegen die Treppe hinab; der Mann war nicht mehr bei der Portière, doch er war an der Ecke der Straße.

Die zwei jungen Leute durchſchritten den Luxembourg; der Mann folgte ihnen. Sie erreichten die Allee de l'Obſervatoire, nahmen ihren Weg durch die Rue Caſſini, den Faubourg Saint-Jaques, und gelangten ſo, mehr ſtumm als ſprechend, durch die äußeren Boulevards bis zur Barrière Fontainebleau; ſie gingen durch die Barrière, verfolgt von den neugierigen Blicken der Douaniers und der Leute aus

em Volke, welche an den Anblick des mönchischen Gewandes wenig gewohnt waren; die zwei Freunde etzten ihren Marsch fort; der Mann folgte ihnen mmer.

Allmälig trennten sich die Häuser, dann wurden e die Straße entlang seltener; endlich sah man rechts nd links nichts mehr als die Ebene, wo die Aehren ch zu schaukeln anfingen.

„Wo werden Sie heute übernachten?“ fragte Salvator.

„In dem ersten Hause, wo man so gut sein will, ihr Gastfreundschaft zu geben,“ antwortete der Mönch.

„Diese Gastfreundschaft, mein Bruder, dulden Sie, daß ich sie Ihnen gebe?“

Der Mönch nickte mit dem Kopfe zum Zeichen er Beistimmung.

„Fünf Meilen von hier, etwas vor der Cour de rance, finden Sie links einen kleinen Fußpfad, den Sie an einem Pfosten erkennen, auf welchem Sie ein eißes Kreuz sehen, das die Form von dem hat, was an in der Heraldik ein Pfotenkreuz nennt.“

Dominique nickte zum zweiten Male.

„Sie folgen diesem Fußpfade, der Sie ans Ufer es Flusses führt. Sodann, hundert Schritte von a, mitten unter einer Gruppe von Erlen, Pappelbäumen und Weiden, werden Sie bei den Strahlen es Mondes ein weißes Häuschen sehen. Ueber der Thüre dieses Hauses werden Sie ein Kreuz ähnlich em des Pfostens erkennen.“

Dominique nickte zum dritten Male.

„Ganz nahe dabei ist eine hohle Weide,“ fuhr

Salvator fort; „Sie werden in der Höhlung dieſer Weide ſuchen und einen Schlüſſel finden: das iſt der Schlüſſel der Thüre. Sie nehmen ihn und öffnen. Für dieſe Nacht, und für ſo viel Nächte als Sie wollen, gehört die Hütte Ihnen.“

Es fiel dem Mönch nicht einmal ein, Salvator zu fragen, zu welchem Zwecke er ein Haus am Ufer des Fluſſes habe; er öffnete ſeine Arme ſeinem Freunde.

Das Herz angeſchwollen von tiefer Erregung, preßten ſich die jungen Leute an einander.

Man mußte ſich trennen.

Der Abbé ging ab.

Salvator blieb unbeweglich an dem Platze ſtehen, wo er ſeinen Freund verlaſſen hatte, und folgte ihm mit den Augen ſo weit, als ſeine Augen ſeine Form in der wachſenden Dunkelheit unterſcheiden konnten.

Jeder, der dieſen ſchönen Mönch friedlich und ernſt, ſeinen Dornenſtock in der Hand, mit ſeinem von Weiße glänzenden Rocke und ſeinem hinter ihm flatternden Mantel hätte hinwandeln ſehen; Jeder, ſagen wir, der ſo zu Fuße auf ſeine lange, fromme Pilgerfahrt dieſen ſchönen Mönch mit dem feſten Gange, mit dem gleichen Schritte hätte abgehen ſehen, würde ſich zugleich von Mitleid und von Traurigkeit, von Ehrfurcht und von Bewunderung ergriffen gefühlt haben.

Endlich verlor ihn Salvator aus dem Geſichte; er machte ein Zeichen, welches bedeutete: „Gott behüte Dich!“ und ſtieg gegen die rauchige, kothige Stadt hinab, — mit einem Kummer mehr und einem Freunde weniger.

VIII.

Der Urwald der Rue d'Enfer.

wir den Abbé auf der Straße nach Ita-
e traurige, lange Pilgerfahrt von dreihun-
ig Meilen vollbringend, das Herz erfüllt
rzlichen Bangigkeiten, die Füße gequetscht
harten Kieselsteine des Weges, und sehen
ungefähr drei Wochen nach seiner Abreise,
m Montag dem 21. Mai, um Mitternacht,
Hause, oder vielmehr im Parke eines öden
on einer der volkreichsten Vorstädte von
gging.

e Leser erinnern sich vielleicht des nächtlichen
den Carmelite und Colombau, zur Zeit
chnell verlaufenen Glückes, in einer Früh-
dem Grabe von la Vallière machten. In
ht, wie man sich auch erinnert, gingen sie,
sie die Rue Saint-Jacques und die Rue
-Grace durchschritten hatten, gegen links
n in der Rue d'Enfer vor eine kleine höl-
terthüre, welche dem ehemaligen Garten
eliterinnen als Eingang dient.

wohl, jenseits der Straße, — folglich rechts,
n nach dem Observatoire geht, diesem Gar-
armeliterinnen beinahe gegenüber, war eine
Thüre mit eisernem Gitter und durch eine
tte geschlossen.

t im Vorübergehen durch die Gitterstangen
ire, und Ihr werdet erstaunt sein, wenn

Ihr die üppigste Vegetation seht, die Ihr je vor den Augen gehabt, die Ihr je in einem Traume erschaut habt.

In der That, man denke sich einen Wald von Platanen, Adamsfeigenbäumen, Kastanienbäumen, Sumachs, Fichten, Tulpenbäumen mit einander wie Lianen verschlungen und verbunden durch tausendarmigen Epheu, in einem unentwirrbaren Durcheinander, in einer unglaublichen Verwirrung; ein für den Menschen undurchdringlicher Wald, ein Urwald Indiens oder Americas, und man wird kaum einen Begriff von der Zauberwirkung haben, die auf den erstaunten Vorübergehenden der Anblick dieses vereinzelten, mehr als vereinzelten, geheimnißvollen Parkwinkels hervorbringt.

Doch der Zauber, den der Anblick eines Urlandes und einer üppigen Vegetation verursacht, verschwand sehr bald und machte einer Art von Schrecken Platz, wenn, statt diesen Wald am hellen Tage zu sehen, der Vorübergehende seinen Blick durch die Gitterstangen in der Abenddämmerung oder in der Finsterniß tauchte, welche der Mitternachtsmond sichtbar machte.

Da erblickte er, beim bleichen Scheine der Königin mit dem silbernen Diadem, in der Ferne die Trümmer eines eingestürzten Hauses und einen ungeheuren gähnenden Brunnen in einem Dickicht von hohem Grase; da hörte er unter der tiefen Stille jene tausend seltsamen Geräusche, die um Mitternacht aus den Kirchhöfen, den verfallenen Thürmen und den unbewohnten Schlössern hervorkommen; dann,

nn, — statt von jenem dreifachen Erze umschlos-

ſen zu ſein, von dem Horaz in Beziehung auf d
erſten Schiffer ſpricht, — die Einbildungskraft de
verſpäteten Wanderers, eines Schülers von Göth
oder Leſers von Hoffmann, auch nur ein wenig von
der Lecture dieſer zwei Dichter erfüllt wäre, würden
ihm die Erinnerung an die Burgen des Rheins, wo-
hin die Geſpenſter der Feudalbaronen zurückkehren,
die Geiſter der böhmiſchen Wälder, alle Mährchen,
alle Legenden, alle ſchlimmen Geſchichten des alten
Deutſchlands wieder in den Kopf kommen, und er
würde von dieſen ſchweigſamen Bäumen, von dieſem
offenen Brunnen, von dieſem eingeſtürzten Hauſe
ihre Geſchichte, ihr Mährchen oder ihre Legende
verlangen.

Was wäre es dann bei dem, welcher, nachdem
er die Trödlerin, — eine gute, brave Frau Namens
Thomas, die gerade gegenüber, auf der andern
Seite der Straße, wohnt, — was wäre es dann,
gen wir, wenn er, nachdem er dieſe brave Frau
er die Legende oder die Geſchichte des geheimniß-
llen Parkes befragt hätte, durch Vergünſtigung,
ch Gewalt oder durch Liſt das Mittel, ihn zu be-
tigen, erhielte! Er würde ſicherlich ſchauern, ſähe
ur durch das Gitter dieſen ſeltſamen, düſtern,
ſchreiblichen Wirrwarr von alten Bäumen, hohen
ſern, Farnkräutern, Neſſeln und kriechendem
u.

in Kind würde es nicht wagen, die Schwelle
Thüre zu überſchreiten; eine Frau würde beim
ke dieſes Parkes ohnmächtig werden.

itten in dieſem Quartier, das ſchon ſo voll
genden, — mit der vom Teufel von Vauvert

anzufangen, — ist dieser Park eine Art von Nest, wo tausend Legenden entstehen, die Euch der erste der Beste von der Barrière bis zur Porte Saint-Jacques, vom Observatoire bis zur Place Saint-Michel erzählen wird.

Welche ist die wahrste von allen diesen sich widersprechenden Legenden? Wir vermöchten es nicht zu sagen; doch wir wollen, ohne sie als ein evangelisches Wort zu geben, diejenige mittheilen, welche uns persönlich ist, und man wird begreifen, warum die Erinnerung an dieses düstere, fantastische Haus bei uns so tief in den Geist eingedrungen ist, daß sie nach Verlauf von dreißig Jahren noch darin bleibt.

Ich war kurz zuvor in Paris angekommen; ich zählte zwanzig Jahre, wohnte im Faubourg Saint-Denis und hatte eine Geliebte in der Grande-Rue-d'Enfer.

Sie fragen mich, warum ich, im Faubourg Saint-Denis wohnend, eine Geliebte in diesem abgelegenen Quartier, das so fern von dem meinigen, gewählt habe. Darauf antworte ich Ihnen, daß man mit zwanzig Jahren, wenn man von Villers-Coterets ankommt und nur zwölfhundert Franken Gehalt hat, seine Geliebte nicht wählt, sondern von ihr gewählt wird.

Ich war also von einer hübschen jungen Person gewählt worden, welche, wie gesagt, in der Grande-Rue-d'Enfer wohnte.

Ich machte dreimal in der Woche, zur großen Angst meiner armen Mutter, dieser schönen jungen Person einen nächtlichen Besuch; ich ging um zehn

ds von Hause weg und kam gegen drei Uhr zurück.

meiner Gewohnheit als noctambuler Tou- ich, auf meine hohe Gestalt und meine ich verlassend, weder Stock, noch Pistolen, h bei mir.

Weg, den ich machte, war sehr einfach; wäre er Karte von Paris mit einem Lineal und eistift gezogen worden, er hätte keine ge- ie verfolgt: ich ging vom Faubourg Saint- . 53 aus; ich wanderte über den Pont-au- durch die Rue de la Barillerie, über den int-Michel; ich durchschritt die Rue de la ie führte mich nach der Rue d'Enfer, die fer nach der Rue de l'Est, die Rue de l'Est Place de l'Observatoire; dann zog ich mich e des Enfants-Trouvés hin und trat durch ère, und zwischen der Rue de la Pépinière lue de la Rochefoucauld öffnete ich die kleine ies Gartens, der nach einem Hause führte, e verschwunden ist und vielleicht nur noch Erinnerung lebt. Ich kam auf demselben ück, das heißt, ich machte ungefähr zwei r meiner Nacht.

e arme Mutter, die sich schon sehr ängstigte, wissen, wohin ich ging, würde sich wohl mehr geängstigt haben, hätte sie mir folgen n können, durch welche finstere Wüste mein n dem aus, was man die Ecole des Mines ollführt wurde.

der ödeste und düsterste Ort von dieser gan- schlinie waren unstreitig die fünfhundert

- geſchworen habe, Niemand mehr zu ſehen,
ſer aus ſeiner Ciſterne zu trinken, nur Gras
im Garten zu eſſen, ſeinen Leib nur auf der
rde, ſeinen Kopf nur auf einem ſteinernen
hen zu laſſen.
re behaupteten, dieſes Haus diene als Schlupf-
r eine Falſchmünzerbande, und alle falſche
e, welche in Paris im Umlaufe ſeien, wer-
chen der Allée de l'Obſervatoire und der
'Eſt verfertigt.
frommen Perſonen ſagten ganz leiſe, dieſe
g werde zu unregelmäßigen Zeiten vom Je-
eral beſucht, der ſich, nachdem er den Brü-
i Montrouge Beſuch gemacht, nach dieſem
Orte durch einen unterirdiſchen Gang be-
elcher nicht weniger als anderthalb Meilen
ibe.
ſchwachen Geiſter ſprachen unbeſtimmt von
chleppenden Geſpenſtern, von Seelen im
:, welche um Gebete flehen, von unerklär-
ßerordentlichen, übermenſchlichen Geräuſchen,
zur Mitternachtsſtunde, an gewiſſen Tagen
ats, bei gewiſſen Mondsgeſtalten höre.
nigen, welche ſich mit Politik beſchäftigten,
Jedem, der es hören wollte, da dieſer Park
Grundſtücken gehöre, auf denen man ſeitdem
treuſe erbaut hat, und vor denen der Mar-
i erſchoſſen wurde, ſo habe die Familie Ney,
Art von düſterer Weihung, das Haus und
er Nähe des unſeligen Platzes liegenden
cke gekauft, und ſich, nachdem ſie den Schlüſ-
ſ Hauſes in den Brunnen und den der Park-

Schritte, die ich von der Rue de l'Abbé-de-l'Epée nach der Rue de Port-Royal gehend und von der Rue de Port-Royal nach der Rue de l'Abbé-de-l'Epée zurückkehrend machte. Diese fünfhundert Schritte gingen längs den Mauern des verfluchten Hauses hin.

Ich gestehe, daß in mondlosen Nächten diese fünfhundert Schritte mich beklommen machten.

Es gibt einen Gott für die Trunkenen und die Verliebten, sagt man. Gott sei Dank, ich vermöchte, was die Trunkenen betrifft, nicht zu urtheilen; was aber die Verliebten betrifft, da wäre ich versucht, es zu glauben: ich hatte nie ein schlimmes Zusammentreffen.

Gequält von der Wuth, Alles zu ergründen, die mich beständig anstachelte, hatte ich allerdings den Entschluß gefaßt, wie man sagt, den Stier bei den Hörnern zu packen, das heißt, in das Innere dieser geheimnißvollen Einsamkeit einzudringen.

Ich fing damit an, daß ich mich nach der betreffenden Legende bei der Person erkundigte, welche mich, von zwei Nächten eine, die so eben von mir erzählte Unklugheit begehen ließ. Sie versprach, ihren Bruder, einen der unbändigsten Studenten des Quartier Latin, darüber zu fragen; ihr Bruder bekümmerte sich wenig um Legenden; um jedoch die Neugierde seiner Schwester zu befriedigen, erkundigte er sich, und Folgendes sind die Details, die er sammelte.

Die Einen sagten, dieses Haus sei das Eigenthum eines reichen Nabobs, der, nachdem er seine Söhne und seine Töchter, seine Enkel und seine Enkelinnen, sowie auch seine Urenkel hatte sterben sehen, — denn der Indier zählte fast anderthalb Jahrhun-

derte, — geschworen habe, Niemand mehr zu sehen, nur Wasser aus seiner Cisterne zu trinken, nur Gras von seinem Garten zu essen, seinen Leib nur auf der kahlen Erde, seinen Kopf nur auf einem steinernen Kissen ruhen zu lassen.

Andere behaupteten, dieses Haus diene als Schlupfwinkel für eine Falschmünzerbande, und alle falsche Geldstücke, welche in Paris im Umlaufe seien, werden zwischen der Allée de l'Observatoire und der Rue de l'Est verfertigt.

Die frommen Personen sagten ganz leise, diese Wohnung werde zu unregelmäßigen Zeiten vom Jesuitengeneral besucht, der sich, nachdem er den Brüdern von Montrouge Besuch gemacht, nach diesem seltsamen Orte durch einen unterirdischen Gang begebe, welcher nicht weniger als anderthalb Meilen Länge habe.

Die schwachen Geister sprachen unbestimmt von Ketten schleppenden Gespenstern, von Seelen im Fegefeuer, welche um Gebete flehen, von unerklärlichen, außerordentlichen, übermenschlichen Geräuschen, die man zur Mitternachtsstunde, an gewissen Tagen des Monats, bei gewissen Mondsgestalten höre.

Diejenigen, welche sich mit Politik beschäftigten, erzählten Jedem, der es hören wollte, da dieser Park zu den Grundstücken gehöre, auf denen man seitdem die Chartreuse erbaut hat, und vor denen der Marschall Ney erschossen wurde, so habe die Familie Ney, als eine Art von düsterer Weihung, das Haus und die in der Nähe des unseligen Platzes liegenden Grundstücke gekauft, und sich, nachdem sie den Schlüssel des Hauses in den Brunnen und den der Park-

lebendige Weſen, die blühendſten Träume meiner Jugend, die zauberhafteſten Glückſeligkeiten meiner Jünglingszeit vorüberziehen ſehen; ich verlangte nur einen Freund: Gott gab mir dieſen Freund in Colombau, Gott hat ihn mir genommen! doch er hat Sie mir gegeben, Salvator. Der Wille Gottes geſchehe!"

Und nachdem er dieſe Worte geſprochen, nahm der Mönch ein Buch, das er in ſeine Rocktaſche ſteckte, und knüpfte eine einfache Schnur um ſeinen weißen Rock; dann holte er aus einer Ecke des Zimmers einen langen Dornenſtock und zeigte ihn ſeinem Freunde.

„Ich habe ihn von einer traurigen Pilgerfahrt zurückgebracht," ſagte er; „es iſt das einzige materielle Andenken, das mir von Colombau bleibt."

Sodann, als befürchtete er, weich zu werden und auszubrechen, ſprach er:

„Wollen wir gehen, mein Freund?"

„Gehen wir!" erwiederte Salvator, indem er aufſtand.

Sie ſtiegen die Treppe hinab; der Mann war nicht mehr bei der Portière, doch er war an der Ecke der Straße.

Die zwei jungen Leute durchſchritten den Luxembourg; der Mann folgte ihnen. Sie erreichten die Allee de l'Obſervatoire, nahmen ihren Weg durch die Rue Caſſini, den Faubourg Saint-Jaques, und gelangten ſo, mehr ſtumm als ſprechend, durch die äußeren Boulevards bis zur Barrière Fontainebleau; ſie gingen durch die Barrière, verfolgt von den neugierigen Blicken der Douaniers und der Leute aus

dem Volke, welche an den Anblick des mönchischen Gewandes wenig gewohnt waren; die zwei Freunde setzten ihren Marsch fort; der Mann folgte ihnen immer.

Allmälig trennten sich die Häuser, dann wurden sie die Straße entlang seltener; endlich sah man rechts und links nichts mehr als die Ebene, wo die Aehren sich zu schaukeln anfingen.

„Wo werden Sie heute übernachten?“ fragte Salvator.

„In dem ersten Hause, wo man so gut sein will, mir Gastfreundschaft zu geben,“ antwortete der Mönch.

„Diese Gastfreundschaft, mein Bruder, dulden Sie, daß ich sie Ihnen gebe?“

Der Mönch nickte mit dem Kopfe zum Zeichen der Beistimmung.

„Fünf Meilen von hier, etwas vor der Cour de France, finden Sie links einen kleinen Fußpfad, den Sie an einem Pfosten erkennen, auf welchem Sie ein weißes Kreuz sehen, das die Form von dem hat, was man in der Heraldik ein Pfotenkreuz nennt.“

Dominique nickte zum zweiten Male.

„Sie folgen diesem Fußpfade, der Sie ans Ufer des Flusses führt. Sodann, hundert Schritte von da, mitten unter einer Gruppe von Erlen, Pappelbäumen und Weiden, werden Sie bei den Strahlen des Mondes ein weißes Häuschen sehen. Ueber der Thüre dieses Hauses werden Sie ein Kreuz ähnlich dem des Pfostens erkennen.“

Dominique nickte zum dritten Male.

„Ganz nahe dabei ist eine hohle Weide,“ fuhr

lvator fort; „Sie werden in der Höhlung dieser
ide suchen und einen Schlüssel finden: das ist der
lüssel der Thüre. Sie nehmen ihn und öffnen.
ir diese Nacht, und für so viel Nächte als Sie
ollen, gehört die Hütte Ihnen."

Es fiel dem Mönch nicht einmal ein, Salvator
u fragen, zu welchem Zwecke er ein Haus am Ufer
es Flusses habe; er öffnete seine Arme seinem
Freunde.

Das Herz angeschwollen von tiefer Erregung,
preßten sich die jungen Leute an einander.

Man mußte sich trennen.

Der Abbé ging ab.

Salvator blieb unbeweglich an dem Platze stehen,
wo er seinen Freund verlassen hatte, und folgte ihm
mit den Augen so weit, als seine Augen seine Form
in der wachsenden Dunkelheit unterscheiden konnten

Jeder, der diesen schönen Mönch friedlich un
ernst, seinen Dornenstock in der Hand, mit seine
von Weiße glänzenden Rocke und seinem hinter ih
flatternden Mantel hätte hinwandeln sehen; Jed
sagen wir, der so zu Fuße auf seine lange, from
Pilgerfahrt diesen schönen Mönch mit dem fes
Gange, mit dem gleichen Schritte hätte abgehen se
würde sich zugleich von Mitleid und von Traurig
von Ehrfurcht und von Bewunderung ergriffen
fühlt haben.

Endlich verlor ihn Salvator aus dem Ges
er machte ein Zeichen, welches bedeutete: „Go
büte Dich!" und stieg gegen die rauchige, f
Stadt hinab, — mit einem Kummer mehr und
Freunde weniger.

VIII.

Der Urwald der Rue d'Enfer.

Laſſen wir den Abbé auf der Straße nach Ita-
n, ſeine traurige, lange Pilgerfahrt von dreihun-
ert fünfzig Meilen vollbringend, das Herz erfüllt von ſchmerzlichen Bangigkeiten, die Füße gequetſcht durch die harten Kieſelſteine des Weges, und ſehen wir, was, ungefähr drei Wochen nach ſeiner Abreiſe, das heißt am Montag dem 21. Mai, um Mitternacht, in einem Hauſe, oder vielmehr im Parke eines öden Hauſes von einer der volkreichſten Vorſtädte von Paris vorging.

Unſere Leſer erinnern ſich vielleicht des nächtlichen Beſuches, den Carmelite und Colombau, zur Zeit ihres ſo ſchnell verlaufenen Glückes, in einer Frühlingsnacht dem Grabe von la Vallière machten. In jener Nacht, wie man ſich auch erinnert, gingen ſie, nachdem ſie die Rue Saint-Jacques und die Rue du Val-de-Grace durchſchritten hatten, gegen links und kamen in der Rue d'Enfer vor eine kleine hölzerne Gitterthüre, welche dem ehemaligen Garten der Carmeliterinnen als Eingang dient.

Nun wohl, jenſeits der Straße, — folglich rechts, wenn man nach dem Obſervatoire geht, dieſem Garten der Carmeliterinnen beinahe gegenüber, war eine gewölbte Thüre mit eiſernem Gitter und durch eine eiſerne Kette geſchloſſen.

Schaut im Vorübergehen durch die Gitterſtangen dieſer Thüre, und Ihr werdet erſtaunt ſein, wenn

Ihr die üppigste Vegetation seht, die Ihr je vor den Augen gehabt, die Ihr je in einem Traume erschaut habt.

In der That, man denke sich einen Wald von Platanen, Adamsfeigenbäumen, Kastanienbäumen, Sumachs, Fichten, Tulpenbäumen mit einander wie Lianen verschlungen und verbunden durch tausendarmigen Epheu, in einem unentwirrbaren Durcheinander, in einer unglaublichen Verwirrung; ein für den Menschen undurchdringlicher Wald, ein Urwald Indiens oder Americas, und man wird kaum einen Begriff von der Zauberwirkung haben, die auf den erstaunten Vorübergehenden der Anblick dieses vereinzelten, mehr als vereinzelten, geheimnißvollen Parkwinkels hervorbringt.

Doch der Zauber, den der Anblick eines Urlandes und einer üppigen Vegetation verursacht, verschwand sehr bald und machte einer Art von Schrecken Platz, wenn, statt diesen Wald am hellen Tage zu sehen, der Vorübergehende seinen Blick durch die Gitterstangen in der Abenddämmerung oder in der Finsterniß tauchte, welche der Mitternachtsmond sichtbar machte.

Da erblickte er, beim bleichen Scheine der Königin mit dem silbernen Diadem, in der Ferne die Trümmer eines eingestürzten Hauses und einen ungeheuren gähnenden Brunnen in einem Dickicht von hohem Grase; da hörte er unter der tiefen Stille jene tausend seltsamen Geräusche, die um Mitternacht aus den Kirchhöfen, den verfallenen Thürmen und den unbewohnten Schlössern hervorkommen; dann, wenn, — statt von jenem dreifachen Erze umschlos-

ſen zu ſein, von dem Horaz in Beziehung auf d
erſten Schiffer ſpricht, — die Einbildungskraft d
verſpäteten Wanderers, eines Schülers von Göt
oder Leſers von Hoffmann, auch nur ein wenig vo
der Lecture dieſer zwei Dichter erfüllt wäre, würde
ihm die Erinnerung an die Burgen des Rheins, wo
hin die Geſpenſter der Feudalbaronen zurückkehren,
die Geiſter der böhmiſchen Wälder, alle Mährchen,
alle Legenden, alle ſchlimmen Geſchichten des alten
Deutſchlands wieder in den Kopf kommen, und er
würde von dieſen ſchweigſamen Bäumen, von dieſem
offenen Brunnen, von dieſem eingeſtürzten Hauſe
ihre Geſchichte, ihr Mährchen oder ihre Legende
verlangen.

Was wäre es dann bei dem, welcher, nachdem
er die Trödlerin, — eine gute, brave Frau Namens
Thomas, die gerade gegenüber, auf der andern
Seite der Straße, wohnt, — was wäre es dann,
gen wir, wenn er, nachdem er dieſe brave Frau
er die Legende oder die Geſchichte des geheimniß-
llen Parkes befragt hätte, durch Vergünſtigung,
ch Gewalt oder durch Liſt das Mittel, ihn zu be-
tigen, erhielte! Er würde ſicherlich ſchauern, ſähe
ur durch das Gitter dieſen ſeltſamen, düſtern,
ſchreiblichen Wirrwarr von alten Bäumen, hohen
ern, Farnkräutern, Neſſeln und kriechendem
u.

in Kind würde es nicht wagen, die Schwelle
Thüre zu überſchreiten; eine Frau würde beim
ke dieſes Parkes ohnmächtig werden.

itten in dieſem Quartier, das ſchon ſo voll
genden, — mit der vom Teufel von Vauvert

anzufangen, — ist dieser Park eine Art von Nest, wo tausend Legenden entstehen, die Euch der erste der Beste von der Barrière bis zur Porte Saint-Jacques, vom Observatoire bis zur Place Saint-Michel erzählen wird.

Welche ist die wahrste von allen diesen sich widersprechenden Legenden? Wir vermöchten es nicht zu sagen; doch wir wollen, ohne sie als ein evangelisches Wort zu geben, diejenige mittheilen, welche uns persönlich ist, und man wird begreifen, warum die Erinnerung an dieses düstere, fantastische Haus bei uns so tief in den Geist eingedrungen ist, daß sie nach Verlauf von dreißig Jahren noch darin bleibt.

Ich war kurz zuvor in Paris angekommen; ich zählte zwanzig Jahre, wohnte im Faubourg Saint-Denis und hatte eine Geliebte in der Grande-Rue-d'Enfer.

Sie fragen mich, warum ich, im Faubourg Saint-Denis wohnend, eine Geliebte in diesem abgelegenen Quartier, das so fern von dem meinigen, gewählt habe. Darauf antworte ich Ihnen, daß man mit zwanzig Jahren, wenn man von Villers-Coterets ankommt und nur zwölfhundert Franken Gehalt hat, seine Geliebte nicht wählt, sondern von ihr gewählt wird.

Ich war also von einer hübschen jungen Person gewählt worden, welche, wie gesagt, in der Grande-Rue-d'Enfer wohnte.

Ich machte dreimal in der Woche, zur großen Angst meiner armen Mutter, dieser schönen jungen Person einen nächtlichen Besuch; ich ging um zehn

Uhr Abends von Hause weg und kam gegen drei Uhr Morgens zurück.

Nach meiner Gewohnheit als noctambuler Tou- ist trug ich, auf meine hohe Gestalt und meine Stärke mich verlassend, weder Stock, noch Pistolen, noch Dolch bei mir.

Der Weg, den ich machte, war sehr einfach; wäre er auf der Karte von Paris mit einem Lineal und einem Bleistift gezogen worden, er hätte keine ge- adere Linie verfolgt: ich ging vom Faubourg Saint- Denis Nr. 53 aus; ich wanderte über den Pont-au- Change, durch die Rue de la Barillerie, über den Pont Saint-Michel; ich durchschritt die Rue de la Harpe; sie führte mich nach der Rue d'Enfer, die Rue d'Enfer nach der Rue de l'Est, die Rue de l'Est nach der Place de l'Observatoire; dann zog ich mich in Hospice des Enfants-Trouvés hin und trat durch die Barrière, und zwischen der Rue de la Pépinière und der Rue de la Rochefoucauld öffnete ich die kleine Thüre eines Gartens, der nach einem Hause führte, das heute verschwunden ist und vielleicht nur noch in meiner Erinnerung lebt. Ich kam auf demselben Wege zurück, das heißt, ich machte ungefähr zwei Meilen in meiner Nacht.

Meine arme Mutter, die sich schon sehr ängstigte, ohne zu wissen, wohin ich ging, würde sich wohl noch viel mehr geängstigt haben, hätte sie mir folgen und sehen können, durch welche finstere Wüste mein Gang von dem aus, was man die Ecole des Mines nennt, vollführt wurde.

Doch der ödeste und düsterste Ort von dieser gan- zen Marschlinie waren unstreitig die fünfhundert

Schritte, die ich von der Rue de l'Abbé-de-l'Epée nach der Rue de Port-Royal gehend und von der Rue de Port-Royal nach der Rue de l'Abbé-de-l'Epée zurückkehrend machte. Diese fünfhundert Schritte gingen längs den Mauern des verfluchten Hauses hin.

Ich gestehe, daß in mondlosen Nächten diese fünfhundert Schritte mich beklommen machten.

Es gibt einen Gott für die Trunkenen und die Verliebten, sagt man. Gott sei Dank, ich vermöchte, was die Trunkenen betrifft, nicht zu urtheilen; was aber die Verliebten betrifft, da wäre ich versucht, es zu glauben: ich hatte nie ein schlimmes Zusammentreffen.

Gequält von der Wuth, Alles zu ergründen, die mich beständig anstachelte, hatte ich allerdings den Entschluß gefaßt, wie man sagt, den Stier bei den Hörnern zu packen, das heißt, in das Innere dieser geheimnißvollen Einsamkeit einzudringen.

Ich fing damit an, daß ich mich nach der betreffenden Legende bei der Person erkundigte, welche mich, von zwei Nächten eine, die so eben von mir erzählte Unklugheit begehen ließ. Sie versprach, ihren Bruder, einen der unbändigsten Studenten des Quartier Latin, darüber zu fragen; ihr Bruder bekümmerte sich wenig um Legenden; um jedoch die Neugierde seiner Schwester zu befriedigen, erkundigte er sich, und Folgendes sind die Details, die er sammelte.

Die Einen sagten, dieses Haus sei das Eigenthum eines reichen Nabobs, der, nachdem er seine Söhne und seine Töchter, seine Enkel und seine Enkelinnen, sowie auch seine Urenkel hatte sterben sehen, — denn der Indier zählte fast anderthalb Jahrhun-

erte, — geschworen habe, Niemand mehr zu sehen, ur Wasser aus seiner Cisterne zu trinken, nur Gras on seinem Garten zu essen, seinen Leib nur auf der ahlen Erde, seinen Kopf nur auf einem steinernen issen ruhen zu lassen.

Andere behaupteten, dieses Haus diene als Schlupf- inkel für eine Falschmünzerbande, und alle falsche eldstücke, welche in Paris im Umlaufe seien, wer- en zwischen der Allée de l'Observatoire und der ue de l'Est verfertigt.

Die frommen Personen sagten ganz leise, diese ohnung werde zu unregelmäßigen Zeiten vom Je- uitengeneral besucht, der sich, nachdem er den Brü- ern von Montrouge Besuch gemacht, nach diesem eltsamen Orte durch einen unterirdischen Gang be- ebe, welcher nicht weniger als anderthalb Meilen ange habe.

Die schwachen Geister sprachen unbestimmt von etten schleppenden Gespenstern, von Seelen im egefeuer, welche um Gebete flehen, von unerklär- ichen, außerordentlichen, übermenschlichen Geräuschen, ie man zur Mitternachtsstunde, an gewissen Tagen es Monats, bei gewissen Mondsgestalten höre.

Diejenigen, welche sich mit Politik beschäftigten, rzählten Jedem, der es hören wollte, da dieser Park u den Grundstücken gehöre, auf denen man seitdem ie Chartreuse erbaut hat, und vor denen der Mar- hall Ney erschossen wurde, so habe die Familie Ney, ls eine Art von düsterer Weihung, das Haus und ie in der Nähe des unseligen Platzes liegenden rundstücke gekauft, und sich, nachdem sie den Schlüs- el des Hauses in den Brunnen und den der Park-

thier über die Mauer geworfen, entfernt, ohne es zu wagen, rückwärts zu schauen.

Kurz, dieses Haus, wo man nie Jemand eintreten sah, diese geheimnißvolle Thüre, die Geschichten von Diebstählen, Morden, Erscheinungen und Selbstmorden, welche über diesem verfallenen Parke wie eine Schaar Nachtvögel schwebten; die wahren oder falschen Gerüchte, die man im Quartier zum Besten gab, wo sich ein Mann Namens Georges erhängt hatte, und den man (den Ast) den Vorübergehenden zeigte, wenn sie vor dem Gitter stehen blieben und schauten. — Alles trug dazu bei, um mir das lebhafteste Verlangen zu erregen, bei Tage in diesen öden Garten und in dieses verlassene Haus einzudringen, wenn ich dreimal in der Woche bei Nacht schaudernd vorbeiging.

Das Gitter des Gartens lag in der Rue d'Enfer, doch der Eingang des Hauses war und ist noch in der Rue de l'Est Nummer 37, das heißt das letzte Haus, ehe man zur Chartreuse kommt.

Unglücklicher Weise war ich damals nicht reich; — wohlverstanden, ich will nicht sagen, ich sei es heute viel mehr; — ich war damals nicht reich: ich konnte es also nicht mit dem Zauberschlüssel versuchen, der alle Thüren, Gitter und Schlupfpforten öffnen soll: doch außer diesem setzte ich Bitten, Kniffe und Intriguen, Alles in Bewegung, um in diesen undurchdringlichen Ort einzudringen. Nichts glückte.

Es war wohl die Ersteigung da; doch die Ersteigung ist etwas Ernstes, vom Gesetze Vorhergesehenes, und wäre ich bei der nächtlichen Ersteig[illegible] meines Urwaldes und meines unbewohnten [illegible]ten, —

as wußte man nicht, — Hauses ertappt worden, o hätte ich große Mühe gehabt, meine Richter zu berzeugen, ich sei aus einem Motiv reiner Neu- ierde hierhergekommen.

Ich hatte mich übrigens dergestalt daran ge- öhnt, an dieser Mauer vorüberzugehen, welche von roßen Bäumen überragt wurde, deren Aeste sich ie ein dunkles Wetterdach auf die Straße vorstreck- en, daß ich den Schritt, statt ihn zu beschleuni- en, wie in den ersten Zeiten, hemmte, manchmal tehen blieb und mich dabei überraschte, wie ich, äre die Sache möglich gewesen, ganz bereit war, ein Liebesrendez-vous gegen einen Besuch in die- em fantastischen Garten zu vertauschen.

Und fantastisch war das rechte Wort, wie Sie ogleich sehen werden.

Eines Abends im Monat Juli 1826, das heißt ngefähr ein Jahr vor den Ereignissen, die wir er- ählen wollen, — als ich, um ganz für mein Rendez- ous geeiget zu sein, im Quartier Latin zu Mittag egessen hatte, und gegen neun Uhr Abends nach der lue de l'Est wandelte, schlug ich nach meiner Ge- ohnheit die Augen zu dem geheimnißvollen Hause uf, und ich sah in der Höhe des ersten Stockes inen ungeheuren Aushängezettel, auf welchem in roßen schwarzen Buchstaben die drei Worte geschrie- en standen:

Haus zu verkaufen.

Ich blieb stehen, da ich schlecht gesehen zu haben laubte; ich rieb mir die Augen: es war kein Irr- um; es waren wirklich die drei Worte: „Haus zu

verkaufen" in Form eines Anſchlagezettels an die Façade geſchrieben.

„Ah! bei Gott!" ſagte ich zu mir ſelbſt, „das iſt die Gelegenheit, die ich ſchon ſeit ſo langer Zeit ſuchte: hüten wir uns wohl, ſie entſchlüpfen zu laſſen."

Ich ſtürzte nach der Thüre, und erfreut, daß ich nun eine Antwort zu geben hatte, wenn man mich fragen würde, was ich wollte, klopfte ich gewaltig an . . . Niemand antwortete.

Ich klopfte zum zweiten Male . . . Abermals Nichts!

Ein drittes, ein viertes, ein fünftes Mal ließ ich den eiſernen Klopfer erſchallen; doch ich erhielt kein beſſeres Reſultat als das erſte und das zweite Mal.

Ich ließ meine Augen umherlaufen: ein Coiffeur, der auf ſeiner Thürſchwelle ſtand, ſchaute mir zu. Ich fragte ihn:

„An wen muß ich mich wenden, um dieſes Haus zu beſichtigen?"

„Sie wollen dieſes Haus beſichtigen?" ſagte er mit erſtaunter Miene.

„Ja . . . Iſt es nicht zu verkaufen?"

„In der That, heute Morgen habe ich dieſen Anſchlagezettel an der Façade geſehen: doch der Teufel ſoll mich holen, wenn ich weiß, wer ihn angenagelt hat."

Man begreift, daß dieſe Meinung des Coiffeur, die mit der meinen zuſammentraf, meine Neugierde vermehrte, ſtatt ſie zu vermindern.

„Können Sie mir ein Mittel angeben, in dieſes Haus hineinzukommen und es zu ſehen?"

„Ei! klopfen Sie an dieſen Keller und fragen Sie."

Und so sprechend, deutete der Coiffeur auf eine Art von Aushöhlung, welche auf der Straße gähnte, und in die man auf einer Treppe von fünf bis sechs Stufen hinabstieg.

Auf die letzte Stufe gelangt, wurde ich von einem materiellen Hindernisse aufgehalten: dieses materielle Hinderniß war ein großer Hund, schwarz wie die Nacht; kaum konnte man ihn in der Dunkelheit unterscheiden: seine Augen und seine Zähne glänzten in der Finsterniß, ohne daß man den Leib sah, dem sie angehörten; er schien das Schutzungeheuer dieser Höhle zu sein. Er lag, doch er richtete sich auf, stellte sich quer, knurrte dumpf und wandte den Kopf nach meiner Seite.

Das Knurren schien einen Menschen herbeizurufen... Es war wohl der Herr dieses fantastischen Hundes und der Bewohner dieser geheimnißvollen Höhle!

Das reelle Leben, die menschlichen Personen waren drei Schritte hinter mir; ich berührte sie noch mit der Hand, und dennoch war meine Einbildungskraft so lebhaft ergriffen, daß es mir schien, das Hinabsteigen dieser fünf Stufen habe genügt, um mich mit einer andern Welt als die unsere in Berührung zu setzen.

Der Mensch, wie der Hund, hatten in der That einen eigenthümlichen Charakter. Er war schwarz gekleidet und trug auf dem Kopfe einen schwarzen Filzhut, dessen ungeheure Krämpe sein schwarzes Gesicht umrahmte, in welchem, wie in dem des Hundes, die Augen und die Zähne glänzten.

„Was wollen Sie?“ fragte er mit einer rauhen Stimme, indem er sich mir näherte.

„Das Haus sehen, das zu verkaufen ist,“ antwortete ich.

„Zu dieser Stunde?“ bemerkte der schwarze Mann.

„Ich begreife, welche Störung Ihnen dies verursachen muß . . . doch seien Sie ruhig!“

Und ich ließ majestätisch in meiner Tasche ein paar Geldstücke klingen, die einzigen, die ich besaß.

„Man kommt nicht zu dieser Stunde, um ein Haus zu besichtigen,“ entgegnete der schwarze Mann zwischen seinen Zähnen, indem er den Kopf schüttelte.

„Sie sehen wohl, daß dies doch geschieht, da ich da bin,“ sagte ich.

Ohne Zweifel schien das Argument dem schwarzen Manne unwiderlegbar.

„Gut,“ sprach er, „Sie sollen es sehen.“

Und er drang in die Tiefen der Höhle ein. Ich gestehe, ich hatte einen Augenblick des Zögerns, ehe ich ihm zu folgen mich entschloß; endlich aber entschloß ich mich.

Beim ersten Schritte fühlte ich mich aufgehalten: meine Brust hatte an die flache Hand des schwarzen Mannes gestoßen.

„Man tritt durch die Rue d'Enfer, und nicht hier ein,“ sagte er.

„Die Hausthüre ist aber in der Rue de l'Est,“ wandte ich ein.

„Das ist möglich,“ erwiederte der schwarze Mann; ‚doch Sie werden nicht durch die Hausthüre eintreten.“

Ein schwarzer Mensch kann seine Fantasien haben

wie ein weißer Mensch: ich beschloß also, die mei
Führers zu achten.

Ich verließ den Keller, in dessen Innerem
übrigens nur ein paar Schritte gemacht hatte, u
befand mich wieder auf der Straße.

Der schwarze Mann folgte mir, selbst gefolg
von seinem Hunde und in seiner Hand seinen Stoc
haltend.

Beim Scheine der Laternen schien es mir, er
werfe mir einen schlimmen Blick zu.

Dann sprach er zu mir mit düsterer Stimme, in-
dem er mit dem Ende seines Stockes auf die Rue
du Val-de-Grace deutete:

„Gehen Sie rechts."

Und er rief seinen Hund zurück, der, mich mit
einer empörenden Indiscretion beriechend, — als ob
das beste Stück meiner Person in einem gegebenen
Momente ihm gehören sollte, — mir einen Blick zu-
warf, welcher das Seitenstück zum Blicke seines Herrn
ildete, und sich von mir entfernte; alsdann ver-
hwanden Herr und Hund links, während ich mich
gen rechts wandte.

Vor dem Gitter angelangt, blieb ich stehen.
Durch die Gitterstangen tauchte mein Blick in
mysteriösen Tiefen dieses Gartens, welchen zu
chtigen mir endlich gestattet ward. Es war ein
ames Schauspiel, melancholisch, anbetungswürdig,
dings ein wenig düster, aber unaussprechlich er-
end. Der Mond, der so eben aufgegangen war
in seiner ganzen Pracht glänzte, setzte auf die
e der großen Bäume etwas wie eine Krone
Opal, von Perlen und von Diamanten; die

hen Gräser funkelten Smaragden ähnlich; die Glühwürmer sandten, da und dort in den Tiefen des Waldes zerstreut, den Veilchen, den Moosen und dem Epheu ihre bläulichen Scheine zu; bei jedem Winde kamen endlich, wie aus den Wäldern Asiens, tausend unbekannte Wohlgerüche und tausend geheimnißvolle Geräusche hervor, welche die Bezauberung der Augen durch die Wollust des Gehörs und des Geruchs vervollständigten.

Welche Glückseligkeit mußte es für den Dichter sein, der, Paris mitten in Paris entschlüpfend, das Recht hatte, Tag und Nacht in diesem Zauberlande zu lustwandeln!

Ich war in diese stumme Betrachtung versunken, als sich ein Schatten zwischen mich und das magische Schauspiel, das ich vor den Augen hatte, zu stellen schien.

Es war mein schwarzer Mann, der durch das Innere gegangen war und am Gitter erschien.

„Wollen Sie immer noch herein?“ fragte er.

„Mehr als je!“ antwortete ich.

Und nun entstand ein Geräusch von Riegeln, die man zog, von eisernen Stangen, die man aufhob, von Ketten, die man entrollte, ein Geklirr von altem Eisenwerk, ziemlich ähnlich dem der eisenbeschlagenen Gefängnißthüren, die man schwerfällig hinter dem Gefangenen niederfallen läßt.

Doch das war nicht Alles: als der schwarze Mann diese verschiedenen Operationen, welche bei ihm ein tiefes Studium der Schlosserei beurkundeten vollendet hatte; als er die Thüre von allem Geräth das sie verbarricadirte, befreit hatte, und ich mich

ch mit meinen ungeduldigen Händen an die
ngen drückte, anſtemmte, um ſie auf ihren
rollen zu machen, da weigerte ſich das Gitter
trotz der Anſtrengungen, die der ſchwarze
elbſt vollbrachte, trotz des Gebells des Hundes,
man hörte, ohne ihn zu ſehen, und der wirk-
chtbar blieb, ſo maßlos hoch waren die großen

ſchwarze Mann wurde zuerſt müde; ich, ich
s zum nächſten Morgen fortgearbeitet.
mmen Sie an einem andern Tage," ſagte er

arum dies?"
eil ein Berg von Erde vor der Thüre iſt,
n dieſen vorher wegräumen muß."
umen Sie ihn weg."
ie, ich ſoll ihn heute Abend wegräumen?"
lerdings; da Sie früher oder ſpäter dieſes
verrichten müſſen, ſo iſt es beſſer, ſie thun
ich."
e haben alſo große Eile?"
ch reiſe morgen auf drei Monate ab."
nn laſſen Sie mir Zeit, eine Haue und einen
zu holen."
er verſchwand mit ſeinem Hunde unter dem
Schatten, den die Rieſenbäume um ſich her
ten.
der That, hatte nun der Weſtwind ſeit lan-
hren an die Thüre Staubwolken getrieben
fallende Regen einen Mörtel daraus ge-
oder war es eine einfache Aufquellung des
, es hatte ſich jenſeits des Gitters, auf der

Seite des Gartens, ein Hügelchen von ungefähr achtzehn Zoll Höhe gebildet, das durch das große, an den eisernen Gitterstangen emporsteigende Gras verborgen war.

Nach einem Augenblicke kam der schwarze Mann mit einer Haue zurück. Durch das Gitter und mit den riesigen Verhältnissen, die meine Einbildungskraft, in ihrer Exaltation, den gewöhnlichen Dingen gab, machte er auf mich den Eindruck eines mit seiner Framea bewaffneten Galliers; es war nur die rußschwarze Oberhaut, was der Aehnlichkeit schadete.

Er fing an die Erde aufzuhacken; so oft sein Werkzeug wieder niederfiel, stieß er eine Art von Seufzer aus, ähnlich denen, welche die Bäcker von sich geben, und von denen ihr Name geindres*) herrührt.

Das war die Zeit, wo Löwe Weimars Hoffmann übersetzt hatte; ich hatte den Kopf voll von den Geschichten: das Majorat, Kater Murr, die Cremoneser Geige; ich war überzeugt, ich schwimme mitten in einer Fantasiewelt.

Nach einigen Augenblicken hörte der schwarze Mann zu arbeiten auf, stützte sich auf seine Haue, und sagte zu mir:

„Nun ist es an Ihnen."

„Wie, an mir?"

„Ja . . . Drücken Sie."

Ich gehorchte dieser Aufforderung, und drückte

---

*) Le geindre heißt der Oberbäckerknecht; geindre heißt ächzen, wimmern.

den Händen und den Füßen an die
achte noch einen Augenblick Umstände,
ntschloß sie sich und öffnete sich plötz-
: so heftig, daß sie den schwarzen Mann
: schlug und ins Gras niederwarf.
ɔ, der ohne Zweifel diesen Unfall für
lärung nahm, fing an wüthend zu bellen
; bereit, auf mich loszustürzen.
e mich zu einer doppelten Vertheidigung
bezweifelte nicht, sobald er aufgestanden,
varze Mann mich mit allem Ungestüm
)och zu meinem großen Erstaunen ge-
Tiefe des Grases, wo er begraben lag,
dem wüthenden Thiere Schweigen,
nd: „Es ist nichts!“ wieder auf und
r Oberfläche des Grases.
sage an der Oberfläche, so sage ich
rheit; denn als sich der schwarze Mann,
ɔ, ihm zu folgen, wieder in Marsch
wir das Gras bis am Halse. Der
unter meinen Füßen, mir schien, ich
anienhülsen; es war sicherlich über der
gstens einen Fuß dicke Lage von Moos,
rn und Epheu.
: aufs Gerathewohl in das Dickicht ein-
nich mein Führer zurückhielt.
ugenblick Geduld!“ sagte er.
t es denn noch?“ fragte ich.
ß die Thüre schließen, wie mir scheint.“
), da wir sogleich wieder hinausgehen

)t nicht hier hinaus,“ antwortete mir

chwarze Mann, indem er mir einen Blick zu-
, der mich in meiner Tasche suchen machte, ob
nicht irgend eine Waffe darin fände.
Natürlich fand ich keine Waffe.
„Und warum geht man nicht hier hinaus?“
agte ich.
„Weil das die Eingangsthüre ist.“
Dieses Argument, so unbestimmt es war, befrie-
digte mich; ich war entschlossen, das Abenteuer bis
zum Ende zu verfolgen.
Nachdem die Thüre geschlossen war, setzten wir
uns wieder in Marsch.
Er schien mir in jenen undurchdringlichen Urwald
einzudringen, von dem man den Kupferstich auf den
Boulevards sieht: nichts fehlte dabei, nicht einmal
der liegende Baum, der als Brücke dient, um über
die Schlucht zu passiren. Die Epheu schossen wie
Furien vom Fuße der Bäume empor und fielen
dann hängend und zerzaust wieder in den Raum
Zwanzig Windepflanzen umschlangen sich, krümmte
sich, rollten sich in einander, hielten sich eng u
schlossen unter dem Blicke des Mondes, in die
großen grünen Hängematte, die der Wald bildet
Hätte mir die Fee der Pflanzen, plötzlich
einem Blumenkelche oder aus einem Baumsta
hervorkommend, den Vorschlag gemacht, mein
mit ihr in diesem anbetungswürdigen Wirrwa
zubringen, ich würde es wahrscheinlich angen
haben, ohne mich darum zu bekümmern, w
andere Fee, die mich in der Grande Rue
erwartete, sagen dürfte.
Es war nicht die Fee, die aus ihren

kam: es war mein ſchwarzer Mann,
er ſeinen Stock ſich drehen ließ und da
e Köpfe der Pflanzen, die ſich in ſeinem
den, unbarmherzig niederſchlug, mich zu
rüppe führte, das dichter, als eines von
rch welche ich noch gedrungen, und mit
ſtimme zu mir ſagte:
ſſiren Sie!"
r Hund paſſirte zuerſt, ich paſſirte nach ihm.
er ſchwarze Mann folgte mir, und ich war nicht
Beſorgniß hinſichtlich dieſes neuen den Marſch
erer Karavane betreffenden Befehles: ich hatte
ch als ein Käufer vorgeſtellt; ein Käufer iſt reich,
nd ein Stockſtreich auf das Hinterhaupt iſt ſo ſchnell
gegeben.

Ich ſchaute hinter uns: hinter uns war das Gebüſch ſchon wieder geſchloſſen.

Plötzlich fühlte ich mich am Kragen meines Ueberrocks gepackt und zurückgezogen ... Ich glaubte, der Augenblick des Kampfes ſei gekommen.

Ich drehte mich um.

„Halten Sie doch an!" ſagte der ſchwarze Mann zu mir.

„Und warum ſoll ich anhalten?"

„Sehen Sie nicht dieſen Brunnen vor Ihnen."

Ich ſchaute nach dem bezeichneten Orte: ich ſah einen auf dem Boden gezogenen ſchwarzen Kreis, und erkannte in der That der Erde gleich die Oeffnung eines Brunnens.

Ein Schritt mehr, und ich verſchwand hinabgeſtürzt!

verkaufen" in Form eines Anschlagezettels an die Façade geschrieben.

„Ah! bei Gott!" sagte ich zu mir selbst, „das ist die Gelegenheit, die ich schon seit so langer Zeit suchte: hüten wir uns wohl, sie entschlüpfen zu lassen."

Ich stürzte nach der Thüre, und erfreut, daß ich nun eine Antwort zu geben hatte, wenn man mich fragen würde, was ich wollte, klopfte ich gewaltig an . . . Niemand antwortete.

Ich klopfte zum zweiten Male . . . Abermals Nichts!

Ein drittes, ein viertes, ein fünftes Mal ließ ich den eisernen Klopfer erschallen; doch ich erhielt kein besseres Resultat als das erste und das zweite Mal.

Ich ließ meine Augen umherlaufen: ein Coiffeur, der auf seiner Thürschwelle stand, schaute mir zu. Ich fragte ihn:

„An wen muß ich mich wenden, um dieses Haus zu besichtigen?"

„Sie wollen dieses Haus besichtigen?" sagte er mit erstaunter Miene.

„Ja . . . Ist es nicht zu verkaufen?"

„In der That, heute Morgen habe ich diesen Anschlagezettel an der Façade gesehen: doch der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, wer ihn angenagelt hat."

Man begreift, daß diese Meinung des Coiffeur, die mit der meinen zusammentraf, meine Neugierde vermehrte, statt sie zu vermindern.

„Können Sie mir ein Mittel angeben, in dieses Haus hineinzukommen und es zu sehen?"

„Ei! klopfen Sie an diesen Keller und fragen Sie."

Und so sprechend, deutete der Coiffeur auf eine
rt von Aushöhlung, welche auf der Straße gähnte,
nd in die man auf einer Treppe von fünf bis sechs
tufen hinabstieg.

Auf die letzte Stufe gelangt, wurde ich von
inem materiellen Hinderniſſe aufgehalten: dieſes ma-
erielle Hinderniß war ein großer Hund, ſchwarz wie
ie Nacht; kaum konnte man ihn in der Dunkelheit
nterſcheiden: ſeine Augen und ſeine Zähne glänzten
n der Finſterniß, ohne daß man den Leib ſah, dem
e angehörten; er ſchien das Schutzungeheuer dieſer
öhle zu ſein. Er lag, doch er richtete ſich auf,
ellte ſich quer, knurrte dumpf und wandte den Kopf
ach meiner Seite.

Das Knurren ſchien einen Menſchen herbeizu-
ufen... Es war wohl der Herr dieſes fantaſtiſchen
undes und der Bewohner dieſer geheimnißvollen
öhle!

Das reelle Leben, die menſchlichen Perſonen waren
rei Schritte hinter mir; ich berührte ſie noch mit
er Hand, und dennoch war meine Einbildungskraft
o lebhaft ergriffen, daß es mir ſchien, das Hinab-
eigen dieſer fünf Stufen habe genügt, um mich mit
iner andern Welt als die unſere in Berührung zu
etzen.

Der Menſch, wie der Hund, hatten in der That
inen eigenthümlichen Charakter. Er war ſchwarz ge-
leidet und trug auf dem Kopfe einen ſchwarzen Filz-
ut, deſſen ungeheure Krämpe ſein ſchwarzes Geſicht
mrahmte, in welchem, wie in dem des Hundes, die
Augen und die Zähne glänzten.

„Was wollen Sie?“ fragte er mit einer rauhen Stimme, indem er sich mir näherte.

„Das Haus sehen, das zu verkaufen ist,“ antwortete ich.

„Zu dieser Stunde?“ bemerkte der schwarze Mann.

„Ich begreife, welche Störung Ihnen dies verursachen muß . . . doch seien Sie ruhig!“

Und ich ließ majestätisch in meiner Tasche ein paar Geldstücke klingen, die einzigen, die ich besaß.

„Man kommt nicht zu dieser Stunde, um ein Haus zu besichtigen,“ entgegnete der schwarze Mann zwischen seinen Zähnen, indem er den Kopf schüttelte.

„Sie sehen wohl, daß dies doch geschieht, da ich da bin,“ sagte ich.

Ohne Zweifel schien das Argument dem schwarzen Manne unwiderlegbar.

„Gut,“ sprach er, „Sie sollen es sehen.“

Und er drang in die Tiefen der Höhle ein. Ich gestehe, ich hatte einen Augenblick des Zögerns, ehe ich ihm zu folgen mich entschloß; endlich aber entschloß ich mich.

Beim ersten Schritte fühlte ich mich aufgehalten: meine Brust hatte an die flache Hand des schwarzen Mannes gestoßen.

„Man tritt durch die Rue d'Enfer, und nicht hier ein,“ sagte er.

„Die Hausthüre ist aber in der Rue de l'Est,“ wandte ich ein.

„Das ist möglich,“ erwiederte der schwarze Mann; „doch Sie werden nicht durch die Hausthüre eintreten.“

Ein schwarzer Mensch kann seine Fantasien haben

wie ein weißer Mensch: ich beschloß also, die meines Führers zu achten.

Ich verließ den Keller, in dessen Innerem ich übrigens nur ein paar Schritte gemacht hatte, und befand mich wieder auf der Straße.

Der schwarze Mann folgte mir, selbst gefolgt von seinem Hunde und in seiner Hand seinen Stock haltend.

Beim Scheine der Laternen schien es mir, er werfe mir einen schlimmen Blick zu.

Dann sprach er zu mir mit düsterer Stimme, indem er mit dem Ende seines Stockes auf die Rue du Val-de-Grace deutete:

„Gehen Sie rechts.“

Und er rief seinen Hund zurück, der, mich mit einer empörenden Indiscretion beriechend, — als ob das beste Stück meiner Person in einem gegebenen Momente ihm gehören sollte, — mir einen Blick zuwarf, welcher das Seitenstück zum Blicke seines Herrn bildete, und sich von mir entfernte; alsdann verschwanden Herr und Hund links, während ich mich gegen rechts wandte.

Vor dem Gitter angelangt, blieb ich stehen.

Durch die Gitterstangen tauchte mein Blick in die mysteriösen Tiefen dieses Gartens, welchen zu besichtigen mir endlich gestattet ward. Es war ein seltsames Schauspiel, melancholisch, anbetungswürdig, allerdings ein wenig düster, aber unaussprechlich ergreifend. Der Mond, der so eben aufgegangen war und in seiner ganzen Pracht glänzte, setzte auf die Stirne der großen Bäume etwas wie eine Krone von Opal, von Perlen und von Diamanten; die

hohen Gräser funkelten Smaragden ähnlich; die Glühwürmer sandten, da und dort in den Tiefen des Waldes zerstreut, den Veilchen, den Moosen und dem Epheu ihre bläulichen Scheine zu; bei jedem Winde kamen endlich, wie aus den Wäldern Asiens, tausend unbekannte Wohlgerüche und tausend geheimnißvolle Geräusche hervor, welche die Bezauberung der Augen durch die Wollust des Gehörs und des Geruchs vervollständigten.

Welche Glückseligkeit mußte es für den Dichter sein, der, Paris mitten in Paris entschlüpfend, das Recht hatte, Tag und Nacht in diesem Zauberlande zu lustwandeln!

Ich war in diese stumme Betrachtung versunken, als sich ein Schatten zwischen mich und das magische Schauspiel, das ich vor den Augen hatte, zu stellen schien.

Es war mein schwarzer Mann, der durch das Innere gegangen war und am Gitter erschien.

„Wollen Sie immer noch herein?" fragte er.

„Mehr als je!" antwortete ich.

Und nun entstand ein Geräusch von Riegeln, die man zog, von eisernen Stangen, die man aufhob, von Ketten, die man entrollte, ein Geklirr von altem Eisenwerk, ziemlich ähnlich dem der eisenbeschlagenen Gefängnißthüren, die man schwerfällig hinter dem Gefangenen niederfallen läßt.

Doch das war nicht Alles: als der schwarze Mann diese verschiedenen Operationen, welche bei ihm ein tiefes Studium der Schlosserei beurkundeten, vollendet hatte; als er die Thüre von allem Geräth, das sie verbarricadirte, befreit hatte, und ich mich,

indem ich mit meinen ungeduldigen Händen an die Bitterstangen drückte, anstemmte, um sie auf ihren Angeln rollen zu machen, da weigerte sich das Gitter völlig, trotz der Anstrengungen, die der schwarze Mann selbst vollbrachte, trotz des Gebells des Hundes, — den man hörte, ohne ihn zu sehen, und der wirklich unsichtbar blieb, so maßlos hoch waren die großen Gräser.

Der schwarze Mann wurde zuerst müde; ich, ich hätte bis zum nächsten Morgen fortgearbeitet.

„Kommen Sie an einem andern Tage," sagte er zu mir.

„Warum dies?"

„Weil ein Berg von Erde vor der Thüre ist, und man diesen vorher wegräumen muß."

„Räumen Sie ihn weg."

„Wie, ich soll ihn heute Abend wegräumen?"

„Allerdings; da Sie früher oder später dieses Geschäft verrichten müssen, so ist es besser, sie thun es sogleich."

„Sie haben also große Eile?"

„Ich reise morgen auf drei Monate ab."

„Dann lassen Sie mir Zeit, eine Haue und einen Spaten zu holen."

Und er verschwand mit seinem Hunde unter dem dichten Schatten, den die Riesenbäume um sich her verbreiteten.

In der That, hatte nun der Westwind seit langen Jahren an die Thüre Staubwolken getrieben und der fallende Regen einen Mörtel daraus gemacht, oder war es eine einfache Aufquellung des Bodens, es hatte sich jenseits des Gitters, auf der

Seite des Gartens, ein Hügelchen von ungefähr achtzehn Zoll Höhe gebildet, das durch das große, an den eisernen Gitterstangen emporsteigende Gras verborgen war.

Nach einem Augenblicke kam der schwarze Mann mit einer Haue zurück. Durch das Gitter und mit den riesigen Verhältnissen, die meine Einbildungskraft, in ihrer Exaltation, den gewöhnlichen Dingen gab, machte er auf mich den Eindruck eines mit seiner Framea bewaffneten Galliers; es war nur die rußschwarze Oberhaut, was der Aehnlichkeit schadete.

Er fing an die Erde aufzuhacken; so oft sein Werkzeug wieder niederfiel, stieß er eine Art von Seufzer aus, ähnlich denen, welche die Bäcker von sich geben, und von denen ihr Name geindres *) herrührt.

Das war die Zeit, wo Löwe Weimars Hoffmann übersetzt hatte; ich hatte den Kopf voll von den Geschichten: das Majorat, Kater Murr, die Cremoneser Geige; ich war überzeugt, ich schwimme mitten in einer Fantasiewelt.

Nach einigen Augenblicken hörte der schwarze Mann zu arbeiten auf, stützte sich auf seine Haue, und sagte zu mir:

„Nun ist es an Ihnen."

„Wie, an mir?"

„Ja . . . Drücken Sie."

Ich gehorchte dieser Aufforderung, und drückte

---

*) Le geindre heißt der Oberbäckerknecht; geindre heißt ächzen, wimmern.

und ſtieß mit den Händen und den Füßen an die Thüre; ſie machte noch einen Augenblick Umſtände, endlich aber entſchloß ſie ſich und öffnete ſich plötzlich, und zwar ſo heftig, daß ſie den ſchwarzen Mann an die Stirne ſchlug und ins Gras niederwarf.

Der Hund, der ohne Zweifel dieſen Unfall für eine Kriegserklärung nahm, fing an wüthend zu bellen und war ganz bereit, auf mich loszuſtürzen.

Ich ſchickte mich zu einer doppelten Vertheidigung an; denn ich bezweifelte nicht, ſobald er aufgeſtanden, werde der ſchwarze Mann mich mit allem Ungeſtüm angreifen. Doch zu meinem großen Erſtaunen gebot aus der Tiefe des Graſes, wo er begraben lag, mein Führer dem wüthenden Thiere Schweigen, ſtand murmelnd: „Es iſt nichts!“ wieder auf und erſchien an der Oberfläche des Graſes.

Wenn ich ſage an der Oberfläche, ſo ſage ich die reine Wahrheit; denn als ſich der ſchwarze Mann, mich einladend, ihm zu folgen, wieder in Marſch ſetzte, hatten wir das Gras bis am Halſe. Der Boden krachte unter meinen Füßen, mir ſchien, ich gehe auf Kaſtanienhülſen; es war ſicherlich über der Erde eine wenigſtens einen Fuß dicke Lage von Moos, dürren Blättern und Epheu.

Ich wollte aufs Gerathewohl in das Dickicht eindringen, als mich mein Führer zurückhielt.

„Einen Augenblick Geduld!“ ſagte er.

„Was gibt es denn noch?“ fragte ich.

„Man muß die Thüre ſchließen, wie mir ſcheint.“

„Unnöthig, da wir ſogleich wieder hinausgehen werden.“

„Man geht nicht hier hinaus,“ antwortete mir

der ſchwarze Mann, indem er mir einen Blick zuwarf, der mich in meiner Taſche ſuchen machte, ob ich nicht irgend eine Waffe darin fände.

Natürlich fand ich keine Waffe.

„Und warum geht man nicht hier hinaus?“ fragte ich.

„Weil das die Eingangsthüre iſt.“

Dieſes Argument, ſo unbeſtimmt es war, befriedigte mich; ich war entſchloſſen, das Abenteuer bis zum Ende zu verfolgen.

Nachdem die Thüre geſchloſſen war, ſetzten wir uns wieder in Marſch.

Er ſchien mir in jenen undurchdringlichen Urwald einzudringen, von dem man den Kupferſtich auf den Boulevards ſieht: nichts fehlte dabei, nicht einmal der liegende Baum, der als Brücke dient, um über die Schlucht zu paſſiren. Die Epheu ſchoſſen wie Furien vom Fuße der Bäume empor und fielen dann hängend und zerzauſt wieder in den Raum. Zwanzig Windepflanzen umſchlangen ſich, krümmten ſich, rollten ſich in einander, hielten ſich eng umſchloſſen unter dem Blicke des Mondes, in dieſer großen grünen Hängematte, die der Wald bildete.

Hätte mir die Fee der Pflanzen, plötzlich aus einem Blumenkelche oder aus einem Baumſtamme hervorkommend, den Vorſchlag gemacht, mein Leben mit ihr in dieſem anbetungswürdigen Wirrwarr zuzubringen, ich würde es wahrſcheinlich angenommen haben, ohne mich darum zu bekümmern, was die andere Fee, die mich in der Grande Rue d'Enfer erwartete, ſagen dürfte.

Es war nicht die Fee, die aus ihrem grünen

ervorkam: es war mein ſchwarzer Mann,
end er ſeinen Stock ſich drehen ließ und da
alle Köpfe der Pflanzen, die ſich in ſeinem
fanden, unbarmherzig niederſchlug, mich zu
ſtrüppe führte, das dichter, als eines von
urch welche ich noch gedrungen, und mit
timme zu mir ſagte:
iren Sie!"
Hund paſſirte zuerſt, ich paſſirte nach ihm.
chwarze Mann folgte mir, und ich war nicht
orgniß hinſichtlich dieſes neuen den Marſch
karavane betreffenden Befehles: ich hatte
ein Käufer vorgeſtellt; ein Käufer iſt reich,
Stockſtreich auf das Hinterhaupt iſt ſo ſchnell

chaute hinter uns: hinter uns war das Ge-
n wieder geſchloſſen.
ich fühlte ich mich am Kragen meines Ueber-
ckt und zurückgezogen ... Ich glaubte, der
t des Kampfes ſei gekommen.
rehte mich um.
ten Sie doch an!" ſagte der ſchwarze Mann

warum ſoll ich anhalten?"
en Sie nicht dieſen Brunnen vor Ihnen."
chaute nach dem bezeichneten Orte: ich ſah
f dem Boden gezogenen ſchwarzen Kreis,
mte in der That der Erde gleich die Oeff-
es Brunnens.
Schritt mehr, und ich verſchwand hinabge-

„Welcher Aſt?“

„Der Aſt, an den er ſich gehängt hat.“

„Wer denn?“

„Der arme Georges.“

Ich erinnerte mich in der That dieſer Geſchichte ines Gehenkten, von der ich unbeſtimmt hatte reden ören.

„Ah! ah!“ ſagte ich. „Und wer war dieſer arme Georges?“

„Ein armer Junge, den man ſo nannte.“

„Und warum nannte man ihn ſo?“

„Weil es ein armer Junge war.“

„Und warum war es ein armer Junge?“

„Wenn ich Ihnen ſage, daß er ſich gehenkt hat!“

„Warum hat er ſich aber gehenkt?“

„Weil es ein armer Junge war.“

Ich ſah, es wäre unnütz, das Verhör weiter zu reiben. Mein fantaſtiſcher Führer fing an mir nter ſeinem wahren Geſichtspunkte zu erſcheinen, as heißt als ein Idiot.

Nun packte ich ihn beim Arme, und ich fühlte, aß er zitterte.

Ich richtete ein paar neue Fragen an ihn, und ch bemerkte, daß das Zittern ſeines Körpers bis in eine Stimme übergegangen war.

Da begriff ich, daß ſein Widerwille, mich den Garten und das Haus bei Nacht beſichtigen zu laſſen, nichts Anderes war als Furcht.

Es blieb mir die dunkle Farbe der Kleider, des Geſichtes und des Hundes zu erklären; ich wollte hierüber eine Erklärung verlangen, doch mein Führer ließ mir nicht Zeit, und als hätte er Eile ge-

Ah! ich gestehe; diesmal durchlief ein Schauer meine Adern.

„Ein Brunnen?“ wiederholte ich.

„Ja, der in die Katakomben geht, wie es scheint.“

Und der schwarze Mann suchte einen Stein, den er in den Schlund warf.

Einige Augenblicke, die mir endlos dünkten . . . zehn Secunden vielleicht . . . verliefen. Endlich hörte ich ein dumpfes Geräusch, ein unterirdisches Echo: der Stein hatte den Boden berührt.

„Es ist schon ein Mensch hinuntergefallen,“ sprach mein Führer ruhig, „und Sie begreifen wohl, daß man ihn nie wiedergesehen hat . . . Vorwärts!“

Ich umging den Brunnen den weitesten Kreis beschreibend, welchen zu beschreiben mir möglich war.

Fünf Minuten nachher trat ich unversehrt aus dem Gestrüppe hervor; als ich aber an den Saum kam, fühlte ich mich kräftig beim Arme gepackt.

Ich fing übrigens an mich an die seltsamen Manieren meines Führers zu gewöhnen; sodann, statt in voller Finsterniß zu sein, wie ich es fünf Minuten vorher war, befanden wir uns unter einem Mondstrahle.

„Nun?“ fragte ich ziemlich ruhig.

„Nun,“ antwortete der schwarze Mann, indem er mit dem Finger auf einen Maulbeerfeigenbaum deutete, „hier ist der Baum.“

„Welcher Baum?“

„Der Maulbeerfeigenbaum, bei Gott!“

„Ich sehe wohl, daß dies ein Maulbeerfeigenbaum ist . . . Doch weiter?“

„Das ist der Ast.“

Aſt?"
, an den er ſich gehängt hat."
in?"
ie Georges."
erte mich in der That dieſer Geſchichte
:en, von der ich unbeſtimmt hatte reden

" ſagte ich. „Und wer war dieſer arme

ier Junge, den man ſo nannte."
rum nannte man ihn ſo?"
ein armer Junge war."
rum war es ein armer Junge?"
ch Ihnen ſage, daß er ſich gehenkt hat!"
hat er ſich aber gehenkt?"
ein armer Junge war."
es wäre unnütz, das Verhör weiter zu
ein fantaſtiſcher Führer fing an mir
wahren Geſichtspunkte zu erſcheinen,
ein Idiot.
te ich ihn beim Arme, und ich fühlte,
e.
te ein paar neue Fragen an ihn, und
daß das Zittern ſeines Körpers bis in
übergegangen war.
ſſ ich, daß ſein Widerwille, mich den
das Haus bei Nacht beſichtigen zu laſſen,
:s war als Furcht.
mir die dunkle Farbe der Kleider, des
d des Hundes zu erklären; ich wollte
Erklärung verlangen, doch mein Füh-
nicht Zeit, und als hätte er Eile ge-

habt, sich von dem verdammten Baume zu entfernen, stürzte er wieder in das Gehölze und sagte:

„Lassen Sie uns ein Ende machen: kommen Sie!“

Diesmal ging er voran.

Wir drangen abermals in das Gehölze ein: es war ein Wald von einem Morgen, doch die Bäume waren so dick und dergestalt an einander gedrängt, daß er eine Meile zu haben schien.

Was das Haus betrifft, das war das Ideal von seinem Genre; Alles war hier eingesunken, zerrissen, gespalten, in Trümmern; man stieg dazu auf einer Freitreppe von vier bis fünf Stufen hinauf; sodann gelangte man von dieser Art von Plattform in die auf die Rue de l'Est gehende Pièce auf einer zweiten steinernen Schneckentreppe; nur waren hier die Stufen getrennt, und an zwanzig verschiedenen Stellen mußte man das Licht dadurch sehen.

Ich war im Begriffe, hinaufzusteigen; doch zum dritten Male fühlte ich die Hand meines Führers mich zurückziehen.

„Ei! mein Herr,“ sagte er, „was machen Sie denn?“

„Ich besichtige das Haus.“

„Hüten Sie sich wohl! es hält an nichts, das Haus, und bliese man ein wenig stark darauf, so würde man es einfallen machen.“

Und in der That, — mag nun Einer zu stark darauf geblasen haben, — der Nordwind zum Beispiel, — mag es des Daraufblasens gar nicht bedurft haben, ein Theil vom Gebäude ist heute eingestürzt.

Ich eilte nicht nur die zwei Stufen der Schne-

dentreppe, die ich erstiegen hatte, sondern auch die vier oder fünf Stufen der Freitreppe wieder hinab.

Mein Besuch war beendigt, ich hatte nur noch wegzugehen . . . Doch wo hinaus ging man weg?

Man hätte glauben sollen, mein Führer errathe meinen Wunsch, und er theile ihn lebhaft: denn er wandte sich gegen mich um und sagte:

„Nicht wahr, Sie haben genug?"

„Habe ich Alles gesehen?"

„Durchaus Alles."

„Nun, so lassen Sie uns gehen!"

Er öffnete eine in der Dunkelheit verborgene, wie es unter dem Gewölbe war, unsichtbare kleine Thüre, und wir befanden uns in der Rue de l'Est.

Ich folgte maschinenmäßig meinem Manne bis zu seinem Keller: ich war begierig, Cacus in seine Höhle zurückkehren zu sehen.

In unserer Abwesenheit hatte sich der Keller erleuchtet: ein Licht brannte bei der Thüre. Unten an der Treppe wartete ein Mann, so ähnlich demjenigen, mit welchem ich es zu thun hatte, daß man hätte glauben sollen, es sei sein Schatten: er war schwarz wie der Andere vom Kopfe bis zu den Füßen.

Die zwei Neger kamen einander entgegen und drückten sich die Hand: sie knüpften das Gespräch in einer Sprache an, die mir Anfangs fremd schien, bald aber, Dank sei es der Aufmerksamkeit, die ich darauf verwandte, erkannte ich, daß es auvergnatisch war.

Sobald ich auf der Fährte, war das Uebrige nicht schwer zu finden.

Ich hatte es ganz einfach mit einem Mitgliede

der ehrenwerthen Brüderschaft der Kohlenbrenner zu thun; die Nacht und besonders meine Einbildungskraft hatten die Gegenstände vergrößert und poetisirt.

Ich gab meinem Führer drei Franken für die Mühe, die ich ihm verursacht; er nahm seinen Hut ab, und an der gestreiften Fleischfarbe, welche an dem Platze erschien, wo das Reiben des Filzhutes die Kohle weggenommen hatte, bestätigte ich die Genauigkeit meiner Entdeckung.

Und wenn ich nun mehr als zwanzig Jahre nachher diese Erinnerung in der Tiefe meines Gedächtnisses aufgesucht und auf eine vielleicht etwas ungewöhnliche Art hierher gestellt habe, so geschah dies, weil mir daran lag, den Leser mit der Oertlichkeit bekannt zu machen, in die wir ihn versetzen wollen.

Nach diesem öden Garten der Rue de l'Est, zu diesem einsamen, halb eingestürzten Hause bitten wir ihn also, uns in der Nacht vom 21. Mai 1827 zu folgen.

IX.

Hilf Dir, und der Himmel wird Dir helfen.

In der Nacht vom 21. Mai, um Mitternacht, in dem Gehölze, links, wenn man durch die Rue d'Enfer eintritt, — doch wir glauben, man kann heute nicht mehr dort eintreten, denn die Kette des Gitters hat uns, als wir das letzte Mal hier vorbeikamen und einen retrospectiven Blick auf die Ereignisse warfen, deren Schauplatz dieses Gehäge war,

angenietet geschienen, — am Montag den 21. Mai also, in dem Gehölze links, wenn man durch die Rue d'Enfer eintritt, rechts, wenn man durch die Rue de l'Est eintritt, fanden sich (eingeführt durch den Kohlenbrenner, Führer und Wächter, den wir vor den Augen unserer Leser haben passiren lassen, und der kein Anderer war, als unser Freund Toussaint-Louverture) fanden sich, sagen wir, zwanzig verlarvte Carbonari versammelt, das heißt eine besondere Venta.

Wie und warum hatte diese Venta diesen Ort gewählt, um sich zu versammeln? Das können wir leicht erklären.

Man erinnert sich der Nacht, wo Herr Jackal rittlings hinabsteigend, auf einem Seile, in der Rue du Puits-qui-parle das Geheimniß der Versammlungen der Carbonari in den Katakomben entdeckt hatte; man erinnert sich, daß in Folge hievon Herr Jackal nach Wien abgereist war und das Complott, dessen Zweck es war, den Herzog von Reichstadt zu entführen, scheitern gemacht hatte.

Ungeschickte Agenten hatten diese Entdeckung ausgeplaudert, und der nächtliche Besuch von Herrn Jackal war für Keinen der Verschworenen mehr ein Geheimniß.

Dieser Besuch, während er das so mühsam erdachte Project des Generals Lebastard de Prémont umstürzte, hatte für die Verschworenen von Paris nicht die ganze Wichtigkeit gehabt, die er von Anfang zu haben schien. Wären zehn französische Regimenter in die Katakomben hinabgestiegen, sie hätten nicht einen einzigen Carbonaro festnehmen können, dergestalt führten die tausend Fußpfade der unter-

irdiſchen Grüfte zu unzugänglichen Schlupfwinkeln
Ueberdies waren an fünf bis ſechs Orten die Kata
komben bewunderungswürdig unterminirt, und e
genügte ein auf eine Lunte dieſer Minen geſchüttete
Funke, um das ganze linke Ufer in die Luft z
ſprengen.

Allerdings verſchlang man ſich, indem man Pari
verſchlang; war aber nicht Simſon ſo geſtorben?

Ehe man indeſſen zu dieſer Extremität griff, wa
es beſſer, für den Augenblick die Katakomben zu ver
laſſen, entſchloſſen, in den verzweifelten Fällen wie
der dahin zu kommen. Es fehlte nicht an Verſamm
lungsorten, und waren die Katakomben nicht meh
möglich als Vereinigungsplatz, ſo konnten ſie immer
hin als Weg dienen, um in der Dunkelheit zu den
jenigen von den Freunden zu gehen, der ſeine Woh
nung anbieten würde.

So und bei den Nachforſchungen, die man
dieſer Gelegenheit anſtellte, geſchah es, daß Ei
der Verſchworenen, der in der Rue d'Enfer wohn
in einer Nacht wahrnahm, der Keller, durch den
gewöhnlich in die Katakomben gelangte, ſtehe auf
Oſtſeite mit einem der Keller des öden Hauſe
Verbindung; nur war es gefährlich, ſich in e
Keller zu verſammeln, und wäre es der eines
Hauſes geweſen.

Man machte alſo im Keller einen Durchbruc
ungefähr dreißig Fuß, ſodann ein Loch, und
befand ſich mitten im Walde; die Erde wurde
Stützbalken feſtgehalten, weil man Einſtürze f
tete; man ließ am Ende dieſes Erdganges ei
ſage für einen einzigen Menſchen, und man

uf neuen Befehl ſich in dieſer Einſamkeit zu
nmeln, wobei Jeder den entſchiedenen Vorſatz
trug, den Erſten, der ſie ſtören würde, nie-
ſchießen.

Man wundere ſich übrigens nicht über alle dieſe
rdiſchen Zuſtände, die wir ausführlich beſchrei-
um unſerer Erzählung alle Wahrſcheinlichkeit
ben: über fünfzig Häuſer des Quartiers, wo
reigniſſe vorfallen, die wir mittheilen, ſind ſo
rochen, und wir könnten eben ſo viele wie
erböden maſchinirte Keller anführen. Befra-
Sie, zum Beiſpiel, einen wackern Cafetier der
Saint-Jacques, Namens Giverne, dem Val-de-
beinahe gegenüber; bitten Sie ihn, Sie ſeinen
beſichtigen zu laſſen und Ihnen die Legende
Kellers zu ſagen: er wird Ihnen vorangehen
Ihnen ſagen, dieſer unterirdiſche Gang habe
um Garten der Carmeliterinnen gehört.

Wozu ein unterirdiſcher Gang im Garten der
literinnen," werden Sie fragen, „und wohin
er?"

Fi! zu den Carmeliterinnen, welche gegenüber
, wo das Val-de-Grace iſt! Fragen Sie Giverne."

Man beſchuldige uns alſo nicht, wir ſetzen Fall-
und unterirdiſche Gänge dahin, wo es weder
üren, noch unterirdiſche Gänge gibt. Das ganze
Ufer, von der Tour de Resle, die ihren nach
eine führenden unterirdiſchen Gang hatte, bis
mbe-Iſſoire, die ihren Eingang bei Montrouge
as ganze linke Ufer iſt nur eine Fallthüre von
bis unten.

Kommen wir auf unsere nächtliche Versammlung zurück.

Diese Versammlung bestand, wie gesagt, aus zwanzig Carbonari; denn, obgleich der Carbonarismus, nachdem er seit 1824 verschiedene successive Niederlagen erlitten, factisch aufgelöst war und keine scheinbare Existenz mehr hatte, so hatten sich seine Hauptmitglieder doch wiedergefunden, und den Carbonarismus, wenn nicht unter demselben Namen, doch auf denselben Basen, reorganisirt.

Der Zweck der Versammlung in dieser Nacht war, den Grund zu der Gesellschaft zu legen, welche bald nachher den Titel Gesellschaft Hilf Dir, und der Himmel wird Dir helfen, annehmen sollte; ihre Stifter hatten hauptsächlich zur Absicht, die Wahlen zu leiten und den öffentlichen Geist zu lenken und zu erleuchten.

Man schlug mehrere Arten der Bildung des Ausschusses vor, und man kam überein, diesen Ausschuß mittelst vierteljährlicher Wahlen zu constituiren, welche stattfinden sollten, sobald die Zahl der Gesellschaftsmitglieder hundert erreicht hätte; man kam auch überein, sich streng in den Gränzen der Gesetzlichkeit zu halten, oder vielmehr, sich darein zu verschanzen.

Es genügte indessen nicht, Versammlungen in Paris zu halten und einen Ausschuß zur Leitung der Wahlen zu bilden, man mußte die Departements instruiren und sie zur Höhe der Hauptstadt heranführen. Man sprach also davon, Wahlausschüsse in jedem Arrondissement und so viel als möglich in jedem Canton zu schaffen, und mit diesen Ausschüssen einen

fortwährenden Verkehr zu unterhalten, um sie functioniren zu machen.

Dies war der Zweck dieser nächtlichen Versammlung, in der die ersten Absteckpfähle der furchtbaren Gesellschaft Hilf Dir, und der Himmel wird Dir helfen*) gesetzt wurden, welche einen so großen Einfluß auf die nächsten Wahlen üben sollte.

Man war so weit mit der Discussion, und es mochte ein Uhr Morgens sein, als man die dürren Zweige unter den Tritten eines Mannes krachen hörte und einen schwarzen Schatten am Saume des Waldes erscheinen sah.

In einer Secunde hatte jeder Verschworene in seiner Hand den Dolch, den er in seiner Brust verborgen trug.

Der Schatten kam näher: es war Toussaint, der Concierge des öden Hauses, selbst Carbonaro und hierher gesetzt, um als Wächter nicht nur für das Haus, sondern auch für diejenigen zu dienen, welche sich hier versammelten.

„Was gibt es?" fragte einer der Chefs.

„Es ist ein fremder Bruder da, der eingeführt zu werden verlangt," antwortete Toussaint.

„Ist es wirklich ein Bruder?"

„Er hat alle Erkennungszeichen gemacht."

„Woher kommt er?"

„Von Triest."

„Ist er allein oder in Begleitung?"

„Er ist allein."

---

*) Aide toi, le ciel t'aidera.

Die Carbonari berathschlagten, indem sie sich in einer einzigen Gruppe vereinigten, außerhalb welcher Toussaint blieb; nach einem Augenblicke der Berathung öffnete sich die Gruppe wieder, und eine Stimme sprach:

„Führen Sie den fremden Bruder ein, jedoch mit allen üblichen Vorsichtsmaßregeln."

Toussaint verbeugte sich und verschwand.

Nach einem Momente hörte man die dürren Zweige aufs Neue krachen, und man sah durch die Bäume zwei Schatten statt eines herbeikommen.

Die Carbonari warteten stillschweigend.

Toussaint führte in den Mittelpunkt der von ihnen beschriebenen Linie den fremden und unbekannten Bruder, der sich von ihm geleitet und mit verbundenen Augen näherte; hier ließ er ihn allein und zog sich zurück.

Die Linie der Carbonari schloß sich wieder und bildete einen Kreis um den Ankömmling.

Dann wandte sich dieselbe Stimme, welche schon gesprochen hatte, an ihn und sagte:

„Wer sind Sie? woher kommen Sie? was verlangen Sie?"

„Ich bin der General Graf Lebastard de Prémont," antwortete der Ankömmling; „ich lange von Triest an, wo ich mich eingeschifft habe, nachdem ich bei meinem Unternehmen in Wien gescheitert bin, und ich komme nach Paris, um Herrn Sarranti, meinen Freund und Genossen, zu retten."

Es entstand ein starkes Gemurmel unter den Carbonari.

Dann sprach die Stimme, die sich schon hatte vernehmen lassen, die einfachen Worte:

„Nehmen Sie Ihre Binde ab, General, Sie sind unter Brüdern."

Der General Graf de Prémont nahm seine Binde ab, und sein edles Gesicht erschien entblößt.

Sogleich streckten sich alle Hände, wie ein freundschaftlicher Bündel, gegen ihn aus; Jeder wollte seine Hand berühren, wie bei einem im Enthusiasmus ausgebrachten Toast Jeder das Glas von demjenigen, welcher ihn ausgebracht hat, berühren will.

Endlich trat wieder Stille ein; der Schauer, der durch die Luft lief, erlosch.

„Brüder," sprach der General, „Ihr wißt, wer ich bin. Im Jahre 1812 von Napoleon nach Indien geschickt, sollte ich dort ein militärisches Reich organisiren, das im Stande wäre, uns und den Russen entgegenzukommen, wenn wir, durch das caspische Meer, in Nepaul vordringen würden. Ich habe es organisirt, dieses Königreich, es ist Lahore... Als Napoleon gefallen war, glaubte ich, das Project sei mit ihm gefallen . . . Eines Tags kam Herr Sarranti an; er suchte mich, immer im Namen des Kaisers, auf; doch es handelte sich nicht mehr darum, das Werk Napoleons I. zu verfolgen, sondern Napoleon II. auf den Thron zu setzen. Ich nahm mir nur die Zeit, die ich brauchte, um Verbindungen in Europa anzuknüpfen, und reiste an dem Tage ab, wo ich erfuhr, sie seien angeknüpft; ich kam über Dschedda, Suez und Alexandrien; ich erreichte Triest, wo ich mich mit unsern italienischen Brüdern affiliirte; dann begab ich mich nach Wien . . . Sie wissen, wie

ßroject ſcheiterte . . . Nach Trieſt zurückgekehrt,
g ich mich bei einem unſerer Brüder, und hier
ich, daß man Herrn Sarranti zum Tode ver-
lt hatte. Ich ſchiffte mich ſogleich nach Frank-
ein auf die Gefahr deſſen, was mir widerfah-
könnte, und ſchwor dabei, das Loos meines
ndes zu theilen, das heißt zu leben, wenn er
e, zu ſterben, wenn er ſterben würde: Mitſchul-
e deſſelben Verbrechens müſſen wir dieſelbe Strafe
eiden."

Ein tiefes Stillſchweigen empfing dieſe Worte.

Herr Lebaſtard de Prémont fuhr fort:

„Einer unſerer Brüder in Italien gab mir einen
Brief an einen unſerer Brüder in Frankreich, Herrn
von Marande: es war ein Creditbrief, und keine
politiſche Empfehlung. Herr von Marande empfing
mich; ich gab mich ihm zu erkennen, nannte ihm
den Zweck meiner Reiſe, ſagte ihm von dem Ent-
ſchluſſe, den ich gefaßt, von meinem Wunſche, mit
den Hauptmitgliedern einer hohen Venta in Verbin-
dung gebracht zu werden. Herr von Marande theilte
mir mit, es ſei gerade heute Verſammlung, machte
mich mit dem Orte der Verſammlung bekannt, und
bezeichnete mir, durch welches Mittel ich in dieſen Gar-
ten gelangen und bis zu Ihnen kommen könne. Ich
benützte die mir gegebenen Inſtructionen . . . Ich
weiß nicht, ob Herr von Marande unter Ihnen iſt;
iſt er unter Ihnen, ſo danke ich ihm . . ."

Keine Bewegung ließ vermuthen, Herr von Ma-
rande ſei unter der Zahl der Anweſenden.

Dieſelbe Stille, welche ſchon einmal geherrſcht
itte, entſtand abermals.

Der General de Prémont fühlte etwas wie einen Schauer in sich, er fuhr aber nichtsdestoweniger fort: „Ich weiß, Brüder, daß unsere Ansichten nicht dieselben sind; ich weiß, daß sich unter Euch Republikaner und Orleanisten finden; doch Republikaner und Orleanisten wollen, wie ich, die Befreiung des Vaterlandes, den Ruhm Frankreichs, die Ehre der Nation, nicht wahr, Brüder?“

Die Köpfe neigten sich, doch nicht eine Stimme antwortete.

„Nun wohl,“ sprach der General, „ich kenne Herrn Sarranti seit sechs Jahren; seit sechs Jahren haben wir uns nicht eine Minute verlassen; ich stehe für seine Tapferkeit, für seine Rechtschaffenheit, für seine Tugend; um Alles zu sagen: ich stehe für Herrn Sarranti wie für mich selbst. Ich komme also in meinem Namen und im Namen des Bruders, der bereit ist, seine Ergebenheit mit seinem Kopfe zu bezahlen, und bitte Euch, mir das thun zu helfen, was ich allein nicht thun kann. Ich fordere Eure Unterstützung, um Einen der Unsern einem schmählichen Tode zu entziehen, um, was es auch kosten mag, Herrn Sarranti aus dem Gefängnisse, wo er eingeschlossen ist, zu entführen. Ich biete als Ausführung vor Allem meine zwei Arme, sodann ein so großes Vermögen, daß es genügen würde, ein Jahr lang das Heer des Königs von Frankreich zu besolden . . . Brüder, nehmt meine Arme, streut meine Millionen aus, und gebt mir meinen Freund zurück! Ich habe es gesagt, und ich erwarte Eure Antwort.“

Doch die Stille empfing diesen warmen Aufruf des Generals.

der ehrenwerthen Brüderschaft der Kohlenbrenner zu thun; die Nacht und besonders meine Einbildungskraft hatten die Gegenstände vergrößert und poetisirt.

Ich gab meinem Führer drei Franken für die Mühe, die ich ihm verursacht; er nahm seinen Hut ab, und an der gestreiften Fleischfarbe, welche an dem Platze erschien, wo das Reiben des Filzhutes die Kohle weggenommen hatte, bestätigte ich die Genauigkeit meiner Entdeckung.

Und wenn ich nun mehr als zwanzig Jahre nachher diese Erinnerung in der Tiefe meines Gedächtnisses aufgesucht und auf eine vielleicht etwas ungewöhnliche Art hierher gestellt habe, so geschah dies, weil mir daran lag, den Leser mit der Oertlichkeit bekannt zu machen, in die wir ihn versetzen wollen.

Nach diesem öden Garten der Rue de l'Est, zu diesem einsamen, halb eingestürzten Hause bitten wir ihn also, uns in der Nacht vom 21. Mai 1827 zu folgen.

IX.

Hilf Dir, und der Himmel wird Dir helfen.

In der Nacht vom 21. Mai, um Mitternacht, in dem Gehölze, links, wenn man durch die Rue d'Enfer eintritt, — doch wir glauben, man kann heute nicht mehr dort eintreten, denn die Kette des Gitters hat uns, als wir das letzte Mal hier vorbeikamen und einen retrospectiven Blick auf die Ereignisse warfen, deren Schauplatz dieses Gehäge war,

ngenietet geschienen, — am Montag den 21. Mai
lso, in dem Gehölze links, wenn man durch die Rue
'Enfer eintritt, rechts, wenn man durch die Rue de
'Est eintritt, fanden sich (eingeführt durch den Koh-
enbrenner, Führer und Wächter, den wir vor den
lugen unserer Leser haben passiren lassen, und der
ein Anderer war, als unser Freund Toussaint-Lou-
erture) fanden sich, sagen wir, zwanzig verlarvte
Carbonari versammelt, das heißt eine besondere Venta.

Wie und warum hatte diese Venta diesen Ort
ewählt, um sich zu versammeln? Das können wir
eicht erklären.

Man erinnert sich der Nacht, wo Herr Jackal
ittlings hinabsteigend, auf einem Seile, in der Rue
u Puits-qui-parle das Geheimniß der Versamm-
ungen der Carbonari in den Katakomben entdeckt
atte; man erinnert sich, daß in Folge hievon Herr
Jackal nach Wien abgereist war und das Complott,
essen Zweck es war, den Herzog von Reichstadt zu
ntführen, scheitern gemacht hatte.

Ungeschickte Agenten hatten diese Entdeckung aus-
eplaudert, und der nächtliche Besuch von Herrn
Jackal war für Keinen der Verschworenen mehr ein
Geheimniß.

Dieser Besuch, während er das so mühsam er-
achte Project des Generals Lebastard de Prémont
mstürzte, hatte für die Verschworenen von Paris
icht die ganze Wichtigkeit gehabt, die er von An-
ang zu haben schien. Wären zehn französische Re-
imenter in die Katakomben hinabgestiegen, sie hät-
en nicht einen einzigen Carbonaro festnehmen können,
ergestalt führten die tausend Fußpfade der unter-

irdiſchen Grüfte zu unzugänglichen Schlupfwinkeln. Ueberdies waren an fünf bis ſechs Orten die Katakomben bewunderungswürdig unterminirt, und es genügte ein auf eine Lunte dieſer Minen geſchütteter Funke, um das ganze linke Ufer in die Luft zu ſprengen.

Allerdings verſchlang man ſich, indem man Paris verſchlang; war aber nicht Simſon ſo geſtorben?

Ehe man indeſſen zu dieſer Extremität griff, war es beſſer, für den Augenblick die Katakomben zu verlaſſen, entſchloſſen, in den verzweifelten Fällen wieder dahin zu kommen. Es fehlte nicht an Verſammlungsorten, und waren die Katakomben nicht mehr möglich als Vereinigungsplatz, ſo konnten ſie immerhin als Weg dienen, um in der Dunkelheit zu demjenigen von den Freunden zu gehen, der ſeine Wohnung anbieten würde.

So und bei den Nachforſchungen, die man bei dieſer Gelegenheit anſtellte, geſchah es, daß Einer der Verſchworenen, der in der Rue d'Enfer wohnte, in einer Nacht wahrnahm, der Keller, durch den er gewöhnlich in die Katakomben gelangte, ſtehe auf der Oſtſeite mit einem der Keller des öden Hauſes in Verbindung; nur war es gefährlich, ſich in einem Keller zu verſammeln, und wäre es der eines öden Hauſes geweſen.

Man machte alſo im Keller einen Durchbruch von ungefähr dreißig Fuß, ſodann ein Loch, und man befand ſich mitten im Walde; die Erde wurde durch Stützbalken feſtgehalten, weil man Einſtürze befürchtete; man ließ am Ende dieſes Erdganges eine Paſſage für einen einzigen Menſchen, und man beſchloß,

bis auf neuen Befehl sich in dieser Einsamkeit zu versammeln, wobei Jeder den entschiedenen Vorsatz in sich trug, den Ersten, der sie stören würde, niederzuschießen.

Man wundere sich übrigens nicht über alle diese unterirdischen Zustände, die wir ausführlich beschreiben, um unserer Erzählung alle Wahrscheinlichkeit zu geben: über fünfzig Häuser des Quartiers, wo die Ereignisse vorfallen, die wir mittheilen, sind so durchbrochen, und wir könnten eben so viele wie Theaterböden maschinirte Keller anführen. Befragen Sie, zum Beispiel, einen wackern Cafetier der Rue Saint-Jacques, Namens Giverne, dem Val-de-Grace beinahe gegenüber; bitten Sie ihn, Sie seinen Keller besichtigen zu lassen und Ihnen die Legende dieses Kellers zu sagen: er wird Ihnen vorangehen und Ihnen sagen, dieser unterirdische Gang habe einst zum Garten der Carmeliterinnen gehört.

„Wozu ein unterirdischer Gang im Garten der Carmeliterinnen," werden Sie fragen, „und wohin führte er?"

„Ei! zu den Carmeliterinnen, welche gegenüber waren, wo das Val-de-Grace ist! Fragen Sie Giverne."

Man beschuldige uns also nicht, wir setzen Fallthüren und unterirdische Gänge dahin, wo es weder Fallthüren, noch unterirdische Gänge gibt. Das ganze linke Ufer, von der Tour de Nesle, die ihren nach der Seine führenden unterirdischen Gang hatte, bis zur Tombe-Issoire, die ihren Eingang bei Montrouge hat, das ganze linke Ufer ist nur eine Fallthüre von oben bis unten.

Kommen wir auf unſere nächtliche Verſammlung zurück.

Dieſe Verſammlung beſtand, wie geſagt, aus zwanzig Carbonari; denn, obgleich der Carbonarismus, nachdem er ſeit 1824 verſchiedene ſucceſſive Niederlagen erlitten, factiſch aufgelöſt war und keine ſcheinbare Exiſtenz mehr hatte, ſo hatten ſich ſeine Hauptmitglieder doch wiedergefunden, und den Carbonarismus, wenn nicht unter demſelben Namen, doch auf denſelben Baſen, reorganiſirt.

Der Zweck der Verſammlung in dieſer Nacht war, den Grund zu der Geſellſchaft zu legen, welche bald nachher den Titel Geſellſchaft Hilf Dir, und der Himmel wird Dir helfen, annehmen ſollte; ihre Stifter hatten hauptſächlich zur Abſicht, die Wahlen zu leiten und den öffentlichen Geiſt zu lenken und zu erleuchten.

Man ſchlug mehrere Arten der Bildung des Ausſchuſſes vor, und man kam überein, dieſen Ausſchuß mittelſt vierteljährlicher Wahlen zu conſtituiren, welche ſtattfinden ſollten, ſobald die Zahl der Geſellſchaftsmitglieder hundert erreicht hätte; man kam auch überein, ſich ſtreng in den Gränzen der Geſetzlichkeit zu halten, oder vielmehr, ſich darein zu verſchanzen.

Es genügte indeſſen nicht, Verſammlungen in Paris zu halten und einen Ausſchuß zur Leitung der Wahlen zu bilden, man mußte die Departements inſtruiren und ſie zur Höhe der Hauptſtadt heranführen. Man ſprach alſo davon, Wahlausſchüſſe in jedem Arrondiſſement und ſo viel als möglich in jedem Canton zu ſchaffen, und mit dieſen Ausſchüſſen einen

ortwährenden Verkehr zu unterhalten, um sie functio-
iren zu machen.

Dies war der Zweck dieser nächtlichen Versamm-
ung, in der die ersten Absteckpfähle der furchtbaren
Gesellschaft Hilf Dir, und der Himmel wird
Dir helfen*) gesetzt wurden, welche einen so großen
Einfluß auf die nächsten Wahlen üben sollte.

Man war so weit mit der Discussion, und es
mochte ein Uhr Morgens sein, als man die dürren
Zweige unter den Tritten eines Mannes krachen
hörte und einen schwarzen Schatten am Saume des
Waldes erscheinen sah.

In einer Secunde hatte jeder Verschworene in
einer Hand den Dolch, den er in seiner Brust ver-
borgen trug.

Der Schatten kam näher: es war Toussaint, der
Concierge des öden Hauses, selbst Carbonaro und
hierher gesetzt, um als Wächter nicht nur für das
Haus, sondern auch für diejenigen zu dienen, welche
ich hier versammelten.

„Was gibt es?“ fragte einer der Chefs.

„Es ist ein fremder Bruder da, der eingeführt zu
werden verlangt,“ antwortete Toussaint.

„Ist es wirklich ein Bruder?“

„Er hat alle Erkennungszeichen gemacht.“

„Woher kommt er?“

„Von Triest.“

„Ist er allein oder in Begleitung?“

„Er ist allein.“

---

*) Aide toi, le ciel t'aidera.

Die Carbonari berathschlagten, indem sie sich in einer einzigen Gruppe vereinigten, außerhalb welcher Toussaint blieb; nach einem Augenblicke der Berathung öffnete sich die Gruppe wieder, und eine Stimme sprach:

„Führen Sie den fremden Bruder ein, jedoch mit allen üblichen Vorsichtsmaßregeln.“

Toussaint verbeugte sich und verschwand.

Nach einem Momente hörte man die dürren Zweige aufs Neue krachen, und man sah durch die Bäume zwei Schatten statt eines herbeikommen.

Die Carbonari warteten stillschweigend.

Toussaint führte in den Mittelpunkt der von ihnen beschriebenen Linie den fremden und unbekannten Bruder, der sich von ihm geleitet und mit verbundenen Augen näherte; hier ließ er ihn allein und zog sich zurück.

Die Linie der Carbonari schloß sich wieder und bildete einen Kreis um den Ankömmling.

Dann wandte sich dieselbe Stimme, welche schon gesprochen hatte, an ihn und sagte:

„Wer sind Sie? woher kommen Sie? was verlangen Sie?“

„Ich bin der General Graf Lebastard de Prémont,“ antwortete der Ankömmling; „ich lange von Triest an, wo ich mich eingeschifft habe, nachdem ich bei meinem Unternehmen in Wien gescheitert bin, und ich komme nach Paris, um Herrn Sarranti, meinen Freund und Genossen, zu retten.“

Es entstand ein starkes Gemurmel unter den Carbonari.

Dann sprach die Stimme, die sich schon hatte vernehmen lassen, die einfachen Worte:

„Nehmen Sie Ihre Binde ab, General, Sie sind unter Brüdern."

Der General Graf de Prémont nahm seine Binde ab, und sein edles Gesicht erschien entblößt.

Sogleich streckten sich alle Hände, wie ein freundschaftlicher Bündel, gegen ihn aus; Jeder wollte seine Hand berühren, wie bei einem im Enthusiasmus ausgebrachten Toast Jeder das Glas von demjenigen, welcher ihn ausgebracht hat, berühren will.

Endlich trat wieder Stille ein; der Schauer, der durch die Luft lief, erlosch.

„Brüder," sprach der General, „Ihr wißt, wer ich bin. Im Jahre 1812 von Napoleon nach Indien geschickt, sollte ich dort ein militärisches Reich organisiren, das im Stande wäre, uns und den Russen entgegenzukommen, wenn wir, durch das caspische Meer, in Nepaul vordringen würden. Ich habe es organisirt, dieses Königreich, es ist Lahore... Als Napoleon gefallen war, glaubte ich, das Project sei mit ihm gefallen . . . Eines Tags kam Herr Sarranti an; er suchte mich, immer im Namen des Kaisers, auf; doch es handelte sich nicht mehr darum, das Werk Napoleons I. zu verfolgen, sondern Napoleon II. auf den Thron zu setzen. Ich nahm mir nur die Zeit, die ich brauchte, um Verbindungen in Europa anzuknüpfen, und reiste an dem Tage ab, wo ich erfuhr, sie seien angeknüpft; ich kam über Dschedda, Suez und Alexandrien; ich erreichte Triest, wo ich mich mit unsern italienischen Brüdern affiliirte; dann begab ich mich nach Wien . . . Sie wissen, wie

unſer Project ſcheiterte . . . Nach Trieſt zurückgekehrt, verbarg ich mich bei einem unſerer Brüder, und hier erfuhr ich, daß man Herrn Sarranti zum Tode verurtheilt hatte. Ich ſchiffte mich ſogleich nach Frankreich ein auf die Gefahr deſſen, was mir widerfahren könnte, und ſchwor dabei, das Loos meines Freundes zu theilen, das heißt zu leben, wenn er lebte, zu ſterben, wenn er ſterben würde: Mitſchuldige deſſelben Verbrechens müſſen wir dieſelbe Strafe erleiden."

Ein tiefes Stillſchweigen empfing dieſe Worte.

Herr Lebaſtard de Prémont fuhr fort:

„Einer unſerer Brüder in Italien gab mir einen Brief an einen unſerer Brüder in Frankreich, Herrn von Marande: es war ein Creditbrief, und keine politiſche Empfehlung. Herr von Marande empfing mich; ich gab mich ihm zu erkennen, nannte ihm den Zweck meiner Reiſe, ſagte ihm von dem Entſchluſſe, den ich gefaßt, von meinem Wunſche, mit den Hauptmitgliedern einer hohen Venta in Verbindung gebracht zu werden. Herr von Marande theilte mir mit, es ſei gerade heute Verſammlung, machte mich mit dem Orte der Verſammlung bekannt, und bezeichnete mir, durch welches Mittel ich in dieſen Garten gelangen und bis zu Ihnen kommen könne. Ich benützte die mir gegebenen Inſtructionen . . . Ich weiß nicht, ob Herr von Marande unter Ihnen iſt; iſt er unter Ihnen, ſo danke ich ihm . . ."

Keine Bewegung ließ vermuthen, Herr von Marande ſei unter der Zahl der Anweſenden.

Dieſelbe Stille, welche ſchon einmal geherrſcht hatte, entſtand abermals.

Der General de Prémont fühlte etwas wie einen Schauer in sich, er fuhr aber nichtsdestoweniger fort:

„Ich weiß, Brüder, daß unsere Ansichten nicht dieselben sind; ich weiß, daß sich unter Euch Republikaner und Orleanisten finden; doch Republikaner und Orleanisten wollen, wie ich, die Befreiung des Vaterlandes, den Ruhm Frankreichs, die Ehre der Nation, nicht wahr, Brüder?"

Die Köpfe neigten sich, doch nicht eine Stimme antwortete.

„Nun wohl," sprach der General, „ich kenne Herrn Sarranti seit sechs Jahren; seit sechs Jahren haben wir uns nicht eine Minute verlassen; ich stehe für seine Tapferkeit, für seine Rechtschaffenheit, für seine Tugend; um Alles zu sagen: ich stehe für Herrn Sarranti wie für mich selbst. Ich komme also in meinem Namen und im Namen des Bruders, der bereit ist, seine Ergebenheit mit seinem Kopfe zu bezahlen, und bitte Euch, mir das thun zu helfen, was ich allein nicht thun kann. Ich fordere Eure Unterstützung, um Einen der Unsern einem schmählichen Tode zu entziehen, um, was es auch kosten mag, Herrn Sarranti aus dem Gefängnisse, wo er eingeschlossen ist, zu entführen. Ich biete als Ausführung vor Allem meine zwei Arme, sodann ein so großes Vermögen, daß es genügen würde, ein Jahr lang das Heer des Königs von Frankreich zu besolden . . . Brüder, nehmt meine Arme, streut meine Millionen aus, und gebt mir meinen Freund zurück! Ich habe es gesagt, und ich erwarte Eure Antwort."

Doch die Stille empfing diesen warmen Aufruf des Generals.

Der Redner ſchaute umher: ſtatt des Schauers, den er ſeine Adern durchlaufen gefühlt hatte, war es ein kalter Schweiß, was er von ſeiner Stirne fließen fühlte.

„Nun," fragte er, „was geht denn vor?"

Kein Hauch antwortete.

„Habe ich," fuhr er fort, „einen unziemlichen Vorſchlag, ein ungeſchicktes Anerbieten gemacht? Schreibt Ihr mein Verlangen einem rein perſönlichen Intereſſe zu, und glaubt Ihr, es ſei hier nur ein Freund, der Euern Schutz zu Gunſten eines Freundes in Anſpruch nehme? . . . Meine Brüder, ich habe fünftauſend Meilen zurückgelegt, um zu Euch zu kommen; ich kenne von Euch weder die Einen, noch die Andern; ich weiß, daß wir dieſelbe Liebe für das Gute, denſelben Haß gegen das Böſe haben. Wir kennen uns alſo in Wirklichkeit, obſchon wir uns nie geſehen haben und ich zum erſten Male zu Euch ſpreche. Nun wohl, im Namen der ewigen Gerechtigkeit verlange ich von Euch, daß Ihr einem ungerechten und entehrenden Urtheile, einem entſetzlichen Tode einen der größten Gerechten, den ich gekannt habe, entzieht! . . . Antwortet mir doch, meine Brüder, oder ich müßte Euer Stillſchweigen für eine Weigerung halten, und Eure Weigerung für die Beſtätigung des ungerechteſten Spruches, der je aus einem menſchlichen Munde hervorgegangen iſt!"

So förmlich aufgefordert, konnten die Geſchworenen nichts Anderes thun als antworten.

Derjenige, welcher ſchon geſprochen hatte, erhob alſo die Hand, um anzudeuten, er wolle reden, und er ſagte:

„Brüder, jedes Verlangen eines Bruders ist heilig und muß, nach den Statuten, in Berathung gezogen, sodann nach der Stimmenmehrheit angenommen oder verworfen werden. Wir werden berathschlagen."

Der General war vertraut mit diesen düsteren Förmlichkeiten; er verbeugte sich, während die Gruppe, die ihn umgeben hatte, sich zuerst von ihm trennte und sodann weiter entfernt sich wiederbildete.

Nach fünf Minuten ging der Affiliirte, der schon das Wort geführt hatte, ein paar Schritte auf den General zu und sprach mit demselben Tone, mit dem der Chef der Jury die Sentenz verkündigt:

„General, ich bin nicht der Dolmetscher meines Gedankens allein: ich spreche im Namen der Majorität der hier gegenwärtigen Mitglieder, vernehmen Sie, was ich Ihnen in ihrem und in meinem Namen zu antworten beauftragt bin: Cäsar sagte, die Frau von Cäsar dürfe nicht einmal beargwohnt werden. Die Freiheit ist eine Matrone, welche noch viel keuscher, viel unbefleckter bleiben muß, als die Frau von Cäsar! — Bruder, — mit Bedauern gebe ich Ihnen die Antwort, — werden nicht evidente, unverwerfliche, leuchtende Beweise von der Unschuld von Herrn Sarranti geliefert, so vermöchten wir die Hand nicht einem Unternehmen zu bieten, dessen Zweck es ist, dem Gesetze denjenigen zu entziehen, welchen das Gesetz mit Recht verurtheilt hat; ich sage mit Recht, verstehen Sie wohl, General, bis der Beweis vom Gegentheile gegeben wird . . . Glauben Sie, unsere glühendsten Wünsche haben Herrn Sarranti während der ganzen Zeit begleitet, die

dieſer ſchmerzliche Proceß gedauert hat; glauben Sie, wir haben geſchauert in dem Augenblicke, wo das Urtheil geſprochen werden ſollte; glauben Sie, unſer Herz hat geblutet, als das Urtheil geſprochen war... General, beweiſen Sie uns die Unſchuld von Herrn Sarranti, und es ſollen nicht mehr zwei Arme, zehn Arme ſein, die Sie zur Unterſtützung haben werden: es werden die hunderttauſend Arme der Verbindung ſein!"

Hierauf machte der Redner noch einen Schritt gegen Herrn Lebaſtard de Prémont und fügte bei:

„General, bringen Sie uns einen Beweis von der Unſchuld von Herrn Sarranti?"

„Ach!" ſprach der General, das Haupt neigend, „ich habe keine andere Beweiſe, als meine eigene Ueberzeugung."

„In dieſem Falle," erwiederte der Carbonarichef, „beſteht die Berathung in ihrer ganzen Strenge."

Und er grüßte Herrn Lebaſtard de Prémont, und kehrte zu der Gruppe der anderen Geſchworenen zurück, welche wegzugehen ſich anſchickten.

Doch der General erhob das Haupt, ſtreckte die Hände aus, um einen letzten Verſuch zu machen, und ſprach:

„Brüder, es iſt dies die Antwort der Majorität, und ich unterwerfe mich: doch erlaubt mir nun, daß ich an die Individualitäten appellire ... Brüder, iſt unter Euch ein wie ich von der Unſchuld von Herrn Sarranti überzeugtes Herz? dann ſchließe ſich dieſes Herz, ein Freund des meinigen, mir an, und ich werde es verſuchen, mit ihm das zu vollbringen,

das ich mir ..... Hülfe zu unternehmen glücklich gewesen wäre."

Der Carbonaro-Redner wandte sich gegen seine Gefährten um und sagte:

„Brüder, ist unter Euch ein von der Unschuld von Herrn Sarranti überzeugter Mann, so steht es ihm frei, sich mit dem General zu verbinden und mit ihm alle Zufälle des Glückes und des Unglücks zu versuchen."

Ein Mann machte sich von der Gruppe los, legte seine linke Hand auf die Schulter des Grafen de Prémont, nahm mit der rechten Hand seine Larve ab und antwortete:

„Ich!"

„Salvator!" wiederholten die neunzehn Anderen.

Es war in der That Salvator, der, von der Unschuld von Herrn Sarranti überzeugt, seine Hülfe dem General anbot.

Die anderen Carbonari vertieften sich Einer nach dem Andern in die Sycomorenallee, welche zum Eingange des unterirdischen Gewölbes führte, und verschwanden.

Salvator blieb allein mit dem Grafen de Prémont.

X.

Was man mit Geld machen kann, und was man mit Geld nicht machen kann.

An den Stamm eines Baumes angelehnt, betrachtete Salvator einen Augenblick den General Sebastard de Prémont.

Das Geſicht von Herrn Sarranti ſelbſt, als er ſein Todesurtheil ſprechen hörte, war weniger niedergeſchlagen und weniger bleich, als es das des Generals war, da er dieſe grauſame Sentenz vom Munde von Freunden ausſprechen hörte, von denen er, mit Gefahr ſeines Lebens, verlangt hatte, daß man ihm das ſeines Freundes retten helfe.

Salvator näherte ſich ihm.

Der General reichte Salvator die Hand.

„Mein Herr," ſagte der General zu ihm, „ich kenne Sie nur Ihrem Namen nach; dieſer Name, Ihre Freunde haben ihn mit lauter Stimme ausgeſprochen, und er ſcheint mir ein glückliches Vorzeichen zu ſein."

„Es iſt in der That ein prädeſtinirter Name," antwortete lachend Salvator.

„Sie kennen Sarranti?"

„Nein, mein Herr; doch ich bin der vertraute, und beſonders der ergebene und dankbare Freund ſeines Sohnes. Damit ſage ich Ihnen, General, daß ich die Hälfte Ihres Schmerzes trage, und daß Sie zu Gunſten von Herrn Sarranti mit Leib und Seele über mich verfügen können."

„Sie theilen alſo die Meinung Ihrer Brüder nicht?" fragte lebhaft der General, den dieſe guten Worte für den Augenblick wiederbelebt hatten.

„Hören Sie, General," ſprach Salvator, „die Bewegung der Maſſen, welche beinahe immer gerecht iſt, weil ſie inſtinctmäßig, iſt oft blind, ſtreng und hart. Jeder von dieſen Menſchen, welche ſo eben die Verurtheilung von Herrn Sarranti ratificirt haben, hätte, allein zu Rathe gezogen, ein anderes Urtheil

esprochen, das heißt das, welches ich zu sprechen im Begriffe bin: Nein, aus der Tiefe meines Gewissens, ch halte Herrn Sarranti nicht für schuldig. Der- enige, welcher seit dreißig Jahren bei den blutigen ufällen des Schlachtfelds, bei den tödtlichen Käm- fen der Parteien um seinen Kopf gespielt hat, ver- möchte nicht ein feiges Verbrechen zu begehen, er ermöchte nicht ein elender Dieb, ein gemeiner Mör- er zu sein; ich behaupte also moralisch die Unschuld on Herrn Sarranti."

Der General drückte Salvator die Hand.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie so zu nir sprechen," sagte er zu ihm.

„Doch," fuhr Salvator fort, „sobald ich Ihnen eine Unterstützung angeboten habe, habe ich mich ugleich zu Ihrer Verfügung gestellt."

„Was wollen Sie damit sagen? ich höre mit Bangigkeit."

„Ich will damit sagen, mein Herr, in der gegen- wärtigen Lage genüge es nicht, die Unschuld unseres Freundes zu versichern: man muß sie beweisen, un- erwerflich beweisen. Bei den Kriegen, welche von en Verschwörern gegen die Regierung und folglich on der Regierung gegen die Verschwörer geführt erden, sind alle Waffen gut, und die, welche zwei oyale Männer oft für ein Duell ausschlagen wür- en, werden gierig von den Parteien ergriffen."

„Erklären Sie sich."

„Die Regierung will den Tod von Herrn Sar- anti; sie will ihn schimpflich, weil sich dieser Schimpf ber ihre Gegner verbreiten und man sagen wird, lle Verschwörer seien Elende oder müssen solche sein,

da sie zu ihrem Chef einen Mann, der Dieb und Mörder, angenommen haben."

„Oh!" sagte der General, „darum hat der Staatsanwalt die politische Anklage beseitigt?"

„Und darum lag Herrn Sarranti so viel daran, daß sie wieder aufgenommen werde."

„Nun?"

„Die Regierung wird nur sichtbaren, greifbaren, flagranten Beweisen weichen. Es handelt sich nicht nur darum, ihr zu sagen: „„Herr Sarranti ist des Verbrechens, dessen er angeklagt ist, nicht schuldig;"" man muß ihr sagen: „„Hier ist der des Verbrechens, dessen man Herrn Sarranti angeklagt hat, Schuldige!""

„Und diese Beweise, mein Herr, Sie haben sie?" rief der General; „diesen wahren Schuldigen können Sie beibringen?"

„Ich habe diese Beweise nicht, ich kenne den Schuldigen nicht," antwortete Salvator; „aber . . ."

„Aber . . .?"

„Ich bin vielleicht auf der Spur."

„Sprechen Sie! sprechen Sie! und Sie werden Ihres Namens wahrhaft würdig sein, mein Herr."

„Nun wohl," sagte Salvator, indem er sich dem General näherte, „hören Sie, was ich Niemand gesagt habe, und was ich Ihnen sage."

„Oh! sagen Sie! sagen Sie!" rief der General, indem er sich ebenfalls Salvator näherte.

„In dem Hause, wo Herr Sarranti als Hofmeister eingetreten war, und das Herrn Gérard gehörte; in diesem Hause, aus dem er am 19. oder 20. August 1820 geflohen ist, — denn die ganze Frage kann im genauen Datum der Flucht liegen; — kurz im

Parke von Viry habe ich den Beweis gefunden, daß wenigstens eines von den Kindern ermordet wurde."

„Ah!" erwiederte Herr de Prémont, „glauben Sie nicht, daß dieser Beweis zur Belastung unseres Freundes dienen wird?"

„Mein Herr, wenn man die Wahrheit verfolgt, und es ist die Wahrheit, was wir verfolgen, nicht wahr? — denn wäre Herr Sarranti schuldig, so würden wir ihn verlassen, wie ihn die Anderen verlassen haben; — verfolgt man die Wahrheit, so muß man jeden Beweis ergreifen, und wäre dieser Beweis scheinbar gegen denjenigen, dessen Unschuld man will anerkennen machen. Die Wahrheit trägt ihr Licht in sich selbst; kommen wir zur Wahrheit, und es wird Tag werden."

„Gut . . . Wie haben Sie nun diesen Beweis erlangt?"

„Als ich in einer Nacht im Parke von Viry umherschweifte, — aus Ursachen, welche durchaus in einem Zusammenhange mit der Angelegenheit stehen, die uns in diesem Augenblicke beschäftigt, — fand ich in der Tiefe eines Dickichts, am Fuße einer Eiche, in einem Loche, das mein Hund mit der größten Heftigkeit grub, das Skelett eines Kindes, welches man stehend begraben hatte."

„Und Sie glauben, es sei das von einem der zwei verschwundenen Kinder?"

„Das ist mehr als wahrscheinlich."

„Doch das andere Kind? denn es war ein Knabe und ein Mädchen."

unſer Project ſcheiterte . . . Nach Trieſt zurückgekehrt, verbarg ich mich bei einem unſerer Brüder, und hier erfuhr ich, daß man Herrn Sarranti zum Tode verurtheilt hatte. Ich ſchiffte mich ſogleich nach Frankreich ein auf die Gefahr deſſen, was mir widerfahren könnte, und ſchwor dabei, das Loos meines Freundes zu theilen, das heißt zu leben, wenn er lebte, zu ſterben, wenn er ſterben würde: Mitſchuldige deſſelben Verbrechens müſſen wir dieſelbe Strafe erleiden."

Ein tiefes Stillſchweigen empfing dieſe Worte.

Herr Lebaſtard de Prémont fuhr fort:

„Einer unſerer Brüder in Italien gab mir einen Brief an einen unſerer Brüder in Frankreich, Herrn von Marande: es war ein Creditbrief, und keine politiſche Empfehlung. Herr von Marande empfing mich; ich gab mich ihm zu erkennen, nannte ihm den Zweck meiner Reiſe, ſagte ihm von dem Entſchluſſe, den ich gefaßt, von meinem Wunſche, mit den Hauptmitgliedern einer hohen Venta in Verbindung gebracht zu werden. Herr von Marande theilte mir mit, es ſei gerade heute Verſammlung, machte mich mit dem Orte der Verſammlung bekannt, und bezeichnete mir, durch welches Mittel ich in dieſen Garten gelangen und bis zu Ihnen kommen könne. Ich benützte die mir gegebenen Inſtructionen . . . Ich weiß nicht, ob Herr von Marande unter Ihnen iſt; iſt er unter Ihnen, ſo danke ich ihm . . ."

Keine Bewegung ließ vermuthen, Herr von Marande ſei unter der Zahl der Anweſenden.

Dieſelbe Stille, welche ſchon einmal geherrſcht hatte, entſtand abermals.

Der General de Prémont fühlte etwas wie einen Schauer in sich, er fuhr aber nichtsdestoweniger fort: „Ich weiß, Brüder, daß unsere Ansichten nicht dieselben sind; ich weiß, daß sich unter Euch Republikaner und Orleanisten finden; doch Republikaner und Orleanisten wollen, wie ich, die Befreiung des Vaterlandes, den Ruhm Frankreichs, die Ehre der Nation, nicht wahr, Brüder?“

Die Köpfe neigten sich, doch nicht eine Stimme antwortete.

„Nun wohl,“ sprach der General, „ich kenne Herrn Sarranti seit sechs Jahren; seit sechs Jahren haben wir uns nicht eine Minute verlassen; ich stehe für seine Tapferkeit, für seine Rechtschaffenheit, für seine Tugend; um Alles zu sagen: ich stehe für Herrn Sarranti wie für mich selbst. Ich komme also in meinem Namen und im Namen des Bruders, der bereit ist, seine Ergebenheit mit seinem Kopfe zu bezahlen, und bitte Euch, mir das thun zu helfen, was ich allein nicht thun kann. Ich fordere Eure Unterstützung, um Einen der Unsern einem schmählichen Tode zu entziehen, um, was es auch kosten mag, Herrn Sarranti aus dem Gefängnisse, wo er eingeschlossen ist, zu entführen. Ich biete als Ausführung vor Allem meine zwei Arme, sodann ein so großes Vermögen, daß es genügen würde, ein Jahr lang das Heer des Königs von Frankreich zu besolden . . . Brüder, nehmt meine Arme, streut meine Millionen aus, und gebt mir meinen Freund zurück! Ich habe es gesagt, und ich erwarte Eure Antwort.“

Doch die Stille empfing diesen warmen Aufruf des Generals.

Der Redner ſchaute umher: ſtatt des Schauers, den er ſeine Adern durchlaufen gefühlt hatte, war es ein kalter Schweiß, was er von ſeiner Stirne fließen fühlte.

„Nun," fragte er, „was geht denn vor?"

Kein Hauch antwortete.

„Habe ich," fuhr er fort, „einen unziemlichen Vorſchlag, ein ungeſchicktes Anerbieten gemacht? Schreibt Ihr mein Verlangen einem rein perſönlichen Intereſſe zu, und glaubt Ihr, es ſei hier nur ein Freund, der Euern Schutz zu Gunſten eines Freundes in Anſpruch nehme? . . . Meine Brüder, ich habe fünftauſend Meilen zurückgelegt, um zu Euch zu kommen; ich kenne von Euch weder die Einen, noch die Andern; ich weiß, daß wir dieſelbe Liebe für das Gute, denſelben Haß gegen das Böſe haben. Wir kennen uns alſo in Wirklichkeit, obſchon wir uns nie geſehen haben und ich zum erſten Male zu Euch ſpreche. Nun wohl, im Namen der ewigen Gerechtigkeit verlange ich von Euch, daß Ihr einem ungerechten und entehrenden Urtheile, einem entſetzlichen Tode einen der größten Gerechten, den ich gekannt habe, entzieht! . . . Antwortet mir doch, meine Brüder, oder ich müßte Euer Stillſchweigen für eine Weigerung halten, und Eure Weigerung für die Beſtätigung des ungerechteſten Spruches, der je aus einem menſchlichen Munde hervorgegangen iſt!"

So förmlich aufgefordert, konnten die Geſchworenen nichts Anderes thun als antworten.

Derjenige, welcher ſchon geſprochen hatte, erhob alſo die Hand, um anzudeuten, er wolle reden, und er ſagte:

Brüder, jedes Verlangen eines Bruders iſt
und muß, nach den Statuten, in Berathung
n, ſodann nach der Stimmenmehrheit ange-
en oder verworfen werden. Wir werden be-
lagen."
er General war vertraut mit dieſen düſteren
ichkeiten; er verbeugte ſich, während die Gruppe,
n umgeben hatte, ſich zuerſt von ihm trennte
dann weiter entfernt ſich wiederbildete.
ach fünf Minuten ging der Affiliirte, der ſchon
Dort geführt hatte, ein paar Schritte auf den
al zu und ſprach mit demſelben Tone, mit dem
ef der Jury die Sentenz verkündigt:
General, ich bin nicht der Dolmetſcher meines
kens allein: ich ſpreche im Namen der Majo-
der hier gegenwärtigen Mitglieder, vernehmen
das ich Ihnen in ihrem und in meinem Namen
worten beauftragt bin: Cäſar ſagte, die Frau
äſar dürfe nicht einmal beargwohnt werden.
reiheit iſt eine Matrone, welche noch viel keu-
viel unbefleckter bleiben muß, als die Frau
äſar! — Bruder, — mit Bedauern gebe ich
die Antwort, — werden nicht evidente, un-
fliche, leuchtende Beweiſe von der Unſchuld
errn Sarranti geliefert, ſo vermöchten wir die
nicht einem Unternehmen zu bieten, deſſen
es iſt, dem Geſetze denjenigen zu entziehen,
n das Geſetz mit Recht verurtheilt hat; ich ſage
echt, verſtehen Sie wohl, General, bis der
s vom Gegentheile gegeben wird . . . Glau-
ie, unſere glühendſten Wünſche haben Herrn
nti während der ganzen Zeit begleitet, die

dieſer ſchmerzliche Proceß gedauert hat; glauben Sie, wir haben geſchauert in dem Augenblicke, wo das Urtheil geſprochen werden ſollte; glauben Sie, unſer Herz hat geblutet, als das Urtheil geſprochen war... General, beweiſen Sie uns die Unſchuld von Herrn Sarranti, und es ſollen nicht mehr zwei Arme, zehn Arme ſein, die Sie zur Unterſtützung haben werden: es werden die hunderttauſend Arme der Verbindung ſein!"

Hierauf machte der Redner noch einen Schritt gegen Herrn Lebaſtard de Prémont und fügte bei:

„General, bringen Sie uns einen Beweis von der Unſchuld von Herrn Sarranti?"

„Ach!" ſprach der General, das Haupt neigend, „ich habe keine andere Beweiſe, als meine eigene Ueberzeugung."

„In dieſem Falle," erwiederte der Carbonarichef, „beſteht die Berathung in ihrer ganzen Strenge."

Und er grüßte Herrn Lebaſtard de Prémont, und kehrte zu der Gruppe der anderen Geſchworenen zurück, welche wegzugehen ſich anſchickten.

Doch der General erhob das Haupt, ſtreckte die Hände aus, um einen letzten Verſuch zu machen, und ſprach:

„Brüder, es iſt dies die Antwort der Majorität, und ich unterwerfe mich: doch erlaubt mir nun, daß ich an die Individualitäten appellire . . . Brüder, iſt unter Euch ein wie ich von der Unſchuld von Herrn Sarranti überzeugtes Herz? dann ſchließe ſich dieſes Herz, ein Freund des meinigen, mir an, und ich werde es verſuchen, mit ihm das zu vollbringen,

as ich mit Eurer Hülfe zu unternehmen glücklich ewesen wäre."

Der Carbonaro-Redner wandte ſich gegen ſeine efährten um und ſagte:

„Brüder, iſt unter Euch ein von der Unſchuld on Herrn Sarranti überzeugter Mann, ſo ſteht es m frei, ſich mit dem General zu verbinden und it ihm alle Zufälle des Glückes und des Unglücks verſuchen."

Ein Mann machte ſich von der Gruppe los, legte ine linke Hand auf die Schulter des Grafen de rémont, nahm mit der rechten Hand ſeine Larve und antwortete:

„Ich!"

„Salvator!" wiederholten die neunzehn Anderen.

Es war in der That Salvator, der, von der Unſchuld von Herrn Sarranti überzeugt, ſeine Hülfe em General anbot.

Die anderen Carbonari vertieften ſich Einer nach em Andern in die Sycomorenallee, welche zum Einange des unterirdiſchen Gewölbes führte, und verſchwanden.

Salvator blieb allein mit dem Grafen de Prémont.

X.

Das man mit Geld machen kann, und was man mit Geld nicht machen kann.

An den Stamm eines Baumes angelehnt, beachtete Salvator einen Augenblick den General ebaſtard de Prémont.

Das Geſicht von Herrn Sarranti ſelbſt, als er ſein Todesurtheil ſprechen hörte, war weniger niedergeſchlagen und weniger bleich, als es das des Generals war, da er dieſe grauſame Sentenz vom Munde von Freunden ausſprechen hörte, von denen er, mit Gefahr ſeines Lebens, verlangt hatte, daß man ihm das ſeines Freundes retten helfe.

Salvator näherte ſich ihm.

Der General reichte Salvator die Hand.

„Mein Herr,“ ſagte der General zu ihm, „ich kenne Sie nur Ihrem Namen nach; dieſer Name, Ihre Freunde haben ihn mit lauter Stimme ausgeſprochen, und er ſcheint mir ein glückliches Vorzeichen zu ſein.“

„Es iſt in der That ein prädeſtinirter Name,“ antwortete lachend Salvator.

„Sie kennen Sarranti?“

„Nein, mein Herr; doch ich bin der vertraute, und beſonders der ergebene und dankbare Freund ſeines Sohnes. Damit ſage ich Ihnen, General, daß ich die Hälfte Ihres Schmerzes trage, und daß Sie zu Gunſten von Herrn Sarranti mit Leib und Seele über mich verfügen können.“

„Sie theilen alſo die Meinung Ihrer Brüder nicht?“ fragte lebhaft der General, den dieſe guten Worte für den Augenblick wiederbelebt hatten.

„Hören Sie, General,“ ſprach Salvator, „die Bewegung der Maſſen, welche beinahe immer gerecht iſt, weil ſie inſtinctmäßig, iſt oft blind, ſtreng und hart. Jeder von dieſen Menſchen, welche ſo eben die Verurtheilung von Herrn Sarranti ratificirt haben, hätte, allein zu Rathe gezogen, ein anderes Urtheil

as heißt das, welches ich zu sprechen im
: **Nein, aus der Tiefe meines Gewissens,**
n Sarranti nicht für schuldig. Der-
r seit dreißig Jahren bei den blutigen
Schlachtfelds, bei den tödtlichen Käm-
cteien um seinen Kopf gespielt hat, ver-
ein feiges Verbrechen zu begehen, er
cht ein elender Dieb, ein gemeiner Mör-
ich behaupte also moralisch die Unschuld
Sarranti.“
eral drückte Salvator die Hand.
ke Ihnen, mein Herr, daß Sie so zu
.“ sagte er zu ihm.
fuhr Salvator fort, „sobald ich Ihnen
tützung angeboten habe, habe ich mich
hrer Verfügung gestellt.“
ollen Sie damit sagen? ich höre mit

l damit sagen, mein Herr, in der gegen-
ge genüge es nicht, die Unschuld unseres
versichern: man muß sie beweisen, un-
eweisen. Bei den Kriegen, welche von
örern gegen die Regierung und folglich
gierung gegen die Verschwörer geführt
alle Waffen gut, und die, welche zwei
ier oft für ein Duell ausschlagen wür-
gierig von den Parteien ergriffen.“
n Sie sich.“
gierung will den Tod von Herrn Sar-
ll ihn schimpflich, weil sich dieser Schimpf
egner verbreiten und man sagen wird,
ihrer seien Elende oder müssen solche sein.

›a sie zu ihrem Chef einen Mann, der Dieb und Mörder, angenommen haben."

„Oh!" sagte der General, „darum hat der Staatsanwalt die politische Anklage beseitigt?"

„Und darum lag Herrn Sarranti so viel daran, daß sie wieder aufgenommen werde."

„Nun?"

„Die Regierung wird nur sichtbaren, greifbaren, flagranten Beweisen weichen. Es handelt sich nicht nur darum, ihr zu sagen: „„Herr Sarranti ist des Verbrechens, dessen er angeklagt ist, nicht schuldig;"" man muß ihr sagen: „„Hier ist der des Verbrechens, dessen man Herrn Sarranti angeklagt hat, Schuldige!""

„Und diese Beweise, mein Herr, Sie haben sie?" rief der General; „diesen wahren Schuldigen können Sie beibringen?"

„Ich habe diese Beweise nicht, ich kenne den Schuldigen nicht," antwortete Salvator; „aber..."

„Aber ...?"

„Ich bin vielleicht auf der Spur."

„Sprechen Sie! sprechen Sie! und Sie werden Ihres Namens wahrhaft würdig sein, mein Herr."

„Nun wohl," sagte Salvator, indem er sich dem General näherte, „hören Sie, was ich Niemand gesagt habe, und was ich Ihnen sage."

„Oh! sagen Sie! sagen Sie!" rief der General, indem er sich ebenfalls Salvator näherte.

„In dem Hause, wo Herr Sarranti als Hofmeister eingetreten war, und das Herrn Gérard gehörte; in diesem Hause, aus dem er am 19. oder 20. August 1820 geflohen ist, — denn die ganze Frage kann im genauen Datum der Flucht liegen; — kurz im

von Viry habe ich den Beweis gefunden,
nigstens eines von den Kindern ermordet

h!" erwiederte Herr de Prémont, „glauben
ht, daß dieser Beweis zur Belastung unseres
es dienen wird?"

ein Herr, wenn man die Wahrheit verfolgt,
ist die Wahrheit, was wir verfolgen, nicht
— denn wäre Herr Sarranti schuldig, so
wir ihn verlassen, wie ihn die Anderen ver-
aben; — verfolgt man die Wahrheit, so muß
den Beweis ergreifen, und wäre dieser Be-
meinbar gegen denjenigen, dessen Unschuld man
erkennen machen. Die Wahrheit trägt ihr
sich selbst; kommen wir zur Wahrheit, und
Tag werden."

ut . . . Wie haben Sie nun diesen Beweis
?"

s ich in einer Nacht im Parke von Viry um-
eifte, — aus Ursachen, welche durchaus in
Zusammenhange mit der Angelegenheit stehen,
in diesem Augenblicke beschäftigt, — fand
er Tiefe eines Dickichts, am Fuße einer Eiche,
n Loche, das mein Hund mit der größten
it grub, das Skelett eines Kindes, welches
hend begraben hatte."

ıd Sie glauben, es sei das von einem der
schwundenen Kinder?"

ıs ist mehr als wahrscheinlich."

)ch das andere Kind? denn es war ein Knabe
Mädchen."

„Das andere Kind glaube ich auch wiedergefunden zu haben.“

„Immer Dank ſei es dem Hunde?“

„Ja.“

„Todt oder lebendig?“

„Lebend, denn es war das Mädchen.“

„Nun?“

„Aus dieſem doppelten Vorfalle habe ich geſchloſſen, wenn ich frei handeln könnte, ſo käme ich vielleicht zur vollſtändigen Kenntniß des Verbrechens, und dieſe Kenntniß würde mich unvermeidlich zu der des Verbrechers führen.“

„Ei! in der That, wenn Sie das Mädchen lebend aufgefunden haben!“ rief der General.

„Lebend, ja!“

„Die Kleine mußte ſchon ſechs bis ſieben Jahre alt ſein zur Zeit, wo das Verbrechen begangen wurde.“

„Sechs Jahre, ja.“

„Sie könnte ſich alſo erinnern?“

„Sie erinnert ſich.“

„Nun wohl, alſo? . . .“

„Nur erinnert ſie ſich zu ſehr.“

„Ich verſtehe nicht.“

„Wendet man die Augen des armen Kindes dieſer entſetzlichen Kataſtrophe zu, ſo verwirrt ſich ihr Geiſt, und ſie iſt nervöſen Kriſen preisgegeben, bei denen ſie die Vernunft verlieren kann. Von welchem Gewichte ſoll die Ausſage eines Kindes ſein, welches man des Irrſinns beſchuldigen und mit einem Worte wirklich wahnſinnig machen wird? Ah! ich habe es wohl erwogen.“

„Nun wohl, nehmen wir den Todten statt des Lebenden. Wenn der Lebende schweigt, vermöchte nicht der Leichnam zu sprechen?“

„Ja, wenn ich frei handeln könnte.“

„Was hindert Sie daran? Gehen Sie zum Staatsanwalte, zeigen Sie ihm Alles an; übertragen Sie der Justiz die Aufgabe, das Licht zu finden, das Sie anrufen, und . . .“

„Ja, und die Polizei wird in einer Nacht die Spuren verschwinden machen, welche am andern Tage die Gerichte suchen werden? Sagte ich Ihnen nicht, die Polizei habe jedes Interesse, diese Beweise zu entfernen, um Herrn Sarranti in der kothigen Sache des Diebstahls und des Mords zu ertränken.“

„Dann verfolgen Sie diese Angelegenheit durch Sie selbst. Verfolgen wir sie. Sie sagen, Sie könnten zur Wahrheit gelangen, wäre es Ihnen gestattet, frei zu handeln; was hindert Sie, frei zu handeln? Sagen Sie.“

„Ah! das ist eine ganz andere Sache, nicht minder gewichtig, nicht minder ernst, nicht minder schändlich, als die von Herrn Sarranti.“

„Es mag sein! lassen Sie uns aber handeln!“

„Handeln wir! ich verlange nichts Anderes; doch vor Allem . . .“

„Was?“

„Finden wir das Mittel, frei das Haus und den Park zu durchsuchen, wo das Verbrechen, — oder vielmehr, wo die Verbrechen begangen worden sind.“

„Dieses Mittel, ist es möglich, es zu finden?“

„Ja.“

„Um welchen Preis?“

„Um Geld.“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, ich sei ungeheuer reich.“

„Ja, General, doch das genügt nicht.“

„Was braucht es noch mehr?“

„Ein wenig Kühnheit und viel Beharrlichkeit.“

„Ich habe Ihnen gesagt, ich biete mein Vermögen an; nicht allein mein Vermögen, sondern auch meinen Arm; nicht allein meinen Arm, sondern auch mein Leben, um zu diesem Ziele zu gelangen.“

„Nun wohl, General, ich glaube, wir fangen an uns zu verstehen,“ sprach Salvator.

Er schaute dann umher und bemerkte, daß der Mond, in seiner Fülle auf den Maulbeerfeigenbaum fallend, an den er angelehnt war, ihn und den General scharf beleuchtete.

„Kommen Sie unter den Schatten der Bäume, General,“ sagte er, „denn wir haben von Dingen zu sprechen, wobei wir unser Leben nicht nur auf dem Schaffot, sondern am Saume eines Waldes, an der Ecke einer Mauer risquiren. Wir haben es diesmal zugleich mit der Polizei als Verschwörer und mit Elenden als Ehrenmänner zu thun.“

Hienach zog Salvator Herrn Lebastard de Prémont wirklich an den Ort des Gehölzes fort, wo der Schatten dichter war.

Der General überließ dem jungen Manne die Sorge, einen forschenden Blick umherzuwerfen; er gab ihm Zeit, auf das geringste Geräusch zu horchen, das zu seinem Ohre gelangte; sodann, als er ihn beinahe beruhigt sah, sagte er:

„Sprechen Sie.“

„Nun I General," erwiederte Salvator, man müßte ich vor Allem vollkommen zum Herrn von Schloß und Park Viry machen."

„Nichts kann leichter sein."

„Wie so?"

„Allerdings: man braucht nur Beides zu kaufen."

„Leider, General, ist es nicht zu verkaufen."

„Gibt es etwas, was nicht zu verkaufen ist?"

„Ah! ja, General: gerade dieser Park und dies Haus."

„Warum?"

„Weil sie als Windschirm, als Zufluchtsort, als Schutzdach bei einem Verbrechen dienen, das fast den so monstruos, als das ist, für welches wir den Beweis suchen."

„Dieses Haus ist also bewohnt?"

„Von einem allmächtigen Menschen."

„Allmächtig als politische Stellung?"

„Nein, als religiöse Affiliirung, was noch viel solider ist!"

„Und wie heißt dieser Mensch?"

„Graf Lorédan von Valgeneuse."

„Warten Sie," sagte der General, indem er sein Kinn auf seine Hand stützte, „ich kenne diesen Namen . . ."

„Das ist in der That wahrscheinlich, da dieser Name einer der bekanntesten der französischen Aristokratie ist."

„Doch wenn ich ein gutes Gedächtniß habe," sagte der General, seine Erinnerungen zurückrufend, so war der Marquis von Valgeneuse, der, welchen ich gekannt habe, ein höchst ehrenwerther Mann."

„Oh! ja, der Marquis," rief Salvator, „das iſt das edelſte Herz, die redlichſte Seele, die ich je gekannt habe!"

„Ah!" fragte der General. „Sie haben ihn auch gekannt, mein Herr?"

„Ja," antwortete einfach Salvator; „doch es iſt nicht von ihm die Rede."

„Vom Grafen alſo ... Ich werde von ihm nicht ſagen, was ich von ſeinem Bruder ſagte."

Salvator ſchwieg, als wollte er ſeine Meinung in Betreff des Grafen von Valgeneuſe nicht ausdrücken.

Der General fuhr fort:

„Was iſt aus dem Marquis geworden?"

„Er iſt geſtorben," antwortete Salvator, ſchmerzlich das Haupt neigend.

„Er iſt geſtorben?"

„Ja, General ... plötzlich ... an einem Schlaganfalle."

„Er hatte aber einen Sohn ... einen natürlichen Sohn, glaube ich?"

„So iſt es."

„Was iſt aus dieſem Sohne geworden?"

„Geſtorben, ein Jahr nach ſeinem Vater."

„Geſtorben! ... Ich habe ihn als Kind gekannt, nicht größer als ſo," ſagte der General, ſeine Hand bis zum Niveau des Grafes ſenkend. „Es war ein Knabe von einem Verſtande über ſeinem Alter und von einer außerordentlichen Feſtigkeit ... Geſtorben! ... Und wie?"

„Er hat ſich erſchoſſen," antwortete laconiſch Salvator.

oder Sch , ohne Zweifel?"
wahrscheinlich."
at der Bruder des Marquis Schloß und
gekauft?"
ohn dieses Bruders, der Graf Lorédan,
t und das Schloß nicht gekauft, sondern

mische ihm, er möge nicht seinem Vater

ater ist der Genius der Ehre und der
heit mit seinem Sohne verglichen."
en den Sohn nicht, mein lieber Herr . . .
n großes Haus, das hingeht," sprach
der General, „und in Staub, oder,
ilimmer ist, in Schande zerfallen wird."
nachdem er einen Augenblick geschwie-
der General:
as macht Herr Lorédan von Valgeneuse
use, an dem ihm so viel liegt?"
ch Ihnen nicht gesagt, das Haus bedecke
en?"
frage ich Sie gerade, was Herr von
mit diesem Hause mache."
ht daraus das Gefängniß eines Kindes,
hrt hat."
Kindes?"
es sechzehnjährigen Mädchens."
Mädchens . . . Sechzehn Jahre!" mur-
eneral. „Gerade das Alter des mei-

fragte er plötzlich:
e aber das Verbrechen kennen, mein

Herr, oder vielmehr, da Sie den Verbrecher kennen, warum zeigen Sie ihn nicht beim Gerichte an?"

„Weil in den ſchlimmen Zeiten, in denen wir leben, General, es nicht nur Verbrechen gibt, über welchen die Juſtiz die Augen ſchließt, ſondern auch Verbrecher, die ſie unter ihren Schutz nimmt."

„Ah!" ſprach der General, „und ganz Frankreich erhebt ſich nicht, empört ſich nicht gegen einen ſolchen Zuſtand der Dinge?"

Salvator lächelte.

„Frankreich wartet auf eine Gelegenheit, General."

„Man kann ſie entſtehen machen, wie mir ſcheint!"

„Wir verſammeln uns nur in dieſer Abſicht."

„Kommen wir auf das Dringendſte zurück; denn Frankreich wird ſich nicht ausdrücklich empören, um Herrn Sarranti zu retten, und ich muß ihn retten. . . . Laſſen Sie hören, wenn das Haus nicht zu verkaufen iſt, durch welche Mittel hoffen Sie ſich zum Herrn deſſelben zu machen?"

„Vor Allem, General, erlauben Sie mir, daß ich Sie von der Lage der Dinge genau unterrichte."

„Ich höre."

„Einer von meinen Freunden hat, ſchon vor ungefähr neun Jahren, ein verirrtes Mädchen bei ſich aufgenommen; er hat es aufgezogen und für ſeine Erziehung jegliche Sorge getragen; das Kind erreichte, reizend geworden, ſein ſechzehntes Jahr. Es ſollte meinen Freund heirathen, als es mit Gewalt aus dem Penſionnat, wo es in Verſailles wohnte, entführt wurde und verſchwand, ohne daß man erfuhr, wo es verborgen war. Ich habe Ihnen geſagt,

wie ich, da mich der Zufall zu Verfolgung eines unbekannten Verbrechens führte, mit Hülfe meines Hundes den Leichnam eines Kindes auffand. Während ich vor dem Grabe kniete, während ich erschrocken mit meinen Fingern die Haare des Opfers berührte, hörte ich Tritte und sah eine Art von weißgekleidetem Schatten herbeikommen. Ich wandte mich auf die Seite dieses Schattens, und beim Mondscheine erkannte ich die Braut meines Freundes, diejenige, welche entführt worden war, und deren Aufenthaltsort man nicht kannte. Ich verzichtete auf die Nachforschung nach einem Verbrechen, um mich der Verfolgung eines andern zu widmen. Ich gab mich dem Mädchen zu erkennen und fragte sie, warum sie, stumm und ohne die Flucht zu versuchen, diese Gefangenschaft ertrage. Da erzählte sie mir, sie habe ihrem Entführer gedroht, sie werde schreiben, rufen, fliehen, er aber habe einen Vorführungsbefehl gegen Justin erlangt . . ."

„Wer ist das, Justin?" fragte der General mit einer Lebhaftigkeit, die von dem Interesse zeugte, welches er an der Erzählung von Salvator nahm.

„Justin ist mein Freund; er ist der Bräutigam des Mädchens."

„Wie hatte man sich einen Vorführungsbefehl gegen ihn verschaffen können?"

„Man hatte ihm seine gute Handlung als Verbrechen aufgerechnet. Diese verirrte Kleine, die er aufgenommen, man beschuldigte ihn, er habe sie entführt; die Ergebenheit, mit der er sie seit neun Jahren unablässig behandelte, war Einsperrung; die Heirath, welche statthaben sollte, war Gewalt. Man

muthmaßte, das Mädchen ſei reich; für dieſen Fall iſt im Codex vorhergeſehen, der zu drei bis fünf Jahren Galeeren, je nach der Schwere der Umſtände, den Mann verurtheilt, welcher überwieſen iſt, er habe eine Minderjährige eingeſperrt; und Sie begreifen, General, man hätte die Umſtände ſo gewichtig als möglich gemacht; ſo daß mein Freund zu fünf Jahren Galeeren wegen eines Verbrechens, das er nicht begangen, verurtheilt worden wäre."

„Unmöglich! unmöglich!" rief der General.

„Iſt nicht Herr Sarranti als Dieb und Mörder zum Tode verurtheilt?" erwiederte kalt Salvator.

Der General nickte mit dem Kopfe.

„Zeit des Elends!" murmelte er, „Zeit der Schande!"

„Man mußte alſo warten; und zögere ich im Augenblicke, die Beweiſe der Unſchuld von Herrn Sarranti zu verfolgen, ſo iſt dies der Fall, weil, wenn ich die Gerichte in dieſes Schloß und in dieſen Park führe, derjenige, welcher droht, glauben wird, es ſei dies ein Mittel, ihm ſeine Beute wegzunehmen, und ſich blindlings an Juſtin rächen wird."

„Man kann aber doch in dieſen Park eindringen?"

„Allerdings, da ich es gethan habe."

„Sind Sie eingedrungen, ſo kann ein Anderer wie Sie eindringen."

„Juſtin beſucht dort von Zeit zu Zeit ſeine Braut."

„Und Beide bleiben rein?"

„Beide glauben an Gott und ſind unfähig zu einem ſchlimmen Gedanken!"

doch warum entfl
"
n sollte er sie brin ?"
Frankreich hinaus."
tor lächelte.
nehmen an, Justin sei reich, wie Herr von
:, General. Justin ist aber ein armer
er, der mit großer Mühe fünf Franken
dient und hiemit seine Mutter und seine
ernährt."
r keine Freunde?"
er hat zwei Freunde, die für ihn ihre
ben würden."
sind sie?"
Müller und ich."
!"
Herr Müller ist ein alter Professor der
ich, ich bin ein einfacher Commissionär."
gen Sie aber nicht als Ventachef über
e Summen?"
abe über eine Million unter der Hand."
. . ."
Million gehört nicht mir, General, und
as Wesen, das ich am meisten auf der
Hungers sterben, ich würde, um es zu
t einen Pfennig von dieser Million ent=

General reichte Salvator die Hand und

ist richtig!"
fügte er bei:

„Ich stelle hunderttausend Franken zur Verfügung Ihres Freundes; ist das genug?"

„Es ist das Doppelte von dem, was er braucht, General; doch . . ."

„Was doch?"

„Ein letztes Bedenken hält mich zurück: man wird eines Tags ohne Zweifel die Eltern des Mädchens kennen lernen."

„Hernach?"

„Sind ihre Eltern adelig, mächtig, reich, werden sie nicht Anschuldigungen gegen Justin zu erheben haben?"

„Gegen den Mann, der ihre Tochter aufgenommen hat, welche sie verließen? der sie erzogen hat wie das Kind seiner Mutter, der sie von der Schande gerettet hat! . . . Ah! gehen Sie!"

„Also Sie, General, wenn Sie Vater wären, wenn in Ihrer Abwesenheit Ihr Kind die Gefahren gelaufen wäre, welche die Braut von Justin läuft, Sie würden dem Manne vergeben, der, fern von Ihnen, über das Loos Ihrer Tochter verfügt hätte?"

„Ich würde ihm nicht nur die Arme öffnen als Gatten meines Kindes, sondern ich würde ihn auch als ihren Retter segnen."

„Ah! General, dann geht Alles gut, und hätte ich einen letzten Zweifel, Ihre Versicherung benähme ihn mir . . . In acht Tagen werden Justin und seine Braut außer Frankreich sein, und wir werden jede Freiheit haben, Park und Schloß Viry zu besichtigen."

Herr Lebastard de Prémont machte ein paar

Schritte aus dem Gehölze hinaus, um sich unter dem Mondstrahle zu befinden.

Salvator folgte ihm.

An dem Orte angelangt, der ihm günstig schien, zog der General aus seiner Tasche ein kleines Portefeuille, schrieb auf ein Blatt ein paar Worte mit Bleistift, riß das Blatt heraus, reichte es Salvator und sagte:

„Nehmen Sie, mein Herr.“

„Was ist das?“ fragte Salvator.

„Was ich Ihnen gegeben habe, ist eine Anweisung von hunderttausend Franken auf Herrn von Marande.“

„Ich habe Ihnen gesagt, General, fünfzigtausend Livres würden mehr als genügen.“

„Sie werden mir über den Rest Rechenschaft abgeben, mein Herr; bei einer Sache von dieser Wichtigkeit dürfen wir nicht durch eine Bagatelle aufgehalten werden.“

Salvator verbeugte sich.

Der General schaute ihn einen Augenblick an; dann streckte er die Hand gegen ihn aus und sagte:

„Ihre Hand, mein Herr!“

Salvator ergriff die Hand des Grafen de Prémont und drückte sie lebhaft.

„Ich kenne Sie erst seit einer Stunde,“ sprach der General mit einer gewissen Gemüthsbewegung: ich weiß nicht, wer Sie sind, doch ich habe viel gesehen, viel beobachtet, viel gelebt; ich habe die Gesichter aller Typen und aller Farben studirt, und ich glaube mich auf die Menschen zu verstehen: nun wohl, Herr Salvator, ich sage es Ihnen, — und

das ist nur der schwache Ausdruck meines Gedankens, — Sie sind für mich einer der sympathetischsten Menschen, die ich getroffen habe."

Und das war in der That, wir glauben es schon gesagt zu haben, die Wirkung, welche der schöne, redliche junge Mann auf Alle hervorbrachte, die sich ihm näherten. Beim ersten Anblicke fühlte man sich unüberwindlich angezogen, hingerissen: er übte eine Art von Bezauberung aus, und ein menschliches Gesicht annehmend, hätte das Gewissen kein sanfteres und ausdrucksvolleres angenommen.

Die zwei neuen Freunde drückten sich zum zweiten Male die Hand, und sich unter die Sycomorenallee vertiefend, erreichten sie den Keller, durch den eine Stunde vorher schon die anderen neunzehn Geschworenen weggegangen waren.

XI.

Der Morgen eines Commissionärs.

Zwei Tage nachher, Morgens um sieben Uhr, klopfte Salvator an die Thüre von Petrus.

Der junge Maler schlief noch gewiegt von jenen Träumen, welche über den Häuptern eines Verliebten flattern. Er sprang aus dem Bette, machte die Thüre auf und empfing Salvator mit weit geöffneten Armen, aber halb geschlossenen Augen.

„Was gibt es Neues?" fragte Petrus lächelnd; „bringen Sie mir Neuigkeiten, oder kommen Sie abermals, um mir einen Dienst zu leisten?"

Gegentheile, mein lieber Petrus," antwor-
tor, „ich komme, um einen von Ihnen zu
"

chen Sie, mein Freund," sagte Petrus,
ihm die Hand reichte; „ich wünsche nur,
möge groß sein. Sie wissen, daß ich ganz
Gelegenheit suche, mich für Sie ins Feuer
"

abe es nie bezweifelt, Petrus . . . Hören
vas es sich handelt. — Ich hatte einen
abe ihn vor einem Monat Dominique ge-
nach Italien abging und verhaftet zu wer-
htete, wenn er unter seinem wahren Namen
ute reist aus einem Grunde, den ich Ihnen
n werde, Justin ebenfalls ab . . ."
ist?"
ieser Nacht oder in der nächsten."
iderfährt ihm kein Unglück, wie ich hoffe?"
rus.
, im Gegentheile! nur muß er abreisen,
es irgend Jemand weiß, und zu diesem
er, wie Dominique, unter einem andern
3 dem seinigen reisen. Zwischen ihm und
nur ein Unterschied von zwei Jahren; alle
nts gleichen sich . . . Haben Sie Justin
zu geben?"
in in Verzweiflung, mein lieber Salvator,"
Petrus; „doch Sie wissen, durch welche
he ich in Paris seit sechs Monaten zurück-
erde; ich habe nur meinen alten Paß von
seit einem Jahre abgelaufen ist."
l!" rief Salvator, „das ist ärgerlich!

Juſtin kann keinen Paß auf der Polizei verlangen: das würde die Augen über ihn öffnen: ich will zu Jean Robert gehen: doch Jean Robert iſt einen Kopf größer als Juſtin."

„Warten Sie doch . . ."

„Gut! das beruhigt mich."

„Liegt Juſtin mehr an einem Lande, als einem andern?"

„Durchaus nicht, wenn er nur aus Frankreich hinauskommt."

„Dann habe ich, was er braucht."

„Wie ſo?"

„Ich will Ihnen einen Paß von Ludovic geben."

„Einen Paß von Ludovic? und wie kommen Sie zu einem Paſſe von Ludovic?"

„Das iſt ganz einfach: er hat eine Reiſe nach Holland gemacht und iſt vorgeſtern zurückgekommen; ich hatte ihm einen kleinen Koffer geliehen, und er hat ſeinen Paß in der Taſche gelaſſen."

„Gut! doch wenn Ludovic zufällig ſeinen Paß nöthig hätte, um nach Holland zurückzukehren?"

„Das iſt nicht wahrſcheinlich; in dieſem Falle würde er aber ſagen, er habe ihn verloren, und einen andern verlangen."

„Es iſt gut!"

Petrus ging an die Truhe und zog ein Papier heraus.

„Hier iſt der Paß," ſagte er; „und glückliche Reiſe dem Freunde Juſtin!"

„Ich danke für ihn."

Die zwei jungen Leute drückten ſich die Hand und trennten ſich.

Als er die Rue de l'Ouest verließ, ging Salvator längs der Allée de l'Observatoire hin, trat in die Rue d'Enfer, auf der Seite der Barrière, ein, und beim Hospice des Enfants-Trouvés angelangt, suchte er einen Moment mit dem Blicke ein Haus, as er endlich gefunden zu haben schien: es war as Haus eines Stellmachers.

Der Meister stand vor der Thüre; Salvator lopfte ihm auf die Schulter.

Der Stellmacher wandte sich um, erkannte den ungen Mann und empfing ihn mit einem zugleich reundschaftlichen und ehrerbietigen Gruße.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Meister," sagte Salvator.

„Mit mir?"

„Ja."

„Zu Ihren Diensten, Herr Salvator! Ist es Ihnen gefällig, einzutreten?"

Salvator nickte bejahend mit dem Kopfe, und sie traten ein.

Nachdem er den Laden durchschritten hatte, ging Salvator in den Hof, und im Hintergrunde dieses Hofes, unter einem ungeheuren Schoppen, fand er eine Art von Reisecaleche, von der er ohne Zweifel wußte, sie sei hier, da er gerade auf dieselbe zuschritt.

„Ah!" sagte er, „hier ist, was ich suche."

„Oh! eine gute Caleche, Herr Salvator! eine vortreffliche Caleche, die ich Ihnen wohlfeil geben werde: das ist eine Gelegenheit!"

„Und solid?"

„Herr Salvator, ich garantire dafür. Sie können

die Reiſe um die Welt mit ihr machen und ſie mir zurückbringen: ich nehme Sie wieder mit zweihundert Franken Verluſt.“

Ohne auf die Lobeserhebungen zu hören, mit denen als ein Menſch, der vor ſeiner Waare Kaufmann wurde, der Stellmacher ſeine Caleche lackirte, nahm Salvator den Wagen bei der Deichſel, zog ihn mit derſelben Leichtigkeit, mit der er ein Kinderwägelchen rollen gemacht hätte, in den Hof, und fing an ihn mit der ſtrengen Aufmerkſamkeit eines Mannes zu unterſuchen, der ſein Handwerk aus dem Grunde kennt.

Er fand den Wagen tauglich, abgeſehen von einigen kleinen Unvollkommenheiten, die er dem Stellmacher bezeichnete, und die dieſer bis zum Abend verſchwinden zu machen verſprach. Der brave Mann hatte die Wahrheit geſagt: die Caleche war gut, und beſonders, woran am meiſten lag, von großer Solidität.

Salvator ſchloß ſogleich den Handel mit ſechshundert Franken ab, und es wurde verabredet, daß um halb ſieben Uhr Abends die Caleche mit zwei guten Poſtpferden beſpannt ſich auf dem äußeren Boulevard, zwiſchen der Barrière Croulebarbe und der Barrière d'Italie, einfinden ſollte.

Was die Zahlungsart betrifft, ſo war das ſehr einfach: Salvator, der nur in dem Falle bezahlen wollte, daß ſeine Befehle pünktlich befolgt wären, und der wahrſcheinlich am andern Tage etwas Wichtiges zu thun hatte, gab dem Stellmacher Rendezvous bei ſich am Morgen des zweiten Tages, und der Stellmacher, der ihn als gut kannte, wie man

n Handelsrothwälsch sagt, machte keine Schwierig-
eit, um ihm einen Credit von achtundvierzig Stun-
en zu bewilligen.

Salvator verließ den guten Mann, ging wieder
ie Rue d'Enfer hinab, trat in die Rue de la Bourbe
heute Rue de Port-Royal genannt) ein und kam zur
chwelle einer niedrigen, dem Hospice de la Mater-
ité gegenüber liegenden, Thüre.

Hier wohnten Jean Taureau, der Zimmermann,
nd Mademoiselle Fifine, seine Maitresse.

Salvator hatte nicht nöthig, den Concierge zu
ragen, ob der Zimmermann zu Hause sei, denn kaum
atte er den Fuß auf die Treppe gesetzt, als er ein Ge-
rüll hörte, das andeutete, der Pathe, der Barthé-
emy Lelong mit dem Namen Jean Taureau*) ge-
auft, habe ihn wirklich nach seinen Verdiensten
etauft.

Die Schreie von Mademoiselle Fifine, welche die
charfen Noten dieser Melopoie bildeten, bewiesen,
aß Jean Taureau nicht nur ein Solo, sondern ein
Duett ausführte. Die Melodienstöße entrannen in
eräuschvollen Wellen, stiegen die Treppe hinab und
amen Salvator entgegen, als wollten sie seine Schritte
eiten.

Im vierten Stocke angelangt, befand sich Salva-
or mitten in der Lawine. Er trat ein, ohne zu
lopfen; die Thüre war halb offen durch eine ängst-
iche Vorsicht von Mademoiselle Fifine, die sich immer
einen Rückzug gegen die Lebhaftigkeiten des Riesen
ahrte.

---

*) Le taureau, der Stier.

Als er den Fuß auf die Schwelle ſetzte, ſah Salvator die Gegner vor einander: Mademoiſelle Fifine, mit aufgelöſten Haaren und bleich wie der Tod, wies die Fauſt Jean Taureau, der ſich, roth wie ein Blutfink, die Haare ausraufte.

„Ha! Unglücklicher!“ brüllte Mademoiſelle Fifine; „ha! Dummkopf! ha! einfältiger Tropf! Du glaubteſt alſo, die Kleine ſei von Dir?“

„Fifine!“ ſchrie Jean Taureau, „Du wirſt machen, daß ich Dich ermorde, das ſage ich Dir!“

„Nein, ſie war nicht von Dir: ſie war von ihm.“

„Fifine, Du willſt alſo, daß ich Euch Beide in einen Mörſer werfe und ſo fein wie Pfeffer zerſtoße?“

„Du,“ ſagte Fifine drohend, „Du, Du, Du?...“

Und bei jedem Du rückte ſie einen Schritt vor, während, ſo wie ſie vorrückte, Jean Taureau zurückwich.

„Du?“ ſagte ſie endlich, indem ſie ihn beim Barte packte und ihn ſchüttelte, wie ein Kind einen Apfelbaum, deſſen Früchte es will fallen machen; „rühre mich doch an, großer Feiger! rühre mich doch an, großer Elender! großer Taugenichts!“

Und Jean Taureau hob die Hand auf... Sich ſchließend und wie ein Schlägel niederfallend, hätte dieſe Hand einen Ochſen umgebracht und den Schädel von Mademoiſelle Fifine zerſchmettert; doch die Hand blieb in der Luft.

„Nun, was gibt es noch?“ fragte Salvator mit ziemlich hartem Tone.

Als ſie dieſe Stimme hörten, erbleichte Jean Taureau, wurde Mademoiſelle Fifine ſcharlachroth.

Sie ließ den Zimmermann los, wandte ſich g
Salvator um und ſagte:

„Was es gibt? Ah! Sie kommen zu rechter Z
um mir Hülfe zu leiſten, Herr Salvator! . . . W
es gibt? Dieſes Ungeheuer von einem Menſchen
im Zuge, nach ſeiner Gewohnheit, mich krumm u
lahm zu ſchlagen."

Jean Taureau war dahin gelangt, daß er glaubte
er ſei es, der Mademoiſelle Fiſine ſchlage.

„Ich bin auch entſchuldbar, Herr Salvator, ſie
macht mich raſend!"

„Gut! was Du in dieſem Leben leideſt, wirſt Du
im andern um ſo weniger zu leiden haben."

„Herr Salvator!" ſchrie Jean Taureau mit einer
Stimme voller Thränen, „ſagt ſie mir nicht, mein
Kind, mein armes Mädchen, das ganz mein Eben-
bild iſt, ſei nicht von mir!"

„Nun," bemerkte Salvator, „da es ganz Dein
Ebenbild iſt, warum glaubſt Du ihr?"

„Zum Glücke glaube ich ihr nicht, denn glaubte
h ihr, ſo würde ich das Kind an den Füßen neh-
en und ihm den Schädel an der Mauer zerſchmet-
n!"

Thu' es doch, Böſewicht! Thu' es doch! damit ich
Genuß habe, Dich das Schaffot beſteigen zu
n."

„Hören Sie ſie, Herr Salvator? . . . Das wäre,
ſie ſagt, ein Genuß für ſie."

Ich glaube es wohl!"

Gut, ich werde das Schaffot beſteigen," brüllte
élemy Lelong, „ich werde es beſteigen; das
ıber geſchehen, weil ich Herrn Faſiou das Le-

„Ich stelle hunderttausend Franken zur Verfügung Ihres Freundes; ist das genug?"

„Es ist das Doppelte von dem, was er braucht, General; doch . . ."

„Was doch?"

„Ein letztes Bedenken hält mich zurück: man wird eines Tags ohne Zweifel die Eltern des Mädchens kennen lernen."

„Hernach?"

„Sind ihre Eltern adelig, mächtig, reich, werden sie nicht Anschuldigungen gegen Justin zu erheben haben?"

„Gegen den Mann, der ihre Tochter aufgenommen hat, welche sie verließen? der sie erzogen hat wie das Kind seiner Mutter, der sie von der Schande gerettet hat! . . . Ah! gehen Sie!"

„Also Sie, General, wenn Sie Vater wären, wenn in Ihrer Abwesenheit Ihr Kind die Gefahren gelaufen wäre, welche die Braut von Justin läuft, Sie würden dem Manne vergeben, der, fern von Ihnen, über das Loos Ihrer Tochter verfügt hätte?"

„Ich würde ihm nicht nur die Arme öffnen als Gatten meines Kindes, sondern ich würde ihn auch als ihren Retter segnen."

„Ah! General, dann geht Alles gut, und hätte ich einen letzten Zweifel, Ihre Versicherung benähme ihn mir . . . In acht Tagen werden Justin und seine Braut außer Frankreich sein, und wir werden jede Freiheit haben, Park und Schloß Viry zu besichtigen."

Herr Lebastard de Prémont machte ein paar

hritte aus hölze hinaus, um sich unter em Mondschein die zu befinden.

Salvator folgte ihm.

An dem Orte angelangt, der ihm günstig schien, der General aus seiner Tasche ein kleines Por- euille, schrieb auf ein Blatt ein paar Worte mit eistift, riß das Blatt heraus, reichte es Salvator d sagte:

„Nehmen Sie, mein Herr."

„Was ist das?" fragte Salvator.

„Was ich Ihnen gegeben habe, ist eine Anwei- ig von hunderttausend Franken auf Herrn von rande."

„Ich habe Ihnen gesagt, General, fünfzigtausend rden mehr als genügen."

„Sie werden mir über den Rest Rechenschaft ab- en, mein Herr; bei einer Sache von dieser Wich- keit dürfen wir nicht durch eine Bagatelle aufge- ten werden."

Salvator verbeugte sich.

Der General schaute ihn einen Augenblick an; in streckte er die Hand gegen ihn aus und sagte:

„Ihre Hand, mein Herr!"

Salvator ergriff die Hand des Grafen de Prén- nt und drückte sie lebhaft.

„Ich kenne Sie erst seit einer Stunde," sprach General mit einer gewissen Gemüthsbewegung:) weiß nicht, wer Sie sind, doch ich habe viel ge- :n, viel beobachtet, viel gelebt; ich habe die Ge- ter aller Typen und aller Farben studirt, und ich ube mich auf die Menschen zu verstehen: nun)l, Herr Salvator, ich sage es Ihnen, — und

das ist nur der schwache Ausdruck meines Gedankens, — Sie sind für mich einer der sympathetischsten Menschen, die ich getroffen habe."

Und das war in der That, wir glauben es schon gesagt zu haben, die Wirkung, welche der schöne, redliche junge Mann auf Alle hervorbrachte, die sich ihm näherten. Beim ersten Anblicke fühlte man sich unüberwindlich angezogen, hingerissen: er übte eine Art von Bezauberung aus, und ein menschliches Gesicht annehmend, hätte das Gewissen kein sanfteres und ausdrucksvolleres angenommen.

Die zwei neuen Freunde drückten sich zum zweiten Male die Hand, und sich unter die Sycomorenallee vertiefend, erreichten sie den Keller, durch den eine Stunde vorher schon die anderen neunzehn Geschworenen weggegangen waren.

XI.

Der Morgen eines Commissionärs.

Zwei Tage nachher, Morgens um sieben Uhr, klopfte Salvator an die Thüre von Petrus.

Der junge Maler schlief noch gewiegt von jenen Träumen, welche über den Häupten eines Verliebten flattern. Er sprang aus dem Bette, machte die Thüre auf und empfing Salvator mit weit geöffneten Armen, aber halb geschlossenen Augen.

„Was gibt es Neues?" fragte Petrus lächelnd; „bringen Sie mir Neuigkeiten, oder kommen Sie abermals, um mir einen Dienst zu leisten?"

Gegentheile, mein lieber Petrus," antwor-
ator, „ich komme, um einen von Ihnen zu
n."
echen Sie, mein Freund," sagte Petrus,
: ihm die Hand reichte; „ich wünsche nur,
t möge groß sein. Sie wissen, daß ich ganz
ie Gelegenheit suche, mich für Sie ins Feuer
n."
habe es nie bezweifelt, Petrus . . . Hören
was es sich handelt. — Ich hatte einen
habe ihn vor einem Monat Dominique ge-
r nach Italien abging und verhaftet zu wer-
chtete, wenn er unter seinem wahren Namen
eute reist aus einem Grunde, den ich Ihnen
gen werde, Justin ebenfalls ab . . ."
reist?"
dieser Nacht oder in der nächsten."
widerfährt ihm kein Unglück, wie ich hoffe?"
etrus.
n, im Gegentheile! nur muß er abreisen,
es irgend Jemand weiß, und zu diesem
ß er, wie Dominique, unter einem andern
ls dem seinigen reisen. Zwischen ihm und
t nur ein Unterschied von zwei Jahren; alle
ents gleichen sich . . . Haben Sie Justin
ß zu geben?"
bin in Verzweiflung, mein lieber Salvator,"
e Petrus; „doch Sie wissen, durch welche
ache ich in Paris seit sechs Monaten zurück-
werde; ich habe nur meinen alten Paß von
r seit einem Jahre abgelaufen ist."
fel!" rief Salvator, „das ist ärgerlich!

Juſtin kann keinen Paß auf der Polizei verlangen: das würde die Augen über ihn öffnen; ich will zu Jean Robert gehen; doch Jean Robert iſt einen Kopf größer als Juſtin!"

„Warten Sie doch . . ."

„Gut! das beruhigt mich."

„Liegt Juſtin mehr an einem Lande, als einem andern?"

„Durchaus nicht, wenn er nur aus Frankreich hinauskommt."

„Dann habe ich, was er braucht."

„Wie ſo?"

„Ich will Ihnen einen Paß von Ludovic geben."

„Einen Paß von Ludovic? und wie kommen Sie zu einem Paſſe von Ludovic?"

„Das iſt ganz einfach: er hat eine Reiſe nach Holland gemacht und iſt vorgeſtern zurückgekommen; ich hatte ihm einen kleinen Koffer geliehen, und er hat ſeinen Paß in der Taſche gelaſſen."

„Gut! doch wenn Ludovic zufällig ſeinen Paß nöthig hätte, um nach Holland zurückzukehren?"

„Das iſt nicht wahrſcheinlich; in dieſem Falle würde er aber ſagen, er habe ihn verloren, und einen andern verlangen."

„Es iſt gut!"

Petrus ging an die Truhe und zog ein Papier heraus.

„Hier iſt der Paß," ſagte er; „und glückliche Reiſe dem Freunde Juſtin!"

„Ich danke für ihn."

Die zwei jungen Leute drückten ſich die Hand und trennten ſich.

Als er die Rue de l'Oueſt verließ, ging Salva-
längs der Allée de l'Obſervatoire hin, trat in
Rue d'Enfer, auf der Seite der Barrière, ein,
beim Hoſpice des Enfants-Trouvés angelangt,
e er einen Moment mit dem Blicke ein Haus,
er endlich gefunden zu haben ſchien: es war
Haus eines Stellmachers.
Der Meiſter ſtand vor der Thüre; Salvator
te ihm auf die Schulter.
Der Stellmacher wandte ſich um, erkannte den
en Mann und empfing ihn mit einem zugleich
ndſchaftlichen und ehrerbietigen Gruße.
„Ich habe mit Ihnen zu ſprechen, Meiſter," ſagte
ator.
„Mit mir?"
„Ja."
„Zu Ihren Dienſten, Herr Salvator! Iſt es
en gefällig, einzutreten?"
Salvator nickte bejahend mit dem Kopfe, und ſie
n ein.
Nachdem er den Laden durchſchritten hatte, ging
ator in den Hof, und im Hintergrunde dieſes
s, unter einem ungeheuren Schoppen, fand er
Art von Reiſecaleche, von der er ohne Zweifel
te, ſie ſei hier, da er gerade auf dieſelbe zu-
tt.
„Ah!" ſagte er, „hier iſt, was ich ſuche."
„Oh! eine gute Caleche, Herr Salvator! eine
:effliche Caleche, die ich Ihnen wohlfeil geben
e: das iſt eine Gelegenheit!"
„Und ſolid?"
„Herr Salvator, ich garantire dafür. Sie können

die Reise um die Welt mit ihr machen und sie mir zurückbringen: ich nehme Sie wieder mit zweihundert Franken Verlust."

Ohne auf die Lobeserhebungen zu hören, mit denen als ein Mensch, der vor seiner Waare Kaufmann wurde, der Stellmacher seine Caleche lackirte, nahm Salvator den Wagen bei der Deichsel, zog ihn mit derselben Leichtigkeit, mit der er ein Kinderwägelchen rollen gemacht hätte, in den Hof, und fing an ihn mit der strengen Aufmerksamkeit eines Mannes zu untersuchen, der sein Handwerk aus dem Grunde kennt.

Er fand den Wagen tauglich, abgesehen von einigen kleinen Unvollkommenheiten, die er dem Stellmacher bezeichnete, und die dieser bis zum Abend verschwinden zu machen versprach. Der brave Mann hatte die Wahrheit gesagt: die Caleche war gut, und besonders, woran am meisten lag, von großer Solidität.

Salvator schloß sogleich den Handel mit sechshundert Franken ab, und es wurde verabredet, daß um halb sieben Uhr Abends die Caleche mit zwei guten Postpferden bespannt sich auf dem äußeren Boulevard, zwischen der Barrière Croulebarbe und der Barrière d'Italie, einfinden sollte.

Was die Zahlungsart betrifft, so war das sehr einfach: Salvator, der nur in dem Falle bezahlen wollte, daß seine Befehle pünktlich befolgt wären, und der wahrscheinlich am andern Tage etwas Wichtiges zu thun hatte, gab dem Stellmacher Rendezvous bei sich am Morgen des zweiten Tages, und der Stellmacher, der ihn als gut kannte, wie man

im Handelsrothwälsch sagt, machte keine Schwierigkeit, um ihm einen Credit von achtundvierzig Stunden zu bewilligen.

Salvator verließ den guten Mann, ging wieder die Rue d'Enfer hinab, trat in die Rue de la Bourbe (heute Rue de Port-Royal genannt) ein und kam zur Schwelle einer niedrigen, dem Hospice de la Maternité gegenüber liegenden, Thüre.

Hier wohnten Jean Taureau, der Zimmermann, und Mademoiselle Fifine, seine Maitresse.

Salvator hatte nicht nöthig, den Concierge zu fragen, ob der Zimmermann zu Hause sei, denn kaum hatte er den Fuß auf die Treppe gesetzt, als er ein Gebrüll hörte, das andeutete, der Pathe, der Barthélemy Lelong mit dem Namen Jean Taureau*) getauft, habe ihn wirklich nach seinen Verdiensten getauft.

Die Schreie von Mademoiselle Fifine, welche die scharfen Noten dieser Melopoie bildeten, bewiesen, daß Jean Taureau nicht nur ein Solo, sondern ein Duett ausführte. Die Melodienstöße entrannen in geräuschvollen Wellen, stiegen die Treppe hinab und kamen Salvator entgegen, als wollten sie seine Schritte leiten.

Im vierten Stocke angelangt, befand sich Salvator mitten in der Lawine. Er trat ein, ohne zu klopfen; die Thüre war halb offen durch eine ängstliche Vorsicht von Mademoiselle Fifine, die sich immer einen Rückzug gegen die Lebhaftigkeiten des Riesen wahrte.

---

*) Le taureau, der Stier.

Als er den Fuß auf die Schwelle ſetzte, ſah Salvator die Gegner vor einander: Mademoiſelle Fifine, mit aufgelöſten Haaren und bleich wie der Tod, wies die Fauſt Jean Taureau, der ſich, roth wie ein Blutfink, die Haare ausraufte.

„Ha! Unglücklicher!“ brüllte Mademoiſelle Fifine; „ha! Dummkopf! ha! einfältiger Tropf! Du glaubteſt alſo, die Kleine ſei von Dir?“

„Fifine!“ ſchrie Jean Taureau, „Du wirſt machen, daß ich Dich ermorde, das ſage ich Dir!“

„Nein, ſie war nicht von Dir: ſie war von ihm.“

„Fifine, Du willſt alſo, daß ich Euch Beide in einen Mörſer werfe und ſo fein wie Pfeffer zerſtoße?“

„Du,“ ſagte Fifine drohend, „Du, Du, Du?...“

Und bei jedem Du rückte ſie einen Schritt vor, während, ſo wie ſie vorrückte, Jean Taureau zurückwich.

„Du?“ ſagte ſie endlich, indem ſie ihn beim Barte packte und ihn ſchüttelte, wie ein Kind einen Apfelbaum, deſſen Früchte es will fallen machen; „rühre mich doch an, großer Feiger! rühre mich doch an, großer Elender! großer Taugenichts!“

Und Jean Taureau hob die Hand auf... Sich ſchließend und wie ein Schlägel niederfallend, hätte dieſe Hand einen Ochſen umgebracht und den Schädel von Mademoiſelle Fifine zerſchmettert; doch die Hand blieb in der Luft.

„Nun, was gibt es noch?“ fragte Salvator mit ziemlich hartem Tone.

Als ſie dieſe Stimme hörten, erbleichte Jean Taureau, wurde Mademoiſelle Fifine ſcharlachroth.

Sie ließ den Zimmermann los, wandte ſich gegen Salvator um und ſagte:

„Was es gibt? Ah! Sie kommen zu rechter Zeit, um mir Hülfe zu leiſten, Herr Salvator! . . . Was es gibt? Dieſes Ungeheuer von einem Menſchen iſt im Zuge, nach ſeiner Gewohnheit, mich krumm und lahm zu ſchlagen."

Jean Taureau war dahin gelangt, daß er glaubte, er ſei es, der Mademoiſelle Fifine ſchlage.

„Ich bin auch entſchuldbar, Herr Salvator, ſie macht mich raſend!"

„Gut! was Du in dieſem Leben leideſt, wirſt Du im andern um ſo weniger zu leiden haben."

„Herr Salvator!" ſchrie Jean Taureau mit einer Stimme voller Thränen, „ſagt ſie mir nicht, mein Kind, mein armes Mädchen, das ganz mein Ebenbild iſt, ſei nicht von mir!"

„Nun," bemerkte Salvator, „da es ganz Dein Ebenbild iſt, warum glaubſt Du ihr?"

„Zum Glücke glaube ich ihr nicht, denn glaubte ich ihr, ſo würde ich das Kind an den Füßen nehmen und ihm den Schädel an der Mauer zerſchmettern!"

Thu' es doch, Böſewicht! Thu' es doch! damit ich den Genuß habe, Dich das Schaffot beſteigen zu ſehen."

„Hören Sie ſie, Herr Salvator? . . . Das wäre, wie ſie ſagt, ein Genuß für ſie."

„Ich glaube es wohl!"

„Gut, ich werde das Schaffot beſteigen," brüllte Barthélemy Lelong, „ich werde es beſteigen; das wird aber geſchehen, weil ich Herrn Faſiou das Le-

benslicht ausgeblasen habe . . . Wenn ich bedenke, daß sie gerade einen Menschen genommen hat, den ich nicht anzurühren wage, aus Furcht, ihn zu zerbröckeln, und weil ich mich schäme, ihm einen Faustschlag zu geben, so werde ich genöthigt sein, ihm einen Messerstich zu geben!"

„Hören Sie ihn, den Mörder?"

Salvator hörte in der That, und es ist unnöthig, zu sagen, er habe zu ihrem wahren Werthe die Drohungen von Jean Taureau geschätzt."

„Ich kann also nicht ein Mal kommen, ohne Euch in Zank und Streit zu finden? Sie werden ein schlechtes Ende nehmen, das sage ich Ihnen, Mademoiselle Fifine," sprach Salvator. „Es wird Ihnen eines Tags begegnen, daß Ihnen etwas auf den Kopf fällt und, dem Blitze ähnlich, Ihnen nicht Zeit läßt, zu bereuen."

„In jedem Falle wird mir das nicht von ihm zukommen," schrie Mademoiselle Fifine, indem sie mit den Zähnen knirschte und Barthélemy die Faust unter die Nase hielt.

„Warum nicht von ihm?" fragte Salvator.

„Weil ich fest entschlossen bin, ihn zu verlassen," antwortete Mademoiselle Fifine.

Jean Taureau machte einen Sprung, als ob man ihn mit der Voltaischen Säule berührt hätte.

„Du mich verlassen?" rief er; „Du mich verlassen? nach dem Leben, das Du mir gemacht hast, tausend Donner! Ah! Du wirst mich auch nicht verlassen, dafür stehe ich, oder ich erwürge Dich, wo Du auch sein magst."

„Hören Sie ihn, Herr Salvator, hören Sie ihn?

Wenn ich ihn vor Gericht führe, so hoffe ich wohl, Sie werden die Wahrheit angeben."

„Schweigen Sie, Barthélemy," sprach mit sanfem Tone Salvator. „Fifine sagt Ihnen das; doch ie liebt Sie im Grunde."

Sodann die junge Frau streng und auf dieselbe lrt anschauend, wie ein Schlangenjäger eine Viper nschauen würde, sagte er:

„Sie muß Sie wenigstens lieben; sind Sie nicht, das sie auch sagen mag, der Vater ihres Kindes?"

Die große Person beugte demüthig das Haupt nter dem Blicke von Salvator, der, nur für sie allein, ine Drohung zu enthalten schien, und mit einer gemilderten Stimme, mit der Unschuld einer Jungfrau rwiederte sie:

„Gewiß liebe ich ihn im Grunde, obschon er mich chlägt wie Gips . . . Aber, Herr Salvator, wie soll ch liebkosend für einen Mann sein, der mir nur ie Fäuste und die Zähne zeigt?"

Jean Taureau fühlte sich lebhaft gerührt durch iesen Umschlag seiner Geliebten.

„Es ist wahr," sagte er, mit Thränen in den lugen, „es ist wahr, ich bin ein Brutaler, ein Wiler, ein Türke; doch das ist stärker als ich, Fifine, das willst Du? . . . Wenn Du von diesem Schuren Fasion sprichst; wenn Du mir drohst, mir meine Tochter zu entführen und mit ihr zu gehen, dann erliere ich den Kopf, und ich erinnere mich nur an Fines: daß ich einen Faustschlag von fünfzig Pfund gebe; und ich sage: „„Wer will? Sprecht!"" Doch ch bitte Dich um Verzeihung, meine Fifine! Du weißt wohl, daß ich nur so bin, weil ich Dich anbete! ...

Was ist das übrigens im Ganzen, ein paar Faustschläge mehr oder weniger im Leben einer Frau!"

Wir wissen nicht, ob Mademoiselle Fifine den Schluß logisch fand; doch sie that, als ob sie ihn so fände: sie reichte stolz ihre Hand Barthélemy Lelong, und dieser zog sie so rasch an seine Lippen, daß man hätte glauben sollen, er wolle sie verschlingen.

„Gut!" sagte Salvator. „Nun, da der Friede geschlossen ist, sprechen wir von etwas Anderem."

„Ja," erwiederte Mademoiselle Fifine, deren Scheinzorn schon völlig gefallen war, während die wirkliche Aufregung von Jean Taureau noch in der Tiefe seiner Brust tostе; „und mittlerweile werde ich hinabgehen und Milch holen."

Mademoiselle Fifine hakte in der That das an der Wand hängende Milchgefäß los, wandte sich dann aufs Neue mit einem einschmeichelnden Tone an den jungen Mann und fragte ihn:

„Werden Sie den Kaffee mit uns nehmen, Herr Salvator?"

„Ich danke, Mademoiselle," antwortete Salvator, „das ist schon geschehen."

Mademoiselle Fifine machte eine Geberde entsprechend dem Ausrufe: „Welch ein Unglück!" wonach sie eine Vaudevillemelodie singend die Treppe hinabging.

Jean Taureau schaute ihr mit einem Blicke voll Güte und Liebe nach.

„Das ist im Ganzen eine vortreffliche Person, Herr Salvator," sagte er, „und ich grolle mir, daß ich sie unglücklich mache, wie ich es thue. Doch was wollen Sie? man ist eifersüchtig oder man ist es

nicht: ich, ich bin eifersüchtig wie ein Tiger; das ist nicht meine Schuld."

Und der Hercules stieß einen schweren Seufzer voller Vorwürfe gegen sich selbst und voller Zärtlichkeit für Mademoiselle Fifine aus.

Salvator betrachtete ihn mit einer schmerzlichen Bewunderung.

„Nun ist es an uns Beiden, Barthélemy Lelong!" sagte er.

„Ah! ich gehöre ganz Ihnen, mit Leib und Seele," antwortete der Zimmermann.

„Ich weiß es, mein Braver: und wenn Sie auf Ihre Kameraden einen Theil von der Freundschaft und besonders von der Mildigkeit, die Sie für mich hegen, übertrügen, so würde ich mich nicht schlechter dabei befinden, und die Anderen befänden sich besser."

„Ah! Herr Salvator, Sie werden mir hierüber nicht mehr sagen, als ich mir selbst sage."

„Nun wohl, Sie werden sich Alles das sagen, wenn ich weggegangen bin. Ich, ich bedarf Ihrer heute Abend."

„Heute Abend, morgen, übermorgen! zu Ihren Diensten, Herr Salvator."

„Der Dienst, den ich von Ihnen zu verlangen habe, Jean Taureau, kann Sie außerhalb Paris zurückhalten . . . vielleicht vierundzwanzig Stunden... vielleicht achtundvierzig Stunden ... vielleicht mehr."

„Die ganze Woche, wenn es Ihnen beliebt, Herr Salvator."

„Ich danke . . . Ist nun gegenwärtig viel Arbeit auf dem Zimmerplatze?"

„Heute und morgen, ja."

„Dann nehme ich meinen Antrag zurück, Barthélemy: ich will nicht, daß Sie Ihren Tagelohn verlieren, und besonders nicht, daß Sie Ihren Meister Ihrer Dienste berauben.“

„Ah! ich werde darum meinen Tagelohn nicht verlieren, Herr Salvator.“

„Wie so?“

„Ich werde heute meinen Tagelohn von morgen machen.“

„Das scheint mir schwierig.“

„Schwierig? Oh! mein Gott, nein!“

„Wie können Sie an einem Tage die Arbeit von zwei machen?“

„Der Meister hat sich erboten, mich wie Vier zu bezahlen, wenn ich die Arbeit von Zwei verrichten wolle, denn, ohne mich zu rühmen, meine Arbeit ist wohlgemachte Arbeit, sehen Sie! Nun denn, ich werde heute wie Zwei arbeiten, und man wird mich bezahlen wie Einen: doch ich werde einem Manne nützlich gewesen sein, für den ich mich ins Feuer werfen würde. Das ist es.“

„Ich danke, Barthélemy, und ich nehme es an.“

„Was ist zu thun?“

„Sie werden sich heute Abend nach Chatillon begeben.“

„Wohin dort?“

„Zur Grâce-de-Dieu.“

„Bekannt! Zu welcher Stunde?“

„Um neun Uhr.“

„Ich werde dort sein, Herr Salvator.“

„Sie werden mich erwarten, ohne mehr als eine Flasche zu trinken.“

„Nicht mehr als eine, Herr Salvator.“
„Sie verſprechen es mir?“
„Ich ſchwöre es Ihnen.“
Der Zimmermann hob die Hand auf, wie er es einem Gerichte gethan hätte, vielleicht noch feier:r.
Salvator fuhr fort.
„Sie werden Touſſaint-Louverture mitnehmen, :r heute verfügbar.“
„Ja, Herr Salvator.“
„Gott befohlen alſo! und heute Abend!“
„Heute Abend, Herr Salvator.“
„Sie wollen entſchieden den Kaffee nicht mit uns men?“ fragte Mademoiſelle Fifine, welche mit m Rahmtopfe zurückkam.
„Ich danke, Mademoiſelle,“ erwiederte Salvator.
Während der junge Mann die Thüre erreichte, ı Mademoiſelle Fifine auf den Zimmermann zu, chelte ihm das Kinn, das ſie zehn Minuten vorſo kräftig geſchüttelt hatte, und ſagte zu ihm:
„Er wird alſo ſeine Taſſe Kaffee anderswo neh:, mein guter Lulu ... Auf, umarme Deine ıe Fifine, und ſei nicht mehr böſe!“
Jean Taureau gab ein Geblöke der Freude von , und nachdem er Fifine umarmt hatte, um ſie erſticken, folgte er Salvator auf den Ruheplatz ſagte zu ihm:
„Ah! Herr Salvator, Sie haben ſehr Recht, ich ein Brutaler, und ich verdiente eine ſolche Frau t.“
Salvator drückte, ohne zu antworten, die ſchwie-

lige Hand des wackern Zimmermanns, nickte ihm mit dem Kopfe zu, und ging die Treppe hinab.

Eine Viertelstunde nachher klopfte er an die Thüre von Justin.

Schwester Céleste öffnete: sie kehrte eben die Klasse aus, während Justin am Fenster stand und die Federn der Schüler schnitt.

„Guten Morgen, Schwester!“ sagte heiter Salvator, dem schwächlichen Mädchen die Hand reichend.

„Guten Morgen, unsere Taube!“ antwortete lächelnd Céleste, welche, da sie eines Tags ihre Mutter diesen Namen dem jungen Manne hatte geben hören, in Erinnerung an seinen Eintritt in ihre Arche, wohin er immer nur mit einem Oelzweige kam, ihn so zu nennen fortfuhr.

„St!“ sagte Salvator, indem er seinen Finger auf seine Lippen legte, „ich glaube, ich bringe dem Bruder Justin eine gute Nachricht.“

„Wie immer,“ sprach Schwester Céleste.

„Wie?“ fragte Justin, der gehört und die Stimme von Salvator erkannt hatte.

Und er lief auf die Schwelle der Klasse.

Schwester Céleste zog sich zurück.

„Was gibt es?“ rief Justin.

„Neues!“ erwiederte Salvator.

„Neues?“

„Ja, und sogar viel.“

„Ah! mein Gott!“ sagte der junge Mann schauernd.

„Gut!“ sprach Salvator, „wenn Sie mit dem Schauern anfangen, womit werden Sie endigen?“

„Reden Sie, mein Freund, reden Sie!“

Salvator legte die Hand auf die Schulter se
Freundes und fuhr fort:

„Justin, wenn man käme und zu Ihnen sag
„„Von heute an ist Mina frei, ist Mina befre
kann Mina Ihnen gehören; doch aus Furcht, sie
verlieren, müssen Sie Alles verlassen, Familie, Freund
Vaterland!““ wenn man Ihnen das sagte, was wür
den Sie antworten?“

„Mein Freund, ich würde nichts antworten, ich
würde vor Freude sterben.“

„Das wäre indessen nicht der Augenblick . . .
Fahren wir fort. Fügte man dem, was ich gesagt
habe, die Worte bei: „„Mina ist allerdings frei,
doch unter der Bedingung, daß Sie auf der Stelle
mit ihr abreisen, ohne daß Sie Zeit haben, ein Be-
dauern auszudrücken, den Kopf umzudrehen?““

Der arme Justin ließ sein Kinn auf seine Brust
allen und antwortete traurig:

„Ich würde nicht reisen, mein Freund . . . Sie
issen wohl, daß ich nicht reisen kann.“

„Fahren wir fort,“ sagte Salvator; „es gibt
leicht ein Mittel, Alles dies in Ordnung zu
ingen.“

„Ah! mein Gott!“ rief Justin, die Arme zum
mel erhebend.

„Was ist der heißeste Wunsch Ihrer Mutter und
r Schwester?“ fragte Salvator.

In dem Dorfe zu sterben, wo sie gelebt haben,
em Winkel der Erde, wo sie geboren sind.“

Nun wohl, Justin,“ sprach Salvator, „von
t an können sie dort leben und sterben.“ „von
Nein lieber Salvator, was sagen Sie da?“

Als er den Fuß auf die Schwelle ſetzte, ſah Salvator die Gegner vor einander: Mademoiſelle Fiſine, mit aufgelöſten Haaren und bleich wie der Tod, wies die Fauſt Jean Taureau, der ſich, roth wie ein Blutfink, die Haare ausraufte.

„Ha! Unglücklicher!“ brüllte Mademoiſelle Fiſine; „ha! Dummkopf! ha! einfältiger Tropf! Du glaubteſt alſo, die Kleine ſei von Dir?“

„Fiſine!“ ſchrie Jean Taureau, „Du wirſt machen, daß ich Dich ermorde, das ſage ich Dir!“

„Nein, ſie war nicht von Dir: ſie war von ihm.“

„Fiſine, Du willſt alſo, daß ich Euch Beide in einen Mörſer werfe und ſo fein wie Pfeffer zerſtoße?“

„Du,“ ſagte Fiſine drohend, „Du, Du, Du?...“

Und bei jedem Du rückte ſie einen Schritt vor, während, ſo wie ſie vorrückte, Jean Taureau zurückwich.

„Du?“ ſagte ſie endlich, indem ſie ihn beim Barte packte und ihn ſchüttelte, wie ein Kind einen Apfelbaum, deſſen Früchte es will fallen machen; „rühre mich doch an, großer Feiger! rühre mich doch an, großer Elender! großer Taugenichts!“

Und Jean Taureau hob die Hand auf... Sich ſchließend und wie ein Schlägel niederfallend, hätte dieſe Hand einen Ochſen umgebracht und den Schädel von Mademoiſelle Fiſine zerſchmettert; doch die Hand blieb in der Luft.

„Nun, was gibt es noch?“ fragte Salvator mit ziemlich hartem Tone.

Als ſie dieſe Stimme hörten, erbleichte Jean Taureau, wurde Mademoiſelle Fiſine ſcharlachroth.

Sie ließ den Zimmermann los, wandte sich gegen Salvator um und sagte:

„Was es gibt? Ah! Sie kommen zu rechter Zeit, um mir Hülfe zu leisten, Herr Salvator! . . . Was es gibt? Dieses Ungeheuer von einem Menschen ist im Zuge, nach seiner Gewohnheit, mich krumm und lahm zu schlagen."

Jean Taureau war dahin gelangt, daß er glaubte, er sei es, der Mademoiselle Fifine schlage.

„Ich bin auch entschuldbar, Herr Salvator, sie macht mich rasend!"

„Gut! was Du in diesem Leben leidest, wirst Du im andern um so weniger zu leiden haben."

„Herr Salvator!" schrie Jean Taureau mit einer Stimme voller Thränen, „sagt sie mir nicht, mein Kind, mein armes Mädchen, das ganz mein Ebenbild ist, sei nicht von mir!"

„Nun," bemerkte Salvator, „da es ganz Dein Ebenbild ist, warum glaubst Du ihr?"

„Zum Glücke glaube ich ihr nicht, denn glaubte ich ihr, so würde ich das Kind an den Füßen nehmen und ihm den Schädel an der Mauer zerschmettern!"

Thu' es doch, Bösewicht! Thu' es doch! damit ich den Genuß habe, Dich das Schaffot besteigen zu sehen."

„Hören Sie sie, Herr Salvator? . . . Das wäre, wie sie sagt, ein Genuß für sie."

„Ich glaube es wohl!"

„Gut, ich werde das Schaffot besteigen," brüllte Barthélemy Lelong, „ich werde es besteigen; das wird aber geschehen, weil ich Herrn Fafiou das Le-

benslicht ausgeblasen habe . . . Wenn ich bedenke, daß sie gerade einen Menschen genommen hat, den ich nicht anzurühren wage, aus Furcht, ihn zu zerbröckeln, und weil ich mich schäme, ihm einen Faustschlag zu geben, so werde ich genöthigt sein, ihm einen Messerstich zu geben!"

„Hören Sie ihn, den Mörder?"

Salvator hörte in der That, und es ist unnöthig, zu sagen, er habe zu ihrem wahren Werthe die Drohungen von Jean Taureau geschätzt."

„Ich kann also nicht ein Mal kommen, ohne Euch in Zank und Streit zu finden? Sie werden ein schlechtes Ende nehmen, das sage ich Ihnen, Mademoiselle Fifine," sprach Salvator. „Es wird Ihnen eines Tags begegnen, daß Ihnen etwas auf den Kopf fällt und, dem Blitze ähnlich, Ihnen nicht Zeit läßt, zu bereuen."

„In jedem Falle wird mir das nicht von ihm zukommen," schrie Mademoiselle Fifine, indem sie mit den Zähnen knirschte und Barthélemy die Faust unter die Nase hielt.

„Warum nicht von ihm?" fragte Salvator.

„Weil ich fest entschlossen bin, ihn zu verlassen," antwortete Mademoiselle Fifine.

Jean Taureau machte einen Sprung, als ob man ihn mit der Voltaischen Säule berührt hätte.

„Du mich verlassen?" rief er; „Du mich verlassen? nach dem Leben, das Du mir gemacht hast, tausend Donner! Ah! Du wirst mich auch nicht verlassen, dafür stehe ich, oder ich erwürge Dich, wo Du auch sein magst."

„Hören Sie ihn, Herr Salvator, hören Sie ihn?

Wenn ich ihn vor Gericht führe, so hoffe ich wohl, Sie werden die Wahrheit angeben."

„Schweigen Sie, Barthélemy," sprach mit sanftem Tone Salvator. „Fifine sagt Ihnen das; doch sie liebt Sie im Grunde."

Sodann die junge Frau streng und auf dieselbe Art anschauend, wie ein Schlangenjäger eine Viper anschauen würde, sagte er:

„Sie muß Sie wenigstens lieben; sind Sie nicht, was sie auch sagen mag, der Vater ihres Kindes?"

Die große Person beugte demüthig das Haupt unter dem Blicke von Salvator, der, nur für sie allein, eine Drohung zu enthalten schien, und mit einer gemilderten Stimme, mit der Unschuld einer Jungfrau erwiederte sie:

„Gewiß liebe ich ihn im Grunde, obschon er mich schlägt wie Gips . . . Aber, Herr Salvator, wie soll ich liebkosend für einen Mann sein, der mir nur die Fäuste und die Zähne zeigt?"

Jean Taureau fühlte sich lebhaft gerührt durch diesen Umschlag seiner Geliebten.

„Es ist wahr," sagte er, mit Thränen in den Augen, „es ist wahr, ich bin ein Brutaler, ein Wilder, ein Türke; doch das ist stärker als ich, Fifine, was willst Du? . . . Wenn Du von diesem Schurken Fasiou sprichst; wenn Du mir drohst, mir meine Tochter zu entführen und mit ihr zu gehen, dann verliere ich den Kopf, und ich erinnere mich nur an Eines: daß ich einen Faustschlag von fünfzig Pfund gebe; und ich sage: „„Wer will? Sprecht!"" Doch ich bitte Dich um Verzeihung, meine Fifine! Du weißt wohl, daß ich nur so bin, weil ich Dich anbete! ...

Was ist das übrigens im Ganzen, ein paar Faustschläge mehr oder weniger im Leben einer Frau!"

Wir wissen nicht, ob Mademoiselle Fifine den Schluß logisch fand; doch sie that, als ob sie ihn so fände: sie reichte stolz ihre Hand Barthélemy Lelong, und dieser zog sie so rasch an seine Lippen, daß man hätte glauben sollen, er wolle sie verschlingen.

„Gut!" sagte Salvator. „Nun, da der Friede geschlossen ist, sprechen wir von etwas Anderem."

„Ja," erwiederte Mademoiselle Fifine, deren Scheinzorn schon völlig gefallen war, während die wirkliche Aufregung von Jean Taureau noch in der Tiefe seiner Brust tose; „und mittlerweile werde ich hinabgehen und Milch holen."

Mademoiselle Fifine hakte in der That das an der Wand hängende Milchgefäß los, wandte sich dann aufs Neue mit einem einschmeichelnden Tone an den jungen Mann und fragte ihn:

„Werden Sie den Kaffee mit uns nehmen, Herr Salvator?"

„Ich danke, Mademoiselle," antwortete Salvator, „das ist schon geschehen."

Mademoiselle Fifine machte eine Geberde entsprechend dem Ausrufe: „Welch ein Unglück!" wonach sie eine Vaudevillemelodie singend die Treppe hinabging.

Jean Taureau schaute ihr mit einem Blicke voll Güte und Liebe nach.

„Das ist im Ganzen eine vortreffliche Person, Herr Salvator," sagte er, „und ich grolle mir, daß ich sie unglücklich mache, wie ich es thue. Doch was wollen Sie? man ist eifersüchtig oder man ist es

nicht: ich, ich bin eiferſüchtig wie ein Tiger; das iſt nicht meine Schuld."

Und der Hercules ſtieß einen ſchweren Seufzer voller Vorwürfe gegen ſich ſelbſt und voller Zärtlichkeit für Mademoiſelle Fifine aus.

Salvator betrachtete ihn mit einer ſchmerzlichen Bewunderung.

„Nun iſt es an uns Beiden, Barthélemy Lelong!" ſagte er.

„Ah! ich gehöre ganz Ihnen, mit Leib und Seele," antwortete der Zimmermann.

„Ich weiß es, mein Braver: und wenn Sie auf Ihre Kameraden einen Theil von der Freundſchaft und beſonders von der Mildigkeit, die Sie für mich hegen, übertrügen, ſo würde ich mich nicht ſchlechter dabei befinden, und die Anderen befänden ſich beſſer."

„Ah! Herr Salvator, Sie werden mir hierüber nicht mehr ſagen, als ich mir ſelbſt ſage."

„Nun wohl, Sie werden ſich Alles das ſagen, wenn ich weggegangen bin. Ich, ich bedarf Ihrer heute Abend."

„Heute Abend, morgen, übermorgen! zu Ihren Dienſten, Herr Salvator."

„Der Dienſt, den ich von Ihnen zu verlangen habe, Jean Taureau, kann Sie außerhalb Paris zurückhalten . . . vielleicht vierundzwanzig Stunden... vielleicht achtundvierzig Stunden ... vielleicht mehr."

„Die ganze Woche, wenn es Ihnen beliebt, Herr Salvator."

„Ich danke . . . Iſt nun gegenwärtig viel Arbeit auf dem Zimmerplatze?"

„Heute und morgen, ja."

„Dann nehme ich meinen Antrag zurück, Barthélemy: ich will nicht, daß Sie Ihren Tagelohn verlieren, und besonders nicht, daß Sie Ihren Meister Ihrer Dienste berauben."

„Ah! ich werde darum meinen Tagelohn nicht verlieren, Herr Salvator."

„Wie so?"

„Ich werde heute meinen Tagelohn von morgen machen."

„Das scheint mir schwierig."

„Schwierig? Oh! mein Gott, nein!"

„Wie können Sie an einem Tage die Arbeit von zwei machen?"

„Der Meister hat sich erboten, mich wie Vier zu bezahlen, wenn ich die Arbeit von Zwei verrichten wolle, denn, ohne mich zu rühmen, meine Arbeit ist wohlgemachte Arbeit, sehen Sie! Nun denn, ich werde heute wie Zwei arbeiten, und man wird mich bezahlen wie Einen: doch ich werde einem Manne nützlich gewesen sein, für den ich mich ins Feuer werfen würde. Das ist es."

„Ich danke, Barthélemy, und ich nehme es an."

„Was ist zu thun?"

„Sie werden sich heute Abend nach Chatillon begeben."

„Wohin dort?"

„Zur Grâce-de-Dieu."

„Bekannt! Zu welcher Stunde?"

„Um neun Uhr."

„Ich werde dort sein, Herr Salvator."

„Sie werden mich erwarten, ohne mehr als eine Flasche zu trinken."

„Nicht mehr als eine, Herr Salvator.“

„Sie versprechen es mir?“

„Ich schwöre es Ihnen.“

Der Zimmermann hob die Hand auf, wie er es vor einem Gerichte gethan hätte, vielleicht noch feierlicher.

Salvator fuhr fort.

„Sie werden Toussaint-Louverture mitnehmen, ist er heute verfügbar.“

„Ja, Herr Salvator.“

„Gott befohlen also! und heute Abend!“

„Heute Abend, Herr Salvator.“

„Sie wollen entschieden den Kaffee nicht mit uns nehmen?“ fragte Mademoiselle Fifine, welche mit ihrem Rahmtopfe zurückkam.

„Ich danke, Mademoiselle,“ erwiederte Salvator.

Während der junge Mann die Thüre erreichte, ging Mademoiselle Fifine auf den Zimmermann zu, streichelte ihm das Kinn, das sie zehn Minuten vorher so kräftig geschüttelt hatte, und sagte zu ihm:

„Er wird also seine Tasse Kaffee anderswo nehmen, mein guter Lulu ... Auf, umarme Deine kleine Fifine, und sei nicht mehr böse!“

Jean Taureau gab ein Geblöke der Freude von sich, und nachdem er Fifine umarmt hatte, um sie zu ersticken, folgte er Salvator auf den Ruheplatz und sagte zu ihm:

„Ah! Herr Salvator, Sie haben sehr Recht, ich bin ein Brutaler, und ich verdiente eine solche Frau nicht.“

Salvator drückte, ohne zu antworten, die schwie-

lige Hand des wackern Zimmermanns, nickte ihm mit dem Kopfe zu, und ging die Treppe hinab.

Eine Viertelstunde nachher klopfte er an die Thüre von Juſtin.

Schweſter Céleſte öffnete: ſie kehrte eben die Klaſſe aus, während Juſtin am Fenſter ſtand und die Federn der Schüler ſchnitt.

„Guten Morgen, Schweſter!“ ſagte heiter Salvator, dem ſchwächlichen Mädchen die Hand reichend.

„Guten Morgen, unſere Taube!“ antwortete lächelnd Céleſte, welche, da ſie eines Tags ihre Mutter dieſen Namen dem jungen Manne hatte geben hören, in Erinnerung an ſeinen Eintritt in ihre Arche, wohin er immer nur mit einem Oelzweige kam, ihn ſo zu nennen fortfuhr.

„St!“ ſagte Salvator, indem er ſeinen Finger auf ſeine Lippen legte, „ich glaube, ich bringe dem Bruder Juſtin eine gute Nachricht.“

„Wie immer,“ ſprach Schweſter Céleſte.

„Wie?“ fragte Juſtin, der gehört und die Stimme von Salvator erkannt hatte.

Und er lief auf die Schwelle der Klaſſe.

Schweſter Céleſte zog ſich zurück.

„Was gibt es?“ rief Juſtin.

„Neues!“ erwiederte Salvator.

„Neues?“

„Ja, und ſogar viel.“

„Ah! mein Gott!“ ſagte der junge Mann ſchauernd.

„Gut!“ ſprach Salvator, „wenn Sie mit dem Schauern anfangen, womit werden Sie endigen?“

„Reden Sie, mein Freund, reden Sie!“

Salvato l[illegible] die Hand auf die Schulter seines
Freundes und fuhr fort:

„Justin, wenn man käme und zu Ihnen sagte: „Von heute an ist Mina frei, ist Mina befreit, ann Mina Ihnen gehören; doch aus Furcht, sie zu erlieren, müssen Sie Alles verlassen, Familie, Freunde, Vaterland!"" wenn man Ihnen das sagte, was würen Sie antworten?"

„Mein Freund, ich würde nichts antworten, ich ürde vor Freude sterben."

„Das wäre indessen nicht der Augenblick . . . ahren wir fort. Fügte man dem, was ich gesagt abe, die Worte bei: „„Mina ist allerdings frei, och unter der Bedingung, daß Sie auf der Stelle it ihr abreisen, ohne daß Sie Zeit haben, ein Beauern auszudrücken, den Kopf umzudrehen?""

Der arme Justin ließ sein Kinn auf seine Brust allen und antwortete traurig:

„Ich würde nicht reisen, mein Freund . . . Sie issen wohl, daß ich nicht reisen kann."

„Fahren wir fort," sagte Salvator; „es gibt ielleicht ein Mittel, Alles dies in Ordnung zu ringen."

„Ah! mein Gott!" rief Justin, die Arme zum himmel erhebend.

„Was ist der heißeste Wunsch Ihrer Mutter und hrer Schwester?" fragte Salvator.

„In dem Dorfe zu sterben, wo sie gelebt haben, uf dem Winkel der Erde, wo sie geboren sind."

„Nun wohl, Justin," sprach Salvator, „von norgen an können sie dort leben und sterben."

„Mein lieber Salvator, was sagen Sie da?"

„Ich sage, es müsse dort, an den Pachthof anstoßend, den sie bewirthschafteten, oder in der Umgegend dieses Pachthofes einige von jenen reizenden Häusern mit Ziegel- oder Strohdächern geben, welche so wohl thun in der Landschaft, sieht man sie am Abend durch eine vom Winde, der ihren Rauch zum Himmel emporwirbeln macht, geöffnete Baumgruppe."

„Ah! Salvator, es sind zehn da."

„Und wie viel kostet mit einem Garten von einem Morgen ein solches Häuschen?"

„Was weiß ich? . . . drei bis viertausend Franken vielleicht."

Salvator zog aus seiner Tasche vier Banquebillets.

„Hier sind viertausend Franken," sagte er.

Justin schaute ihn keuchend an.

„Wie viel brauchen sie jährlich," fuhr Salvator fort, „um anständig in diesem Hause zu leben?"

„Ah! bei der Sparsamkeit meiner Mutter und den geringen Ausgaben meiner Schwester würden fünfhundert Franken mehr als genügen."

„Ihre Mutter ist kränklich, mein lieber Justin; Ihre Schwester hat eine schwache Gesundheit; setzen wir tausend Franken statt fünfhundert."

„Ah! mit tausend Franken hätten sie nicht nur das Nothwendige, sondern sogar den Ueberfluß."

„Hier sind zehntausend Franken für zehn Jahre," sagte Salvator, zehn Banquebillets den vier ersten beifügend.

„Mein Freund!" rief Justin dem Ersticken nahe, indem er Salvator beim Arme ergriff.

„Setzen wir tausend Franken für die Kosten des

igs," fuhr dieſer fort: „das macht fünfzehntau-
Franken. Machen Sie einen beſondern Theil
dieſen fünfzehntauſend Franken; dieſes Geld ge-
Ihrer Mutter."

Juſtin war bleich zugleich vor Freude und vor
taunen.

„Gehen wir nun zu Ihnen über," ſagte Salvator.

„Wie, zu mir?" fragte Juſtin, zitternd vom
opfe bis zu den Füßen.

„Allerdings, da wir mit Ihrer Mutter fertig
ſind."

„Sprechen Sie, Salvator, aber ſprechen Sie ge-
ſchwinde; denn ich befürchte, ein Narr zu werden,
wenn Sie nicht vollenden, mein Freund!"

„Mein lieber Juſtin," ſagte Salvator, „wir ent-
führen Mina heute Nacht."

„Heute Nacht . . . Mina . . . Wir entführen
Mina!" rief Juſtin.

„Wenn Sie ſich nicht etwa widerſetzen . . ."

„Ich mich widerſetzen!... Wohin werde ich aber
Mina führen?"

„Nach Holland...!"

„Nach Holland?"

„Wo Sie ein Jahr, zwei Jahre, zehn Jahre
bleiben werden, wenn es ſein muß, bis ſich der ge-
genwärtige Zuſtand der Dinge ändert, und Sie nach
Frankreich zurückkehren können."

„Um in Holland zu bleiben, brauche ich aber
Geld."

„Das iſt nur zu richtig, mein Freund; wir wol-
len auch berechnen, was Sie brauchen."

Juſtin nahm ſeinen Kopf zwiſchen ſeine Hände.

„Ah! berechnen Sie selbst, mein lieber Salvator,“ rief er; „ich, ich weiß nicht mehr, was ich sage; ich weiß sogar nicht mehr, was Sie mir sagen.“

„Auf!“ sprach Salvator mit festem Tone, indem er die zwei Hände von Justin von seiner Stirne entfernte, die sie gepreßt hielten; „auf! seien Sie wie ein Mann, und bewahren wir in den Stunden des Wohlergehens die Stärke, die wir in den Tagen des Unglücks gehabt haben.“

Justin strengte sich gegen sich selbst an; seine bebenden Muskeln beruhigten sich; seine einen Moment irren Augen hefteten sich auf Salvator; er drückte sein Taschentuch an seine schweißfeuchte Stirne und sagte:

„Reden Sie, mein Freund.“

„Berechnen Sie, was Sie brauchen, um im Auslande mit Mina zu leben.“

„Mit Mina? . . . Mina ist aber nicht meine Frau: ich kann folglich nicht mit ihr leben.“

„Ah! wie sind Sie der gute, brave, ehrliche Justin, den ich auswendig kenne!“ sagte Salvator mit seinem besten Lächeln. „Nein, Sie können nicht mit Mina leben, so lange Mina nicht Ihre Frau ist, und Mina kann nicht Ihre Frau sein, so lange wir ihren Vater nicht wiedergefunden haben, und ihr Vater nicht seine Einwilligung gegeben hat.“

„Wenn wir ihn aber nie wiederfinden . . .?“ rief Justin.

„Mein Freund,“ sprach Salvator, „Sie zweifeln an der Vorsehung!“

„Wenn er todt ist?“

„Ist er todt, so werden wir seinen Tod constati-

ren, und da Mina dann nur noch von sich selbst abhängt, so wird sie Ihre Frau sein."

„Ah! mein Freund . . . mein lieber Salvator!"

„Kommen wir zu der Sache zurück, die uns beschäftigt."

„Ja, ja, kommen wir darauf zurück."

„Da Mina nicht Ihre Frau sein kann, so lange sie ihren Vater nicht wiedergefunden hat, so muß Mina in Pension gebracht werden."

„Oh! mein Freund, erinnern Sie sich der Pension von Versailles!"

„Es wird im Auslande nicht dasselbe sein wie in Frankreich. Ueberdies werden Sie es so einrichten, daß Sie Mina alle Tage besuchen, und Sie werden so wohnen, daß Ihre Fenster auf die ihrigen gehen."

„Ich begreife, daß mit allen diesen Vorsichtsmaßregeln . . ."

„Wie viel schätzen Sie, daß Mina für ihre Pension und ihren Unterhalt braucht?"

„Ei! ich glaube, daß in Holland mit tausend Franken für die Pension . . ."

„Tausend Franken für die Pension?"

„Und fünfhundert Franken für den Unterhalt..."

„Setzen wir tausend."

„Wie, setzen wir tausend?"

„Ja, das macht zweitausend Franken jährlich für Mina. Mina braucht fünf Jahre, um ihre Volljährigkeit zu erreichen: hier sind zehntausend Franken."

„Mein Freund, ich begreife nicht . . ."

„Zum Glücke ist es nicht nöthig, daß Sie begreifen . . . Sprechen wir nun von Ihnen . . ."

„Von mir?"

„Ja; wie viel brauchen Sie jährlich?“

„Ich? . . . nichts! ich werde Lectionen im Französischen und in der Musik geben.“

„Die ein Jahr auf sich warten lassen, und Ihnen ganz fehlen können.“

„Nun, mit sechshundert Franken jährlich . . .“

„Setzen wir zwölf.“

„Zwölfhundert Franken jährlich . . . für mich allein? . . . Mein Freund, ich werde zu reich sein!“

„Desto besser . . . Sie werden den Ueberfluß den Armen schenken, Justin! es gibt überall Arme . . . Fünf Jahre zu zwölfhundert Franken jährlich, das macht sechstausend Franken. Hier sind sechstausend Franken!“

„Aber wer gibt denn all dieses Geld, Salvator?“

„Die Vorsehung, an der Sie vorhin zweifelten, mein Freund, als Sie sagten, Mina werde ihren Vater nicht wiederfinden.“

„Ah! wie danke ich Ihnen!“

„Nicht mir müssen Sie danken, mein lieber Justin: Sie wissen, daß ich arm bin.“

„Es kommt mir also von einem Unbekannten all dieses Glück zu?“

„Von einem Unbekannten? Nein.“

„Von einem Fremden also?“

„Nicht ganz.“

„Aber, mein Freund, kann ich so einunddreißig tausend Franken annehmen?“

„Ja,“ erwiederte Salvator mit einem gewissen Ausdrucke des Vorwurfs, „da ich sie Ihnen antrage.“

„Verzeihen Sie, das ist wahr . . . ich bitte hun-

dertmal um Vergebung!" rief Juſtin, beide Hände ſeines Freundes drückend.

„Nun wohl alſo, heute Nacht . . ."

„Heute Nacht?" wiederholte Juſtin.

„Heute Nacht entführen wir Mina, und Sie reiſen ab."

„Oh! Salvator!" rief Juſtin, das Herz von Freude überſtrömt, die Augen voller Thränen, und als ob er gerufen hätte: „Mein Bruder!"

Sodann, wie es der arme Schulmeiſter gemacht hätte, wenn ein Schutzgott in ſein Zimmer herabgeſtiegen wäre, faltete Juſtin die Hände und betrachtete lange Salvator, den er kaum ſeit drei Monaten kannte, und der ihn, ihn den Unbekannten, die unausſprechlichen Freuden der Seele hatte koſten laſſen, die er vergebens ſeit neunundzwanzig Jahren von der Vorſehung forderte!

„Ah!" rief plötzlich Juſtin mit einer gewiſſen Bewegung des Schreckens, „und ein Paß?"

„Oh! was das betrifft, bekümmern Sie ſich nicht darum, mein Freund: hier iſt der von Ludovic. Sie haben denſelben Wuchs wie er, Sie haben Haare faſt von derſelben Farbe; das Uebrige iſt gleichgültig: bis auf den Wuchs und die Haare gleichen ſich faſt alle Signalements, und ſtoßen Sie nicht an der Grenze auf einen Gendarmen, der zugleich Coloriſt iſt, ſo haben Sie durchaus nichts zu befürchten."

„Dann habe ich mich nur noch um einen Wagen zu bekümmern."

„Ihr Wagen wird Sie beſpannt heute Abend, fünfzig Schritte von der Barrière Croulebarbe, erwarten."

„Nun, mit sechshundert Franken jährlich
„Setzen wir zwölf."
„Zwölfhundert Franken jährlich . . . fü
allein? . . . Mein Freund, ich werde zu reich
„Desto besser . . . Sie werden den Ueberfl
Armen schenken, Justin! es gibt überall Arm
Fünf Jahre zu zwölfhundert Franken jährlid
macht sechstausend Franken. Hier sind sechst
Franken!"
„Aber wer gibt denn all dieses Geld, Salv
„Die Vorsehung, an der Sie vorhin zwe
mein Freund, als Sie sagten, Mina werde
Vater nicht wiederfinden."
„Ah! wie danke ich Ihnen!"
„Nicht mir müssen Sie danken, mein lieber
Sie wissen, daß ich arm bin."
„Es kommt mir also von einem Unbekann
dieses Glück zu?"
„Von einem Unbekannten? Nein."
„Von einem Fremden also?"

dertmal um Vergebung!" rief Justin, beide Hände seines Freundes drückend.

„Nun wohl also, heute Nacht . . ."

„Heute Nacht?" wiederholte Justin.

„Heute Nacht entführen wir Mina, und Sie reisen ab."

„Oh! Salvator!" rief Justin, das Herz von Freude überströmt, die Augen voller Thränen, und als ob er gerufen hätte: „Mein Bruder!"

Sodann, wie es der arme Schulmeister gemacht hätte, wenn ein Schutzgott in sein Zimmer herabgestiegen wäre, faltete Justin die Hände und betrachtete lange Salvator, den er kaum seit drei Monaten kannte, und der ihn, ihn den Unbekannten, die unaussprechlichen Freuden der Seele hatte kosten lassen, die er vergebens seit neunundzwanzig Jahren von der Vorsehung forderte!

„Ah!" rief plötzlich Justin mit einer gewissen Bewegung des Schreckens, „und ein Paß?"

„Oh! was das betrifft, bekümmern Sie sich nicht darum, mein Freund: hier ist der von Ludovic. Sie haben denselben Wuchs wie er, Sie haben Haare fast von derselben Farbe; das Uebrige ist gleichgültig: bis auf den Wuchs und die Haare gleichen sich fast alle Signalements, und stoßen Sie nicht an der Grenze auf einen Gendarmen, der zugleich Colorist ist, so haben Sie durchaus nichts zu befürchten."

„Dann habe ich mich nur noch um einen Wagen zu bekümmern."

„Ihr Wagen wird Sie bespannt heute Abend, fünfzig Schritte von der Barrière Croulebarbe, erwarten."

„Sie haben also an Alles gedacht?“

„Ich glaube es wenigstens,“ erwiederte lächelnd Salvator.

„Nur nicht an meine armen kleinen Schüler,“ sprach Justin, mit einer Art von Gewissensvorwurf den Kopf schüttelnd.

In diesem Augenblicke klopfte man dreimal an die Thüre.

„Mein Freund,“ sagte Salvator, „ich weiß nicht warum es mir scheint, die Person, welche so eben geklopft hat, bringe die Antwort auf Ihre Frage.“

Auf die Art, wie er gestellt war, hatte Salvator in der That können den guten Herrn Müller den Hof durchschreiten sehen.

Justin öffnete und stieß einen Freudenschrei aus, als er den alten Mitschüler von Weber erkannte, der ihm, nach einem Gange auf den äußeren Boulevards, seinen Morgenbesuch machte.

Man unterrichtete ihn von der Lage; und als Herr Müller ausgesprochen hatte, welches Glück ihm diese Nachricht bereite, sagte Salvator:

„Es gibt nur Eines, was Justin vollkommen glücklich zu sein verhindert.“

„Was, Herr Salvator?“

„Ei! mein Gott! er fragt sich, wer ihn in seiner Abwesenheit bei seinen armen kleinen Schülern ersetzen werde.“

„Nun,“ erwiederte einfach der gute Müller, „bin ich nicht da?“

„Sagte ich Ihnen nicht, mein lieber Justin, die Person, welche an Ihre Thüre klopfe, bringe Antwort?“

Juſtin warf ſich auf beide Hände von Herrn Müller und küßte ſie voll Dankbarkeit..

Es wurde verabredet, noch an demſelben Tage ollte Herr Müller die Schüler empfangen, da ſich Juſtin in einer Lage des Körpers und des Geiſtes efinde, die ihm nicht erlaube, ſeine Klaſſe zu machen.

In den Ferien würde man den Schülern ankün=igen, da die Abweſenheit von Juſtin ſich auf un=eſtimmte Zeit zu verlängern drohe, ſo ſollten die ltern den ganzen Monat September benützen, um ür ihre Kinder einen andern Lehrer zu ſuchen.

Salvator entfernte ſich und überließ Herrn Müller ie Sorge, die Klaſſe zu machen, und Juſtin die, Madame Corby und ſeine Schweſter Céleſte auf die Veränderung vorzubereiten, welche vorgegangen war, der die vielmehr in ihrer Exiſtenz in dem Augen=licke, wo ſie es am wenigſten dachten, vorgehen ſollte; ann eilte er die Rue Saint=Jacques hinab, und auf en Schlag neun Uhr lag er in der Morgenſonne usgeſtreckt, in der Rue aux Fers, bei der Schenke ur Goldenen Muſchel, wo wir la Gibelotte eine ſo antaſtiſche Rechnung ſeinem Buſenfreunde Croc=en=ambe haben machen ſehen.

Salvator hatte, wie man ſieht, ſeinen Tag ziem=ich gut angefangen; wir werden im folgenden Ka=itel erfahren, wie er ihn vollendete.

XII.

Der Abend eines Commissionärs.

Am Abend, zur genannten Stunde, hielt die Reisecaleche, durch den Stellmacher vollkommen in den Stand gesetzt, etwa fünfzig Schritte von der Barrière Croulebarbe.

Der Postillon, der mit verhängten Zügeln und zehn Minuten vor der verabredeten Stunde herbeigekommen war, glaubte Anfangs an eine Mystification, als er sah, daß die Personen, die ihn mit solcher Eile hatten kommen lassen, nicht nur sich nicht beim Rendez-vous fanden, sondern sogar nicht einmal Miene machten, zu erscheinen.

Nach einigen Minuten indessen, als er zwei junge Leute erblickte, welche mit raschen Schritten herbeikamen und Arm in Arm gingen, schwang sich der Postillon, der von seinem Pferde gestiegen war, wieder in den Sattel und hielt sich unbeweglich, ohne den Kopf zu drehen, wie ein Postillon von Stein.

Salvator und Justin näherten sich dem Wagen, Roland voran, der, so schnell sie auch marschirten, noch schneller als sie marschirte.

Salvator öffnete den Schlag, ließ den Fußtritt herunter und sagte zu Justin:

„Steigen Sie ein!"

Als er dieses einzige Wort hörte, wandte sich der Postillon um, als hätte er einen elektrischen Schlag gefühlt, und denjenigen, welcher es ausgesprochen, sehend und erkennend, wurde er scharlachroth vor Vergnügen.

nahm langsam seinen Hut ab und begrüßte
tor mit einem freudigen und zugleich ehrerbie-
guten Morgen.

„Guten Morgen, mein Freund!“ erwiederte lächelnd
lvator, indem er dem Postillon seine feine, aristo-
atische Hand reichte; „wie befindet sich Dein wackerer
lter Vater?“

„Vortrefflich, Herr Salvator,“ antwortete der Postillon; „und hätte er gewußt, Sie reisen, so würde er Sie trotz seiner sechsundsiebzig Jahre selbst geführt haben.“

„Es ist gut; ich werde ihn dieser Tage besuchen. Er wohnt immer noch in der Bastille?“

„Bei Gott!“ erwiederte stolz der Postillon, „wer hat das Recht darin zu wohnen, wenn nicht er?“

„In der That, Das ist wahr,“ sprach Salvator; „es ist doch das Wenigste, daß ein Eroberer den Platz bewohnt, den er erobert hat!“

Sodann hinter Justin einsteigend, der es sich schon im Wagen bequem gemacht hatte, fragte er seinen Hund:

„Willst Du einsteigen, Roland?“

Roland schüttelte den Kopf.

„Nein?“ fuhr Salvator fort; „Du willst lieber zu Fuße gehen? . . . Geh', Roland, vorwärts.“

„Welche Straße, Herr Salvator?“ fragte der Postillon.

„Straße nach Fontainebleau . . . Stille! Du kennst mich nicht!“

„Ohne Ihnen Etwas zu befehlen, Herr Salvator, da ein Geheimniß darunter ist, können Sie einem Freunde sagen, wohin Sie gehen?“

„Dir, ja, mein kleiner Bernard ... Ich gehe nach der Cour de France.“

„Und Sie werden dort anhalten?“

„Die ganze Nacht.“

„Es ist gut; Sie sollen nicht bespäht werden, das verspreche ich Ihnen.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Nichts: das ist meine Sache, Herr Salvator, verlassen Sie sich auf mich! ... Soll ich sehr rasch fahren?“

„Nein, Bernard, im gewöhnlichen Gange; wir brauchen nicht vor zehn Uhr bei der Cour de France zu sein.“

„Also in kurzem Trab ... Ich möchte Sie indessen lieber nicht so fahren, Herr Salvator.“

„Und wie möchtest Du mich gern fahren, mein Junge?“

„Wie ich den Kaiser 1815 geführt habe: fünf Meilen in der Stunde.“

Sodann leise:

„Sind Sie nicht unser Kaiser, Sie, Herr Salvator: wird man nicht, wenn Sie sagen: „„Zu den Waffen!““ die Waffen ergreifen? wird man nicht, wenn Sie sagen: „„Vorwärts!““ marschiren?“

„Nun wohl, Bernard! ...“ rief lachend Salvator.

„St! Stille! ... Bah! sind die Freunde unserer Freunde nicht Freunde? Da dieser Herr mit Ihnen ist, so ist er es,“ sagte Bernard.

Und er machte ein Maurerzeichen.

„Ja, mein Freund, ich bin es,“ antwortete Justin, „Du hast Recht; und möchte ich da sein an dem

Tage, wo man, wie Du vorhin sagtest, wird die Waffen ergreifen und marschiren müssen!"

„Sie sehen, Herr Salvator, Alles geht gut! wir haben nur noch zu singen:

Allons, enfants de la patrie!

Und das Nationallied singend, trieb der Postillon seine Pferde durch einen Peitschenhieb zum Aufbruche an.

Der Wagen ging ab einen Staubwirbel aufwühlend, der, durch die letzten Feuer des Tages vergoldet, ihm eine unbestimmte Aehnlichkeit mit dem vom Himmel auf die Erde herabsteigenden Sonnenwagen verlieh.

Wir werden nicht die Plauderei der zwei Freunde während der Dunkelheit, die sich stufenweise um sie her verdichtete, berichten. Wie man leicht begreift, war es die Hoffnung, welche der Hauptgegenstand des Gespräches wurde. Noch vier Stunden, noch drei, noch zwei, und man würde den Gipfel jener menschlichen Glückseligkeiten berühren, die man seit so langer Zeit durch dichte Wolken und schwarzen Nebel erschaute.

Madame Corby und Schwester Céleste waren entzückt gewesen von dem Ereignisse, das sich vorbereitete; das waren zwei gläubige Herzen, welche wohl hofften, Gott werde Justin in der Stunde der Gefahr nicht verlassen. Die Trennung, welche nothwendig war, konnte nur momentan sein, und man würde sich am Herde der Familie wiedervereinigt finden, um sich nie mehr zu verlassen.

Alles stand also auf das Beste, und bei dieser

Veränderung der Lage sah Niemand etwas Anderes als die unaussprechlichen Verheißungen und die höchsten Freuden.

Man hielt in Villejuif so lange an, als man brauchte, um die Pferde zu wechseln.

Salvator neigte sich aus dem Schlage und schaute auf seine Uhr: es war halb zehn.

Nach Verlauf einer Stunde erblickte man das Profil der Fontainen der Cour-de-France, oder, nennen wir sie mit ihrem wahren Namen, der Fontainen von Juvisy, prunkhafte Fontainen, geschmückt mit Trophäen und Genien auf einem Piedestal, wahre Typen der Architektur von Ludwig XV. um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Der Postillon hielt an, stieg vom Pferde und öffnete den Schlag.

„Wir sind da, Herr Salvator," sagte er.

„Wie! Du bist es, Bernard?"

„Ja, ich bin es!"

„Du hast zwei Posten gemacht?"

„Allerdings."

„Ich glaubte, das sei verboten."

„Gibt es etwas, was für Sie, Herr Salvator, verboten ist?"

„Wie ist aber? . . ."

„Hören Sie, wie das gekommen ist. Ich sagte mir: „„Herr Salvator macht einen Coup für das Wohl der Sache; er braucht einen Mann, der weder Augen, noch Ohren hat, der aber vielleicht wohl mit seinen guten Armen versehen ist. Ich bin der Mann!"" Da that ich in Villejuif Folgendes. Ich sagte zu Pierre Lenglumé, an dem die Reihe zu

fahren war: „„Das ist es nicht, Pierre, mein Freund, dieser arme Jacques Bernard hat eine Liebe bei den Fontainen der Cour-de-France: Du mußt ihm Deinen Platz abtreten, damit er ein paar Worte unter vier Augen seiner Particulière sagen kann, und man wird bei der Rückkehr eine Flasche bezahlen. Steht Dir das an?““ „„Eingeschlagen!““ antwortete Lenglumé. Ich schlug ein, und hier bin ich. Habe ich mich nun getäuscht, Herr Salvator? Guten Abend! ich werde fünf Meilen mehr als meine Rechnung im Leibe haben: ein Liebespostillon wie ich stirbt nicht wegen so wenig . . . habe ich mich nicht getäuscht? Zu Ihren Befehlen!“

Salvator reichte Jacques Bernard die Hand.

„Mein Freund,“ sagte er zu ihm, „ich glaube nicht, daß ich Deiner heute bedarf; sei aber ruhig, bietet sich Gelegenheit, Deinen guten Willen zu benützen, so werde ich nicht versäumen, es zu thun.“

„Abgemacht, Herr Salvator?“

„Abgemacht.“

„Topp! . . . Was ist nun zu thun?“

„Steige wieder auf und zähle ungefähr hundertfünfzig Schritte.“

„Und dann?“

„Halt an.“

Bernard schwang sich in den Sattel und hielt hundertundfünfzig Schritten an; dann stieg er und öffnete den Wagenschlag.

Salvator stieg aus und ging gegen den Graben. Zwanzig Schritte von ihm erhob sich ein Mann zählte bis vier; Salvator zählte bis acht und ging gerade auf den Mann zu.

Der Mann war der General Lebastard de Prémont.

Salvator führte den General an den Wagen, wo er Platz nahm; dann stieg er selbst hinter ihm ein und sagte:

„Nach Chatillon!"

„An welchen Ort in Chatillon, Herr?"

„Auberge de la Grâce-de-Dieu."

„Man kennt das . . . Vorwärts, meine Hühnchen!"

Und seine Pferde mit einem Peitschenhiebe antreibend, schlug Jacques Bernard die Straße nach Chatillon ein, und zehn Minuten nachher hielt der Wagen, zitternd auf seinen Achsen, vor der Auberge de la Grâce-de-Dieu an.

Während der Fahrt hatte Salvator Justin dem General vorgestellt; nur wußte der General, wer Justin war, indeß Justin durchaus nicht wußte, wer der General war, und besonders, welchen Dienst er ihm geleistet hatte.

Man kam, wie gesagt, vor die Auberge de la Grâce-de-Dieu.

Man erinnert sich, daß Salvator hier Jean Taureau und Toussaint-Louverture Rendez-vous gegeben hatte.

Die zwei Mohicaner waren auf ihrem Posten, und, seltsamer Weise! obschon sie sich schon seit ungefähr einer Stunde hier befanden, war doch die Flasche, die sie vor sich hatten, noch nicht entpfropft. Man hätte glauben sollen, es sei die zweite, doch die Gläser waren so rein, als ob sie gerade aus der Fabrik kämen.

Beide ſtan auf, als ſie Salvator erblickten, er allein a gemegen und in das Wirthshaus eintreten war.

Salvator ſchaute umher und ſah, daß die zwei Männer in einem Winkel und ganz vereinzelt waren.

Jean Taureau begriff die Befürchtung des Commiſſionärs und ſagte zu ihm:

„Ah! Sie können ſprechen, Herr Salvator; Niemand hört uns.“

„Ja,“ fügte Touſſaint-Louverture bei, „nur Ihre Inſtructionen, und man wird gehorchen!“

„Sie werden kurz ſein,“ erwiederte Salvator; ich kann Eurer heute Nacht bedürfen.“

„Deſto beſſer!“ ſagte Jean Taureau.

„Ich kann Eurer auch nicht bedürfen.“

„Deſto ſchlimmer!“ ſprach Touſſaint-Louverture.

„In jedem Falle nehme ich Euch mit mir.“

„Hier ſind wir.“

„Ihr fragt nicht einmal, wohin ich Euch führe?“

„Wozu? Sie wiſſen wohl, daß wir, ſelbſt wenn s zum Teufel wäre, gingen,“ ſagte Barthélemy elong.

„Sodann?“ fragte Touſſaint-Louverture.

„Sodann . . . werde ich Euch an den Platz ſtelen, wo Ihr bleiben ſollt, und bei Eurem Leben erſcheint nur, wenn ich ſage: „„Herbei!““

„Wenn Sie aber dennoch eine Gefahr laufen, Herr Salvator?“

„Das iſt meine Sache.“

„Nun alſo?“

„Euer Wort, daß Ihr nur erſcheint, wenn ich age: „„Herbei!““

„Ei! man muß es Ihnen wohl geben.“

„Euer Wort.“

„So wahr ich Barthélemy Lelong heiße!“

„So wahr ich Touſſaint-Louverture heiße!“

„Es iſt gut. — Barthélemy, ſtecke dieſe Stricke in Deine Taſche; und Du, Touſſaint, ſtecke dieſes Sacktuch in die Deinige.“

„Es iſt geſchehen.“

„Sagt nun, kennt Ihr den Park von Viry?“

„Ich nicht,“ antwortete Touſſaint.

„Ich kenne ihn,“ erwiederte Jean Taureau.

„Gut! kennt ihn nur Einer von Euch Beiden, das genügt.“

„Nun?“

„Nun wohl, geht querfeldein, und erblickt Ihr eine große weiße Mauer, welche einen Winkel auf der Straße bildet, ſo haltet an und verbergt Euch in der Umgegend. Ich werde Euch dort wiederfinden.“

„Verſtanden,“ antworteten gleichzeitig Jean Taureau und Touſſaint-Louverture.

„Gut! auf baldiges Wiederſehen alſo?“

„Auf baldiges Wiederſehen, Herr Salvator.“

Die zwei Mohicaner gingen ab.

Salvator kehrte zum General Lebaſtard de Prémont und zu Juſtin zurück, die er, wie geſagt, im Wagen gelaſſen hatte.

Man nahm wieder den Weg, auf welchem man bis Chatillon gefahren war, und man kam auf die Landſtraße von Fontainebleau zu der Stelle, wo ein abhängiger Weg nach dem Pont Godeau und von da nach dem Schloſſe Viry führt.

Das geübte Auge von Salvator erkannte zwei der Finsterniß schleichende Schatten: es waren arthélemy Lelong und Toussaint-Louverture.

Man folgte dem abhängigen Wege, man kam m Pont Godeau, und man erblickte von fern die eiße Mauer, welche bei Nacht ein durch die Ebene ufender Fluß zu sein schien.

Man stieg aus, man brachte den Wagen in eine aumgruppe, die sich unmittelbar bei der Landstraße hob, und aus der die Natur ausdrücklich für die n Umstand einen ungeheuren Schoppen gemacht zu iben schien; man ermahnte zur Stille Jacques Ber- ird, der ganz stolz darauf war, an dem geheimniß- llen Ereignisse, das sich vorbereitete, Theil zu iben.

Als der Wagen untergebracht war, schlug man, itt beständig dem nach Viry führenden Vicinal- ege zu folgen, — Salvator an der Spitze, hinter m Justin, dem der General folgte, — einen klei- n Fußpfad ein, der zur Mauer des Schlosses hrte.

Man rückte vor per amica silentia lunae, wie irgil sagt, in einer der letzten Frühlingsnächte oder elmehr in einer der ersten Sommernächte. Die ift war lau, der Himmel voll Sturm, und jeden ugenblick spielte der falbe Mond, der, wie wir gesagt ben, den Reisenden seine befreundete Stille lieh, erstecken, wie es die Kinder hinter einem Baume un, — bald sich unter einer schwarzen Wolke ver- leiernd, bald wiedererscheinend und sich aufs Neue rschleiernd.

Sie kamen so alle Drei zu dem uns bekannten

Gitter; sie zogen sich gegen rechts und gelangten an den Ort der Mauer, wo Justin hinüberzusteigen pflegte. Hier bezeichnete man dem General das Manoeuvre, das zu vollführen war. Salvator stellte sich an die Mauer und machte die Leiter. Justin gab das Beispiel, indem er zuerst hinaufstieg und auf die andere Seite der Mauer mit einer Behendigkeit sprang, welche bewies, wie sehr er mit dieser Uebung vertraut war; der General folgte ihm, und obschon er fünfzehn Jahre älter als Justin, blieb er doch an Geschicklichkeit und Leichtigkeit nicht zurück.

Roland glaubte, nun sei die Reihe an ihm; er schickte sich seinerseits an, seinen Anlauf zu nehmen, als er durch einen Wink seines Herrn zurückgehalten wurde. Dieser hatte die zwei Gefährten nicht vergessen, welche im Vorsprunge gewesen waren, die er aber, Dank sei es der Peitsche von Jacques Bernard, zurückgelassen hatte und nun an der Ecke der Mauer erwarten wollte.

Er war hier nicht fünf Minuten, als er Jean Taureau und Toussaint-Louverture erblickte, deren Schatten sich am Horizont wie Riesensilhouetten zu zeichnen anfingen. Die Erscheinung war um so fantastischer, als man sie herbeikommen sah, ohne das Geräusch ihrer Tritte zu hören.

Sie kamen so zu Salvator, der nun erst bemerkte, sie gehen barfuß.

„Bravo!“ sagte er leise; „ich erwartete Euch.“

„Hier sind wir!“ antworteten die zwei Männer.

„Folgt mir.“

Der Zimmermann und der Kohlenbrenner gehorchten.

Bei dem Orte der Mauer angelangt, wo Juſtin und der General übergeſtiegen waren, blieb Salvator ſtehen.

„Es iſt hier!“ ſagte er.

„Ah! ah!“ erwiederte Jean Taureau, „es handelt ſich darum, auf die andere Seite zu paſſiren, wie es ſcheint.“

„Oh! mein Gott, ja, und man wird Euch zeigen, wie das gemacht wird, Freund Jean Taureau,“ ſagte Salvator. „Hier, Roland!“

Roland kam zu ſeinem Herrn und richtete ſich ſelbſt auf ſeinen Hinterpfoten an der Mauer auf.

Salvator hob den Hund bis zur Höhe der Mauer empor; dieſer hing ſich an die Kappe mit ſeinen Vorderklauen an und ſprang, ſich mit ſeinen Hinterklauen unterſtützend, in den Park. Salvator ſchwang ſich empor, ergriff die Mauerkappe mit der Hand, und er hob ſich, mit der Stärke des Fauſtgelenkes, langſam und durch eine geſchickte Gymnaſtik.

In einer Secunde war er rittlings auf dem Steinkamme.

„Nun iſt es an Euch!“ ſagte er.

Die zwei Männer ſchauten den Wall an, der vor ihnen emporragte.

„Teufel! Teufel!“ machte Jean Taureau.

„Wie Du, ein Zimmermann, Meiſter über Meiſter, Meiſter über Alle . . .!“

„Ei! hat Touſſaint-Louverture nicht bange, ich rücke ihn platt, und will er mir als Leiter dienen, ſo kann das wohl gehen,“ erwiederte Jean Taureau.

„Ich habe nicht bange!“ erwiederte Touſſaint-Louverture.

„Ich bin hundertfünfzig Kilogramme schwer, das muß ich Dir zum Voraus bemerken, Toussaint," sagte Barthélemy Lelong.

„Das ist etwas mehr als zwei Kohlensäcke," antwortete Toussaint, „und man hat wohl bis drei getragen. Doch ich . . .?"

„Oh! bin ich einmal oben, so bekümmere Dich um nichts."

„Steige also!" sagte Toussaint.

Der Kohlenbrenner leistete Jean Taureau den Dienst, den Salvator eine Viertelstunde vorher Justin und dem General geleistet hatte.

In einigen Secunden saß Jean Taureau auf dem Gipfel Salvator gegenüber. Es war Zeit, so kurz die Aufsteigung gedauert hatte, Toussaint fing an sich unter dem Gewichte des Riesen zu biegen.

„So!" sagte er.

Und er zog aus seiner Tasche das Paquet Stride, und brachte am Ende eine Art von Schleife an.

„Faß das an, und zwar solid!" sagte er zu Toussaint.

Toussaint gehorchte dem Befehle und packte den Strick.

„Hältst Du?" fragte Jean Taureau.

„Ja."

„Aber fest?"

„Fest, sei ruhig."

„Dann aufgezogen!" sprach Jean Taureau.

Und er zog mit einer Hand Toussaint an sich, packte ihn mit der andern Hand beim Kragen seines Sammetwammses, und brachte ihn auf das Niveau

er Mauerk . . , wie er es mit einem Kinde ge-
han hätte.

Hier angelangt, wollte sich Toussaint mit beiden
händen an der Mauerkappe anklammern.

„Oh! es ist nicht der Mühe werth," sagte Jean
Taureau.

Und er nahm den Kohlenbrenner unter den Bei-
en mit der andern Hand, hob ihn über den Kamm
er Mauer, gab ihm seine, einen Augenblick für die
orizontale verlassene, senkrechte Lage wieder und
ieß ihn in den Park fallen.

Dann schickte er sich an, dasselbe zu thun, und
agte:

„Nun ist die Reihe an mir."

Aber Salvator legte ihm die Hand auf den
Schenkel wie ein Mensch, der Stillschweigen verlangt,
nd flüsterte:

„Horch!"

„Was?"

„St!"

Man hörte in der Ferne den Galopp eines
Pferdes.

Dieser Galopp kam immer näher.

Sodann hörte man ein Gewieher.

Kam dies von dem galoppirenden Pferde, oder
von den zwei Rossen, welche am Wagen angespannt
varteten? Das konnte Salvator nicht unterscheiden;
der Schatten des Pferdes und der des Reiters fingen
in gerade auf der Höhe der Baumgruppe zu er-
cheinen, wo der Wagen verborgen war.

Der Reiter näherte sich rasch.

„Zu Boden, Jean Taureau! zu Boden!“ rief Salvator.

Jean Taureau ließ sich mehr fallen, als daß er sprang.

Wie er es schon einmal gethan hatte, warf sich Salvator in das Innere des Parkes zurück, ohne die Mauerkappe zu verlassen.

Dann hob er sich mit den Kräften seiner Hände auf und legte seine Augen an die Höhe der Kappe.

Der Reiter kam in seinen Mantel gehüllt vorüber.

Trotz des Mantels erkannte Salvator Lorédan von Valgeneuse.

„Er ist es,“ sagte er.

Und er sprang leicht zu Boden, während Roland ein dumpfes Geknurre vernehmen ließ.

„Vorwärts!“ sagte Salvator, „es ist keine Zeit zu verlieren, wenn wir überhaupt nicht schon zu viel Zeit verloren haben!“

Salvator eilte durch den Park; die zwei Männer folgten ihm.

XIII.

Die Nacht eines Commissionärs.

Wo befanden sich Justin und Mina? Das war die Frage.

An den Tagen, wo Mina Justin erwartete, hielt sie sich bei der Bank auf, wo Salvator zum ersten Male das Mädchen gesehen hatte; doch es hatte sich

och kein Umstand geboten, wo Justin an einem Tage am, an welchem er nicht erwartet wurde: wenn sie ich verließen, verabredeten die jungen Leute ihr ächstes Rendez-vous.

Salvator lief nach der Seite des Schlosses. Der General, der mit Justin herabgestiegen war, war die sem gefolgt.

Sagen wir, Salvator lief, so irren wir uns: man konnte unmöglich laufen in diesem Parke, wo Alles Gestrüppe, Dornen, Nesseln, hohes Gras war; wo die Hand des Menschen in Jahren nicht durchgekommen zu sein schien, in diesem Parke, der, zum Täuschen, an den Urwald der Rue d'Enfer erinnerte.

Roland neigte sich, mi tdumpfem Stöhnen, gegen die Dickung, wo das Grab des Kindes war; Salvator aber, während er sich einen Weg durch das Gestrüppe bahnte, hielt den Hund bei sich zurück.

Man kam an das Ufer des Teiches.

Hier blieben Jean Taureau und Toussaint-Louverture einen Augenblick stehen; Salvator suchte mit den Augen die Ursache dieses Zögerns.

Und, in der That, was die zwei Männer aufgehalten hatte, waren die mythologischen Bilder, in Bewegung gesetzt durch das Kommen und Gehen des Mondes, diese Bilder, die sich von ihren Basen loszumachen und die Verletzer ihrer Domänen angreifen zu wollen schienen.

Roland erkannte vollkommen den Teich, und er wollte sich aufs Neue niedertauchen; Salvator hielt ihn aber zurück.

„Später! später, Roland!" flüsterte er ihm zu: „heute haben wir etwas Anderes zu thun."

Von hier aus konnte man alle Fenſter der alten Façade ſehen. Keines von dieſen Fenſtern war erleuchtet.

Salvator horchte: es ſchien ihm, er höre, — in einer der, welcher er gefolgt war, ganz entgegengeſetzten Richtung, — die Stimme von Juſtin, der Mina rief.

„Der Unkluge!“ ſagte er. „Freilich weiß er nicht . . .“

Und er fing an in der Richtung der Stimme zu laufen, indem er zu den zwei Männern ſagte:

„Kehret dahin zurück, woher wir kommen, und was auch geſchehen mag, wie dies verabredet iſt, rührt Euch nicht, wenn ich Euch nicht rufe.“

Die zwei Männer hatten ſich orientirt: ſie ſchlugen den Weg wieder ein, dem ſie gefolgt waren.

Salvator und Roland umgingen den Teich; ſie wählten, um dieſe krumme Linie zu beſchreiben, den dunkelſten Kreis, das heißt das Ufer zunächſt beim Walde.

Roland lief voran; man hätte glauben ſollen, er errathe, was ſein Herr ſuche.

Der Hund und der Menſch kamen in eine der Queralleen des Parkes in dem Augenblicke, wo ſich Juſtin und Mina einander in die Arme warfen.

Die erſte Perſon, welche Mina, als ſie die Augen umherlaufen ließ, erblickte, war der General. Sie ſtieß einen kleinen Schreckensſchrei aus.

„Sei ohne Furcht, liebes Kind,“ ſagte Juſtin; „es iſt ein Freund.“

Zu gleicher Zeit erſchienen von der andern Seite Salvator und Roland.

„Geſcht e! ge e!“ ſagte Salvator; „es ſt keine Minute zu ve .

„Was geſchieht denn? fragte Mina ein wenig rſchrocken.

„Es geſchieht, meine liebe Mina, daß wir Sie ntführen.“

„Mina? . . .“ murmelte der General. „Das ſt der Name meiner Tochter?“

Und er ging mit ausgeſtreckten Armen auf Mina zu.

Salvator ließ ihm aber nicht Zeit, ein Wort mit em Kinde zu wechſeln.

„Stille und Eile!“ ſagte er. „Sie werden ſich m Wagen Alles erzählen, was Sie ſich zu erzählen aben. In zwei Tagen und zwei Nächten haben Sie ohl Zeit hiezu!“

Und unterſtützt von Juſtin zog er Mina nach em Orte der Mauer fort, wo man ſie mußte hin- iberſteigen laſſen.

„Steigen Sie, Juſtin!“ ſagte Salvator.

„Aber meine arme Mina?“ fragte Juſtin.

„Steigen Sie!“ wiederholte Salvator; „ich ſage hnen, es iſt keine Minute zu verlieren.“

Juſtin gehorchte.

„Leben Sie wohl, Herr Salvator! Gott befohlen, mein beſter Freund!“ flüſterte das Mädchen, indem s ſeine weiße Stirne dem jungen Manne darbot.

„Gott befohlen, meine Schweſter!“ antwortete Salvator.

Und er drückte ſeine Lippen auf ihre Stirne.

„Ah! mir auch,“ ſagte der General. „Einen uß, mein Kind!“

Die Lippen des Generals nahmen den Platz der Lippen von Salvator ein; dann streckte er die Hand über dem Haupte von Mina aus und sprach mit einer Stimme voller Thränen:

„Sei glücklich, Kind! ein Vater, der seine Tochter seit fünfzehn Jahren nicht gesehen hat, segnet Dich . . . Gott befohlen!“

„Vorwärts! vorwärts!“ sagte Salvator, „jede Minute hat den Werth einer Stunde, jede Stunde den Preis eines Tages!“

„Ich warte!“ sprach Justin, der schon rittlings auf dem Kamme der Mauer saß.

„Gut!“ sagte Salvator, und mit einem Sprunge nahm er seinen Platz ihm gegenüber.

„Nehmen Sie nun,“ sagte er zum General, „nehmen Sie nun das Kind in Ihre Arme und heben Sie es bis zu uns empor.“

Der General hob Mina in die Höhe, wie Milon von Kroton ein Lamm emporgehoben hätte; sodann, indem er sie auf der Fläche seiner ausgestreckten Hände hielt, brachte er sie ganz nahe an die Mauer. Sobald Mina im Bereiche der zwei jungen Leute war, umschlang jeder von ihnen ihren Leib mit einem Arme, während der General, die Hand unter ihren vereinigten Füßen durchschiebend, die Aufsteigung unterstützte.

Als Mina auf der Mauerkappe saß, sagte Salvator:

„Und nun steigen Sie hinab, Justin.“

Justin sprang auf den Weg.

„Treten Sie nahe an die Mauer,“ fuhr Salva-

tor fort; „stützen Sie sich mit dem Kopfe und mit beiden Händen daran . . . So ist es gut!"

Dann fügte er gegen Mina bei, indem er sie aufhob und sich umdrehen ließ:

„Mein Kind, stellen Sie jeden von Ihren Füßen auf eine von den Schultern von Justin."

Das Mädchen vollführte die vorgeschriebene Bewegung.

„Biegen Sie sich auf Ihren Knieen, Justin."

Justin bog sich auf seinen Knieen.

„Ein wenig mehr."

Justin bog sich noch mehr.

„Knieen Sie nieder."

Justin kniete nieder.

„Nun sind Sie gerettet," sprach Salvator, indem er die zwei Hände von Mina losließ.

„Noch nicht!" rief eine Stimme.

Und der Knall eines Feuergewehrs wurde hörbar.

Zu gleicher Zeit, als die Stimme rief: „Noch nicht!" und der Schuß ertönte, sprang Mina, die nur noch zwei Fuß vom Boden war, leicht auf den Rasen, den die Mauer begränzte.

Den Pistolenschuß hörend und die Stimme von Herrn von Valgeneuse erkennend, stieß das Mädchen einen Schrei aus.

„Rettet Euch! und glückliche Reise!" rief Salvator, von der Mauer in den Park springend.

Der General war schon nach der Seite gestürzt, wo er die Flamme gesehen hatte.

„Zurück, General!" sagte Salvator, indem er Herrn Lebastard de Prémont mit Gewalt auf die

Seite ſchob, um ſelbſt zu paſſiren; „das iſt meine Sache.“

Der General machte ihm Platz.

Salvator eilte nach dem Orte, von wo der Schuß ausgegangen war, und fand ſich von Angeſicht zu Angeſicht Herrn von Valgeneuſe gegenüber.

„Ah! ich habe Dich ein erſtes Mal gefehlt,“ rief dieſer; „doch mit dieſem Schuſſe werde ich Dich nicht fehlen.“

Und er ſenkte den Lauf ſeiner Piſtole, daß ſie beinahe die Bruſt von Salvator berührte. Noch eine Secunde, der Drücker bewegte ſich und der junge Mann war todt; doch in dieſem Augenblicke ſtürzte ein Thier, ſpringend wie ein Tiger herbei, und packte den Grafen bei der Gurgel: es war Roland, der ſeinem Herrn zu Hülfe gekommen.

In ſeinem Laufe hob er die Hand empor, welche die Piſtole hielt, und der Schuß ging in die Luft.

„Ah! bei meiner Treue, mein lieber Herr Lorédan,“ ſagte Salvator, „wiſſen Sie, daß wenig gefehlt hat, und Sie hätten Ihren Vetter getödtet?...“

Unter dem Stoße, den ihm Roland gegeben, war der Graf von Valgeneuſe rückwärts gefallen, und er hatte fallend die Piſtole losgelaſſen.

Roland ließ ſeine Gurgel nicht los.

„Ei! mein Herr,“ ſagte der Graf ſich ſträubend, „werden Sie mich durch dieſen Hund erwürgen laſſen?“

„Roland,“ rief Salvator, „hier! . . . herbei!“

Der Hund ließ zu ſeinem großen Leide den Grafen los und ſetzte ſich knurrend wieder zu ſeinem Herrn.

erhob sie auf sein Knie, und während
htete, zog er ein Stilet aus seiner Tasche;
ei es einem neuen Zwischenfalle, hatte
jt Zeit, sich der Waffe zu bedienen, die
gerufen: zu seiner Rechten war Jean
seiner Linken Toussaint-Louverture.
ator zu Roland sprechend rief: „Hier!
i glaubten die zwei Männer das verab-
l zu hören, und liefen hinzu. Man er-
aß ihnen Salvator empfohlen hatte, zu
n er: „Herbei!“ rufen würde.
ureau, der beim Mondscheine die Waffe
von Lorédan glänzen sah, packte diese
Faustgelenke und drückte den Arm des
stalt, daß man die Knochenfügung kra-

agte Jean Taureau, „lassen Sie dieses
das Ihnen zu nichts dienen kann.“
erdoppelte seinen Druck.
n eisernen Muskeln des Zimmermanns,
Faustgelenke zermalmte, stieß Herr von
inen Schrei aus ungefähr ähnlich dem,
irmer Sünder, den man auf die Folter
ßen muß; seine Finger waren gezwun-
öffnen und das Stilet loszulassen, das
ßen fiel.
, Toussaint,“ sagte Barthélemy Lelong;
ns dazu dienen, unsere Pfeifen auszu-

bückte sich und hob das Stilet auf.
ben wir nun,“ fragte Jean Taureau,

„Ich bin hundertfünfzig Kilogramme schwer, das muß ich Dir zum Voraus bemerken, Toussaint," sagte Barthélemy Lelong.

„Das ist etwas mehr als zwei Kohlensäcke," antwortete Toussaint, „und man hat wohl bis drei getragen. Doch ich . . .?"

„Oh! bin ich einmal oben, so bekümmere Dich um nichts."

„Steige also!" sagte Toussaint.

Der Kohlenbrenner leistete Jean Taureau den Dienst, den Salvator eine Viertelstunde vorher Justin und dem General geleistet hatte.

In einigen Secunden saß Jean Taureau auf dem Gipfel Salvator gegenüber. Es war Zeit, so kurz die Aufsteigung gedauert hatte, Toussaint fing an sich unter dem Gewichte des Riesen zu biegen.

„So!" sagte er.

Und er zog aus seiner Tasche das Paquet Stricke, und brachte am Ende eine Art von Schleife an.

„Faß das an, und zwar solid!" sagte er zu Toussaint.

Toussaint gehorchte dem Befehle und packte den Strick.

„Hältst Du?" fragte Jean Taureau.

„Ja."

„Aber fest?"

„Fest, sei ruhig."

„Dann aufgezogen!" sprach Jean Taureau.

Und er zog mit einer Hand Toussaint an sich, packte ihn mit der andern Hand beim Kragen seines Sammetwammses, und brachte ihn auf das Niveau

er Mauerkappe, wie er es mit einem Kinde ge-
han hätte.

Hier angelangt, wollte sich Toussaint mit beiden
händen an der Mauerkappe anklammern.

„Oh! es ist nicht der Mühe werth," sagte Jean
Laureau.

Und er nahm den Kohlenbrenner unter den Bei-
en mit der andern Hand, hob ihn über den Kamm
er Mauer, gab ihm seine, einen Augenblick für die
orizontale verlassene, senkrechte Lage wieder und
ließ ihn in den Park fallen.

Dann schickte er sich an, dasselbe zu thun, und
agte:

„Nun ist die Reihe an mir."

Aber Salvator legte ihm die Hand auf den
Schenkel wie ein Mensch, der Stillschweigen verlangt,
nd flüsterte:

„Horch!"

„Was?"

„St!"

Man hörte in der Ferne den Galopp eines
Pferdes.

Dieser Galopp kam immer näher.

Sodann hörte man ein Gewieher.

Kam dies von dem galoppirenden Pferde, oder
on den zwei Rossen, welche am Wagen angespannt
arteten? Das konnte Salvator nicht unterscheiden;
er Schatten des Pferdes und der des Reiters fingen
n gerade auf der Höhe der Baumgruppe zu er-
cheinen, wo der Wagen verborgen war.

Der Reiter näherte sich rasch.

„Zu Boden, Jean Taureau! zu Boden!“ rief Salvator.

Jean Taureau ließ sich mehr fallen, als daß er sprang.

Wie er es schon einmal gethan hatte, warf sich Salvator in das Innere des Parkes zurück, ohne die Mauerkappe zu verlassen.

Dann hob er sich mit den Kräften seiner Hände auf und legte seine Augen an die Höhe der Kappe.

Der Reiter kam in seinen Mantel gehüllt vorüber.

Trotz des Mantels erkannte Salvator Lorédan von Valgeneuse.

„Er ist es,“ sagte er.

Und er sprang leicht zu Boden, während Roland ein dumpfes Geknurre vernehmen ließ.

„Vorwärts!“ sagte Salvator, „es ist keine Zeit zu verlieren, wenn wir überhaupt nicht schon zu viel Zeit verloren haben!“

Salvator eilte durch den Park; die zwei Männer folgten ihm.

XIII.

Die Nacht eines Commissionärs.

Wo befanden sich Justin und Mina? Das war die Frage.

An den Tagen, wo Mina Justin erwartete, hielt e sich bei der Bank auf, wo Salvator zum ersten ale das Mädchen gesehen hatte; doch es hatte sich

noch kein Umstand geboten, wo Justin an einem Tage kam, an welchem er nicht erwartet wurde: wenn sie sich verließen, verabredeten die jungen Leute ihr nächstes Rendez-vous.

Salvator lief nach der Seite des Schlosses. Der General, der mit Justin herabgestiegen war, war diesem gefolgt.

Sagen wir, Salvator lief, so irren wir uns: man konnte unmöglich laufen in diesem Parke, wo Alles Gestrüppe, Dornen, Nesseln, hohes Gras war; wo die Hand des Menschen in Jahren nicht durchgekommen zu sein schien, in diesem Parke, der, zum Täuschen, an den Urwald der Rue d'Enfer erinnerte.

Roland neigte sich, mit dumpfem Stöhnen, gegen die Dickung, wo das Grab des Kindes war; Salvator aber, während er sich einen Weg durch das Gestrüppe bahnte, hielt den Hund bei sich zurück.

Man kam an das Ufer des Teiches.

Hier blieben Jean Taureau und Toussaint-Louverture einen Augenblick stehen; Salvator suchte mit den Augen die Ursache dieses Zögerns.

Und, in der That, was die zwei Männer aufgehalten hatte, waren die mythologischen Bilder, in Bewegung gesetzt durch das Kommen und Gehen des Mondes, diese Bilder, die sich von ihren Basen loszumachen und die Verletzer ihrer Domänen angreifen zu wollen schienen.

Roland erkannte vollkommen den Teich, und er wollte sich aufs Neue niedertauchen; Salvator hielt ihn aber zurück.

„Später! später, Roland!" flüsterte er ihm zu; „heute haben wir etwas Anderes zu thun."

Von hier aus konnte man alle Fenſter der alten Façade ſehen. Keines von dieſen Fenſtern war erleuchtet.

Salvator horchte: es ſchien ihm, er höre, — in einer der, welcher er gefolgt war, ganz entgegengeſetzten Richtung, — die Stimme von Juſtin, der Mina rief.

„Der Unkluge!“ ſagte er. „Freilich weiß er nicht . . .“

Und er fing an in der Richtung der Stimme zu laufen, indem er zu den zwei Männern ſagte:

„Kehret dahin zurück, woher wir kommen, und was auch geſchehen mag, wie dies verabredet iſt, rührt Euch nicht, wenn ich Euch nicht rufe.“

Die zwei Männer hatten ſich orientirt: ſie ſchlugen den Weg wieder ein, dem ſie gefolgt waren.

Salvator und Roland umgingen den Teich; ſie wählten, um dieſe krumme Linie zu beſchreiben, den dunkelſten Kreis, das heißt das Ufer zunächſt beim Walde.

Roland lief voran; man hätte glauben ſollen, er errathe, was ſein Herr ſuche.

Der Hund und der Menſch kamen in eine der Queralleen des Parkes in dem Augenblicke, wo ſich Juſtin und Mina einander in die Arme warfen.

Die erſte Perſon, welche Mina, als ſie die Augen umherlaufen ließ, erblickte, war der General. Sie ſtieß einen kleinen Schreckensſchrei aus.

„Sei ohne Furcht, liebes Kind,“ ſagte Juſtin; „es iſt ein Freund.“

Zu gleicher Zeit erſchienen von der andern Seite Salvator und Roland.

Geſchwinde! geſchwinde!" ſagte Salvator; „es
ne Minute zu verlieren."
„Was geſchieht denn?" fragte Mina ein wenig
rocken.
„Es geſchieht, meine liebe Mina, daß wir Sie
führen."
„Mina? . . ." murmelte der General. „Das
der Name meiner Tochter?"
Und er ging mit ausgeſtreckten Armen auf
na zu.
Salvator ließ ihm aber nicht Zeit, ein Wort mit
i Kinde zu wechſeln.
„Stille und Eile!" ſagte er. „Sie werden ſich
Wagen Alles erzählen, was Sie ſich zu erzählen
en. In zwei Tagen und zwei Nächten haben Sie
)l Zeit hiezu!"
Und unterſtützt von Juſtin zog er Mina nach
i Orte der Mauer fort, wo man ſie mußte hin-
rſteigen laſſen.
„Steigen Sie, Juſtin!" ſagte Salvator.
„Aber meine arme Mina?" fragte Juſtin.
„Steigen Sie!" wiederholte Salvator; „ich ſage
ien, es iſt keine Minute zu verlieren."
Juſtin gehorchte.
„Leben Sie wohl, Herr Salvator! Gott befohlen,
n beſter Freund!" flüſterte das Mädchen, indem
ſeine weiße Stirne dem jungen Manne darbot.
„Gott befohlen, meine Schweſter!" antwortete
lvator.
Und er drückte ſeine Lippen auf ihre Stirne.
„Ah! mir auch," ſagte der General. „Einen
), mein Kind!"

Die Lippen des Generals nahmen den Platz der Lippen von Salvator ein; dann streckte er die Hand über dem Haupte von Mina aus und sprach mit einer Stimme voller Thränen:

„Sei glücklich, Kind! ein Vater, der seine Tochter seit fünfzehn Jahren nicht gesehen hat, segnet Dich . . . Gott befohlen!"

„Vorwärts! vorwärts!" sagte Salvator, „jede Minute hat den Werth einer Stunde, jede Stunde den Preis eines Tages!"

„Ich warte!" sprach Justin, der schon rittlings auf dem Kamme der Mauer saß.

„Gut!" sagte Salvator, und mit einem Sprunge nahm er seinen Platz ihm gegenüber.

„Nehmen Sie nun," sagte er zum General, „nehmen Sie nun das Kind in Ihre Arme und heben Sie es bis zu uns empor."

Der General hob Mina in die Höhe, wie Milon von Kroton ein Lamm emporgehoben hätte; sodann, indem er sie auf der Fläche seiner ausgestreckten Hände hielt, brachte er sie ganz nahe an die Mauer. Sobald Mina im Bereiche der zwei jungen Leute war, umschlang jeder von ihnen ihren Leib mit einem Arme, während der General, die Hand unter ihren vereinigten Füßen durchschiebend, die Aufsteigung unterstützte.

Als Mina auf der Mauerkappe saß, sagte Salvator:

„Und nun steigen Sie hinab, Justin."

Justin sprang auf den Weg.

„Treten Sie nahe an die Mauer," fuhr Salva-

tor fort; „stützen Sie sich mit dem Kopfe und mit beiden Händen daran . . . So ist es gut!"

Dann fügte er gegen Mina bei, indem er sie aufhob und sich umdrehen ließ:

„Mein Kind, stellen Sie jeden von Ihren Füßen auf eine von den Schultern von Justin."

Das Mädchen vollführte die vorgeschriebene Bewegung.

„Biegen Sie sich auf Ihren Knieen, Justin."

Justin bog sich auf seinen Knieen.

„Ein wenig mehr."

Justin bog sich noch mehr.

„Knieen Sie nieder."

Justin kniete nieder.

„Nun sind Sie gerettet," sprach Salvator, indem er die zwei Hände von Mina losließ.

„Noch nicht!" rief eine Stimme.

Und der Knall eines Feuergewehrs wurde hörbar.

Zu gleicher Zeit, als die Stimme rief: „Noch nicht!" und der Schuß ertönte, sprang Mina, die nur noch zwei Fuß vom Boden war, leicht auf den Rasen, den die Mauer begränzte.

Den Pistolenschuß hörend und die Stimme von Herrn von Valgeneuse erkennend, stieß das Mädchen einen Schrei aus.

„Rettet Euch! und glückliche Reise!" rief Salvator, von der Mauer in den Park springend.

Der General war schon nach der Seite gestürzt, wo er die Flamme gesehen hatte.

„Zurück, General!" sagte Salvator, indem er Herrn Lebastard de Prémont mit Gewalt auf die

Seite schob, um selbst zu passiren; „das ist meine Sache.“

Der General machte ihm Platz.

Salvator eilte nach dem Orte, von wo der Schuß ausgegangen war, und fand sich von Angesicht zu Angesicht Herrn von Valgeneuse gegenüber.

„Ah! ich habe Dich ein erstes Mal gefehlt,“ rief dieser; „doch mit diesem Schusse werde ich Dich nicht fehlen.“

Und er senkte den Lauf seiner Pistole, daß sie beinahe die Brust von Salvator berührte. Noch eine Secunde, der Drücker bewegte sich und der junge Mann war todt; doch in diesem Augenblicke stürzte ein Thier, springend wie ein Tiger herbei, und packte den Grafen bei der Gurgel: es war Roland, der seinem Herrn zu Hülfe gekommen.

In seinem Laufe hob er die Hand empor, welche die Pistole hielt, und der Schuß ging in die Luft.

„Ah! bei meiner Treue, mein lieber Herr Lorédan,“ sagte Salvator, „wissen Sie, daß wenig gefehlt hat, und Sie hätten Ihren Vetter getödtet?...“

Unter dem Stoße, den ihm Roland gegeben, war der Graf von Valgeneuse rückwärts gefallen, und er hatte fallend die Pistole losgelassen.

Roland ließ seine Gurgel nicht los.

„Ei! mein Herr,“ sagte der Graf sich sträubend, „werden Sie mich durch diesen Hund erwürgen lassen?“

„Roland,“ rief Salvator, „hier! . . . herbei!“

Der Hund ließ zu seinem großen Leide den Grafen los und setzte sich knurrend wieder zu seinem Herrn.

an erhob sich auf sein Knie, und während
ichtete, zog er ein Stilet aus seiner Tasche;
nk sei es einem neuen Zwischenfalle, hatte
nicht Zeit, sich der Waffe zu bedienen, die
ilfe gerufen: zu seiner Rechten war Jean
zu seiner Linken Toussaint-Louverture.
Salvator zu Roland sprechend rief: „Hier!
' da glaubten die zwei Männer das verab-
gnal zu hören, und liefen hinzu. Man er-
, daß ihnen Salvator empfohlen hatte, zu
wenn er: „Herbei!“ rufen würde.
Taureau, der beim Mondscheine die Waffe
and von Lorédan glänzen sah, packte diese
im Faustgelenke und drückte den Arm des
ergestalt, daß man die Knochenfügung kra-
.
,“ sagte Jean Taureau, „lassen Sie dieses
s, das Ihnen zu nichts dienen kann.“
r verdoppelte seinen Druck.
den eisernen Muskeln des Zimmermanns,
as Faustgelenke zermalmte, stieß Herr von
e einen Schrei aus ungefähr ähnlich dem,
in armer Sünder, den man auf die Folter
sstoßen muß; seine Finger waren gezwun-
zu öffnen und das Stilet loszulassen, das
Füßen fiel.
auf, Toussaint,“ sagte Barthélemy Lelong;
uns dazu dienen, unsere Pfeifen auszu-

aint bückte sich und hob das Stilet auf.
haben wir nun,“ fragte Jean Taureau,

ſich an Salvator wendend, „was haben wir nun mit dem Herrn Grafen zu thun?“

„Ei!“ antwortete Salvator mit derſelben Ruhe, „legt ihm Euer Sacktuch auf den Mund und bindet ihm die Hände und die Füße mit den Stricken, die Ihr in Eurer Taſche habt.“

Touſſaint-Louverture zog ſein Sacktuch aus ſeiner Taſche, und Jean Taureau die Stricke aus der ſeinigen.

Während dieſer Operation war Jean Taureau genöthigt, die Hand des Grafen loszulaſſen; in der Hoffnung, zu entkommen, benützte dieſer den Augenblick der Freiheit, den man ihm ließ, machte einen Seitenſprung und ſchrie:

„Zu Hülfe!“

Doch ſich gegenüber fand er den General, der ſich bis dahin ſtumm und unbeweglich verhalten hatte, — ein Zuſchauer deſſen, was vorging.

„Mein Herr,“ ſprach der General, den Lauf einer Piſtole in der Höhe der Stirne von Lorédan ausſtreckend, „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, machen Sie eine einzige Bewegung, um zu entwiſchen, geben Sie einen einzigen Schrei von ſich, um dadurch zu Hülfe zu rufen, ſo zerſchmettere ich Ihnen den Schädel wie einem tollen Hunde.“

„Ich habe es alſo mit einer Räuberbande zu thun?“ ſagte Herr von Valgeneuſe.

„Nein,“ erwiederte Salvator, „Sie haben es mit Ehrenmännern zu thun, welche geſchworen, Ihren Händen das Mädchen zu entreißen, das Sie ſchändlicher Weiſe entführt haben.“

Und er winkte Touſſaint-Louverture und Jean Lelong und ſagte:

„Auf, das Sacktuch! auf, die Stricke; nur legt das Sacktuch ſo an, daß der Gefangene nicht erſtickt, und bindet die Stricke gerade nur ſo, daß er ſich weder ſeiner Hände, noch ſeiner Füße bedienen kann. Ich komme in einem Augenblicke zurück.“

„Bedürfen Sie meiner, mein Herr?“ fragte der General.

„Nein, bleiben Sie und leiten Sie die Operation.“

Der General nickte beiſtimmend mit dem Kopfe, und Salvator verſchwand.

Mit einer wunderbaren Geſchicklichkeit legte Touſſaint-Louverture das Sacktuch um den Mund des Grafen, während ihn Jean Taureau vom Kopfe bis zu den Füßen zuſammenſchnürte und das Ende des Strickes mit dem Knoten des Sacktuches verknüpfte.

Herr Lebaſtard de Prémont ſchaute mit gekreuzten Armen zu.

Nach zehn Minuten hörte man den Tritt eines Pferdes gedämpft durch das hohe Gras der Allée und Salvator erſchien, mit einer Hand am Zügel das Roß des Grafen, mit der andern ein Brecheiſen haltend.

„Es iſt geſchehen, Herr,“ ſagte Jean Taureau, „und zwar wohl geſchehen, dafür ſtehe ich Ihnen.“

„Ich bezweifle es nicht,“ erwiederte Salvator. „Während wir nun den Herrn auf ſeinem Pferde feſtſetzen, nimm dieſes Brecheiſen und öffne das Gitter.“

Das Pferd hatte einen Zaum und eine Trenſe; man nahm ihm die Trenſe ab, und mit dem dünnen

ledernen Riemen befestigte man den Grafen auf seinem Pferde.

„So!“ sagte Salvator; „nun vorwärts!“

Toussaint nahm das Pferd beim Zaume, und man ging nach dem Gitter.

Jean Taureau stand, sein Brecheisen wie ein Portier in der Hand haltend, beim geöffneten Gitter.

Salvator trat auf ihn zu und sagte zu ihm:

„Du kennst die Hütte am Rande des Wassers?“

„Die, wo wir vor vierzehn Tagen versammelt waren?“

„Ganz richtig.“

„Wie das Haus meiner Mutter, Herr Salvator.“

„Gut! dort werdet Ihr den Grafen zart niedersetzen.“

„Es ist ein Bett da: er wird dort vortrefflich sein.“

„Ihr werdet ihn scharf bewachen, Toussaint und Du.“

„Scharf . . . abgemacht.“

„Im Schranke sind für zwei Tage Vorräthe an Fleisch, Brod und Wein.“

„Für zwei Tage . . . Wir werden ihn also zwei Tage bewachen?“

„Ja . . . Hat er Hunger, hat er Durst, verlangt er zu essen, so werdet Ihr ihm den Mund frei machen, die Hände losbinden, und ihn essen und trinken lassen.“

„Ganz richtig, Jedermann muß leben.“

„Ein schlechtes Sprüchwort, Jean Taureau, das die Schurken beschützt.“

„Ah! . . . wenn Sie wünschen, daß er nicht lebe, Herr Salvator,“ erwiederte Jean Taureau mit der Geberde eines Menschen, der seinen Daumen auf die

Kehle eines Andern setzt, „so brauchen Sie nur ein Wort zu sagen . . . Sie wissen . . .“

„Unglücklicher!“ rief Salvator, der sich eines Lächelns bei der Idee dieser blinden Ergebenheit nicht erwehren konnte.

„Das ist nicht Ihre Meinung? sprechen wir nicht mehr davon,“ sagte Jean Taureau.

Salvator machte eine Bewegung, um zu der Gruppe zurückzukehren, welche das Pferd, der darauf gebundene junge Mann, Toussaint-Louverture und der General bildeten.

Jean Taureau hielt ihn zurück.

„Ah! Herr Salvator,“ sagte er.

„Was?“

„Wann sollen wir ihn gehen lassen?“

„Uebermorgen um diese Stunde . . . Ihr werdet eben so sehr für das Pferd, als für den Menschen Sorge tragen.“

„Mehr Sorge, Herr Salvator, mehr Sorge,“ antwortete Jean Taureau den Kopf schüttelnd; „denn der Mensch ist offenbar weniger werth, als das Pferd!“

„Um Mitternacht wird das Pferd gesattelt vor der Thüre stehen; Einer von Euch wird die Stricke losbinden; der Andere wird die Thüre öffnen; Ihr laßt den Gefangenen abgehen und wünscht ihm eine glückliche Reise.“

„Sollen wir sodann nach Paris zurückkehren?“

„Ihr kehrt nach Paris zurück, und Du, Jean Taureau, gehst wieder zur Arbeit, als ob nichts geschehen wäre, und sagst Toussaint-Louverture, er soll dasselbe thun.“

„Ist das Alles?“

„Das ist Alles.“

„Eine leichte Arbeit, Herr Salvator!“

„Eine ehrliche, mein lieber Barthélemy. Dein Gewissen kann also ruhig sein.“

„Ah! sobald Sie die Hand dabei haben, Herr Salvator . . .“

„Ich danke, mein Braver!“

„Auf,“ rief Jean Taureau, „vorwärts, Herr Graf!“

„Hü, dada!“ machte Toussaint-Louverture, der mit einer Hand das Pferd streichelte, während er es mit der andern am Gebisse führte.

Jean Taureau that dasselbe seinerseits, und, Herrn von Valgeneuse escortirend, begaben sich die zwei Mohicaner auf den Weg nach der Hütte am Rande des Wassers.

Aus der Ferne gesehen, beim Mondscheine, geknebelt auf seinem Pferde liegend, hatte Herr von Valgeneuse eine gewisse Aehnlichkeit mit Mazeppa.

„Und nun, General,“ sprach Salvator, „lassen Sie uns das Gitter wieder schließen, und beschäftigen wir uns mit Herrn Sarranti.“

Unterstützt vom General, schloß Salvator das Gitter, und als dies geschehen war, rief er Roland.

Roland war, durch eine unbesiegbare Macht nach der Bank hingezogen, verschwunden.

Salvator rief ihm zum zweiten Male mit einer mehr gebieterischen Stimme, indem er ihn nicht mehr Roland, sondern Brasil nannte.

Der Hund erschien traurig heulend; es war klar,

aß man ih... in seinem theuersten Verlangen ent-
egenstand.

„Ja," sagte Salvator, „ja, ich weiß wohl, was
du willst, mein lieber Brasil; doch sei ruhig, wir
verden wieder hierher kommen . . . Zurück, Brasil,
urück!"

Der General schien diese Discussion zwischen
Brasil und Salvator gar nicht bemerkt zu haben; er
ieß den Kopf sinken und folgte maschinenmäßig dem
ungen Manne, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

Als man an der Eiche und der Bank, welche die
Aufmerksamkeit von Brasil so sehr angezogen, vor-
iber war, nahm Salvator den Weg durch die Allee,
velche nach dem Schlosse führte, und ging ebenfalls
tillschweigend.

Nach einigen Schritten wurde dieses Stillschwei-
jen vom General unterbrochen.

„Herr Salvator," sagte er, „Sie können nicht
glauben, welche Gemüthsbewegung mich beim An-
blicke dieses Kindes ergriffen hat."

„Es ist allerdings ein reizendes Geschöpf," ant-
wortete Salvator.

„Ach!" sprach der General, „ich habe auch eine
Tochter, welche von gleichem Alter sein muß . . .
wenn sie noch lebt."

„Wissen Sie nicht, was aus ihr geworden ist?"

„Im Augenblicke meiner Abreise nach Indien
vertraute ich sie wackeren Leuten, von denen ich
Rechenschaft verlangen werde, sobald ich es öffentlich
thun kann. Ist die Stunde gekommen, so werden
wir weiter hievon reden, Herr Salvator."

Salvator verbeugte ſich zum Zeichen der Beiſtimmung.

„Und," fuhr der General fort, „was mich beſonders erſchüttert hat, iſt, daß Sie den Namen Mina ausſprachen."

„Das iſt in der That der Name des Kindes."

„Das iſt auch der Name meiner Tochter," ſagte der General. „Ich möchte wohl meine Mina ſo ſchön und ſo rein als die Ihrige wiederfinden, lieber Herr Salvator."

Und der General ließ ſeinen Kopf wieder auf ſeine Bruſt fallen und verſank in ſein früheres Stillſchweigen, — zum Schweigen durch daſſelbe Gefühl angetrieben, das ihn ſprechen gemacht hatte.

Jeder von den zwei Männern blieb einen Augenblick ſtumm, nur dem Gedanken folgend, der ihn beſchäftigte.

Es war Salvator, der zuerſt das Wort nahm.

„Ich habe nun nur eine Beſorgniß," ſagte er.

„Welche?" fragte maſchinenmäßig der General.

„Dieſes Schloß war nur von drei Perſonen bewohnt: von Mina, Herrn von Valgeneuſe und einer Art von Haushälterin."

„Mina!" murmelte der General, als fände er ein Vergnügen daran, dieſen Namen zu wiederholen.

„Mina iſt mit Juſtin abgegangen; Herr von Valgeneuſe iſt in den Händen von Jean Taureau und Touſſaint-Louverture, — und ſie werden ihn nicht loslaſſen, dafür ſtehe ich; — es bleibt die Haushälterin."

„Nun?" fragte mit etwas mehr Theilnahme der General, denn er ſah ein, Salvator führe ihn zu der An-

gelegenheit zurück, welche sie zu verfolgen im Begriffe waren, nämlich zur Rechtfertigung von Herrn Sarranti.

„Nun," wiederholte Salvator, „war sie nicht eingeschlafen, so mußte sie den Schuß hören, und hat sie ihn gehört, so mußte sie zu allen Teufeln gehen."

„Suchen wir sie auf," sagte der General.

„Zum Glücke haben wir Brasil bei uns; er wird uns sie auffinden helfen."

„Was ist das, Brasil?"

„Es ist mein Hund."

„Ich glaubte, er heiße Roland?"

„Er heißt wirklich Roland, General; doch mein Hund ist wie ich, er hat zwei Namen: einen, den er vor aller Welt trägt, und der seinem gegenwärtigen Leben entspricht; einen andern, der nur mir bekannt ist, und der seinem vergangenen Leben entspricht; denn ich muß Ihnen sagen, Roland hat eine Existenz, welche beinahe so bewegt und so geheimnißvoll als die meinige."

„Bin ich je genug Ihr Freund, mein Herr, um in das Geheimniß dieses Lebens einzutreten . . ." sagte Herr von Prémont.

Und er hielt inne, wohl begreifend, das geringste Drängen mache ihn indiscret.

„Das ist wahrscheinlich, General," erwiederte Salvator, „doch mittlerweile sind es die Mysterien des Lebens von Brasil, um deren Ergründung es sich handelt."

„Das dünkt mir nichts sehr Bequemes, und obschon ich sieben bis acht Sprachen spreche, über-

nehme ich es doch nicht, Ihnen als Dolmetscher zu dienen."

„Oh! zwischen Brasil und mir ist das nicht nöthig, General, und Sie werden sehen, wie wir uns verstehen . . . Und, nicht wahr, Sie haben ihn gleichgültig gesehen? bemerken Sie, wie er sich belebt, so wie er sich dem Schlosse nähert. Das ist nicht so wegen des Lichtes, das daraus hervorkommt, oder wegen des Geräusches, das man dort macht, nicht wahr? Sie sehen, es brennt keine Kerze dort, und sein Herz schlägt nicht mehr als das eines Leichnams."

Und in der That, als man sich dem Schlosse näherte, so stumm und düster das trübe Gebäude war, Brasil spitzte das Ohr, trug die Nase im Winde und sträubte die Haare, als ob er sich zu einem Kampfe anschickte.

„Hören Sie, General," sagte Salvator, „ich verspreche Ihnen, ist die Haushälterin noch im Schlosse, sei es im Keller, sei es auf dem Speicher, wir werden sie finden, so gut sie auch verborgen sein mag. Treten wir ein, General."

Es konnte nichts leichter sein, als einzutreten. Aus dem Schlosse sich entfernend, um im Parke spazieren zu gehen, hatte Mina die Thüre offen gelassen; nur war, wie gesagt, das Gebäude durch das äußere Licht des Mondes allein beleuchtet.

Salvator zog aus seiner Tasche eine kleine Blendlaterne und steckte sie an.

Mitten im Vorzimmer drehte sich Brasil um sich selbst, als inspicirte er die Gegenstände und erkennete er die Oertlichkeiten; sodann faßte er plötzlich seinen

nd ging mit dem Kopfe gerade auf eine
üre zu, welche zu den unteren Theilen
zu führen schien.
r öffnete diese Thüre.
stürzte sich in einen finstern Corridor, an
er auf einer Treppe von sechs bis acht
eine Art von Keller hinabstieg; zuerst hier
gab er ein unheimliches Geheul von sich,
or und den General schauern machte, das
Männer, welche nicht leicht schauerten.
Brasil, was gibt es denn?" fragte Sal=
es zufällig hier, daß Rose=de=Noël ...?"
nd, als hätte er die Frage seines Herrn
lief auf dem Wege fort, dem er gefolgt
erschwand.
i geht er?" fragte der General.
eiß es nicht," antwortete Salvator.
wir ihm folgen würden?"
hätte er gewünscht, daß man ihm folge,
: den Kopf nach meiner Seite umgedreht
mir zu bezeichnen, ich soll ihm folgen.
nicht gethan; wir müssen hier warten."
or und der General warteten lange.
id Beide nach der Seite der Thüre schau=
n niedriges Fenster in Splitter, und Brasil
i sie Beide, die Augen blutig, die Zunge
end; dann drehte er sich drei= bis vier=
n Keller, als suchte er Jemand zu ver=

e=Noël, nicht wahr?" sagte Salvator zu
; „Rose=de=Noël?"
nd heulte voll Wuth.

„Hier hat man Rose-de-Noël ermorden wollen,“ ach Salvator.

„Wer ist das, Rose-de-Noël?“ fragte der General.

„Eines von den zwei verschwundenen Kindern, elche Herr Sarranti zu ermorden versucht haben soll.“

„Zu ermorden versucht?“ wiederholte der Geeral; „der Mord ist also nicht vollführt worden?“

„Nein, zum Glücke!“

„Und das Kind?“

„Das Kind lebt.“

„Sie kennen es?“

„Ich kenne es.“

„Warum befragen Sie es dann nicht?“

„Weil es nicht antworten will.“

„Was ist in diesem Falle zu thun?“

„Man muß Brasil befragen; Sie sehen, er antwortet.“

„So fahren wir fort.“

„Bei Gott!“ sagte Salvator.

Und man kehrte zu Brasil zurück, der wie wüthend am Boden scharrte und darein biß.

Salvator betrachtete nachdenkend die Wuth des Hundes.

„Hier liegt Jemand begraben,“ sprach der General.

Salvator schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte er.

„Warum nicht?“

„Weil ich Ihnen gesagt habe, das Mädchen lebe.“

„Doch der Knabe?“

„Er ist nicht hier begraben.“

„Sie wissen, wo er begraben liegt?“

„Ja.“

„Der Knabe ist also todt?“

„Er ist todt.“

„Ermordet?“

„Ersäuft!“

„Und das Mädchen?“

„Und das Mädchen wäre beinahe durch einen Messerstich getödtet worden.“

„Wo dies?“

„Hier.“

„Und wer hat die Vollendung des Mordes verhindert?“

„Brasil.“

„Brasil?“

„Ja, indem er dieses Fenster zerbrach, wie er es so eben gethan hat, und sich wahrscheinlich auf den Mörder warf.“

„Was sucht er aber da?“

„Er sucht nicht, er findet.“

„Was?“

„Schauen Sie!“

Salvator senkte die Laterne und ließ ihr Licht auf die Platte des Kellers fallen.

„Ah!“ sagte der General, „man sollte glauben, da seien Blutspuren.“

„Ja,“ sprach Salvator, „es ist eine Erlaubniß Gottes, daß der durch das Blut, wenn es warm aus dem Leibe des Menschen kommt, gemachte Flecken nie verschwindet. Dieses Blut, General, so wahr als Herr Sarranti unschuldig ist, dieses Blut, auf das sich Brasil so sehr erpicht, es ist das Blut des Mörders!“

„Sagten Sie aber nicht, das Mädchen sei beinahe durch einen Messerstich getödtet worden?"

„Ja."

„Hier?"

„Wahrscheinlich."

„Doch Brasil...?"

„Er täuscht sich hierin nicht! ... Brasil!" sagte Salvator, „Brasil!"

Brasil unterbrach sich und kam zu seinem Herrn.

„Such' Brasil!" rief Salvator.

Brasil beroch die Platten und ging auf ein Kellerchen zu, das einen Ausgang gegen den Park hatte.

Die Thüre des Kellerchens war geschlossen; er kratzte an der Thüre ganz traurig stöhnend, und an ein paar Stellen beleckte er den Boden mit seiner Zunge.

„Sehen Sie den Unterschied, General," sagte Salvator. „Hier ist das Blut des Mädchens gefallen. Es ist durch diese Thüre entflohen; ich will sie öffnen, und Sie werden Brasil der Spur des Blutes folgen sehen."

Salvator öffnete die Thüre; Brasil stürzte in das Kellerchen, hielt aber einige Male an, um die Platte mit dem Ende seiner Zunge zu berühren.

„Sehen Sie," sprach Salvator, „hier durch ist das Kind entflohen, während Brasil mit dem Mörder kämpfte."

„Aber der Mörder, wer ist er?"

„Ich glaube, es ist eine Frau ... Das kleine Mädchen in seinen Augenblicken des Wahnsinnes, — zuweilen wird das arme Kind beinahe wahnsinnig, — das Mädchen in seinen Augenblicken des Wahn-

inns rief ein paar Male: „„Tödten Sie mich nicht, ödten Sie mich nicht, Madame Gérard!““

„Welch ein entsetzliches Labyrinth ist diese ganze Geschichte!“ rief der General.

„Ja,“ erwiederte Salvator, „doch wir halten ines von den Enden des Fadens, und wir müssen ohl zum andern kommen.“

Sodann rufend:

„Brasil, hier!“

Brasil, der schon in den Park eingedrungen war, o er eine verlorene Fährte zu suchen schien, kam uf den Ruf seines Herrn zurück.

„Wir haben nichts mehr hier zu thun, General,“ agte Salvator; „ich weiß Alles, was ich wissen will, nd es ist wichtig, wie Sie sich erinnern, daß wir ie Haushälterin nicht entfliehen lassen.“

„Suchen wir also die Haushälterin.“

„Auf Brasil, auf!“ rief Salvator, indem er die Stufen des Speisekellers wieder hinaufstieg und ins Vestibule zurückkehrte.

Brasil folgte seinem Herrn. Im Vestibule angelangt, zögerte er einen Augenblick: durch die offene Thüre sah er den Teich glänzen, einem Spiegel von polirtem Stahle ähnlich, und er fühlte sich gegen den Teich hingezogen.

Ein zweiter Ruf von Salvator hielt ihn zurück.

Da wählte er die Treppe, doch ohne Eile und als einen Weg, der ihn nicht an ein Ziel, sondern aus dem Vestibule führen sollte.

Als er aber in den Flurgang des ersten Stockes gekommen war, da lief er ziemlich rasch bis ans Ende, dann blieb er vor einer Thüre stehen und

„Ist das Alles?“

„Das ist Alles.“

„Eine leichte Arbeit, Herr Salvator!“

„Eine ehrliche, mein lieber Barthélemy. Dein Gewissen kann also ruhig sein.“

„Ah! sobald Sie die Hand dabei haben, Herr Salvator . . .“

„Ich danke, mein Braver!“

„Auf,“ rief Jean Taureau, „vorwärts, Herr Graf!“

„Hü, dada!“ machte Toussaint-Louverture, der mit einer Hand das Pferd streichelte, während er es mit der andern am Gebisse führte.

Jean Taureau that dasselbe seinerseits, und, Herrn von Valgeneuse escortirend, begaben sich die zwei Mohicaner auf den Weg nach der Hütte am Rande des Wassers.

Aus der Ferne gesehen, beim Mondscheine, geknebelt auf seinem Pferde liegend, hatte Herr von Valgeneuse eine gewisse Aehnlichkeit mit Mazeppa.

„Und nun, General,“ sprach Salvator, „lassen Sie uns das Gitter wieder schließen, und beschäftigen wir uns mit Herrn Sarranti.“

Unterstützt vom General, schloß Salvator das Gitter, und als dies geschehen war, rief er Roland.

Roland war, durch eine unbesiegbare Macht nach der Bank hingezogen, verschwunden.

Salvator rief ihm zum zweiten Male mit einer mehr gebieterischen Stimme, indem er ihn nicht mehr Roland, sondern Brasil nannte.

Der Hund erschien traurig heulend; es war klar

daß man ihm in seinem theuersten Verlangen entgegenstand.

„Ja," sagte Salvator, „ja, ich weiß wohl, was Du willst, mein lieber Brasil; doch sei ruhig, wir werden wieder hierher kommen . . . Zurück, Brasil, zurück!"

Der General schien diese Discussion zwischen Brasil und Salvator gar nicht bemerkt zu haben; er ließ den Kopf sinken und folgte maschinenmäßig dem jungen Manne, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

Als man an der Eiche und der Bank, welche die Aufmerksamkeit von Brasil so sehr angezogen, vorüber war, nahm Salvator den Weg durch die Allee, welche nach dem Schlosse führte, und ging ebenfalls stillschweigend.

Nach einigen Schritten wurde dieses Stillschweigen vom General unterbrochen.

„Herr Salvator," sagte er, „Sie können nicht glauben, welche Gemüthsbewegung mich beim Anblicke dieses Kindes ergriffen hat."

„Es ist allerdings ein reizendes Geschöpf," antwortete Salvator.

„Ach!" sprach der General, „ich habe auch eine Tochter, welche von gleichem Alter sein muß . . . wenn sie noch lebt."

„Wissen Sie nicht, was aus ihr geworden ist?"

„Im Augenblicke meiner Abreise nach Indien vertraute ich sie wackeren Leuten, von denen ich Rechenschaft verlangen werde, sobald ich es öffentlich thun kann. Ist die Stunde gekommen, so werden wir weiter hievon reden, Herr Salvator."

Salvator verbeugte sich zum Zeichen der Beistimmung.

„Und," fuhr der General fort, „was mich besonders erschüttert hat, ist, daß Sie den Namen Mina aussprachen."

„Das ist in der That der Name des Kindes."

„Das ist auch der Name meiner Tochter," sagte der General. „Ich möchte wohl meine Mina so schön und so rein als die Ihrige wiederfinden, lieber Herr Salvator."

Und der General ließ seinen Kopf wieder auf seine Brust fallen und versank in sein früheres Stillschweigen, — zum Schweigen durch dasselbe Gefühl angetrieben, das ihn sprechen gemacht hatte.

Jeder von den zwei Männern blieb einen Augenblick stumm, nur dem Gedanken folgend, der ihn beschäftigte.

Es war Salvator, der zuerst das Wort nahm.

„Ich habe nun nur eine Besorgniß," sagte er.

„Welche?" fragte maschinenmäßig der General.

„Dieses Schloß war nur von drei Personen bewohnt: von Mina, Herrn von Valgeneuse und einer Art von Haushälterin."

„Mina!" murmelte der General, als fände er ein Vergnügen daran, diesen Namen zu wiederholen.

„Mina ist mit Justin abgegangen; Herr von Valgeneuse ist in den Händen von Jean Taureau und Toussaint-Louverture, — und sie werden ihn nicht loslassen, dafür stehe ich; — es bleibt die Haushälterin."

„Nun?" fragte mit etwas mehr Theilnahme der General, denn er sah ein, Salvator führe ihn zu der An-

zurück, welche sie zu verfolgen im Be-
ren, nämlich zur Rechtfertigung von Herrn

,“ wiederholte Salvator, „war sie nicht
fen, so mußte sie den Schuß hören, und
n gehört, so mußte sie zu allen Teufeln

hen wir sie auf,“ sagte der General.
Glücke haben wir Brasil bei uns; er wird
uffinden helfen.“
s ist das, Brasil?“
ist mein Hund.“
glaubte, er heiße Roland?“
heißt wirklich Roland, General; doch mein
wie ich, er hat zwei Namen: einen, den er
Welt trägt, und der seinem gegenwärtigen
spricht; einen andern, der nur mir bekannt
der seinem vergangenen Leben entspricht;
muß Ihnen sagen, Roland hat eine Existenz,
inahe so bewegt und so geheimnißvoll als
ge.“
ich je genug Ihr Freund, mein Herr, um
eheimniß dieses Lebens einzutreten . . .“
r von Prémont.
er hielt inne, wohl begreifend, das geringste
mache ihn indiscret.
ist wahrscheinlich, General,“ erwiederte
„doch mittlerweile sind es die Mysterien
s von Brasil, um deren Ergründung es
lt.“
dünkt mir nichts sehr Bequemes, und ob-
sieben bis acht Sprachen spreche, über-

nehme ich es doch nicht, Ihnen als Dolmetscher zu dienen."

„Oh! zwischen Brasil und mir ist das nicht nöthig, General, und Sie werden sehen, wie wir uns verstehen . . . Und, nicht wahr, Sie haben ihn gleichgültig gesehen? bemerken Sie, wie er sich belebt, so wie er sich dem Schlosse nähert. Das ist nicht so wegen des Lichtes, das daraus hervorkommt, oder wegen des Geräusches, das man dort macht, nicht wahr? Sie sehen, es brennt keine Kerze dort, und sein Herz schlägt nicht mehr als das eines Leichnams."

Und in der That, als man sich dem Schlosse näherte, so stumm und düster das trübe Gebäude war, Brasil spitzte das Ohr, trug die Nase im Winde und sträubte die Haare, als ob er sich zu einem Kampfe anschickte.

„Hören Sie, General," sagte Salvator, „ich verspreche Ihnen, ist die Haushälterin noch im Schlosse, sei es im Keller, sei es auf dem Speicher, wir werden sie finden, so gut sie auch verborgen sein mag. Treten wir ein, General."

Es konnte nichts leichter sein, als einzutreten. Aus dem Schlosse sich entfernend, um im Parke spazieren zu gehen, hatte Mina die Thüre offen gelassen; nur war, wie gesagt, das Gebäude durch das äußere Licht des Mondes allein beleuchtet.

Salvator zog aus seiner Tasche eine kleine Blendlaterne und steckte sie an.

Mitten im Vorzimmer drehte sich Brasil um sich selbst, als inspicirte er die Gegenstände und erkennete er die Oertlichkeiten; sodann faßte er plötzlich seinen

hluß und ging mit dem Kopfe gerade auf eine
ige Thüre zu, welche zu den unteren Theilen
Hauſes zu führen ſchien.
Salvator öffnete dieſe Thüre.
Braſil ſtürzte ſich in einen finſtern Corridor, an
ſſen Ende er auf einer Treppe von ſechs bis acht
ufen in eine Art von Keller hinabſtieg; zuerſt hier
gelangt, gab er ein unheimliches Geheul von ſich,
as Salvator und den General ſchauern machte, das
heißt, zwei Männer, welche nicht leicht ſchauerten.
„Nun, Braſil, was gibt es denn?“ fragte Sal-
vator; „iſt es zufällig hier, daß Roſe-de-Noël ...?“
Der Hund, als hätte er die Frage ſeines Herrn
begriffen, lief auf dem Wege fort, dem er gefolgt
war, und verſchwand.
„Wohin geht er?“ fragte der General.
„Ich weiß es nicht,“ antwortete Salvator.
„Wenn wir ihm folgen würden?“
„Nein, hätte er gewünſcht, daß man ihm folge,
ſo würde er den Kopf nach meiner Seite umgedreht
haben, um mir zu bezeichnen, ich ſoll ihm folgen.
Er hat es nicht gethan; wir müſſen hier warten.“
Salvator und der General warteten lange.
Während Beide nach der Seite der Thüre ſchau-
ten, flog ein niedriges Fenſter in Splitter, und Braſil
fiel zwiſchen ſie Beide, die Augen blutig, die Zunge
heraushängend; dann drehte er ſich drei- bis vier-
mal um den Keller, als ſuchte er Jemand zu ver-
ſchlingen.
„Roſe-de-Noël, nicht wahr?“ ſagte Salvator zu
dem Hunde; „Roſe-de-Noël?“
Der Hund heulte voll Wuth.

„Hier hat man Rose-de-Noël ermorden wollen,“ sprach Salvator.

„Wer ist das, Rose-de-Noël?“ fragte der General.

„Eines von den zwei verschwundenen Kindern, welche Herr Sarranti zu ermorden versucht haben soll.“

„Zu ermorden versucht?“ wiederholte der General; „der Mord ist also nicht vollführt worden?“

„Nein, zum Glücke!“

„Und das Kind?“

„Das Kind lebt.“

„Sie kennen es?“

„Ich kenne es.“

„Warum befragen Sie es dann nicht?“

„Weil es nicht antworten will.“

„Was ist in diesem Falle zu thun?“

„Man muß Brasil befragen; Sie sehen, er antwortet.“

„So fahren wir fort.“

„Bei Gott!“ sagte Salvator.

Und man kehrte zu Brasil zurück, der wie wüthend am Boden scharrte und darein biß.

Salvator betrachtete nachdenkend die Wuth des Hundes.

„Hier liegt Jemand begraben,“ sprach der General.

Salvator schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte er.

„Warum nicht?“

„Weil ich Ihnen gesagt habe, das Mädchen lebe.“

„Doch der Knabe?“

„Er ist nicht hier begraben.“

„Sie wissen, wo er begraben liegt?“

„Ja.“

„Der Knabe iſt alſo todt?“

„Er iſt todt.“

„Ermordet?“

„Erſäuft!“

„Und das Mädchen?“

„Und das Mädchen wäre beinahe durch einen Meſſerſtich getödtet worden.“

„Wo dies?“

„Hier.“

„Und wer hat die Vollendung des Mordes verhindert?“

„Braſil.“

„Braſil?“

„Ja, indem er dieſes Fenſter zerbrach, wie er es ſo eben gethan hat, und ſich wahrſcheinlich auf den Mörder warf.“

„Was ſucht er aber da?“

„Er ſucht nicht, er findet.“

„Was?“

„Schauen Sie!“

Salvator ſenkte die Laterne und ließ ihr Licht auf die Platte des Kellers fallen.

„Ah!“ ſagte der General, „man ſollte glauben, da ſeien Blutſpuren.“

„Ja,“ ſprach Salvator, „es iſt eine Erlaubniß Gottes, daß der durch das Blut, wenn es warm aus dem Leibe des Menſchen kommt, gemachte Flecken nie verſchwindet. Dieſes Blut, General, ſo wahr als Herr Sarranti unſchuldig iſt, dieſes Blut, auf das ſich Braſil ſo ſehr erpicht, es iſt das Blut des Mörders!“

„Sagten Sie aber nicht, das Mädchen sei beinahe durch einen Messerstich getödtet worden?"

„Ja."

„Hier?"

„Wahrscheinlich."

„Doch Brasil...?"

„Er täuscht sich hierin nicht! ... Brasil!" sagte Salvator, „Brasil!"

Brasil unterbrach sich und kam zu seinem Herrn.

„Such' Brasil!" rief Salvator.

Brasil beroch die Platten und ging auf ein Kellerchen zu, das einen Ausgang gegen den Park hatte.

Die Thüre des Kellerchens war geschlossen; er kratzte an der Thüre ganz traurig stöhnend, und an ein paar Stellen beleckte er den Boden mit seiner Zunge.

„Sehen Sie den Unterschied, General," sagte Salvator. „Hier ist das Blut des Mädchens gefallen. Es ist durch diese Thüre entflohen; ich will sie öffnen, und Sie werden Brasil der Spur des Blutes folgen sehen."

Salvator öffnete die Thüre; Brasil stürzte in das Kellerchen, hielt aber einige Male an, um die Platte mit dem Ende seiner Zunge zu berühren.

„Sehen Sie," sprach Salvator, „hier durch ist das Kind entflohen, während Brasil mit dem Mörder kämpfte."

„Aber der Mörder, wer ist er?"

„Ich glaube, es ist eine Frau ... Das kleine Mädchen in seinen Augenblicken des Wahnsinnes, — zuweilen wird das arme Kind beinahe wahnsinnig, - das Mädchen in seinen Augenblicken des Wahn-

finns rief ein paar Male: „„Tödten Sie mich ni
tödten Sie mich nicht, Madame Gérard!““

„Welch ein entsetzliches Labyrinth ist diese gan
Geschichte!“ rief der General.

„Ja,“ erwiederte Salvator, „doch wir halt
eines von den Enden des Fadens, und wir müsse
wohl zum andern kommen.“

Sodann rufend:

„Brasil, hier!“

Brasil, der schon in den Park eingedrungen war,
wo er eine verlorene Fährte zu suchen schien, kam
auf den Ruf seines Herrn zurück.

„Wir haben nichts mehr hier zu thun, General,“
sagte Salvator; „ich weiß Alles, was ich wissen will,
und es ist wichtig, wie Sie sich erinnern, daß wir
die Haushälterin nicht entfliehen lassen.“

„Suchen wir also die Haushälterin.“

„Auf Brasil, auf!“ rief Salvator, indem er die
Stufen des Speisekellers wieder hinaufstieg und ins
Vestibule zurückkehrte.

Brasil folgte seinem Herrn. Im Vestibule an-
langt, zögerte er einen Augenblick: durch die offene
üre sah er den Teich glänzen, einem Spiegel von
irtem Stahle ähnlich, und er fühlte sich gegen den
ch hingezogen.

Ein zweiter Ruf von Salvator hielt ihn zurück.
Da wählte er die Treppe, doch ohne Eile und
einen Weg, der ihn nicht an ein Ziel, sondern
dem Vestibule führen sollte.

Als er aber in den Flurgang des ersten Stockes
men war, da lief er ziemlich rasch bis ans
dann blieb er vor einer Thüre stehen und

gab ein zärtliches und zugleich klägliches Knurren von sich.

„Sollten wir die Haushälterin finden?“ fragte der General.

„Nein, ich glaube nicht,“ antwortete Salvator; „das wäre eher das Zimmer von einem ihrer Kinder. Uebrigens werden wir wohl sehen.“

Das Zimmer war mit dem Schlüssel geschlossen; doch bei der ersten Anstrengung von Salvator, um die Thüre aufzustoßen, gab die Schließkappe des Schlosses nach, und die Thüre öffnete sich.

Der Hund stürzte mit freudigem Gebelle in das Zimmer.

Salvator hatte sich nicht geirrt. Das Erste, was ihm in den Blick fiel, war ein Alcoven mit einem Zwillingsbette; die beiden verbundenen Betten waren augenscheinlich Kinderbetten. Brasil ging lustig von einem zum andern, stützte seine Vorderpfoten auf die Decke und schaute Salvator mit einem Ausdrucke von Freude an, in dem man sich nicht täuschen konnte.

„Sehen Sie, General,“ sagte Salvator, „es war hier das Zimmer der Kinder.“

Brasil wäre ewig hier geblieben, er hätte sich zwischen diese zwei Betten gelegt und wäre hier gestorben.

Salvator rief ihn aber dringlich und nöthigte ihn so, wegzugehen.

Brasil folgte seinem Herrn mit gesenktem Kopfe und ganz klagend.

„Wir werden wiederkommen, sei ruhig!“ sagte Salvator.

Sodann, als hätte er diese Worte verstanden,

und die Treppe hinauf, welche in den
d führte.
n Ruheplatze blieb er stehen; dann näherte
Auge glühend, die Haare gesträubt, mit
Knurren einer Thüre.
!" sagte Salvator, „wir sind nun vor
eines Feindes angekommen. Sehen wir
nig."
üre war, wie die des ersten Stockes, ge-
ch wie die des ersten Stockes gab sie unter
gung eines kräftigen Druckes nach.
trat ein, und sobald er eingetreten war,
f eine erschreckliche Art; sein Zorn schien
Commode gerichtet.
r versuchte es, dieses Meuble zu öffnen;
den waren mit dem Schlüssel geschlossen.
ß voll Wuth in die Griffe der Schub-

, Brasil, warte," sagte Salvator; „wir
hl sehen, was in dieser Schublade ist.
e Stille!"
nd schwieg und schaute, was sein Herr
doch seine Augen funkelten und der Schaum
n Maul, während das Wasser Tropfen
von seiner keuchenden, blutrothen Zunge

r hob die Marmorplatte der Commode
nte sie an die Wand an.
nd hatte das Ansehen, als verstände er
ebe er seinen Herrn an, indem er voll
en Füßen strampelte.
zog Salvator aus seiner Tasche einen

kurzen Dolch, mit dem er, ein Niederdrücken bewerkstelligend, ein viereckiges hölzernes Brett aufhob.

Salvator steckte seine Hand in das Loch, das er bereitet hatte, und zog aus der aufgebrochenen Commode ein rothes wollenes Mieder.

Doch ehe das rothe wollene Mieder aus der Höhlung hervorgekommen war, hatte es Brasil mit den Zähnen gepackt und den Händen von Salvator entrissen.

Dieses Mieder gehörte zur Nationaltracht von Orsola.

Salvator warf sich auf den Hund, der den Stoff mit Wuth zerkaute; mit großer Mühe riß er ihm das Mieder aus den Pfoten und den Zähnen.

„Ich täuschte mich nicht," sagte Salvator, „es ist eine Frau, die es versucht hat, das kleine Mädchen zu ermorden, und diese Frau ist Madame Gérard, oder vielmehr Orsola."

Und er hielt mit der ganzen Länge seines Armes das scharlachrothe Mieder empor, und Brasil sprang mit wildem Gebelle darnach.

Der General blieb erstaunt über diese Gemeinschaft der Gedanken, welche vom Hunde zu Salvator emporstiegen und vom Menschen wieder zum Thiere hinabstiegen.

„Sehen Sie," fuhr Salvator fort, „es ist kein Zweifel mehr."

Sodann, da seine Ueberzeugung über diesen Punkt festgestellt war, schob er das Mieder in die Commode, richtete so gut er konnte das eichene Brett wieder zurecht und legte die Marmorplatte über das Ganze.

Der Hund knurrte, als ob man ihm den saftig-
Knochen entrissen hätte.
Gut, gut," sagte Salvator zu Brasil, „genug!
begreifst wohl, daß wir später wieder hier durch-
ten werden, mein braver Hund; das Dringendste
eser Stunde ist aber, die Haushälterin; suchen
also die Haushälterin."
lus dem Zimmer hinausgeschoben, ging der
knurrend ab; doch sobald er auf dem Ruhe-
war, fing er wieder an zu suchen, und er blieb
der letzten Thüre, im Hintergrunde des Gan-
stehen und gab ein Appellgeschrei von sich.
Nun sind wir dabei, General," sagte Salvator,
ach der Thüre wendend, vor der Brasil bellte.
Sodann zu dem Hunde:
Es ist Jemand da, Brasil, nicht wahr?"
Der Hund antwortete dadurch, daß er noch stär-
ellte.
Gut," sagte Salvator, „versieht die Polizei ihr
äft nicht, so müssen wir das Geschäft der Po-
versehen."
Sodann dem General das Licht reichend:
Nehmen Sie diese Laterne, General, und strafen
nich nicht Lügen."
Der General nahm die Laterne, indeß Salvator
einen Leib die weiße Binde schlang, welche zu
Zeit die Polizeicommissäre, die Gerichtsbeamten
andere obrigkeitliche Personen erkennbar machte.
Dann klopfte er dreimal an die Thüre und rief:
Im Namen des Königs!"
Die Thüre öffnete sich.
Alsdann, da sie eine Person, der ein schwarz

gekleideter Mann leuchtete, eine Person, in der sie an ihrer Schärpe einen Polizeicommissär zu erkennen glaubte, eintreten sah, fiel die Frau, die das Zimmer bewohnte und im Hemde aufgestanden war, um die Thüre zu öffnen, mitten in ihrer Wohnung auf die Knice und rief:

„Jesus Maria!"

„Im Namen des Königs," sprach Salvator, „Frau, ich verhafte Sie!"

Diejenige, gegen welche Salvator die Hand ausstreckte, ohne sie zu berühren, schien eine alte Jungfer von fünfzig bis sechzig Jahren zu sein, — häßlich anzuschauen in dem zu einfachen Gewande, in welchem sie erschien.

Im Vergleiche mit ihr hätte die Brocante das Aussehen einer Venus von Milo gehabt.

Sie stieß einen Schreckensschrei aus, auf welchen Brasil, dessen Nerven dieser Schrei ohne Zweifel gereizt hatte, durch ein unheimliches, gedehntes Geheul antwortete.

Salvator suchte in der Dunkelheit irgend eine Aehnlichkeit zwischen dem abscheulichen Geschöpfe und einer Erinnerung seines eigenen Lebens zu erfassen.

„Beleuchten Sie doch diese Frau," sagte er zum General; „mir scheint, ich kenne sie."

Der General lenkte das Licht der Laterne auf das Gesicht der häßlichen Creatur.

„Es ist so," sagte Salvator, „ich irrte mich nicht."

„Oh! mein guter Herr," rief die Haushälterin, „ich schwöre Ihnen, daß ich ein ehrliches Weib bin!"

„Du lügst!" sagte Salvator.

„Mein guter Commissär!...“ beharrte die Alte.

„Du lügst!“ unterbrach aufs Neue Salvator. „Ich ill Dir sagen, wer Du bist: Du bist die Mutter er Cagnote.“

„Oh! Herr!“ rief die Megäre erschrocken.

„Du bist Schuld, daß eine reizende junge Per- on, welche aus Irrthum an einen schändlichen Ort ebracht wurde und sich dort mit Deiner Tochter zu- ammenbefand, — die nicht aus Irrthum dahin ge- racht worden war! — verfolgt von Deinen Zu- ringlichkeiten, von Dir denuncirt, von Dir entehrt, ire Schande nicht überleben konnte und sich in die eine stürzte!“

„Herr Commissär, ich betheure . . .“

„Erinnere Dich an Athenais,“ sprach gebieterisch Salvator, „und keine Lügen und falsche Eide mehr!“

Man hat nicht vergessen, daß Athenais der Name t, den die Tochter des Trompeters Ponroy trug, he sie Salvator mit dem Namen Fragola getauft atte. Dringen wir einst, wir wiederholen es, in ie geheimnißvollen Falten des Lebens von Salvator in, so werden wir darin aller Wahrscheinlichkeit ach die Spuren des Ereignisses finden, auf das der alsche Polizeicommissär in diesem Augenblicke an- ielte.

Die alte Frau neigte die Stirne, als ob ihr der elsen von Sisyphus auf das Haupt gefallen wäre.

„Antworte nun auf die Fragen, die ich an Dich chten werde,“ sagte Salvator.

„Herr Commissär . . .“

„Antworte, oder ich rufe zwei Männer und lasse ich zu den Madelonettes führen.“

„Ich antworte, ich antworte, Herr Commissär.“

„Seit wann bist Du hier?“

„Seit dem Sonntag vor Fasten.“

„Wann ist das von Herrn von Valgeneuse entführte Mädchen im Schlosse angekommen?“

„In der Nacht vom Faschingdienstag auf den Aschermittwoch.“

„Hat ihr, seitdem sie im Schlosse angekommen ist, Herr von Valgeneuse erlaubt, daraus wegzugehen?“

„Nie!“

„Welche Art von Gewalt hat er angewandt, um sie am Weggehen zu verhindern?“

„Er hat sie bedroht, er werde ihren Geliebten der Entführung anklagen und zu den Galeeren verurtheilen machen.“

„Und dieser Geliebte, wie heißt er?“

„Herr Justin Corby.“

„Wie viel gab Dir Herr von Valgeneuse monatlich, um das entführte Mädchen zu bewachen?“

„Herr Commissär . . .“

„Wie viel gab er Dir?“ wiederholte Salvator mit noch mehr gebietendem Tone.

„Fünfhundert Franken.“

Salvator schaute umher und sah ein kleines Meuble, das die Form eines Secretärs hatte; er öffnete es und fand darin Papier, Tinte und Federn.

„Setze Dich an diesen Secretär,“ sagte er zu der Frau, „und schreibe die Erklärung, die Du mir so eben gemacht hast.“

„Ich kann nicht schreiben, Herr Commissär.“

„Du kannst nicht schreiben?“

„Nein, ich schwöre es Ihnen.“
Salvator zog ein Portefeuille aus seiner Tasche, te in diesem Portefeuille ein Papier, entfaltete nd hielt es der Hexe vor die Augen.
„Wenn Du nicht schreiben kannst,“ sagte er, r hat denn das geschrieben?“

„„Hast Du mir heute Abend nicht fünfzig Frangegeben, so sage ich, wo meine Tochter Dich hat en lernen, und ich mache, daß man Dich aus nem Magazine jagt.

„„am 11. Nov. 1854.

„„Die Glouette.““

Das alte Weib blieb vernichtet.
„Du siehst, daß Du schreiben kannst,“ sagte Sal- r zu ihr, „freilich schlecht, doch gut genug, daß dem Befehle gehorchst, den ich Dir wiederhole. , schreibe die Erklärung, die Du mir so eben ge- ht hast.“
Und er nöthigte die alte Frau, sich zu setzen, gab die Feder in die Hände, und während der Geneleuchtete, präsidirte er der Abfassung folgenden ckes, das sie mit einer abscheulichen Handschrift eb und mit Schreibfehlern besprenkelte, welche die theit des Autographons garantirten. — Wir woluns enthalten, die Fehler wiederzubringen, in Ueberzeugung, es werde unseren Lesern genügen, Text der Erklärung zu kennen.

„„Ich Unterzeichnete, Frau Brabançon, genannt Glouette, erkläre, daß ich von Herrn Lorédan von

Valgeneuſe am letzten Faſchingſonntag in den Dienſt genommen worden bin, um ein Mädchen Namens Mina zu bewachen, das er aus einem Penſionnat in Verſailles entführt hatte. Ich erkläre überdies, daß das entführte Mädchen im Schloſſe Viry in der Nacht vom Faſchingdienſtag auf den Aſchermittwoch angekommen iſt, daß ſie dem Herrn Grafen gedroht hat, zu ſchreien, zu rufen, zu fliehen, daß ſie aber der Herr Graf verhindert hat, etwas dergleichen zu thun, indem er ihr ſagte, er habe die Mittel, ihren Geliebten auf die Galeeren zu ſchicken, und daß dieſes Mittel war, ihn anzuzeigen, er habe ein minderjähriges Mädchen gewaltſam eingeſperrt gehalten; er hatte ſogar in ſeiner Taſche einen Vorführungsbefehl mit unausgefülltem Namen, den er ihr zeigte.

Unterz.: Frau **Brabançon**, genannt die **Glouette**.

Gegeben im Schloſſe Viry, in der Nacht vom 23. Mai 1827.““

Wir müſſen geſtehen, daß Salvator einigen Antheil an der Abfaſſung dieſes Stückes hatte, da es ſich aber nicht einen Augenblick von der Wahrheit entfernte, ſo hoffen wir, unſere Leſer werden, zu Gunſten der Abſicht, die ihn ſo zu handeln bewog, ihm dieſen mehr literariſchen als moraliſchen Zwang verzeihen.

Salvator nahm die Erklärung, legte ſie zuſammen und ſchob ſie in ſeine Taſche; dann wandte er ſich gegen die Glouette um und ſagte:

„So! nun kannſt Du wieder zu Bette gehen.“

Die Alte wäre lieber aufgeblieben; doch ſie hörte

n Linken Brasil dumpf knurren, und sie warf
ihr Bett, wie sie sich in den Fluß gestürzt
um einem wüthenden Hunde zu entgehen.
Zähne von Brasil schienen sie in der That
ehr zu erschrecken, als die Schärpe des Com-
; das war ganz einfach: es mußte ihr zwan-
in ihrem Leben begegnet sein, daß sie mit
sleuten zu thun hatte, während sie sicherlich,
en entsetzlichsten Alpen, nie einen Hund von
nächtigen Gestalt gesehen hatte.
a nun," sprach Salvator, „da Du die Mit-
e von Herrn von Valgeneuse bist, der unter
klage, ein minderjähriges Mädchen verführt
waltsam eingesperrt gehalten zu haben, — ein
ze aufgeführtes Verbrechen, — verhaftet wor-
so verhafte ich Dich und sperre Dich in diese
ein, wo Dich morgen der Herr Staatsanwalt
n wird. Nur, da Du den Gedanken haben
:, zu entwischen, mache ich Dich zum Vor-
rauf aufmerksam, daß ich eine Schildwache
sem Boden und eine andere unten aufstelle,
n Befehle, auf Dich zu schießen, öffnest Du
üre oder das Fenster."
esus Maria!" wiederholte zum zweiten Male
te, doch noch stärker zitternd beim zweiten
als beim ersten.
u hast gehört?"
a, Herr Commissär."
iemit gute Nacht."
lvator ließ sodann den General vorausgehen,
von außen die Thüre doppelt und fügte bei:

„Ich stehe Ihnen dafür, General, sie rührt sich nicht: wir können auf eine ruhige Nacht zählen."

Und sich an den Hund wendend:

„Vorwärts, Brasil; wir haben erst die halbe Arbeit gethan."

XIV.

Discussion in Betreff eines Menschen und eines Pferdes.

Wir verlassen Salvator und den General unten an der Freitreppe und in dem Augenblicke, wo sie sich, Brasil voran, nach dem Teiche wenden; ihnen folgen hieße, wie man leicht begreift, uns auf einem Wege vertiefen, den wir schon ausgekundschaftet haben.

Werfen wir zuerst einen Blick auf Justin und auf Mina; dieser Blick wird uns ganz natürlich zu Herrn Lorédan von Valgeneuse zurückführen.

Als sie den Pistolenschuß hörten, blieben Justin und Mina, welche schon um zu fliehen ein paar Schritte querfeldein gemacht hatten, stehen; und während Mina, im Korne knieend, zu Gott betete, er möge Salvator vor jedem Uebel bewahren, klammerte sich Justin mit einem Sprunge an die Mauer an und wohnte dem Kampfe bei, der mit der Festnahme von Lorédan endigte.

Die zwei jungen Leute konnten also noch von fern das Pferd sehen, das, von den zwei Mohicanern geführt, Herrn von Valgeneuse wegbrachte. Sie schlossen sich fest an einander an, als sähen sie, nach-

sie den Donner lange über ihren Häuptern rol-
gehört, endlich den Blitz hundert Schritte von
einschlagen.

Sie verbeugten sich zum Zeichen des Dankes und
chen zwischen zwei Küssen den Namen Salvator
; alsdann entflohen sie, die schmalen Pfade su-
nd, wo sie den Fuß aufsetzen sollten, aus Furcht,
Kornblumen zu zertreten. Sie hatten eine Reli-
n für diese reizende Blume der Felder, denn man
nnert sich, daß in einer Frühlingsnacht ähnlich
, deren durchsichtige Flügel um sie schauerten,
stin in einem Acker von Kornblumen und Feld-
hn Mina entschlummert unter dem wachsamen
ge des Mondes, wie die kleine Fee der Ernte,
unden hatte.

Auf einem etwas breiteren Pfade angelangt,
nten sie sich beim Arme nehmen und neben ein-
ver gehen; nach einigen Minuten befanden sie sich
der Dickung, wo der Wagen verborgen stand.

Bernard erkannte Justin, und als er ihn in Be-
itung eines Mädchens sah, fing er an das wahre
ort des Dramas, in welchem er eine Rolle spielte,
begreifen. Er nahm ehrerbietig seinen mit Bän-
n geschmückten Hut ab, und sobald sich das Mädchen
sein Geliebter bequem in der Caleche festgesetzt
ten, machte er jenes Zeichen des Verständnisses,
ches bedeutet: „Und nun, wohin gehen wir?"

„Straße nach dem Norden!" antwortete Justin.

Bernard schlug wieder den Weg ein, den er schon
nacht hatte, und der Wagen verschwand bald auf
Straße von Paris, die man ganz, von der Bar-

rière de Fontainebleau bis zur Barrière de la Villette, durchfahren mußte.

Wünschen wir eine glückliche Reise den zwei Kindern, lassen wir sie einander in ihre Herzen alle Freuden und alle Traurigkeiten ergießen, wovon das Herz von Jedem voll ist, und kehren wir zum Gefangenen zurück.

Herr von Valgeneuse in die Hütte eintreten machen war nicht die Schwierigkeit, welche die zwei Wächter aufhielt und sie träumerisch vor der Thüre verweilen ließ; wie aber das Pferd hineinbringen?

Die Hütte bestand aus einem einfachen Erdgeschoße von fünfzehn Fuß Länge und zwölf Breite, ohne Stall und Schoppen. Drei Menschen und ein Pferd wären in einem solchen Raume gewiß sehr beengt gewesen.

„Teufel!“ rief Jean Taureau, „daran dachten wir nicht.“

„Und Herr Salvator auch nicht,“ erwiederte Toussaint.

„Dummkopf!“ versetzte Jean Taureau, „wie hätte er daran denken sollen?“

„Gut! denkt er nicht an Alles?“

„Da er nicht daran gedacht hat, so wollen wir daran denken,“ sprach Jean Taureau.

„Denken wir daran,“ sagte Toussaint.

Sie dachten daran; doch die Einbildungskraft war nicht der glänzendste Theil der zwei wackeren Leute.

„Im Ganzen ist der Fluß nicht fern,“ bemerkte Jean Taureau nach einem Augenblicke der Ueberlegung.

„Wie, der Fluß?“

„Gewiß!“

„Das Pferd ersäufen?“

„Das Pferd eines bösen Menschen!“ sagte Jean Taureau mit Verachtung.

„Das Pferd eines bösen Menschen kann ein sehr edliches Pferd sein!“ erwiederte sententiös Toussaint-Louverture.

„Das ist wahr . . . doch was thun?“

„Wenn wir es in die Auberge de la Grâce-de-Dieu führen würden?“

„Wie dumm bist Du, selbst für einen Auvergnat!“

„Du glaubst?“

„Begreife doch: der Wirth von der Grâce-de-Dieu wird, sieht er ihm Toussaint-Louverture oder Jean Taureau ein Herrenpferd bringen, fragen, wo er Herr des Pferdes sei. Was wirst Du ihm antworten? . . . Sprich, sprich! Hast Du ihm etwas zu antworten, so nimm das Pferd und führe es zur Grâce-de-Dieu.“

Toussaint schüttelte den Kopf.

„Ich habe nichts zu sagen,“ erwiederte er.

„Dann schweige.“

„Das thue ich.“

Und Toussaint schwieg.

Es erfolgte ein neues Stillschweigen von einer Minute, das Jean Taureau zuerst brach.

„Höre, willst Du Eines thun?“ sagte er zu Toussaint.

„Gewiß will ich es thun, wenn es thunlich ist.“

„Schaffen wir zuerst den Particulier ins Haus hinein.“

„Ja.“

„Ist er einmal am Orte seiner Bestimmung, so nehme ich ihn auf mich.“

„Ich würde ihn auch wohl auf mich nehmen, bei Gott! nicht er setzt uns in Verlegenheit, sondern sein Pferd.“

„Bringe mich nicht aus der Fassung!“

„Gut! nun bringe ich ihn aus der Fassung!“

„Ist der Particulier einmal im Hause, so übernimmst Du das Pferd!“

„Ich übernehme es? . . . Nein, ich übernehme es nicht, da ich nicht weiß, was ich damit thun soll!“

„Warte doch! . . . Du übernimmst das Pferd und führst es zurück . . .“

„Wohin?“

„Nach dem Schlosse Viry, verstehst Du?“

„Halt! das ist im Ganzen wahr.“

„Du hättest nie hieran gedacht!“ sagte Jean Taureau, ganz stolz auf seine Einbildungskraft.

„Nein.“

„Und Du findest den Gedanken gut?“

„Vortrefflich!“

„So machen wir den Particulier los,“ sagte Jean Taureau.

„Machen wir den Particulier los,“ erwiederte Toussaint-Louverture, der nur durch die Augen seines Freundes sah.

„Doch nein!“

„Machen wir ihn also nicht los.“

„Doch ja!“

„Ah! ich verstehe nicht mehr,“ sagte Toussaint-Louverture, der sich nicht länger den Kopf zerbrach.

„Was Teufels brauchst Du denn zu verstehen?“

„Aber . . . um zu arbeiten . . .“

„Begnüge Dich damit, daß Du das Pferd hältst.“

„Ja.“

„Du sagst: „„Machen wir ihn los;““ gut! achen wir ihn mit einander los, so hält Niemand ehr das Pferd.“

„Das ist wahr.“

„Ist der Particulier losgebunden, so verhindert ichts das Pferd, wegzugehen.“

„Das ist abermals wahr.“

„Machen wir ihn also nicht los . . . Ich mache hn allein los, und Du hältst mittlerweile den Vierüßigen.“

Vorwärts!“ sagte Toussaint, indem er das Gebiß es Pferdes ergriff.

Jean Taureau fing damit an, daß er an die Beide ging, den Schlüssel daraus nahm und die hüre der Hütte öffnete; sodann, da er gern klar ei der Sache sah, steckte er eine kleine Lampe an.

Sobald diese Vorbereitungen beendigt waren, and er den Gefangenen los und hob ihn herab, ie es ein Kind mit seinem Polichinelle thut.

„Nun, in Rotten links!“ sagte Jean Taureau u Toussaint, indeß er den Grafen ins Innere der ütte trug.

Toussaint ließ sich den Befehl nicht zweimal wieerholen; ehe ihm sein Freund den Rücken zugewenet hatte, saß er auf dem Pferde, und war mit derelben Geschwindigkeit abgegangen, als hätte er den reis der Stadt Paris am Ende des Rennens beommen.

Als er an das Gitter des Schloſſes kam, fand er es wieder geſchloſſen; er ſchickte ſich an, die Mauer zu erſteigen, da machte ſich das Knurren eines Hundes hörbar, und Braſil legte ſeine beiden Pfoten auf die eiſerne Querſtange.

„Gut!“ ſagte Touſſaint in jenem auvergnatiſchen Patois, das Jean Taureau verachtete, „iſt Roland hier, ſo kann Herr Salvator nicht fern ſein.“

In der That, faſt in demſelben Augenblicke glänzte ein Licht.

„Ah! ah!“ rief eine Stimme, „Du biſt es, Touſſaint?“

„Ja, Herr Salvator, ich bin es,“ antwortete Touſſaint ganz freudig. „Ich bringe Ihnen das Pferd zurück.“

„Und der Menſch?“

„Ah! der Menſch iſt in Sicherheit, denn er iſt in den Händen von Jean Taureau. In jedem Falle,— ſeien Sie unbeſorgt, — kehre ich dorthin zurück, Herr Salvator! Vier Hände ſind mehr werth als zwei.“

Und die Sorge, das Pferd in ſeinen Stall zurückzuführen, Salvator überlaſſend, ging Touſſaint, ſagen wir es zu ſeinem Lobe, mit einem ſolchen Schritte wieder ab, daß, wie er den Preis des Pferderennens ſtreitig zu machen geſchienen hatte, den Preis des Rennens zu Fuße hätte ſtreitig machen können.

XV.

on Valgeneuse Gefahr läuft, und Jean Taureau Angst hat.

wir, was in der Hütte am Rande des
während der Abwesenheit von Toussaint
ı war.
Taureau, nachdem er Lorédan von Valge-
ie Stube gebracht hatte, legte ihn proviso-
unden wie eine Mu :, wie er war, auf
jen nußbaumenen A der die Mitte der
nahm und mit dem paib in eine Art von
ıurückgeschobenen Bette das Hauptmeuble
bildete.
esehen, steif und ohne Bewegung, glich
Valgeneuse einem Leichname, den man auf
: eines Amphitheaters zu seciren im Be-

)en Sie nicht ungeduldig, mein edler Herr,"
ı Taureau; „lassen Sie mir nur die Zeit,
zu schließen und einen Ihrer würdigen
ıden, und ich gebe Sie einer Halbfreiheit

rechend, schloß Jean Taureau die Thüre
Riegel und suchte nach seinem Ausdrucke,
:s hohen Gefangenen würdigen Sitz.
)on Valgeneuse antwortete nicht; doch Jean
gab nicht Acht auf sein Stillschweigen, das
s natürlich fand.
ınd er mit dem Fuße einen hinkenden Sche-

mel, der melancholisch in einer Ecke der Stube stand, an sich zog, fuhr Jean Taureau fort:

„Bei meiner Treue, mein junger Herr, wir sind hier nicht im Palaste der Tuilerien, und man muß sich mit diesem Gegenstande da begnügen."

Er rückte den Schämel an die Wand, legte einen Pfropf unter den zu kurzen Fuß, wie man einen Absatz einem Schuh beifügt, um ein Bein zu verlängern, und kam zu dem Gefangenen zurück, der immer unbeweglich auf seinem Tische lag.

Er nahm ihm zuerst den Knebel ab.

„So!" sagte er, „das wird Ihnen ein wenig athmen helfen!"

Doch zum großen Erstaunen von Jean Taureau ließ der Graf nicht das geräuschvolle Athmen vernehmen, das jeder Mensch, der seine Freiheit oder wenigstens den Gebrauch der Sprache wiedererlangt, hören läßt.

„Nun, mein edler Herr," sagte der Zimmermann mit seinem sanftesten Tone.

Lorédan antwortete aber nicht.

„Wir schmollen, Herr Graf?" fragte Jean Taureau, der die Stricke von den Armen loszubinden anfing.

Der Gefangene behauptete fortwährend das beharrlichste Stillschweigen.

„Spiele den Todten, spiele den Todten, das steht Dir wohl frei," sagte Jean Taureau, indem er vollends die Knoten löste, welche die Hände hielten.

„So, stehen Sie nun auf, wenn es Ihnen beliebt, gnädigster Herr!"

... Herr von Valgeneuſe rührte ſich eben ſo wenig
ls ein Klotz.

„Ah!“ ſagte Jean Taureau, „glauben Sie etwa,
ch werde Sie in Gängelbänder legen und Sie gehen
achen, wie es eine Amme bei ihrem Säuglinge
hut? Nein, ich danke! ich habe heute Abend genug
earbeitet.“

Doch der Graf gab kein Lebenszeichen von ſich.

Jean Taureau blieb ſtehen und ſchaute von der
Seite den Gefangenen an, der unbeweglich und
umm im Schatten lag.

„Teufel! Teufel!“ ſagte er, beunruhigt durch
ieſes völlige Stillſchweigen: „ſollten wir ein wenig
as Auge verdreht haben, um unſerem Freunde
ean Taureau Mühe zu machen?“

Und er nahm die Lampe und hielt ſie ans Ge-
cht von Herrn von Valgeneuſe.

Die Augen des jungen Mannes waren geſchloſ-
n, ſein Geſicht war bleich; von ſeiner Stirne rie-
elten Tropfen kalten Schweißes.

„Gut!“ ſagte Jean Taureau, „ich habe die Mühe
ehabt, und er ſchwitzt nun! ... Ein ſonderbarer
urſche, der Particulier!“

Doch die Todesbläſſe, welche das Geſicht des
rafen bedeckte, wahrnehmend, murmelte er:

„Bei meiner Treue! ich befürchte, er ſpielt den
odten aus einem guten Grunde.“

Und Jean Taureau rüttelte und ſchüttelte ſeinen
efangenen in allen Richtungen. Dieſer ließ ſich
ütteln und ſchütteln wie ein Leichnam.

„Sacredi!“ rief Jean Taureau, indem er den Gra-
n mit großen Augen anſchaute. „Sacredi! ſollten

wir ihn erstickt haben, ohne es absichtlich zu thun?... Nun wohl, Herr Salvator wird zufrieden sein! — Abscheulicher Mensch! diese Reichen machen nie etwas wie die Andern."

Jean Taureau blickte umher und entdeckte in der Ecke der Stube einen ungeheuren Krug voll Wasser.

„Ah!" sagte er, „das suchte ich gerade!"

Er ging auf den Krug zu, hob ihn auf, stieg auf einen Schemel, der beim Tische war, und bildete durch die Neigung des Gefäßes eine Cascade von vier bis fünf Fuß, die bei der Stelle ihres Falles das Gesicht von Herrn von Valgeneuse traf.

Die ersten Tropfen schienen keine Wirkung auf den Grafen hervorzubringen; anders war es aber bei den zweiten.

Bei dem Wasserstrahle, der auf den Kopf ging, bei der Berührung dieser eiskalten Douche, stieß Herr von Valgeneuse einen Seufzer aus, einen Seufzer, der Jean Taureau beruhigte, welcher zahlreiche Schweißtropfen auf seiner Stirne zu fühlen anfing.

„Ah! Sacredi," rief er geräuschvoll athmend, als hätte man ihm eine Last von fünfhundert Pfund von der Brust genommen, „Sie haben mir schön Angst gemacht, Herr, dessen können Sie sich wohl rühmen!"

Er stieg vom Schemel herab, stellte den Krug an seinen Platz und näherte sich wieder seinem Gefangenen.

„Ah," sagte er zu ihm mit einer spöttischen Miene, die bei ihm mit der Gewißheit, der Graf sei nicht todt, wiedergekommen war, „wir haben also

hübsches kleines Bad genommen? . . . Nun muß besser gehen, edler Herr?"

„Wo bin ich?" fragte Lorédan, wie es, ich weiß ht warum, nach ihrer Ohnmacht alle Personen igen, welche zum Leben zurückkehren.

„Sie sind in der Stube eines ergebenen Freun- s," antwortete Jean Taureau, während er die ricke losmachte, welche noch die Beine des Gefan- nen banden, „und wollen Sie von Ihrem Piedestal rabsteigen und sich setzen, so steht dies Ihnen voll- nmen frei."

Herr von Valgeneuse ließ sich die Einladung ht wiederholen: er glitt vom Tische herab und nd; doch seine erstarrten Beine konnten ihn nicht igen: er schwankte.

Jean Taureau nahm ihn in seinen Armen auf, rte ihn zum Schemel und lehnte ihn an die and an.

„Sind Sie gut so?" fragte Jean Taureau, indem sich auf seine Absätze niederhockte, um das Niveau es Kopfes in das des Kopfes von Herrn von lgeneuse zu setzen.

„Und nun," fragte verächtlich der Graf, „was llt Ihr aus mir machen?"

„Meine vertrauteste Gesellschaft, Herr Graf... meinige und die eines auf eine Viertelstunde ab- senden Freundes, der bald zurückkommen muß."

Als Jean Taureau diese Worte sprach, klopfte n auf eine gewisse Art an die Thüre.

Jean Taureau kannte diese Art, zu klopfen; er nete folglich, und man sah Toussaint-Louverture cheinen, dessen schwarzes, nun mit weißen Flecken

gesprenkeltes Gesicht, — ein durch den Schweiß, der von seiner Stirne troff, verursachtes Phänomen, — auf Herrn von Valgeneuse die Wirkung des tättowirten Gesichtes eines Indianers machte.

„Ist es gethan?“ fragte Jean Taureau seinen Freund.

„Es ist gethan,“ antwortete Toussaint.

Und sich gegen Herrn von Valgeneuse wendend, sagte er:

„Meinen Gruß der Gesellschaft!“

Sodann zu Jean Taureau:

„Warum bist Du so naß?“

„Ah! sprich mir nicht davon,“ erwiederte Jean Taureau, die Achseln zuckend; „seit Deinem Abgange bin ich ausschließlich beschäftigt, diesen edlen Herrn zu besprengen.“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte Toussaint, der durchaus keinen Scharfsinn besaß.

„Ich will damit sagen, daß der Herr sich unwohl befunden hat,“ fügte Jean Taureau mit Verachtung bei.

„Unwohl befunden?“ wiederholte Toussaint in demselben Tone.

„Mein Gott, ja.“

„Und zu Ehren welches Heiligen?“

„Unter dem Vorwande eines erbärmlichen Knebels, den wir ihm auf den Mund gelegt haben.“

„Unglaublich!“ rief der Kohlenbrenner.

Mittlerweile schaute Herr von Valgeneuse den zwei Männern ins Gesicht, und ohne Zweifel war die Inspection nicht beruhigend, denn sein, schon

geöffneter; Mund schloß sich wieder, ohne ein
t vorzubringen.
In der That, die Miene von Toussaint und Jean
reau war ein wenig zurückstoßend; und hätte
r von Valgeneuse die geringste Velleität zu flie-
gehabt, der Anblick allein des vor ihm stehenden
ssen hätte ihn rasch auf dieses gefährliche Vor-
en verzichten gemacht.
Er begnügte sich also für den Augenblick damit,
er das Haupt neigte und überlegte.

XVI.

Wein von unserem Gewächse.

Indeß der Graf überlegte, ging Jean Taureau
einen Schrank, öffnete ihn, zog eine Flasche
zwei Gläser heraus und stellte sie auf den Tisch;
ch wahrnehmend, daß sie zu drei waren, machte
ine zweite Reise nach dem Schranke und brachte
drittes Glas zurück; nur brachte er dieses dritte
s erst, nachdem er es ausgespült und mit der
ten Sorgfalt abgetrocknet hatte; dann stellte er
auf den Tisch vor Herrn von Valgeneuse und
ahe in den Bereich seiner Hand.
Hierauf winkte er Toussaint-Louverture, sich zu
, setzte sich selbst, hob den Hals der Flasche
das Glas seines Gefangenen empor, und sprach
aller Höflichkeit, der er fähig war:
„Mein Edelmann, man ist Gefangenwärter, doch

man ist nicht Henker. Sie müssen eben so sehr Durst haben, als wir; wollen Sie ein Glas Wein annehmen?"

„Ich danke!" antwortete Herr von Valgeneuse laconisch.

„Ohne Umstände, mein junger Herr!" fuhr Jean Taureau fort, der immer die Flasche emporhielt.

„Ich danke!" sagte zum zweiten Male und noch trockener als das erste Mal Herr von Valgeneuse.

„Nach Ihrem Belieben, mein Herr!" erwiederte Jean Taureau mit dem Ausdrucke, der ihm eigenthümlich war, wenn man seine Oberhaut unangenehm gekitzelt hatte.

Dann füllte er das Glas von Toussaint, statt das des Grafen zu füllen, und sprach:

„Auf Deine Gesundheit, Toussaint!"

„Auf Deine Gesundheit, Jean!" antwortete dieser.

„Auf den Tod der Schlechten!"

„Auf das Leben der Braven!"

Der Gefangene schauerte, als er den energischen Toast von diesen zwei entschlossenen Männern aussprechen hörte.

Jean Taureau leerte den Inhalt seines Glases auf einen Zug, setzte dann das Glas ungestüm auf den Tisch und sagte:

„Bei meiner Seele, das thut wohl, wo das durchkommt . . . Ich hatte Durst."

„Ich auch," fügte Toussaint der Bewegung nachahmend bei.

„Noch eine Runde, Toussaint!"

„Noch eine Runde, Jean!"

Und, diesmal ohne einen Toast auszubringen, leerte jeder sein Glas Wein auf einen Zug.

Diese Geschwindigkeit des Verschlingens gab Herrn von Valgeneuse eine Idee ein; er wartete auf eine Gelegenheit, sie zu benützen; diese Gelegenheit bot sich bald.

Jean Taureau hatte sich gegen den Gefangenen umgedreht, und da er an ihm ein minder verdrießliches Gesicht wahrzunehmen glaubte, so sagte er, der von Natur gut war, wie alle starke Leute:

„Sie haben sehr Unrecht, gegen Ihren Leib zu trotzen ... Zum zweiten und zum letzten Male, mein Edelmann: ich gebe mir die Ehre, Ihnen ein Glas Wein anzubieten: gefällt es Ihnen, es anzunehmen?"

„Sie bieten es mir auf eine so artige Weise an, mein Herr," antwortete der Graf, „daß es mir leid ist, es Ihnen ein erstes Mal abgeschlagen zu haben."

„Das thut nichts, es ist noch Zeit, die Sache wieder gut zu machen. So lange sich Wein in der Flasche und in den Flaschen im Schranke befindet, können Sie sich eines Andern besinnen."

„Dann nehme ich an!" sprach der Graf.

„So ist es gut, Herr!" sagte Jean Taureau mit einem treuherzigen Wesen, während er das Glas des Grafen bis an den Rand füllte.

Alsdann sich an seinen Gefährten wendend:

„Eine andere Flasche, Toussaint."

Und nun war die Reihe am Kohlenbrenner, an den Schrank zu gehen und eine Flasche zu holen.

Jean Taureau nahm sie ihm aus den Händen, als befürchtete er seine Unerfahrenheit, und füllte die zwei leeren Gläser.

Dann ergriff er sein Glas, winkte Toussaint, dasselbe zu thun, und sprach:

„Auf Ihre Gesundheit, Herr [redacted]!“

„Auf die Ihre, Herr!“ wiederholte Toussaint.

„Auf die Ihrige, meine Herren!“ antwortete Lorédan, der eine ungeheure Vergünstigung zu gewähren glaubte, wenn er den Titel meine Herren den zwei Mohicanern gab.

Als dieser Toast ausgebracht war, leerten alle Drei ihre Gläser: Jean Taureau und Toussaint-Louverture auf einen Zug, Herr von Valgeneuse langsam und drei bis vier Mal wiederanfetzend.

„Ei!“ sagte Jean Taureau, indem er seine Zunge schnalzen ließ, „ich will Ihnen diesen Wein nicht für alten Macon*) oder für Bordeaux-Piquette ausgeben; doch Sie kennen das Sprüchwort: „„Das schönste Mädchen der Welt kann nur geben, was es hat.““

„Oh! ich bitte um Verzeihung,“ erwiederte Lorédan, der sich sichtbar anstrengte, um das Gespräch zu unterhalten, und besonders, um sein Glas vollends zu leeren, „dieser Wein ist durchaus nicht schlecht; es ist Landwein.“

„Gewiß ist es Landwein!“ rief Toussaint-Louverture; „als ob es Wein gäbe, der nicht vom Lande wäre!“

„Mein lieber Freund,“ bemerkte Jean Taureau, „es gibt vor Allem den, welchen man in Paris fabricirt; doch das ist es nicht, was der Herr Graf zu sagen uns die Ehre erweist. Landwein bedeutet Wein, der im Lande, wo man sich befindet, geerntet worden ist.“

---

*) Eine Sorte Burgunder.

n [redacted]nserem Gewächse, wenn Sie lieber
mein Freund," sprach liebreich der junge

von unserem Gewächse!" sagte Jean Tau-
s ist er, und er schämt sich dessen nicht."
glaube wohl," versetzte spöttisch lächelnd
-Louverture, der im Fluge den Scherz fei-
nes Jean Taureau aufgriff: „er ist weiß!"
ich füge bei," fuhr der Zimmermann fort,
ein Gelübde zu thun habe, so ist es das,
schlechteren zu trinken."
thue dasselbe Gelübde wie mein Freund,"
ssaint-Louverture sich verbeugend, nicht vor
ien, sondern vor der Gottheit, an die er
bde richtete.
habe zu wenig getrunken, um eine richtige
zu haben," sprach Herr von Valgeneuse.
darauf soll es uns nicht ankommen, mein
," erwiederte Jean Taureau aufstehend;
noch ein Fünfzig ähnliche Flaschen im
wenn Ihnen davon beliebt."
sehe nur dieses Mittel, um die paar Stun-
vir beisammen zu bleiben haben, heiter zu-
," sprach der Gefangene, „und ist diese Er-
nach Ihrem Geschmacke, so bin ich Ihr

echen Sie offenherzig?" fragte Jean Tau-
umwendend.
sollen sehen," erwiederte entschlossen Herr
eneuse.
vo!" rief Toussaint; „das ist ein Gefange-
ich die Gefangenen liebe!"

Jean Taureau ging an den [redacted]rank und kam bewaffnet oder geschmückt, wie man will, mit acht Flaschen von der schönsten Halsgestalt zurück.

Lorédan lächelte, als er die zwei Mohicaner so naiv in die Falle gehen sah, die er ihnen stellte, welche Falle natürlich schon von unsern Lesern errathen worden ist.

Es war in der That eine ziemlich gute Combination, zwei Männer, die den Wein liebten, trinken machen, nichts konnte leichter sein; sie trinken machen, bis sie die Vernunft verloren, nichts konnte noch leichter sein.

Lorédan, als er einmal hiezu entschlossen war: reichte muthig sein Glas dar und trank so freundlich und artig als nur immer möglich.

Man leerte auf diese Art zwei Flaschen, und Herr von Valgeneuse fand den Wein so gut, daß er zwei weitere Flaschen entpfropfen ließ.

„Ah! Sie gehen tüchtig zu, mein Kamerad!“ sagte Jean Taureau, der, als er sah, daß sein Gefangener so gut trank als er, sich mit ihm vertraulich zu machen und den Grafen als seines Gleichen zu behandeln anfing.

„Ei! man geht, wie man kann,“ erwiederte Valgeneuse mit einer scheinbaren Treuherzigkeit.

„Trauen Sie nicht, mein Edelmann,“ bemerkte Jean Taureau: „das ist ein verrätherischer Wein.“

„Glauben Sie?“ fragte der Gefangene mit einer Miene des Zweifels.

„Oh! dafür stehe ich!“ sagte Toussaint-Louverture, indem er die Hand aufhob, als ob er einen Eid schwüre. „Habe ich nur drei Flaschen davon

gute Nacht Gesellschaft! ich gehe, es
ehr da."
lachte Valgeneuse, immer mit einer
eifels, „ein Bursche wie Sie?"
ich die Ehre habe, es Ihnen zu sagen,"
ffaint. „Ich gehe auf drei, auf drei
. Er, Jean Taureau, der ein Coloß
er; doch beim letzten Glase, Patsch!
erstand zieht aus, mein guter Mann
und er zerschmettert aller Welt die
icht wahr, Jean?"
es," erwiederte einfach der Coloß.
Du beweisest es."
e, übrigens für Herrn von Valgeneuse
, Aufschluß ließ den Gefangenen in
nahen Zukunft so gefährliche Chancen
dieser, als er die siebente Flasche ent-
ie Hand über seinem Glase ausstreckte

! ich habe genug getrunken."
eau hob den Hals der Flasche empor
rrn von Valgeneuse starr an.

XVII.

Valgeneuse förmlich erklärt, er könne weder singen, noch tanzen.

von Jean Taureau hatte den wilden
gewissen Physiognomien ein Anfang
it gibt.

„Ah!“ ſagte er, „Sie haben genug getrunken?“

„Ja,“ antwortete Lorédan, „ich habe keinen Durſt mehr.“

„Gut! als ob man nur tränke, ſo lange man Durſt hat. Tränke man nur, ſo lange man Durſt hat, ſo würde man nie mehr als ein paar Flaſchen trinken.“

„Touſſaint,“ ſagte Jean Taureau, „es ſcheint, der Herr kennt das Sprüchwort nicht, ein doch wohl bekanntes Sprüchwort!“

„Welches Sprüchwort?“ fragte Lorédan.

„„Iſt der Wein gezogen, ſo muß man ihn trinken...““ Um ſo mehr wenn die Flaſche entpfropft iſt . . .“

„Nun?“ ſagte Lorédan.

„Nun, Sie müſſen ſie leeren.“

Lorédan reichte ſein Glas dar.

Jean Taureau füllte es.

„Nun Dir,“ ſagte er, indem er den Hals der Flaſche gegen ſeinen Freund wandte, wie ein Artilleriſt die Mündung einer Kanone gegen den Ort wendet, den er angreifen will.

„Nur immer luſtig zu!“ rief Touſſaint, vergeſſend, er werde, da er nicht an einem ſeiner guten Tage war, der Aufregungen wegen, die er erlitten hatte, durch dieſes letzte Glas Wein das Maß nicht nur voll, ſondern ſogar überſtrömen machen.

Und raſch ſein Glas leerend, ſtimmte er irgend ein Trinklied an, von dem die Anweſenden kein Wort verſtehen konnten, da es in auvergnatiſchem Patois war.

„Stille!“ rief Jean, ehe die erste Strophe beendigt war.

„Warum Stille?“ fragte Toussaint.

„Weil man hieran sehr viel Geschmack in der Hauptstadt der Auvergne finden mag, während es in Paris und in der Bannmeile durchaus nicht geschätzt wird.“

„Das ist doch ein hübsches Lied*)!“ sagte Toussaint.

„Ja, ein anderes ist mir aber lieber . . . Ich liebe zum Beispiel das vor, das der Herr Graf singen wird.“

„Wie, das, welches ich singen werde?“ rief Lodan.

„Allerdings! Sie müssen hübsche Lieder können, wie mein Freund Toussaint-Louverture sagt.“

Und Jean Taureau lachte mit jenem blödsinnigen Gelächter, das der Vorläufer des Rausches ist.

„Sie irren sich, mein Herr,“ entgegnete kalt Valenciennoise, „ich kann keine.“

„Sie können nicht einmal so ein armselig' Trinklied?“ beharrte Jean Taureau.

„Oh! Trinklied oder Eßlied, gleichviel!“ sagte Jean Taureau; „ich würde lieber essen, als trinken, weil ich anfange mehr Hunger, als Durst zu haben.“

„Sind wir dabei, Kamerad?“ fragte Jean Taureau, der sich anschickte, den Tact mit einer Hand in der andern zu schlagen.

„Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht nur kein Lied

*) Cholie chanson.

weiß," sagte Herr von Valgeneuse ein wenig erschrocken über den Ton, mit dem Jean Taureau diese Bitte an ihn richtete, „sondern daß ich auch nicht singen kann."

„Sie nicht singen können?" versetzte Toussaint, der, weil es ihm sein Freund zum Vorwurfe machte, daß er Auvergnatisch spreche, sich diesem Vorwurfe dadurch zu entziehen suchte, daß er Negerisch sprach; „ich glaube Ihnen nicht."

„Ich betheure, daß ich nicht singen kann," wiederholte Lorédan. „Ich bedaure es, da Ihnen das unangenehm sein dürfte; doch das übersteigt meine Mittel."

„Das ist ärgerlich," sprach Jean Taureau mürrisch, „denn es hätte Sie einen Augenblick belustigt, und mich auch."

„Dann bedaure ich es doppelt," erwiederte Valgeneuse.

„Ah!" machte Toussaint.

„Was?"

„Eine Idee!"

„Geck!"

„Wenn ich aber eine Idee habe!" beharrte Toussaint.

„Sage sie, Deine Idee."

„Da dieser junge Herr nicht singen kann oder nicht singen will," fuhr Toussaint fort, ohne sich entmuthigen zu lassen, „so muß er tanzen können, nicht wahr, Freund Jean?"

Alsdann wandte er sich gegen Lorédan um und sprach mit einer weinschweren Stimme:

„Auf! tanzen Sie uns etwas, Herr Graf."

ie, ich s... Ihnen etwas tanzen?" entgeg-
ilgeneuse. „Sind Sie Narren?"
arum Narren?" fragte Toussaint.
nzt man nur so ohne Grund?"
ut!" sagte Toussaint, „man tanzt nicht ohne
man tanzt, um zu tanzen. Als ich auf dem
var, tanzte ich jeden Augenblick."
ie Bourrée?"
ı, die Bourrée ... Wollen Sie nicht die
e preisgeben?"
ein; wie vermag ich die Bourrée zu tanzen,
ie nicht kann?"
) sage nicht, Sie sollen eher einen Tanz tan-
einen andern," erwiederte Toussaint. „Tan-
die Gavotte, wenn Sie wollen, aber tanzen
as. — Nicht wahr, Jean, der Herr Graf
vas tanzen?"
) würde mit Vergnügen den Herrn Grafen
ehen ..."
ren Sie, edler Herr?"
er ..."
ssen Sie doch Ihren Freund vollenden; Sie
aß ein aber dabei ist," sagte Lorédan.
er," fuhr in der That Jean Taureau fort,
tanzen, braucht man Musik."
türlich, und Herr Jean Taureau hat Recht!"
geneuse, der mit Schrecken dachte, wäre der
erselben Meinung wie sein Gefährte, so würde
ngen, einen Pas zum Vergnügen der zwei
ier zu tanzen.
: es denn so schwierig, Musik zu machen?"

man ist nicht Henker. Sie müssen eben so sehr Durst haben, als wir; wollen Sie ein Glas Wein annehmen?"

„Ich danke!" antwortete Herr von Valgeneuse laconisch.

„Ohne Umstände, mein junger Herr!" fuhr Jean Taureau fort, der immer die Flasche emporhielt.

„Ich danke!" sagte zum zweiten Male und noch trockener als das erste Mal Herr von Valgeneuse.

„Nach Ihrem Belieben, mein Herr!" erwiederte Jean Taureau mit dem Ausdrucke, der ihm eigenthümlich war, wenn man seine Oberhaut unangenehm gekitzelt hatte.

Dann füllte er das Glas von Toussaint, statt das des Grafen zu füllen, und sprach:

„Auf Deine Gesundheit, Toussaint!"

„Auf Deine Gesundheit, Jean!" antwortete dieser.

„Auf den Tod der Schlechten!"

„Auf das Leben der Braven!"

Der Gefangene schauerte, als er den energischen Toast von diesen zwei entschlossenen Männern aussprechen hörte.

Jean Taureau leerte den Inhalt seines Glases auf einen Zug, setzte dann das Glas ungestüm auf den Tisch und sagte:

„Bei meiner Seele, das thut wohl, wo das durchkommt . . . Ich hatte Durst."

„Ich auch," fügte Toussaint der Bewegung nachahmend bei.

„Noch eine Runde, Toussaint!"

„Noch eine Runde, Jean!"

Und, diesmal ohne einen Toast auszubringen, leerte jeder sein Glas Wein auf einen Zug.

Diese Geschwindigkeit des Verschlingens gab Herrn von Valgeneuse eine Idee ein; er wartete auf eine Gelegenheit, sie zu benützen; diese Gelegenheit bot sich bald.

Jean Taureau hatte sich gegen den Gefangenen umgedreht, und da er an ihm ein minder verdrießliches Gesicht wahrzunehmen glaubte, so sagte er, der von Natur gut war, wie alle starke Leute:

„Sie haben sehr Unrecht, gegen Ihren Leib zu trotzen ... Zum zweiten und zum letzten Male, mein Edelmann: ich gebe mir die Ehre, Ihnen ein Glas Wein anzubieten: gefällt es Ihnen, es anzunehmen?"

„Sie bieten es mir auf eine so artige Weise an, mein Herr," antwortete der Graf, „daß es mir leid ist, es Ihnen ein erstes Mal abgeschlagen zu haben."

„Das thut nichts, es ist noch Zeit, die Sache wieder gut zu machen. So lange sich Wein in der Flasche und in den Flaschen im Schranke befindet, können Sie sich eines Andern besinnen."

„Dann nehme ich an!" sprach der Graf.

„So ist es gut, Herr!" sagte Jean Taureau mit einem treuherzigen Wesen, während er das Glas des Grafen bis an den Rand füllte.

Alsdann sich an seinen Gefährten wendend:

„Eine andere Flasche, Toussaint."

Und nun war die Reihe am Kohlenbrenner, an den Schrank zu gehen und eine Flasche zu holen.

Jean Taureau nahm sie ihm aus den Händen, als befürchtete er seine Unerfahrenheit, und füllte die zwei leeren Gläser.

Dann ergriff er sein Glas, winkte Toussaint, dasselbe zu thun, und sprach:

„Auf Ihre Gesundheit, Herr [redacted]!“

„Auf die Ihre, Herr!“ wiederholte Toussaint.

„Auf die Ihrige, meine Herren!“ antwortete Lorédan, der eine ungeheure Vergünstigung zu gewähren glaubte, wenn er den Titel meine Herren den zwei Mohicanern gab.

Als dieser Toast ausgebracht war, leerten alle Drei ihre Gläser: Jean Taureau und Toussaint-Louverture auf einen Zug, Herr von Valgeneuse langsam und drei bis vier Mal wiederansetzend.

„Ei!“ sagte Jean Taureau, indem er seine Zunge schnalzen ließ, „ich will Ihnen diesen Wein nicht für alten Macon*) oder für Bordeaux-Sorte ausgeben; doch Sie kennen das Sprüchwort: „„Das schönste Mädchen der Welt kann nur geben, was es hat.““

„Oh! ich bitte um Verzeihung,“ erwiederte Lorédan, der sich sichtbar anstrengte, um das Gespräch zu unterhalten, und besonders, um sein Glas vollends zu leeren, „dieser Wein ist durchaus nicht schlecht; es ist Landwein.“

„Gewiß ist es Landwein!“ rief Toussaint-Louverture; „als ob es Wein gäbe, der nicht vom Lande wäre!“

„Mein lieber Freund,“ bemerkte Jean Taureau, „es gibt vor Allem den, welchen man in Paris fabricirt; doch das ist es nicht, was der Herr Graf zu sagen uns die Ehre erweist. Landwein bedeutet Wein, der im Lande, wo man sich befindet, geerntet worden ist.“

---

*) Eine Sorte Burgunder.

„Wein [illegible] unserem Gewächse, wenn Sie lieber
ten, mein Freund," sprach liebreich der junge
nn.

„Oh! von unserem Gewächse!" sagte Jean Tau-
u, „das ist er, und er schämt sich dessen nicht."

„Ich glaube wohl," versetzte spöttisch lächelnd
ussaint-Louverture, der im Fluge den Scherz sei-
Freundes Jean Taureau aufgriff: „er ist weiß!"

„Und ich füge bei," fuhr der Zimmermann fort,
enn ich ein Gelübde zu thun habe, so ist es das,
einen schlechteren zu trinken."

„Ich thue dasselbe Gelübde wie mein Freund,"
te Toussaint-Louverture sich verbeugend, nicht vor
i Grafen, sondern vor der Gottheit, an die er
Gelübde richtete.

„Ich habe zu wenig getrunken, um eine richtige
inung zu haben," sprach Herr von Valgeneuse.

„Oh! darauf soll es uns nicht ankommen, mein
lmann," erwiederte Jean Taureau aufstehend;
sind noch ein Fünfzig ähnliche Flaschen im
ranke, wenn Ihnen davon beliebt."

„Ich sehe nur dieses Mittel, um die paar Stun-
, die wir beisammen zu bleiben haben, heiter zu-
ringen," sprach der Gefangene, „und ist diese Er-
lichkeit nach Ihrem Geschmacke, so bin ich Ihr
nn."

„Sprechen Sie offenherzig?" fragte Jean Tau-
u sich umwendend.

„Sie sollen sehen," erwiederte entschlossen Herr
Valgeneuse.

„Bravo!" rief Toussaint; „das ist ein Gefange-
, wie ich die Gefangenen liebe!"

Jean Taureau ging an den [illegible]rank und kam bewaffnet oder geschmückt, wie man will, mit acht Flaschen von der schönsten Halsgestalt zurück.

Lorédan lächelte, als er die zwei Mohicaner so naiv in die Falle gehen sah, die er ihnen stellte, welche Falle natürlich schon von unsern Lesern errathen worden ist.

Es war in der That eine ziemlich gute Combination, zwei Männer, die den Wein liebten, trinken machen, nichts konnte leichter sein; sie trinken machen, bis sie die Vernunft verloren, nichts konnte noch leichter sein.

Lorédan, als er einmal hiezu entschlossen war: reichte muthig sein Glas dar und trank so freundlich und artig als nur immer möglich.

Man leerte auf diese Art zwei Flaschen, und Herr von Valgeneuse fand den Wein so gut, daß er zwei weitere Flaschen entpfropfen ließ.

„Ah! Sie gehen tüchtig zu, mein Kamerad!" sagte Jean Taureau, der, als er sah, daß sein Gefangener so gut trank als er, sich mit ihm vertraulich zu machen und den Grafen als seines Gleichen zu behandeln anfing.

„Ei! man geht, wie man kann," erwiederte Valgeneuse mit einer scheinbaren Treuherzigkeit.

„Trauen Sie nicht, mein Edelmann," bemerkte Jean Taureau: „das ist ein verrätherischer Wein."

„Glauben Sie?" fragte der Gefangene mit einer Miene des Zweifels.

„Oh! dafür stehe ich!" sagte Toussaint-Louverture, indem er die Hand aufhob, als ob er einen Eid schwüre. „Habe ich nur drei Flaschen davon

getrunken, dann gute Nacht Gesellschaft! ich gehe, es ist Niemand mehr da."

„Bah!" machte Valgeneuse, immer mit einer Miene des Zweifels, „ein Bursche wie Sie?"

„So wahr ich die Ehre habe, es Ihnen zu sagen," antwortete Toussaint. „Ich gehe auf drei, auf drei und eine halbe. Er, Jean Taureau, der ein Coloß ist, geht auf vier; doch beim letzten Glase, Patsch! der gesunde Verstand zieht aus, mein guter Mann wird wüthend, und er zerschmettert aller Welt die Lippen! — Nicht wahr, Jean?"

„Man sagt es," erwiederte einfach der Coloß.

„Und Du, Du beweisest es."

Dieser letzte, übrigens für Herrn von Valgeneuse sehr belehrende, Aufschluß ließ den Gefangenen in einer ziemlich nahen Zukunft so gefährliche Chancen erschauen, daß dieser, als er die siebente Flasche entkropfen sah, die Hand über seinem Glase ausstreckte und sagte:

„Ich danke! ich habe genug getrunken."

Jean Taureau hob den Hals der Flasche empor und schaute Herrn von Valgeneuse starr an.

XVII.

Wo Herr von Valgeneuse förmlich erklärt, er könne weder singen, noch tanzen.

Der Blick von Jean Taureau hatte den wilden Ausdruck, den gewissen Physiognomien ein Anfang von Trunkenheit gibt.

„Ah!“ ſagte er, „Sie haben genug getrunken?“

„Ja,“ antwortete Lorédan, „ich habe keinen Durſt mehr.“

„Gut! als ob man nur tränke, ſo lange man Durſt hat. Tränke man nur, ſo lange man Durſt hat, ſo würde man nie mehr als ein paar Flaſchen trinken.“

„Touſſaint,“ ſagte Jean Taureau, „es ſcheint, der Herr kennt das Sprüchwort nicht, ein doch wohl bekanntes Sprüchwort!“

„Welches Sprüchwort?“ fragte Lorédan.

„„Iſt der Wein gezogen, ſo muß man ihn trinken...““ Um ſo mehr wenn die Flaſche entpfropft iſt . . .“

„Nun?“ ſagte Lorédan.

„Nun, Sie müſſen ſie leeren.“

Lorédan reichte ſein Glas dar.

Jean Taureau füllte es.

„Nun Dir,“ ſagte er, indem er den Hals der Flaſche gegen ſeinen Freund wandte, wie ein Artilleriſt die Mündung einer Kanone gegen den Ort wendet, den er angreifen will.

„Nur immer luſtig zu!“ rief Touſſaint, vergeſſend, er werde, da er nicht an einem ſeiner guten Tage war, der Aufregungen wegen, die er erlitten hatte, durch dieſes letzte Glas Wein das Maß nicht nur voll, ſondern ſogar überſtrömen machen.

Und raſch ſein Glas leerend, ſtimmte er irgend ein Trinklied an, von dem die Anweſenden kein Wort verſtehen konnten, da es in auvergnatiſchem Patois war.

Jean, ehe die erſte Strophe been-

tille?" fragte Touſſaint.
hieran ſehr viel Geſchmack in der
Auvergne finden mag, während es
n der Bannmeile durchaus nicht ge-

och ein hübſches Lied*)!" ſagte

anderes iſt mir aber lieber . . . Ich
iel das vor, das der Herr Graf ſin-

welches ich ſingen werde?" rief Lo-

! Sie müſſen hübſche Lieder können,
nd Touſſaint-Louverture ſagt."
Taureau lachte mit jenem blödſinnigen
der Vorläufer des Rauſches iſt.
ſich, mein Herr," entgegnete kalt Val-
nn keine."
n nicht einmal ſo ein armſelig' Trink-
Jean Taureau.
klied oder Eßlied, gleichviel!" ſagte
„ich würde lieber eſſen, als trinken,
e mehr Hunger, als Durſt zu haben."
dabei, Kamerad?" fragte Jean Tau-
nſchickte, den Tact mit einer Hand in
ſchlagen.
ge Ihnen, daß ich nicht nur kein Lied

anson.

weiß," sagte Herr von Valgeneuse ein wenig erschrocken über den Ton, mit dem Jean Taureau diese Bitte an ihn richtete, „sondern daß ich auch nicht singen kann."

„Sie nicht singen können?" versetzte Toussaint, der, weil es ihm sein Freund zum Vorwurfe machte, daß er Auvergnatisch spreche, sich diesem Vorwurfe dadurch zu entziehen suchte, daß er Negerisch sprach; „ich glaube Ihnen nicht."

„Ich betheure, daß ich nicht singen kann," wiederholte Lorédan. „Ich bedaure es, da Ihnen das unangenehm sein dürfte; doch das übersteigt meine Mittel."

„Das ist ärgerlich," sprach Jean Taureau mürrisch, „denn es hätte Sie einen Augenblick belustigt, und mich auch."

„Dann bedaure ich es doppelt," erwiederte Valgeneuse.

„Ah!" machte Toussaint.

„Was?"

„Eine Idee!"

„Geck!"

„Wenn ich aber eine Idee habe!" beharrte Toussaint.

„Sage sie, Deine Idee."

„Da dieser junge Herr nicht singen kann oder nicht singen will," fuhr Toussaint fort, ohne sich entmuthigen zu lassen, „so muß er tanzen können, nicht wahr, Freund Jean?"

Alsdann wandte er sich gegen Lorédan um und sprach mit einer weinschweren Stimme:

„Auf! tanzen Sie uns etwas, Herr Graf."

„Wie, ich soll Ihnen etwas tanzen?“ entgegnete Valgeneuse. „Sind Sie Narren?“

„Warum Narren?“ fragte Toussaint.

„Tanzt man nur so ohne Grund?“

„Gut!“ sagte Toussaint, „man tanzt nicht ohne Grund: man tanzt, um zu tanzen. Als ich auf dem Lande war, tanzte ich jeden Augenblick.“

„Die Bourrée?“

„Ja, die Bourrée ... Wollen Sie nicht die Bourrée preisgeben?“

„Nein; wie vermag ich die Bourrée zu tanzen, da ich sie nicht kann?“

„Ich sage nicht, Sie sollen eher einen Tanz tanzen, als einen andern,“ erwiederte Toussaint. „Tanzen Sie die Gavotte, wenn Sie wollen, aber tanzen Sie etwas. — Nicht wahr, Jean, der Herr Graf muß etwas tanzen?“

„Ich würde mit Vergnügen den Herrn Grafen tanzen sehen ...“

„Hören Sie, edler Herr?“

„Aber ...“

„Lassen Sie doch Ihren Freund vollenden; Sie sehen, daß ein aber dabei ist,“ sagte Lorédan.

„Aber,“ fuhr in der That Jean Taureau fort, „um zu tanzen, braucht man Musik.“

„Natürlich, und Herr Jean Taureau hat Recht!“ rief Valgeneuse, der mit Schrecken dachte, wäre der Colos derselben Meinung wie sein Gefährte, so würde er gezwungen, einen Pas zum Vergnügen der zwei Mohicaner zu tanzen.

„Ist es denn so schwierig, Musik zu machen?“

fragte Touſſaint, der durch den Wein zugleich halsſtarrig und erfindſam wurde.

„Ich weiß nicht, ob das ſchwierig iſt,“ erwiederte naiv Jean Taureau, „da ich es nie verſucht habe, ſolche zu machen; ich glaube indeſſen, daß man, um irgend eine Muſik zu machen, vor Allem ein Inſtrument braucht; — nicht wahr, Herr Graf?“

„Ei! allerdings,“ antwortete Lorédan die Achſeln zuckend.

„Wie! ein Inſtrument?“ verſetzte Touſſaint. „Wir haben Alle ein Inſtrument auf dem Daumen.“

Und ſo ſprechend rundete Touſſaint ſeine dicke ſchwarze Hand in Form eines Waldhorns, deſſen Mundſtück der Daumen bildete, hielt dieſes Mundſtück an ſeine Lippen und fing an den König Dagobert zu blaſen.

Alsdann wandte er ſich an Jean Taureau und fragte:

„Iſt das nicht ein hübſches Inſtrument?“

„Ja,“ antwortete Jean Taureau, der ſtarrköpfig bei ſeiner Oppoſition blieb, „doch für die Jagd, nicht für den Tanz.“

„Das iſt wahr,“ ſprach Touſſaint, da er ſich leicht in Einwendungen ergab, wenn er ſie gerecht fand; „ſingt man aber nicht, tanzt man aber nicht, ſo wollen wir trinken.“

„Nun, meinetwegen!“ rief eiligſt Herr von Valgeneuſe, „ja, trinken wir!“

Doch er beeilte ſich zu ſehr, und ſagte es mit einem zu großen Gefühle des Verlangens, das er ſagte, nicht ſelbſt zu trinken, ſondern ſeine zwei Geiſten trinken zu machen. Jean Taureau ſchaute

ihn an, allerdings ohne noch den Plan von Herrn von Valgeneuſe recht zu begreifen: der brave Mann vermuthete nicht, der Wein könnte je ein Gift werden, dennoch aber witterte er eine Gefahr, und er ſtellte die Flaſche, die er ſchon beim Halſe gefaßt hatte, um Touſſaint einzuſchenken, wieder auf den Tiſch und ſagte:

„Nein, Du haſt genug getrunken, Touſſaint!“

„Man hat nie genug getrunken, mein Freund Jean.“

„Das iſt im Allgemeinen wahr,“ ſprach der Zimmermann, „doch heute iſt es falſch.“

„Aber,“ bemerkte der Gefangene, „Sie haben mich herausgefordert, und ich habe nicht darauf verzichtet, zu trinken.“

„Sie, mein Edelmann,“ erwiederte Jean Taureau, indem er ihn ſchief anſchaute, „das iſt etwas Anderes, Ihnen ſteht es frei, vollauf zu trinken, wenn das Ihre Laune iſt . . . ich habe Ihnen geſagt, es ſeien noch vierzig Flaſchen im Schranke. Reichen Sie Ihr Glas.“

Lorédan reichte ſein Glas, und Jean Taureau füllte es bis zu zwei Dritteln; dann ſtellte er die Flaſche wieder auf den Tiſch.

„Aber Sie . . .?“ fragte Herr von Valgeneuſe.

„Ich?“ antwortete Jean Taureau; „ich habe genug getrunken. Touſſaint hat Ihnen geſagt, ich werde ſchlimm, wenn ich ein Glas Wein im Kopfe habe; er hat Recht, ich will nicht mehr trinken.“

„Noch ein Glas, um mir Beſcheid zu thun,“ erwiederte Valgeneuſe, der nicht das Anſehen haben wollte,

agte Touſſaint, der durch den Wein zugleich halsarrig und erfindſam wurde.

„Ich weiß nicht, ob das ſchwierig iſt," erwiederte ıaiv Jean Taureau, „da ich es nie verſucht habe, ſolche zu machen; ich glaube indeſſen, daß man, um irgend eine Muſik zu machen, vor Allem ein Inſtrument braucht; — nicht wahr, Herr Graf?"

„Ei! allerdings," antwortete Lorédan die Achſeln zuckend.

„Wie! ein Inſtrument?" verſetzte Touſſaint. „Wir haben Alle ein Inſtrument auf dem Daumen."

Und ſo ſprechend rundete Touſſaint ſeine dicke ſchwarze Hand in Form eines Waldhorns, deſſen Mundſtück der Daumen bildete, hielt dieſes Mundſtück an ſeine Lippen und fing an den König Dagobert zu blaſen.

Alsdann wandte er ſich an Jean Taureau und fragte:

„Iſt das nicht ein hübſches Inſtrument?"

„Ja," antwortete Jean Taureau, der ſtarrköpfig bei ſeiner Oppoſition blieb, „doch für die Jagd, nicht für den Tanz."

„Das iſt wahr," ſprach Touſſaint, da er ſich leicht in Einwendungen ergab, wenn er ſie gerecht fand „ſingt man aber nicht, tanzt man aber nicht, ſ wollen wir trinken."

„Nun, meinetwegen!" rief eiligſt Herr v Valgeneuſe, „ja, trinken wir!"

Doch er beeilte ſich zu ſehr, und ſagte es einem zu großen Gefühle des Verlangens, das hegte, nicht ſelbſt zu trinken, ſondern ſeine zwei fährten trinken zu machen. Jean Taureau ſch

hn an, allerdings ohne noch den Plan von Herrn on Valgeneuſe recht zu begreifen: der brave Mann ermuthete nicht, der Wein könnte je ein Gift wer=en, dennoch aber witterte er eine Gefahr, und er :ellte die Flaſche, die er ſchon beim Halſe gefaßt atte, um Touſſaint einzuſchenken, wieder auf den iſch und ſagte:

„Nein, Du haſt genug getrunken, Touſſaint!“

„Man hat nie genug getrunken, mein Freund ean.“

„Das iſt im Allgemeinen wahr,“ ſprach der Zim=ermann, „doch heute iſt es falſch.“

„Aber,“ bemerkte der Gefangene, „Sie haben ich herausgefordert, und ich habe nicht darauf ver=ichtet, zu trinken.“

„Sie, mein Edelmann,“ erwiederte Jean Taureau, ndem er ihn ſchief anſchaute, „das iſt etwas Ande=es, Ihnen ſteht es frei, vollauf zu trinken, wenn as Ihre Laune iſt . . . ich habe Ihnen geſagt, es ieu noch vierzig Flaſchen im Schranke. Reichen ie Ihr Glas.“

Lorédan reichte ſein Glas, und Jean Taureau üllte es bis zu zwei Dritteln; dann ſtellte er die laſche wieder auf den Tiſch.

„Aber Sie . . .?“ fragte Herr von Valgeneuſe.

„Ich?“ antwortete Jean Taureau; „ich habe enug getrunken. Touſſaint hat Ihnen geſagt, ich erde ſchlimm, wenn ich ein Glas Wein im Kopfe abe; er hat Recht, ich will nicht mehr trinken.“

„Noch ein Glas, um mir Beſcheid zu thun,“ erwie=erte Valgeneuſe, der nicht das Anſehen haben wollte,

als begriffe er die Urſache der Mäßigkeit von Jean Taureau, obſchon er ſie ſehr wohl begriff.

„Sie wollen es?“ ſagte der Zimmermann, den Grafen ſtarr anſchauend.

„Ich wünſche es.“

„Gut,“ ſprach der Coloß, und er goß ſich ein neues Glas Wein ein.

„Und ich?“ fragte Touſſaint.

„Du nicht! . . .“ antwortete Jean Taureau brutal.

„Warum ich nicht?“

„Weil ich beſchloſſen habe, daß Du nichts mehr trinken ſollſt.“

Touſſaint ließ ein dumpfes Knurren vernehmen, wich zwei Schritte zurück, beharrte aber nicht weiter auf ſeinem Verlangen.

Alsdann hob Jean Taureau ſein Glas bis zur Höhe ſeiner Lippen empor und ſagte:

„Auf Ihre Geſundheit!“

„Auf die Ihrige!“ antwortete Herr von Valgeneuſe.

Das Glas von Jean Taureau war nicht ganz voll, er konnte alſo durch den leeren Kreis den Gefangenen beobachten: er ſah ihn ſein Glas ganz mit ſeiner Hand umhüllen, es raſch an ſeine Lippen ſetzen und es wieder auf den Tiſch ſtellen, nachdem er eine ſeltſame Bewegung gemacht hatte.

Zu gleicher Zeit fühlte der Zimmermann an ſeinen Füßen eine Art von Kühle, als ob er ſie in einer Waſſerlache hätte.

Er hob den Fuß auf und betaſtete ihn mit der Hand: ſein Schuh troff.

Da nahm er eine Lampe, bückte ſich gegen die Erde, ſtellte die Lampe wieder auf den Tiſch und ſprach, indem er mit aufgehobener Fauſt gegen den Gefangenen vorrückte:

„Man muß geſtehen, Sie ſind eine tüchtige Canaille!“

Touſſaint Louverture ſtürzte hinzu, packte mit beiden Händen die Fauſtgelenke des Zimmermanns und rief:

Ah! ich ſagte es Ihnen zum Voraus, er trinke einen ſchlimmen Wein . . . Sie wollten mir nicht glauben! nun ziehen Sie ſich heraus, wie Sie können.“

XVIII.

Wo Jean Taureau und Touſſaint Louverture eine Gelegenheit finden, ihr Glück zu machen, und es nicht machen.

Herr von Valgeneuſe hatte ſich ſchon in Vertheidigungsſtand geſetzt: er hatte mit jeder Hand eine Flaſche ergriffen, und wartete, bis Jean Taureau in ſeinem Bereiche wäre, um ſie ihm am Kopfe zu zerſchmettern.

Jean Taureau bückte ſich, nahm einen Schemel beim Fuße und machte einen Schritt gegen Herrn von Valgeneuſe.

„Aber was hat er denn gethan?“ fragte Touſſaint.

„Schau' unter den Tiſch,“ antwortete Jean Taureau.

Touſſaint nahm auch die Lampe und ſchaute.

„Ah!“ rief er, als er den Backstein sah, der durch den weißen Wein durchschien, „Blut!“

„Blut?“ sagte Jean Taureau, „wenn es nur Blut wäre, das wäre nichts; mit Brod macht man wieder Blut; doch den Wein, man macht ihn nur mit Trauben, und der Weinstock ist in diesem Jahre erfroren.“

„Wie! seinen Wein hat er ausgeschüttet?“ rief Toussaint im Tone des heftigsten Zornes.

„Seinen Wein!“

„Ah! dann ist er, wie Du sagst, ein Elender! Schlag' ihn nieder!“

„Ich wartete auf Deine Erlaubniß, Toussaint,“ sagte Jean Taureau, indem er mit seinem Aermel seine vom Schweiße des Zornes rieselnde Stirne abzuwischen suchte.

„Sie haben gehört, daß ich Ihnen, wenn Sie noch einen Schritt thun, die Hirnschale zerschmettere,“ rief Herr von Valgeneuse.

„Ah! es ist noch nicht genug Wein vergossen! Sie wollen noch die Flaschen zerbrechen?“ sagte Jean Taureau; „denn die Flasche werden Sie zerbrechen, und nicht meinen Schädel, das bemerke ich Ihner zum Voraus.“

„Schlage doch, Jean!“ rief Toussaint; „warum schlägst Du denn nicht?“

„Weil ich vernünftig geworden bin,“ antwortet Jean Taureau, „und ich hoffe, der Herr Graf wi es auch werden.“

Sodann mit einer festen, vollkommen ruhi Stimme:

cht wahr, Herr von Valgeneuse, Sie lassen ei Flaschen los, wie?"

r von Valgeneuse faltete die Stirne; sein kämpfte einen furchtbaren Kampf mit seiner unst.

„Nun," fragte Jean Taureau, „lassen wir sie ? lassen wir sie nicht los?"

„Oh! Jean," brüllte Toussaint, „ich kenne Dich ɔt mehr."

„Lassen wir los? Nun!" fuhr Jean Taureau rt, „eins, zwei . . . Nehmen Sie sich in Acht, oder ch zähle die drei auf Ihrem Kopfe!"

Lorédan ließ die Arme sinken und stellte sachte die Flaschen auf den Rand des Kamins.

„Es ist gut, und nun wollen wir uns ganz artig wieder an unsern ersten Platz setzen."

Lorédan bedachte wahrscheinlich, das beste Mittel, ein wildes Thier zu bändigen, sei, es nicht zu reizen. Dem zu Folge gehorchte er kalt dem zweiten Befehle, wie er dem ersten gehorcht hatte.

Sodann hatte sich wohl eine neue Combination in seinem Geiste gebildet, und er war entschlossen, ein Mittel zu gebrauchen, das ihm mehr Chance gab, als die Stärke.

„Toussaint, mein Freund," sagte Jean Taureau, „bringe diese zwei Flaschen wieder in den Schrank zurück und schließe sie mit dem Schlüssel ein. Sie hätten nie herauskommen sollen."

Toussaint vollzog das Commando.

„Und nun, Herr Graf," sprach Jean Taureau, indem er den Schlüssel aus den Händen seines Kameraden nahm, „gestehen Sie Eines . . ."

„Was?“ fragte der Graf.

„Sie wollten uns trinken machen, bis wir die Vernunft verloren hätten, und unsern Rausch benützen, um zu entwischen.“

„Sie haben wohl Ihre Stärke benützt, um mich zu Ihrem Gefangenen zu machen,“ erwiederte ziemlich logisch Herr von Valgeneuse.

„Unsere Stärke, ja; doch wir haben nicht die List angewandt: wir haben nicht zuerst mit einander getrunken, um nachher zu verrathen. Hat man mit einander getrunken, das ist heilig!“

„Nehmen wir an, ich habe Unrecht gehabt,“ sagte Herr von Valgeneuse.

„Seinen Wein ausschütten,“ brummte Toussaint hierauf zurückkommend, „den Wein des guten Gottes!“

„Der Herr Graf hat zugestanden, er habe Unrecht gehabt,“ bemerkte Jean Taureau, „sprechen wir nicht mehr davon.“

„Wovon werden wir dann sprechen?“ sagte traurig der Kohlenbrenner. „Vor Allem ich: trinke ich nicht, spreche ich nicht, so laufe ich Gefahr, einzuschlafen.“

„Oh! schlafe ein; ich für meinen Theil stehe dafür, daß ich nicht schlafe.“

„Nun wohl,“ sagte Lorédan, „ich will einer Gegenstand des Gespräches für Sie finden.“

„Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Graf,“ brummelte Jean Taureau.

„Sie machen auf mich den Eindruck von braven Leuten . . . ein wenig lebhaft vielleicht,“ fuhr Lorédan fort, „doch im Grunde brav.“

›ie haben das entdeckt?“ sagte Jean Taureau chseln zuckend.

Ich liebe die braven Leute,“ setzte der Graf

‚Sie sind nicht ekel!“ erwiederte der Zimmer- .n immer in demselben Tone.

Toussaint horchte, offenbar begierig, zu erfahren, ›rauf der Gefangene abzielte.

„Nun denn,“ sagte dieser, „wenn Sie wollen...“

Er hielt inne.

„Wenn wir wollen . . .?“ wiederholte Jean Taureau.

„Wenn Sie wollen,“ sprach Herr von Valgeneuse, „ich mache Ihr Glück.“

„Teufel!“ rief Toussaint, das Ohr spitzend, „unser Glück? Plaudern wir ein wenig hievon.“

„Stille, Toussaint!“ sagte Jean Taureau; „ich habe das Wort.“

Alsdann sich an Lorédan wendend:

„Erklären Sie Ihren Gedanken, junger Herr.“

„Mein Gedanke ist sehr einfach, und ich gehe gerade auf das Ziel los.“

„Gehen wir gerade darauf los!“ sagte Toussaint.

„Ich habe Dich schon aufgefordert, zu schweigen,“ brummte zum zweiten Male Jean Taureau.

„Sie arbeiten, um zu leben, nicht wahr?“ fragte der Graf.

„Allerdings, die Tagdiebe ausgenommen arbeitet Jedermann hiefür,“ antwortete Jean Taureau.

„Wie viel verdienen Sie an den guten Tagen?“

„Einen in den andern, mit den Tagen des Feierns, drei Franken,“ erwiederte Toussaint.

„Wirſt Du wohl ſchweigen, Touſſaint!“

„Warum ſollte ich denn ſchweigen? Der Herr Graf fragt mich, wie viel ich verdiene; ich antworte ihm.“

„Drei Franken täglich,“ wiederholte der Graf, ohne daß er das Anſehen hatte, als bemerkte er den Streit, der ſich zwiſchen den zwei Freunden erhob, „das ſind neunzig Franken im Monat und tauſend Franken im Jahre.“

„Nun, und dann?“ fragte Jean Taureau; „wir wiſſen das.“

„Und dann . . . ich laſſe Sie in einem Abend verdienen, was Sie in fünfundzwanzig Jahren verdienen.“

Fünfundzwanzig tauſend Franken?“ rief Touſſaint. „Ah! Spaßmacher! fünfundzwanzig tauſend Franken an einem Abend? das iſt nicht möglich!“

„Sie ſehen,“ fuhr Valgeneuſe fort, „das iſt hinreichend, um nach Ihrer Bequemlichkeit zu leben, ohne zu arbeiten, da, wenn Sie Ihre fünfundzwanzigtauſend Franken zu fünf Procent anlegen, dies Ihnen eine Rente von zwölfhundert fünfzig Livres gibt.“

„Ohne zu arbeiten!“ wiederholte Touſſaint; „hörſt Du wohl, Jean, ohne zu arbeiten!“

„Was würde ich denn thun, wenn ich nicht arbeitete?“ fragte nun Jean Taureau.

„Sie würden thun, was Ihnen beliebt: Sie gingen auf die Jagd, auf den Fiſchfang, wenn Sie die Jagd nicht lieben; Sie würden Güter kaufen und ie anbauen; Sie würden thun, was die Reichen un, Sie würden thun, was ich ſelbſt thue.“

„Teufel!“ sagte bitter Jean Taureau, „ich würde sechzehnjährige Kinder ihrem Bräutigam und ihrer Familie entführen! Das ist die Belustigung von denjenigen, welche nicht arbeiten! das ist das, was Sie thun, Herr Graf!“

„Was Sie thun würden, das wäre Ihre Sache... doch ich biete Ihnen Beiden fünfzigtausend Franken: fünfundzwanzig tausend Jedem.“

„Fünfundzwanzig tausend Franken!“ wiederholte zum zweiten Male Toussaint, dessen Augen vor Gierde glänzten.

„Schweige, Toussaint!“ sprach der Zimmermann mit strengem Tone.

„Fünfundzwanzig tausend Franken Jedem, mein Freund Jean,“ wiederholte der Kohlenbrenner mit liebkosender Stimme.

„Fünfundzwanzig tausend Faustschläge, wenn Du nicht schweigst, Toussaint.“

„Fünfzig tausend Franken Ihnen Beiden, und zwar zahlbar heute Abend.“

„Ein Vermögen, Jean! ein Vermögen!“ murmelte der Kohlenbrenner.

„Aber wirst Du wohl schweigen, Unglücklicher!“ sagte Jean Taureau, indem er eine Hand drohend gegen seinen Freund aufhob.

„Frage ihn wenigstens, wie man sie verdienen kann, die fünfundzwanzig tausend Franken.“

„Gut!“ erwiederte Jean Taureau.

Und sich an den Gefangenen wendend:

„Sie erweisen uns die Ehre, uns Jedem fünfundzwanzig tausend Franken anzubieten, Herr Graf? Wollen Sie mir nun sagen, welche Arbeiten wir verrichten

sollen, um ein Recht auf eine solche Summe zu haben?"

„Ich biete Ihnen diese Summe gegen meine Freiheit. Sie sehen, das ist ganz einfach."

„Sage, Jean Taureau, sage doch!" murmelte der Kohlenbrenner, seinen Freund mit dem Ellenbogen stoßend.

„Toussaint! Toussaint!" brummte Jean Taureau, indem er seinen Gefährten schief anschaute.

„Ich schweige, sieh, ich schweige... Indessen fünfundzwanzig tausend Franken . . ."

Der Zimmermann wandte sich gegen den Grafen um und fragte ihn:

„Und warum glauben Sie, daß wir Sie gefangen halten, mein Edelmann?"

„Ei!" erwiederte Valgeneuse, „weil, wie ich vermuthe, Sie Jemand hiefür bezahlt hat."

Jean Taureau hob seine breite Hand über den Kopf von Lorédan empor; doch nach einer Anstrengung gegen sich selbst ließ er sie langsam wieder fallen und sagte:

„Bezahlt! bezahlt! es sind Ihres Gleichen, Herr Graf, welche bezahlen, welche die Ehre der Anderen kaufen oder verkaufen . . . Ja, das ist abermals eines der Mittel der reichen Leute, der Leute, welche nicht arbeiten, das Böse zu bezahlen; wenn sie es nicht selbst thun können . . . Hören Sie wohl, Herr Graf: wären Sie zehnmal reicher als Sie sind, könnten Sie mir, statt fünfundzwanzig tausend Franken, eine Million anbieten, um Sie vor der bestimmten Stunde in Freiheit zu setzen, ich würde es ausschla-

gen mit eben so großer Verachtung, als es mir Freude gewährt, Sie gefangen zu halten."

„Ich biete hundert tausend Franken, statt fünfzig," sagte kurz Herr von Valgeneuse.

„Jean! Jean!" rief Toussaint, „hörst Du? fünfzig tausend Franken Jedem!"

„Toussaint," sprach der Zimmermann, „ich hielt Dich für redlich! Noch ein Wort, und ich gebe Dir Deine Freundschaft zurück und nehme die meinige wieder."

„Aber, Jean," erwiederte Toussaint mit sanftem Tone, „was ich Dir sage, geschieht eben so sehr Dir zu Liebe, als mir zu Liebe."

„Wie, mir zu Liebe?"

„Allerdings Dir zu Liebe . . . Dir, Fifine, Deinem Kinde zu Liebe."

Bei den Worten „Fifine, Deinem Kinde zu Liebe," funkelten die Augen von Jean Taureau.

Doch beinahe in demselben Augenblicke packte er Toussaint beim Kragen, schüttelte ihn, wie es der Holzhauer mit dem Baume thut, den er fällen will, und rief:

„Ah! wirst Du schweigen, Unglücklicher! wirst Du schweigen!"

„Besonders Deinem Kinde zu Liebe," fuhr Toussaint fort, der wohl wußte, daß er über diesen Gegenstand ungestraft sprechen durfte, „Deinem Kinde zu Liebe, dem der Arzt das Land verordnet hat."

Der Zimmermann bebte und ließ Toussaint-Louverture los.

„Sie haben eine leidende Frau und ein krankes Kind?" sagte Valgeneuse; „Sie können Beiden die Gesundheit wiedergeben, und Sie zögern?"

„Nun wohl, nein," rief der Zimmermann, „Donner des Himmels! ich zögere nicht."

Touſſaint keuchte; Herr von Valgeneuſe athmete kaum, denn es ließ ſich unmöglich errathen, ob Jean Taureau ausſchlagen oder annehmen würde.

„Sie nehmen an?" fragte der Graf.

„Du nimmſt an?" ſagte Touſſaint.

Jean Taureau hob feierlich die Hand empor und ſprach:

„Höret, ſo wahr ein Gott im Himmel iſt, ſo wahr dieſer Gott die Guten belohnt und die Schlechten beſtraft, den Erſten von Euch Beiden, der über dieſen Gegenſtand noch ein Wort ſagt, ein einziges, den erwürge ich! Sprecht nun, der Eine oder der Andere, wenn Ihr es wagt!"

Jean Taureau erwartete vergebens eine Antwort: die zwei Männer ſchwiegen.

erem Verl ge ſind ſo eben folgende intereſſante
nen:

F. Ridderſtad,

mtliche Romane.

ndchen koſtet 2 Ngr. oder 6 kr. rh.
nd wird einzeln abgegeben.

Bis jetzt ſind erſchienen:

nt.	Geſchichtlicher Roman	21 Bändchen.
	" "	14 "
ſen	oder Geheimniſſe von	
m	. . . . .	28 "
Sohn	. . . . .	16 "

auben uns ein wirkliches Verdienſt um
Leſewelt erworben zu haben, indem wir
, dieſen neuen glänzenden Stern an dem
rariſchen Himmel Skandinaviens, bei ihr

bis jetzt erſchienenen Romanen hat der
ch einen ehrenvollen Platz zur Rechten
otts errungen und ſeine Ebenbürtigkeit
unübertroffenen Dichter unverkennbar

Thaddäus Kosciuszko.

Hiſtoriſcher Roman

von

Heribert Rau.

3 Bde. eleg. geh. Thlr. 1. 24 Ngr. oder 3 fl. rhein.

Es iſt wohl unbeſtritten, daß der Verfaſſer dieſes Romans einer unſerer beliebteſten Schriftſteller iſt. Haben doch ſeine Romane wie ſeine wiſſenſchaftlichen Werke in ganz Deutſchland, ja ſogar in Amerika großes Aufſehen gemacht, ſowie mehrere der letzteren in verſchiedene Sprachen überſetzt wurden. Unter dieſen zeichnet ſich vor allen das oben genannte Werk aus. Nicht nur daß die Wahl des Helden eine ſehr glückliche genannt werden darf, da ſchon bei dem Namen Kosciuszko alle edleren Herzen dieſſeits und jenſeits des Oceans höher ſchlagen — es iſt dem Verfaſſer auch gelungen, die Schickſale deſſelben mit einer ſolchen Treue und doch zugleich poetiſchen Verklärung darzuſtellen, daß ſie uns bis zum letzten Momente feſſeln und zum innigſten Mitgefühle hinreißen.

Emilie Flygare-Carlén,

Sämmtliche Romane.

Jedes Bändchen kostet 2 Ngr. oder 6 kr. rhein. und wird einzeln abgegeben.

Bis jetzt sind erschienen:

Die Rose von Tistelön, 7 Bdchn. — **Waldemar Klein**, 3 Bdchn. — **Der Skjutsjunge**, 4 Bdchn. — **Gustav Lindorm**, oder führe uns nicht in Versuchung! 6 Bdchn. — **Der Stellvertreter**, 5 Bdchn. — **Der Professor und seine Schützlinge**, 5 Bdchn. — **Die Kircheinweihung von Hammarby**, 6 Bdchn. — **Die Milchbrüder**, 6 Bdchn. — **Das Fideicommiß**, 9 Bdchn. — **Der Kammerer Laßmann als Junggeselle und Ehemann**, 6 Bdchn. — **Paul Wärning** oder **Abenteuer eines Scheerenjungen**, 5 Bdchn. — **Das Erkerstübchen**, 4 Bdchn. — **Der Einsiedler auf der Johannisklippe.** Küstenroman, 15 Bdchn. — **Ein Jahr.** Novelle, 5 Bdchn. **Die Braut auf dem Omberg**, 3 Bdchn. — **Die Familie im Thale**, 2 Bdchn. — **Eine Nacht am Bullarsee**, 18 Bdchn. — **Ein Gerücht**, 17 Bdchn. — **Die Romanheldin**, 6 Bdchn. — **Der Jungfernthurm**, 17 Bdchn. — **Ein lamenhaftes Weib**, 13 Bdchn. — **Der Vormund**, 14 Bdchn. — **Eine glückliche Parthie**, 2 Bdchn. — **Tutti Frutti**, 6 Bdchn. — **Binnen sechs Wochen**, 2 Bdchn. —

Friederike Bremer,

Sämmtliche Romane.

Jedes Bändchen kostet 2 Ngr. oder 6 kr. rhein. und wird einzeln abgegeben.

Bis jetzt sind erschienen:

Die Töchter des Präsidenten	2	Bändchen.
Nina	5	„
Die Nachbarn	5	„
Streit und Friede	2	„
Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden	5	„
Die Familie H.	2	„
Ein Tagebuch	4	„
In Dalekarlien	4	„
Die Johannisreise	3	„
Geschwisterleben	8	„
Die Heimath in der neuen Welt	24	„

Der Name der Verfasserin ist zu bekannt, als daß wir zur Empfehlung derselben noch etwas beifügen könnten. Die Lektüre dieser Erzählungen eignet sich besonders für junge Damen.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Die Mohicaner von Paris.

Salvator.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Dritter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1856.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

XIX.

Wo die Drohung ebenſo wenig glückt als die Verführung.

In einem Augenblicke des Stillſchweigens, der nun eintrat, wechſelte der Graf von Valgeneuſe zum dritten Male die Batterie.

Er hatte es verſucht, die beiden Mohicaner betrunken zu machen, ſodann ſie zu beſtechen; die zwei Verſuche waren geſcheitert: er beſchloß, ihnen Schrecken einzujagen.

„Iſt es nicht mehr erlaubt, vom Gelde zu ſprechen," ſagte er, ſich an Jean Taureau wendend, „ſo iſt es doch wohl erlaubt, von etwas Anderem zu ſprechen."

„Reden Sie," erwiederte laconiſch Jean Taureau.

„Ich kenne den Mann, der Euch mit meiner Bewachung beauftragt hat."

„Dazu mache ich Ihnen mein Compliment," ſagte Jean Taureau, „und ich wünſche Ihnen viele ſolche Bekanntſchaften; doch offenherzig geſtanden: ich glaube es kaum . . ."

„Wenn ich von hier weggehe," fuhr Herr von Valgeneuſe fort, „denn früher oder ſpäter werde ich von hier weggehen, nicht wahr?"

„Das ist wahrscheinlich," antwortete der Zimmermann.

„Von hier weggehend, werde ich meine Anzeige machen, und eine Stunde nachher wird er verhaftet sein."

„Verhaftet, Herr Salvator, er verhaften? Ah! geben Sie doch!" rief Jean Taureau, „niemals."

„Ah! er heißt Salvator," sagte Lorédan; „ich kannte ihn nicht unter diesem Namen."

„Ah! unter diesem Namen oder unter einem andern, — das ist ein Mann, welchen verhaften zu lassen ich Ihnen verbiete, verstehen Sie, so sehr Sie auch Graf sind!"

„Sie verbieten es mir?"

„Ja, ich! Uebrigens wird er sich wohl selbst vertheidigen."

„Das wollen wir sehen . . . Ich lasse ihn verhaften, und Ihr könnt Euch wohl denken, bin ich einmal im Zuge, Gerechtigkeit zu üben, so werde ich Euch nicht vergessen."

„Sie werden uns nicht vergessen?"

„Ihr wißt, daß es sich ganz einfach um die Galeeren handelt."

„Galeeren, wie!" rief Toussaint-Louverture unter seiner Tättowirung erbleichend.

„Du siehst wohl, daß der Herr Graf, nachdem er uns die Ehre angethan, uns betrunken machen zu wollen, und die Beleidigung, uns bestechen zu wollen, nun uns die Gnade erweist, mit uns zu scherzen!" sagte Jean Taureau.

„Dann ist es ein schlechter Spaß," erwiederte der Kohlenbrenner.

ihr ich Lorédan von Valgeneuse heiße,"
er größten Kaltblütigkeit der Gefangene,
ich mein Wort, zwei Stunden, nachdem
seid Ihr alle Drei verhaftet."
)u, Jean Taureau?" sagte leise Toussaint;
s, als ob er keinen Spaß triebe."
ederhole, alle Drei: Sie, Herr Toussaint-
)er Kohlenbrenner; Sie, Herr Jean Tau-
nmermann, und endlich Euer Chef Herr

erden das thun?" fragte Barthélemy, die
nd und den Gefangenen fest anschauend.
erwiederte energisch der Graf, welcher
Augenblick sei entscheidend, und, vielleicht
:nn er Muth zeige, sei er dies noch viel
ın er schwach werde.
Sie Ihr Wort darauf?"
einem adeligen Ehrenworte!"
d thun, wie er es sagt, Freund Jean!"
nt.
emy Lelong schüttelte den Kopf.
ge Dir, er wird es nicht thun, Freund

arum nicht, Jean?"
eil wir ihm die Fähigkeit dazu benehmen

)ar die Reihe am Grafen, zu schauern,
Tonausdruck des Zimmermanns hörte,
)hysiognomie dieses Mannes sah, der in
zen Körper keine Muskel hatte, welche
die Entschlossenheit gespannt war.
billst Du damit sagen?" fragte Toussaint.

„Als er vorhin hier . . . ohnmächtig auf dieſem Tiſche lag . . .“

„Nun?“

„Was wäre geſchehen, wäre er, ſtatt ohnmächtig zu ſein, todt geweſen?“

„Ei! es wäre geſchehen,“ antwortete Touſſaint mit ſeiner gewöhnlichen Logik, „daß er todt geweſen wäre, ſtatt ohnmächtig zu ſein.“

„Hätte er uns in dieſem Falle angezeigt, und auch Herrn Salvator angezeigt?“

„Gut! dieſe Dummheit . . . wäre er todt geweſen, ſo hätte er Niemand angezeigt.“

„Nun wohl,“ ſprach Jean mit düſterem Tone, „nimm an, der Herr ſei todt.“

„Ja,“ entgegnete Valgeneuſe, „doch ich bin es nicht.“

„Sind Sie deſſen ganz ſicher?“ fragte Jean Taureau mit einem Ausdrucke, der in der That Valgeneuſe zweifeln machte, ob er todt ſei oder lebendig.

„Mein Herr . . .“ ſagte der Graf.

„Und ich,“ fuhr Jean Taureau fort, „ich erkläre Ihnen, Sie ſind dem Sterben ſo nahe, daß es ſich nicht der Mühe lohnt, darüber zu ſtreiten.“

„Ah!“ rief Lorédan, „Sie ſind entſchloſſen, mich zu tödten, wie es ſcheint.“

„Und ſollte es Ihnen angenehm ſein,“ erwiederte Jean Taureau, „ſo will ich Ihnen ſagen, auf welche Art.“

„Dann risquiren Sie nicht mehr die Galeeren, ſondern das Schaffot,“ ſprach Lorédan.

as Schaffot, das Schaffot, hörst Du, Jean?"
te Touſſaint.
) bah! entgegnete Jean, „die Tröpfe beſtei-
Schaffot, — Leute, welche ihre Vorſichts-
ln nicht zu nehmen wiſſen. Doch ſeien Sie
gt, Herr Graf, wir werden die unſeren nehmen;
en ſelbſt darüber urtheilen."
Graf erwartete die Erklärung mit ziemlich
Geſichte.
rnehmen Sie, wie ſich die Sache zutragen
fuhr der Zimmermann fort, ohne daß ſein
ruck das geringſte Zögern bezeichnete: „ich
nen den Knebel wieder anlegen, ich will Sie
binden, wie Sie waren ... Hacke das Wurf-
, das an der Wand hängt, Touſſaint ..."
ſſaint hackte das Wurfgarn ab.
) trage Sie bis nach dem Fluſſe," fuhr Jean
fort. „Dort angelangt, mache ich ein Boot
laſſen es ein paar Meilen im Stromſtriche
odann, an einer guten Stelle, wo es fünf-
ß Tiefe haben wird, binden wir Sie auf,
nen Ihnen den Knebel ab, wir rollen Sie
Garn und werfen Sie ins Waſſer. Seien
ig, Sie kommen auf den Grund, denn ich
e Maſchen des Wurfgarns an die Knöpfe
eberrocks anbinden! Wir warten, bis das
iſt, wir fahren wieder ſtromaufwärts, brin-
Boot wieder an ſeinen Platz, und kehren
rück, um unſere zwei Flaſchen vollends zu
Wonach wir vor Tagesanbruch wieder nach
mmen, ohne daß uns Jemand ſieht, und
en."

„Worauf warten Sie?“ fragte der Graf, während er seine von Schweiß rieselnde Stirne abwischte.

„Ei! wir warten auf Nachrichten von Herrn von Valgeneuse, und die Leute, welche lesen können, werden folgende in den öffentlichen Blättern lesen:

„„Es ist in der Seine der Leichnam eines jungen Mannes aufgefunden worden, der seit ein paar Tagen ertrunken zu sein schien. Trotz der häufigen Beispiele von solchen Unfällen wollte der Unglückliche, wie es scheint, das Wurfgarn in einem Ueberrocke auswerfen, statt der Vorsicht gemäß eine Blouse anzuziehen: das Garn war an die Knöpfe seines Kleides angehackt, und hat ihn im Flusse fortgerissen; vergebens hat er sich angestrengt, um sich loszumachen.

„„Seine Uhr, die man in seinem Hosentäschchen gefunden, sein in seinem Sacke zurückgebliebenes Geld, seine noch an seinen Fingern fest haltenden Ringe, schließen jede Idee eines Mordes aus.

„„Die Leiche ist in der Morgue niedergelegt worden.““

„Ist das wohl geordnet, wie? und glauben Sie, man werde Jean Taureau und Toussaint-Louverture, die ihn weder von Adam, noch von Eva her kennen, bezüchtigen, Sie haben den Herrn Grafen Lorédan von Valgeneuse ermordet?“

„Ah! Sacredi!“ rief Toussaint, „wie viel Geist hast Du, Jean Taureau! ich hätte das nie von Dir geglaubt!“

„Du bist also bereit?“ fragte Jean Taureau.

„Bei Gott!“ antwortete der Kohlenbrenner.

„Sehen Sie, Herr Graf, es fehlt nur noch Ihre

rlaubniß, um die Posse zu spielen," bemerkte Jean
Taureau; „doch Sie wissen, daß wir, wenn Sie sie
icht geben, uns derselben überheben werden."

„Ins Wasser! ins Wasser!" rief Toussaint.

Barthélemy streckte seine breite Hand in der
Richtung des Grafen aus; dieser machte zwei Schritte
ückwärts, stieß, nachdem er die zwei Schritte ge-
macht hatte, an die Wand und war genöthigt, stehen
u bleiben.

„Ah! Sie werden nicht weiter gehen," sagte Bar-
hélemy: „die Wand ist solid, ich habe sie untersucht."

Und er machte seinerseits zwei Schritte vorwärts
nd legte ihm die Hand auf die Schulter.

Diese Hand brachte auf den Grafen die Wirkung
ervor, welche auf den armen Sünder die des Hen-
ers macht.

„Meine Herren," sprach Lorédan, der einen letz-
en Versuch wagen wollte, „Sie werden nicht kalt
in solches Verbrechen begehen; Sie wissen, daß die
Todten aus der Tiefe des Grabes aufstehen, um die
Mörder anzuklagen."

„Ja, doch nicht aus den Tiefen des Flusses, be-
onders wenn sie in einem Garne festgehalten sind
. . Ist das Garn bereit, Toussaint?"

„Ja," antwortete dieser, „es fehlt nur noch der
Fisch."

Jean Taureau streckte die Hand aus und nahm
ie Stricke, die er aufs Bett geworfen hatte.

In einem Nu waren die Faustgelenke von Loré-
an vereinigt und hinter seinen Rücken gebunden.

Es ließ sich an der Stärke und der Präcision
er Bewegungen von Jean Taureau wohl sehen, daß

Friederike Bremer,

Sämmtliche Romane.

Jedes Bändchen kostet 2 Ngr. oder 6 kr. rhein. und wird einzeln abgegeben.

Bis jetzt sind erschienen:

Die Töchter des Präsidenten	2	Bändchen.
Nina	5	„
Die Nachbarn	5	„
Streit und Friede	2	„
Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden	5	„
Die Familie H.	2	„
Ein Tagebuch	4	„
In Dalekarlien	4	„
Die Johannisreise	3	„
Geschwisterleben	8	„
Die Heimath in der neuen Welt	24	„

Der Name der Verfasserin ist zu bekannt, als daß wir zur Empfehlung derselben noch etwas beifügen könnten. Die Lektüre dieser Erzählungen eignet sich besonders für junge Damen.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

ohicaner von Paris.

[v a t o r.

Von

exandre Dumas.

m Französischen

von

r. August Zoller.

Dritter Band.

Stuttgart.

)'sche Verlagshandlung.

1856.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

XIX.

Wo die Drohung ebenso wenig glückt als die Verführung.

In einem Augenblicke des Stillschweigens, der nun eintrat, wechselte der Graf von Valgeneuse zum dritten Male die Batterie.

Er hatte es versucht, die beiden Mohicaner betrunken zu machen, sodann sie zu bestechen; die zwei Versuche waren gescheitert: er beschloß, ihnen Schrecken einzujagen.

„Ist es nicht mehr erlaubt, vom Gelde zu sprechen," sagte er, sich an Jean Taureau wendend, „so ist es doch wohl erlaubt, von etwas Anderem zu sprechen."

„Reden Sie," erwiederte laconisch Jean Taureau.

„Ich kenne den Mann, der Euch mit meiner Bewachung beauftragt hat."

„Dazu mache ich Ihnen mein Compliment," sagte Jean Taureau, „und ich wünsche Ihnen viele solche Bekanntschaften; doch offenherzig gestanden: ich glaube es kaum . . ."

„Wenn ich von hier weggehe," fuhr Herr von Valgeneuse fort, „denn früher oder später werde ich von hier weggehen, nicht wahr?"

„So wo ich Lorédan von Valgeneuse heiße,“ rach mit der größten Kaltblütigkeit der Gefangene, ich gebe Euch mein Wort, zwei Stunden, nachdem h frei bin, seid Ihr alle Drei verhaftet.“

„Hörst Du, Jean Taureau?“ sagte leise Touſſaint; er ſieht aus, als ob er keinen Spaß triebe.“

„Ich wiederhole, alle Drei: Sie, Herr Touſſaint-louverture der Kohlenbrenner; Sie, Herr Jean Tau-eau der Zimmermann, und endlich Euer Chef Herr Salvator.“

„Sie werden das thun?“ fragte Barthélemy, die Arme kreuzend und den Gefangenen feſt anſchauend.

„Ja,“ erwiederte energiſch der Graf, welcher ühlte, der Augenblick ſei entſcheidend, und, vielleicht erloren, wenn er Muth zeige, ſei er dies noch viel icherer, wenn er ſchwach werde.

„Geben Sie Ihr Wort darauf?“

„Bei meinem adeligen Ehrenworte!“

„Er wird thun, wie er es ſagt, Freund Jean!“ ief Touſſaint.

Barthélemy Lelong ſchüttelte den Kopf.

„Ich ſage Dir, er wird es nicht thun, Freund Touſſaint.“

„Und warum nicht, Jean?“

„Ah! weil wir ihm die Fähigkeit dazu benehmen verden.“

„Nun war die Reihe am Grafen, zu ſchauern, ls er den Tonausdruck des Zimmermanns hörte, nd die Phyſiognomie dieſes Mannes ſah, der in einem ganzen Körper keine Muskel hatte, welche nicht durch die Entſchloſſenheit geſpannt war.

„Was willſt Du damit ſagen?“ fragte Touſſaint.

„Als er vorhin hier . . . ohnmächtig auf diesem Tische lag . . .“

„Nun?“

„Was wäre geschehen, wäre er, statt ohnmächtig zu sein, todt gewesen?“

„Ei! es wäre geschehen,“ antwortete Toussaint mit seiner gewöhnlichen Logik, „daß er todt gewesen wäre, statt ohnmächtig zu sein.“

„Hätte er uns in diesem Falle angezeigt, und auch Herrn Salvator angezeigt?“

„Gut! diese Dummheit . . . wäre er todt gewesen, so hätte er Niemand angezeigt.“

„Nun wohl,“ sprach Jean mit düsterem Tone, „nimm an, der Herr sei todt.“

„Ja,“ entgegnete Valgeneuse, „doch ich bin es nicht.“

„Sind Sie dessen ganz sicher?“ fragte Jean Taureau mit einem Ausdrucke, der in der That Valgeneuse zweifeln machte, ob er todt sei oder lebendig.

„Mein Herr . . .“ sagte der Graf.

„Und ich,“ fuhr Jean Taureau fort, „ich erkläre Ihnen, Sie sind dem Sterben so nahe, daß es sich nicht der Mühe lohnt, darüber zu streiten.“

„Ah!“ rief Lorédan, „Sie sind entschlossen, mich zu tödten, wie es scheint.“

„Und sollte es Ihnen angenehm sein,“ erwiederte Jean Taureau, „so will ich Ihnen sagen, auf welche Art.“

„Dann risquiren Sie nicht mehr die Galeeren, sondern das Schaffot,“ sprach Lorédan.

s Schaffot, das Schaffot, hörst Du, Jean?"
e Touſſaint.
bah! entgegnete Jean, „die Tröpfe beſtei-
Schaffot, — Leute, welche ihre Vorſichts-
n nicht zu nehmen wiſſen. Doch ſeien Sie
t, Herr Graf, wir werden die unſeren nehmen;
n ſelbſt darüber urtheilen."
Graf erwartete die Erklärung mit ziemlich
eſichte.
nehmen Sie, wie ſich die Sache zutragen
ihr der Zimmermann fort, ohne daß ſein
ruck das geringſte Zögern bezeichnete: „ich
en den Knebel wieder anlegen, ich will Sie
inden, wie Sie waren ... Hacke das Wurf-
das an der Wand hängt, Touſſaint ..."
ſaint hackte das Wurfgarn ab.
trage Sie bis nach dem Fluſſe," fuhr Jean
ſort. „Dort angelangt, mache ich ein Boot
laſſen es ein paar Meilen im Stromſtriche
dann, an einer guten Stelle, wo es fünf-
Tiefe haben wird, binden wir Sie auf,
ien Ihnen den Knebel ab, wir rollen Sie
arn und werfen Sie ins Waſſer. Seien
, Sie kommen auf den Grund, denn ich
Maſchen des Wurfgarns an die Knöpfe
berrocks anbinden! Wir warten, bis das
iſt, wir fahren wieder ſtromaufwärts, brin-
Boot wieder an ſeinen Platz, und kehren
rück, um unſere zwei Flaſchen vollends zu
Wonach wir vor Tagesanbruch wieder nach
mmen, ohne daß uns Jemand ſieht, und
n."

„Worauf warten Sie?“ fragte der Graf, während er seine von Schweiß rieselnde Stirne abwischte.

„Ei! wir warten auf Nachrichten von Herrn von Valgeneuse, und die Leute, welche lesen können, werden folgende in den öffentlichen Blättern lesen:

„„Es ist in der Seine der Leichnam eines jungen Mannes aufgefunden worden, der seit ein paar Tagen ertrunken zu sein schien. Trotz der häufigen Beispiele von solchen Unfällen wollte der Unglückliche, wie es scheint, das Wurfgarn in einem Ueberrocke auswerfen, statt der Vorsicht gemäß eine Blouse anzuziehen: das Garn war an die Knöpfe seines Kleides angehackt, und hat ihn im Flusse fortgerissen; vergebens hat er sich angestrengt, um sich loszumachen.

„„Seine Uhr, die man in seinem Hosentäschchen gefunden, sein in seinem Sacke zurückgebliebenes Geld, seine noch an seinen Fingern fest haltenden Ringe, schließen jede Idee eines Mordes aus.

„„Die Leiche ist in der Morgue niedergelegt worden.““

„Ist das wohl geordnet, wie? und glauben Sie, man werde Jean Taureau und Toussaint-Louverture die ihn weder von Adam, noch von Eva her kennen bezüchtigen, Sie haben den Herrn Grafen Loréda von Valgeneuse ermordet?“

„Ah! Sacredi!“ rief Toussaint, „wie viel Geschaft Du, Jean Taureau! ich hätte das nie von D geglaubt!“

„Du bist also bereit?“ fragte Jean Taureau.

„Bei Gott!“ antwortete der Kohlenbrenner.

„Sehen Sie, Herr Graf, es fehlt nur noch

ß, um die Posse zu spielen," bemerkte Jean
„doch Sie wissen, daß wir, wenn Sie sie
n, uns derselben überheben werden."
Wasser! ins Wasser!" rief Toussaint.
hélemy streckte seine breite Hand in der
des Grafen aus; dieser machte zwei Schritte
, stieß, nachdem er die zwei Schritte ge-
tte, an die Wand und war genöthigt, stehen
n.
Sie werden nicht weiter gehen," sagte Bar-
„die Wand ist solid, ich habe sie untersucht."
er machte seinerseits zwei Schritte vorwärts
ihm die Hand auf die Schulter.
Hand brachte auf den Grafen die Wirkung
welche auf den armen Sünder die des Hen-
ßt.
ine Herren," sprach Lorédan, der einen letz-
ich wagen wollte, „Sie werden nicht kalt
s Verbrechen begehen; Sie wissen, daß die
us der Tiefe des Grabes aufstehen, um die
anzuklagen."
doch nicht aus den Tiefen des Flusses, be-
wenn sie in einem Garne festgehalten sind
das Garn bereit, Toussaint?"
" antwortete dieser, „es fehlt nur noch der

Taureau streckte die Hand aus und nahm
ke, die er aufs Bett geworfen hatte.
inem Nu waren die Faustgelenke von Loré-
inigt und hinter seinen Rücken gebunden.
ließ sich an der Stärke und der Präcision
gungen von Jean Taureau wohl sehen, daß

„Das ist wahrscheinlich," antwortete der Zimmermann.

„Von hier weggehend, werde ich meine Anzeige machen, und eine Stunde nachher wird er verhaftet sein."

„Verhaftet, Herr Salvator, er verhaftet? Ah! gehen Sie doch!" rief Jean Taureau, „niemals."

„Ah! er heißt Salvator," sagte Lorédan; „ich kannte ihn nicht unter diesem Namen."

„Ah! unter diesem Namen oder unter einem andern, — das ist ein Mann, welchen verhaften zu lassen ich Ihnen verbiete, verstehen Sie, so sehr Sie auch Graf sind!"

„Sie verbieten es mir?"

„Ja, ich! Uebrigens wird er sich wohl selbst vertheidigen."

„Das wollen wir sehen . . . Ich lasse ihn verhaften, und Ihr könnt Euch wohl denken, bin ich einmal im Zuge, Gerechtigkeit zu üben, so werde ich Euch nicht vergessen."

„Sie werden uns nicht vergessen?"

„Ihr wißt, daß es sich ganz einfach um die Galeeren handelt."

„Galeeren, wie!" rief Toussaint-Louverture unter seiner Tättowirung erbleichend.

„Du siehst wohl, daß der Herr Graf, nachdem er uns die Ehre angethan, uns betrunken machen zu wollen, und die Beleidigung, uns bestechen zu wollen, nun uns die Gnade erweist, mit uns zu scherzen!" sagte Jean Taureau.

„Dann ist es ein schlechter Spaß," erwiederte der Kohlenbrenner.

ahr ich Lorédan von Valgeneuse heiße,“
der größten Kaltblütigkeit der Gefangene,
Euch mein Wort, zwei Stunden, nachdem
, seid Ihr alle Drei verhaftet.“
Du, Jean Taureau?“ sagte leise Toussaint;
us, als ob er keinen Spaß triebe.“
iederhole, alle Drei: Sie, Herr Toussaint-
der Kohlenbrenner; Sie, Herr Jean Tau-
Zimmermann, und endlich Euer Chef Herr
’

werden das thun?“ fragte Barthélemy, die
zend und den Gefangenen fest anschauend.
’ erwiederte energisch der Graf, welcher
Augenblick sei entscheidend, und, vielleicht
wenn er Muth zeige, sei er dies noch viel
enn er schwach werde.
n Sie Ihr Wort darauf?“
meinem adeligen Ehrenworte!“
ird thun, wie er es sagt, Freund Jean!“
aint.
élemy Lelong schüttelte den Kopf.
sage Dir, er wird es nicht thun, Freund
“
warum nicht, Jean?“
weil wir ihm die Fähigkeit dazu benehmen

war die Reihe am Grafen, zu schauern,
n Tonausdruck des Zimmermanns hörte,
Physiognomie dieses Mannes sah, der in
nzen Körper keine Muskel hatte, welche
h die Entschlossenheit gespannt war.
s willst Du damit sagen?“ fragte Toussaint.

„Als er vorhin hier . . . ohnmächtig auf diesem Tische lag . . .“

„Nun?“

„Was wäre geschehen, wäre er, statt ohnmächtig zu sein, todt gewesen?“

„Ei! es wäre geschehen,“ antwortete Toussaint mit seiner gewöhnlichen Logik, „daß er todt gewesen wäre, statt ohnmächtig zu sein.“

„Hätte er uns in diesem Falle angezeigt, und auch Herrn Salvator angezeigt?“

„Gut! diese Dummheit . . . wäre er todt gewesen, so hätte er Niemand angezeigt.“

„Nun wohl,“ sprach Jean mit düsterem Tone, „nimm an, der Herr sei todt.“

„Ja,“ entgegnete Valgenense, „doch ich bin es nicht.“

„Sind Sie dessen ganz sicher?“ fragte Jean Taureau mit einem Ausdrucke, der in der That Valgenense zweifeln machte, ob er todt sei oder lebendig.

„Mein Herr . . .“ sagte der Graf.

„Und ich,“ fuhr Jean Taureau fort, „ich erkläre Ihnen, Sie sind dem Sterben so nahe, daß es sich nicht der Mühe lohnt, darüber zu streiten.“

„Ah!“ rief Lorédan, „Sie sind entschlossen, mich zu tödten, wie es scheint.“

„Und sollte es Ihnen angenehm sein,“ erwiederte Jean Taureau, „so will ich Ihnen sagen, auf welche Art.“

„Dann reklamiren Sie nicht mehr die Galeeren, sondern das Schaffot,“ sprach Lorédan.

chaffot, das Schaffot, hörst Du, Jean?“
ouſſaint.
! entgegnete Jean, „die Tröpfe beſtei-
affot, — Leute, welche ihre Vorſichts-
icht zu nehmen wiſſen. Doch ſeien Sie
rr Graf, wir werden die unſeren nehmen;
lbſt darüber urtheilen.“
f erwartete die Erklärung mit ziemlich
te.
nen Sie, wie ſich die Sache zutragen
der Zimmermann fort, ohne daß ſein
das geringſte Zögern bezeichnete: „ich
en Knebel wieder anlegen, ich will Sie
, wie Sie waren ... Hacke das Wurf-
an der Wand hängt, Touſſaint ...“
hackte das Wurfgarn ab.
je Sie bis nach dem Fluſſe,“ fuhr Jean
. „Dort angelangt, mache ich ein Boot
n es ein paar Meilen im Stromſtriche
n, an einer guten Stelle, wo es fünf-
fe haben wird, binden wir Sie auf,
Ihnen den Knebel ab, wir rollen Sie
und werfen Sie ins Waſſer. Seien
ie kommen auf den Grund, denn ich
aſchen des Wurfgarns an die Knöpfe
ocks anbinden! Wir warten, bis das
vir fahren wieder ſtromaufwärts, brin-
t wieder an ſeinen Platz, und kehren
um unſere zwei Flaſchen vollends zu
ach wir vor Tagesanbruch wieder nach
n, ohne daß uns Jemand ſieht, und

„Als er vorhin hier . . . ohnmächtig auf dieſem Tiſche lag . . .“

„Nun?“

„Was wäre geſchehen, wäre er, ſtatt ohnmächtig zu ſein, todt geweſen?“

„Ei! es wäre geſchehen,“ antwortete Touſſaint mit ſeiner gewöhnlichen Logik, „daß er todt geweſen wäre, ſtatt ohnmächtig zu ſein.“

„Hätte er uns in dieſem Falle angezeigt, und auch Herrn Salvator angezeigt?“

„Gut! dieſe Dummheit . . . wäre er todt geweſen, ſo hätte er Niemand angezeigt.“

„Nun wohl,“ ſprach Jean mit düſterem Tone, „nimm an, der Herr ſei todt.“

„Ja,“ entgegnete Valgeneuſe, „doch ich bin es nicht.“

„Sind Sie deſſen ganz ſicher?“ fragte Jean Taureau mit einem Ausdrucke, der in der That Valgeneuſe zweifeln machte, ob er todt ſei oder lebendig.

„Mein Herr . . .“ ſagte der Graf.

„Und ich,“ fuhr Jean Taureau fort, „ich erkläre Ihnen, Sie ſind dem Sterben ſo nahe, daß es ſich nicht der Mühe lohnt, darüber zu ſtreiten.“

„Ah!“ rief Lorédan, „Sie ſind entſchloſſen, mich zu tödten, wie es ſcheint.“

„Und ſollte es Ihnen angenehm ſein,“ erwiederte Jean Taureau, „ſo will ich Ihnen ſagen, auf welche Art.“

„Dann risquiren Sie nicht mehr die Galeeren, ſondern das Schaffot,“ ſprach Lorédan.

„Das Schaffot, das Schaffot, hörst Du, Jean?“ ſtammelte Touſſaint.

„Ah bah! entgegnete Jean, „die Tröpfe beſteigen das Schaffot, — Leute, welche ihre Vorſichtsmaßregeln nicht zu nehmen wiſſen. Doch ſeien Sie unbeſorgt, Herr Graf, wir werden die unſeren nehmen; Sie ſollen ſelbſt darüber urtheilen.“

Der Graf erwartete die Erklärung mit ziemlich feſtem Geſichte.

„Vernehmen Sie, wie ſich die Sache zutragen wird,“ fuhr der Zimmermann fort, ohne daß ſein Tonausdruck das geringſte Zögern bezeichnete: „ich will Ihnen den Knebel wieder anlegen, ich will Sie wieder binden, wie Sie waren ... Hacke das Wurfgarn ab, das an der Wand hängt, Touſſaint ...“

Touſſaint hackte das Wurfgarn ab.

„Ich trage Sie bis nach dem Fluſſe,“ fuhr Jean Taureau fort. „Dort angelangt, mache ich ein Boot los; wir laſſen es ein paar Meilen im Stromſtriche gehen; ſodann, an einer guten Stelle, wo es fünfzehn Fuß Tiefe haben wird, binden wir Sie auf, wir nehmen Ihnen den Knebel ab, wir rollen Sie in das Garn und werfen Sie ins Waſſer. Seien Sie ruhig, Sie kommen auf den Grund, denn ich werde die Maſchen des Wurfgarns an die Knöpfe Ihres Ueberrocks anbinden! Wir warten, bis das beendigt iſt, wir fahren wieder ſtromaufwärts, bringen das Boot wieder an ſeinen Platz, und kehren ſachte zurück, um unſere zwei Flaſchen vollends zu leeren. Wonach wir vor Tagesanbruch wieder nach Paris kommen, ohne daß uns Jemand ſieht, und wir warten.“

„Worauf warten Sie?“ fragte der Graf, während er seine von Schweiß rieselnde Stirne abwischte.

„Ei! wir warten auf Nachrichten von Herrn von Valgeneuse, und die Leute, welche lesen können, werden folgende in den öffentlichen Blättern lesen:

„„Es ist in der Seine der Leichnam eines jungen Mannes aufgefunden worden, der seit ein paar Tagen ertrunken zu sein schien. Trotz der häufigen Beispiele von solchen Unfällen wollte der Unglückliche, wie es scheint, das Wurfgarn in einem Ueberrocke auswerfen, statt der Vorsicht gemäß eine Blouse anzuziehen: das Garn war an die Knöpfe seines Kleides angehackt, und hat ihn im Flusse fortgerissen; vergebens hat er sich angestrengt, um sich loszumachen.

„„Seine Uhr, die man in seinem Hosentäschchen gefunden, sein in seinem Sacke zurückgebliebenes Geld, seine noch an seinen Fingern fest haltenden Ringe, schließen jede Idee eines Mordes aus.

„„Die Leiche ist in der Morgue niedergelegt worden.““

„Ist das wohl geordnet, wie? und glauben Sie, man werde Jean Taureau und Toussaint-Louverture, die ihn weder von Adam, noch von Eva her kennen, bezüchtigen, Sie haben den Herrn Grafen Lorédan von Valgeneuse ermordet?“

„Ah! Sacredi!“ rief Toussaint, „wie viel Geist hast Du, Jean Taureau! ich hätte das nie von Dir geglaubt!“

„Du bist also bereit?“ fragte Jean Taureau.

„Bei Gott!“ antwortete der Kohlenbrenner.

„Sehen Sie, Herr Graf, es fehlt nur noch Ihre

Erlaubniß, um die Posse zu spielen," bemerkte Jean Taureau; „doch Sie wissen, daß wir, wenn Sie sie nicht geben, uns derselben überheben werden."

„Ins Wasser! ins Wasser!" rief Toussaint.

Barthélemy streckte seine breite Hand in der Richtung des Grafen aus; dieser machte zwei Schritte rückwärts, stieß, nachdem er die zwei Schritte gemacht hatte, an die Wand und war genöthigt, stehen zu bleiben.

„Ah! Sie werden nicht weiter gehen," sagte Barthélemy: „die Wand ist solid, ich habe sie untersucht."

Und er machte seinerseits zwei Schritte vorwärts und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Diese Hand brachte auf den Grafen die Wirkung hervor, welche auf den armen Sünder die des Henkers macht.

„Meine Herren," sprach Lorédan, der einen letzten Versuch wagen wollte, „Sie werden nicht kalt ein solches Verbrechen begehen; Sie wissen, daß die Todten aus der Tiefe des Grabes aufstehen, um die Mörder anzuklagen."

„Ja, doch nicht aus den Tiefen des Flusses, besonders wenn sie in einem Garne festgehalten sind . . . Ist das Garn bereit, Toussaint?"

„Ja," antwortete dieser, „es fehlt nur noch der Fisch."

Jean Taureau streckte die Hand aus und nahm die Stricke, die er aufs Bett geworfen hatte.

In einem Nu waren die Faustgelenke von Lorédan vereinigt und hinter seinen Rücken gebunden.

Es ließ sich an der Stärke und der Präcision der Bewegungen von Jean Taureau wohl sehen, d

ein von ihm gefaßter und zwar wohlgefaßter
hluß war.
„Meine Herren," sprach Lorédan, „diesmal han-
es sich nicht mehr darum, mich fliehen zu lassen;
handelt sich nur darum, mich nicht zu ermorden."
„Stille!" sagte Jean Taureau.
„Ich verspreche Ihnen hunderttausend Franken,
enn . . ."
Der Graf vollendete nicht; das Taschentuch, das
hm schon einmal als Knebel gedient hatte, verschloß
ihm zum zweiten Male den Mund.
„hunderttausend Franken," stammelte Toussaint,
„Und woher sollte er sie denn nehmen, seine
hunderttausend Franken?" versetzte Jean Taureau.
Der Gefangene konnte nicht mehr sprechen, doch
er machte mit dem Kopfe ein Zeichen, welches an-
deutete, man brauche nur in seiner Rocktasche zu
suchen.
Jean Taureau streckte seine dicke Hand aus,
schob zwei Finger in die Rocktasche von Herrn von
Valgeneuse und zog ein Portefeuille mit prallen
Flanken heraus.
Er lehnte Herrn von Valgeneuse an die Wand
an, ungefähr wie man eine Mumie in einem Na-
turaliencabinet anlehnt, kehrte zur Lampe zurück
und öffnete das Portefeuille.
Toussaint schaute seinem Gefährten über die
Schulter.
Jean Taureau zählte zwanzig Banquebillets.
Das Herz von Toussaint schlug, um seine Brus
zersprengen.

„Sind das ächte Banquebillets?“ fragte der
nmermann. „Lies Du, der Du lesen kannst.“
„Ich glaube wohl, daß es ächte Banquebillets
d, und zwar tüchtige Banquebillets,“ antwortete
ussaint. „Ich habe nie solche an der Thüre der
echsler gesehen. Sie sind von fünftausend jedes.“
„Zwanzigmal fünf oder fünfmal zwanzig macht!...
Ah! es läßt sich nichts dagegen sagen, die Rechnung
ist richtig.“
„Wir lassen ihn also leben,“ sagte Toussaint,
„und stecken die hunderttausend Franken ein?“
„Nein, ganz im Gegentheile,“ erwiederte Jean
Taureau, „wir geben ihm die hunderttausend Fran-
ken zurück, und ertränken ihn.“
„Ah! wir ertränken ihn?“ sagte Toussaint.
„Ja,“ antwortete Jean.
„Und Du bist sicher, daß uns kein Unglück wi-
derfahren wird?“ fragte leise der Kohlenbrenner.
„Das ist unser Schutz,“ sprach Jean Barthélemy,
indem er das Portefeuille wieder in die Tasche des
Grafen steckte und den Rock darüber zuknöpfte; „wer
würde zwei arme Teufel wie uns beargwohnen, wir
haben einen Menschen ertränkt, und ihm hundert-
tausend Franken in seiner Tasche gelassen?“
„Ah,“ sagte Toussaint mit einem Seufzer, „ich
sehe wohl Eines.“
„Was?“
„Arm sind wir gekommen, mein Freund, arm
werden wir sterben.“
„Amen!“ sprach Jean Taureau, während er den
Grafen auf seine Schulter lud. „Oeffne die Thüre,
Toussaint.“

Touſſaint öffnete die Thüre; doch er ſtieß einen Schrei aus und wich zwei Schritte zurück.

Ein Mann ſtand auf der Thürſchwelle.

Dieſer Mann trat ein.

„Ah!“ murmelte Jean Taureau, „es iſt Herr Salvator. Er kommt zur unrechten Zeit.“

XX.

Wo man etwas heller im Leben von Salvator zu ſehen anfängt.

Salvator warf einen ruhigen Blick auf dieſe zwei oder vielmehr auf dieſe drei Menſchen.

„Nun,“ fragte er, „was geht denn hier vor?“

„Nichts,“ erwiederte Jean Taureau; „ich will nur mit Ihrer Erlaubniß dieſen Herrn ertränken.“

„Ja, wir wollen ihn ertränken,“ ſagte Touſſaint.

„Und warum dieſe Extremität,“ fragte Salvator träumeriſch.

„Weil er es zuerſt verſucht hat, uns betrunken zu machen . . .“

„Ah!“

„Sodann, uns zu beſtechen.“

„Hernach?“

„Endlich uns einzuſchüchtern.“

„Jean Taureau einzuſchüchtern. Touſſaint Louverture, dagegen will ich nichts ſagen; doch Jean Taureau . . .“

„Sehen Sie!“ ſprach der Zimmermann. „Laſſen Sie uns paſſiren, und in einer halben Stunde wird die Sache abgemacht ſein.“

as hat er denn gesagt, mein Braver, um
chüchtern?"
erde Sie anzeigen, er werde Sie verhaften
verde Sie aufs Schaffot führen. Da ant-
ihm: „„Gut! mittlerweile will ich Sie
ie führen!...““ Treten Sie auf die Seite,
ator, wenn's beliebt."
: diesen Menschen los, Jean."
ich soll ihn losbinden?"

)aben also nicht gehört, was ich Ihnen
??"
"

abe Ihnen gesagt, er wollte Sie anzeigen,
ten, guillotiniren lassen."
ch, ich habe Dir erwiedert: Binde diesen
os und laß mich mit ihm allein!"
Salvator!" murmelte Jean mit flehender

cuhig, mein Freund," sagte der junge
Der Herr Graf Lorédan von Valgeneuse
chts gegen mich, während ich im Gegen-
"

im Gegentheile?"
gegen ihn vermag. Ich wiederhole also
l Male, binde diesen Menschen los und
eide allein mit einander reden."
' erwiederte Toussaint, „da Sie es durch-
l . . ."
:in Blick befragte noch einmal Salvator.
)aus," wiederholte der junge Mann.
: gehorche ich," sprach Jean Taureau besiegt.

d nachdem er dem Grafen die Hände losge
n und ihm den Knebel abgenommen hatte
e er Salvator oder vielmehr Herrn von Ba
ſe darauf aufmerkſam, er werde vor der Thü
en, um auf den erſten Ruf herbeizueilen, u
dann mit ſeinem Freunde Touſſaint hinaus.
Salvator folgte ihm und Touſſaint mit den Au
ſobald die Thüre wieder geſchloſſen war, ſp
zum Grafen von Valgeneuſe:
"Wollen Sie ſich ſetzen, mein Vetter; den
efürchte ſehr, wir haben einander zu viel zu
m ſtehen bleiben zu können."
Lorédan warf einen raſchen Blick auf Sa
"Ah!" ſagte dieſer, indem er mit der Han
ſchönen ſchwarzen, ſo zarten, ſo ſeidenen Ha
hob und ſeine Stirne entblößte, welche ſo ru
rein, als fände er ſich ſeinem beſten Freund
über, "ſchauen Sie mich recht an, Lorédan
es ſelbſt."
"Woher des Teufels kommen Sie d
Conrad?" rief der Graf, der ſich beha
einem Mann von demſelben Range füh
ihm den zwei Proletariern gegenüber wa
er ſo unvortheilhaft gekämpft hatte.
Ehre, man hielt Sie für todt!"
"Nun wohl, Sie ſehen, ich war es n
Gott, die Geſchichte iſt voll von Ere
Art, von Oreſtes, der durch Pylad
Aegiſthos und Klytemneſtra melden
den Herzog von Normandie, der vo
Karl X. den Thron ſeines Vaters
reclamirt."

„Ja, doch weder Oreſtes, noch der Herzog von rmandie hatten ihre Beerdigung diejenigen be- len laſſen, an denen ſie Rache nehmen, oder von en ſie ein Erbe reclamiren wollten," erwiederte err von Valgeneuſe, das Geſpräch in demſelben Tone fortführend.

„Ah! mein Gott, mein lieber Vetter, wollen Sie mir etwa die fünfhundert Franken vorwerfen, die Sie meine Beerdigung gekoſtet hat? Bedenken Sie doch, daß nie Geld beſſer angelegt war: das bringt Ihnen ſeit ſechs Jahren, ein Jahr ins andere, ein Einkommen von zweimalhunderttauſend Franken! Seien Sie unbeſorgt, ich werde es Ihnen zurückgeben, wenn wir unſere Rechnungen ordnen."

„Unſere Rechnungen?" rief verächtlich Lorédan; „wir haben alſo Rechnungen zu ordnen?"

„Bei Gott!"

„Sind es nicht die der Erbſchaft des ſeligen Marquis von Valgeneuſe, meines Oheims?"

„Mein lieber Herr Lorédan, Sie könnten wohl beifügen: und Ihres Vaters."

„In der That, unter uns, das iſt ohne Folge!... Ich füge alſo bei, wenn Ihnen das angenehm iſt: und Ihres Vaters."

„Ja, es iſt mir äußerſt angenehm," ſprach Salvator.

„Wäre es nun, Herr Conrad . . . oder Herr Salvator, wie Sie wollen, denn Sie haben mehrere Namen, wäre es allzu unbeſcheiden, Sie zu fragen, wie es zugeht, daß ſie kommen, während Sie alle Welt für todt hält?"

„Oh! mein Gott, nein! ich wollte mich ſogar an-

bieten, Ihnen diese Geschichte zu erzählen, sollte Sie dieselbe ein wenig interessiren."

„Sie interessirt mich, und zwar ungemein . . . Erzählen Sie, mein Herr, erzählen Sie."

Salvator verbeugte sich zum Zeichen der Beistimmung und begann:

„Sie erinnern sich, mein lieber Vetter, auf welch unerwartete und unglückliche Art der Herr Marquis von Valgeneuse, Ihr Oheim und mein Vater, starb?"

„Vollkommen."

„Sie erinnern sich, daß er mich nie hatte anerkennen wollen, nicht als hätte er mich seines Namens unwürdig erachtet, sondern im Gegentheile, weil er, mich anerkennend, mir nur ein Fünftel von seinem Vermögen hinterlassen konnte."

„Sie müssen mehr als ich auf dem Laufenden in den Bestimmungen des Codex in Betreff der Bastarde sein . . . Da ich ein legitimer Sohn bin, so hatte ich nie Gelegenheit, mich damit zu beschäftigen."

„Ei! mein Gott, lieber Vetter, ich beschäftigte mich nicht damit, sondern mein armer Vater . . . Er beschäftigte sich so sehr damit, daß er am Tage seines Todes seinen Notar, den redlichen Herrn Baratteau, kommen ließ . . ."

„Ja, und man hat nie recht erfahren, warum er ihn hatte kommen lassen. Sie nehmen an, es sei geschehen, um ihm ein Testament zu Ihren Gunsten zu übergeben?"

„Ich nehme nicht an, ich bin dessen sicher."

„Sie sind dessen sicher?"

„Ja."

„Und wie dies?"

„Am Tage vorher, als hätte er das Unglück, ihn bedrohte, vermuthet, theilte mir mein Vater, ſchon ich mich ſträubte, ihn anzuhören, mit, was thun wollte, oder vielmehr, was er gethan hatte

„Ich kenne dieſe Teſtamentsgeſchichte.“

„Sie kennen ſie?“

„Ja, wenigſtens ſo, wie Sie dieſelbe erzähl haben. Der Marquis hatte ein eigenhändig ge ſchriebenes Teſtament gemacht, das er Herrn Barat teau übergeben ſollte; doch ehe er es ihm übergeben hatte, oder nachdem er es ihm übergeben, — dieſer Punkt, ſo wichtig er iſt, wurde nie aufgeklärt, — fiel der Graf vom Schlage gerührt. Iſt es ſo?“

„Ja, mein Vetter, abgeſehen indeſſen von einem Detail.“

„Ein Detail! und welches?“

„Daß zur größeren Vorſicht der Marquis nicht n Teſtament, ſondern zwei gemacht hatte.“

„Ah! ah! zwei Teſtamente?“

„Duplicate, ja mein Vetter; beide ganz gleich.“

„Ja, in denen er Ihnen ſeinen Namen und ſein rmögen vermachte?“

„Ganz richtig!“

„Welch ein Unglück, daß ſich von dieſen beiden ıenten nicht eines wiedergefunden hat!“

„Ja, das iſt ein Mißgeſchick.“

Der Marquis vergaß alſo, Ihnen zu ſagen, wo ren?“

Das eine war beſtimmt, dem Notar übergeben den, das andere ſollte mir übergeben werden.“

nd mittlerweile . . .?“

nd mittlerweile hatte ſie der Marquis in die

Geheimschublade eines kleinen Schrankes in seinem Schlafzimmer eingeschlossen."

„Aber," sagte Lorédan, Salvator fest anschauend, „ich glaubte, Sie wüßten nicht, wo dies kostbare Testament sei."

„Ich wußte es damals nicht."

„Und heute . . .?"

„Heute," anwortete Salvator, „heute weiß ich es."

„Ah!" rief Lorédan, „erzählen Sie mir das: die Sache wird interessant!"

„Verzeihen Sie, soll ich Ihnen nicht zuerst erzählen, wie ich lebe, während mich Jeder, etwas mehr, etwas weniger, für gestorben hält? Bringen wir Ordnung in die Erzählung: es wird nur um so klarer und interessanter sein."

„Thun Sie das, mein lieber Vetter, viel Ordnung . . . Ich höre Sie."

Und um die Erzählung von Salvator zu hören, setzte sich der Graf von Valgeneuse auf die eleganteste sorgloseste Art, die ihm möglich war.

Salvator begann:

„Mein lieber Vetter, wir gehen also über die Geschichte der Testamente weg, die Ihnen nicht klar scheint, mit dem Vorbehalte, später dazu zurückzukommen, und auf sie das Ihnen momentan fehlende Licht zu werfen, und nehmen, wenn Sie wollen, meine Geschichte in dem Augenblicke auf, wo Ihre ehrenwerthe Familie, — die bis dahin die Güte gehabt hatte, mich als einen Verwandten zu betrachten, die sogar einmal eine Heirath zwischen mir und Fräulein Susanne geträumt hatte, — da sie mich nur noch

als einen Fremden anſah, mir bedeutete, ich habe das Hotel der Rue du Bac zu verlaſſen.“

Lorédan nickte mit dem Kopfe zum Zeichen, er gebe zu, daß die Erzählung von hier ausgehe.

„Sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und ſagen, mein lieber Vetter, daß ich keine Schwierigkeit machte, der Aufforderung zu gehorchen,“ fuhr Salvator fort.

„Das iſt wahr,“ antwortete Lorédan; „würden Sie eben ſo gehandelt haben, hätte ſich das berühmte Teſtament wiedergefunden?“

„Vielleicht nein, ich geſtehe es: der Menſch iſt ſchwach, und ſoll er von großem Vermögen zum Elend übergehen, ſo zögert er, wie jene Bergleute, welche in den Schlund hinabſteigen ... und dennoch iſt zuweilen in der Tiefe des Schlundes das Jungfernmineral, das pure Gold.“

„Mein lieber Vetter, mit dieſen Grundſätzen iſt man nie arm.“

„Unglücklicher Weiſe hatte ich ſie damals noch nicht; ich hatte nur den Stolz! Allerdings brachte bei mir der Stolz die Wirkung hervor, welche die Reſignation bei einem Andern hervorgebracht hätte. Ich ließ meine Pferde in Ihrem Stalle, meine Equipagen unter Ihrer Remiſe, meine Kleider in der Garderobe, mein Geld im Sekretär und ging mit den Kleidern weg, die ich auf dem Leibe hatte, und mit hundert Louisd'or, die ich am Tage vorher in Ecarté gewonnen. Das war, nach meinen Vorherſehungen, gerade um ein Jahr das Leben eines ſubalternen Angeſtellten zu führen ... Ich hatte angenehme Talente; — ich glaubte wenigſtens ſolche zu haben:

skizzirte Landschaften, ich machte Porträts, ich ch drei Sprachen; ich würde Unterricht im Zeich-, im Italienischen, im Englischen, im Deutschen en. Ich nahm ein möblirtes Cabinet in einem ften Stocke, in der Tiefe des Faubourg Poisson-ère, das heißt in einem Quartiere, in das ich nie nen Fuß gesetzt hatte, wo ich folglich völlig unbe-annt war. Ich brach mit meinen alten Bekannt-chaften, und ich versuchte es, mein neues Leben zu leben, und bedauerte nur die Trennung von Einem in dem reichen Hotel, das ich verließ . . ."

„Und das Eine?"

„Ja, errathen Sie, was das war."

„Sprechen Sie!"

„Nun der arme kleine Secretär von Rosenholz, jener Familientrödel, den der Marquis von seiner Mutter hatte, und den seine Mutter vielleicht von ihrer Großmutter bekommen."

„Ah! guter Gott!" sagte Lorédan, „Sie brauchten ihn nur zu verlangen: man hätte Ihnen denselben mit Vergnügen zum Geschenke gemacht."

„Ich glaube es, einmal, weil Sie mir es sagen, mein lieber Vetter, sodann, weil mir zu Ohren gekommen ist, Sie haben ihn mit den übrigen Mobilien verkaufen lassen."

„Soll man all diesen alten Plunder behalten?"

„Nein! Sie haben wohl daran gethan, und ich werde Ihnen sogleich den Beweis hievon geben. Ich ging also, nur dies allein bedauernd, und fing das neue Leben an, wie Dante sagt. Ach! mein lieber Vetter, seien Sie nie ruinirt. Es ist etwas Garstiges

arm zu ſein, und ſich in den Kopf zu ſetzen, ein ehrlicher Mann zu bleiben!"

Herr von Valgeneuſe lächelte verächtlich.

„Nicht wahr, mein lieber Vetter, vertraut mit den Weltverhältniſſen, wie Sie ſind, ſehen Sie nun hieraus, wie die Dinge gingen?" ſagte Salvator. „Mein Malertalent war, reizend für einen Liebhaber, mittelmäßig für einen Künſtler; meinem Wiſſen in den Sprachen, hinreichend für einen reichen Touriſten, welcher reist, fehlte es an der Tiefe für einen Lehrer, der demonſtriren will... Nach Verlauf von neun Monaten waren meine hundert Louisd'or verzehrt; ich hatte nicht einen einzigen Schüler; die Kunſthändler wieſen meine Bilder zurück ... Kurz, da ich weder ein Gauner, noch ein unterhaltener Mann werden wollte, ſo blieb mir nur die Wahl zwiſchen dem Fluſſe, dem Stricke und der Piſtole."

„Sie wählten entſchloſſen die Piſtole?"

„Oh! dergleichen Entſchlüſſe faßt man nicht ſo, lieber Vetter! und ſind Sie einmal ſoweit, ſo werden Sie ſehen, daß das eine ſchwierige Geſchichte iſt!... Ich zögerte im Gegentheile lange ... An den Fluß durfte ich nicht denken: ich konnte ſchwimmen, und ein Stein am Halſe gab mir mit den unglücklichen Hunden eine Aehnlichkeit, die mir widerſtrebte. Der Strick entſtellt; auch iſt man noch nicht ganz entſchieden über die Empfindungen, welche dieſe Todesart begleiten... Die Piſtole entſtellt gleichfalls, doch auf eine unſelige, nicht auf eine lächerliche Art. Ich wußte genug von der Medizin, oder vielmehr von der Chirurgie, um den Lauf an die gute Stelle zu ſetzen; ich war ſicher, mich nicht zu fehlen ...

„Ich gab mir acht Tage, um neue Ver
achen, und gelobte mir, wenn sie scheiter
blauf dieser acht Tage mit meinem Leben zu
– Sie scheiterten! Der achte Tag brach a
atte die Dinge gewissenhaft gethan, und
ezte Hilfsquelle verbraucht. Es blieb mir ein
Louisd'or; das war nicht einmal genug, 1
Pistole zu kaufen, die nicht in meinen Hän
sprang; sodann widerstrebte es mir, mich n
Brackwaffe zu erschießen . . .

„Zum Glück hatte ich Credit; ich ging zu
das war mein Lieferant; er hatte mich fast sei
Jahre nicht gesehen, hielt mich immer noch fi
Mann von zweimalhunderttausend Livres Re
stellte sein ganzes Magazin zu meiner Ver
Ich wählte eine vortreffliche Doppelpistole
zen, gezogenen Läufen; es war dabei meine
in mein Testament zu setzen, die Pistole g
page, und ich wünsche, daß man sie ihm z
Während ich beim Waffenschmied war, lud
Pistole . . . zwei Kugeln in jeden Lauf,
mehr als genügend! Im Augenblicke die
tion, auf welche ich eine ängstliche Sorgfalt
schien es mir, als zöge ein Zweifel über
des Handwerksmannes; doch ich war,
vielmehr so heiter, daß, wenn er ein
hatte, dieser Verdacht auf der Stelle
schwand.

„Als die Pistole geladen war, dem
ich Hunger hatte. Ich ging die Rue Ri
rreichte das Boulevard, trat in das C
nd frühstückte. Ich war mit vierzig

ten, ich kam mit dreißig heraus. Ein Frühstück : zehn Franken im Café Riche iſt ein Luxus, den) ein Mann wohl erlauben darf, welcher zweimal underttauſend Franken Rente gehabt hat, und im Begriffe ſteht, ſich zu erſchießen, weil er nur noch vierzig Franken hat ... Es war zwei Uhr, als ich aus dem Kaffeehauſe wegging. Ich hatte die Idee, dem ariſtokratiſchen Paris ein letztes Lebewohl zu ſagen; ich ging das Boulevard wieder bis zur Madelaine hinauf, ich nahm meinen Weg durch die Rue Royal und ſetzte mich auf den Champs-Elyſées ... Hier ließ ich vor mir paſſiren, was ich an Frauen in der Mode, an eleganten Männern gekannt hatte ... ich ſah Sie, Sie, meinen Vetter: ſie ritten meinen Araber Dſchenid. Niemand erkannte mich: ich war faſt ſeit einem Jahre abweſend: die Abweſenheit iſt ein halber Tod, und geſellt ſich der Ruin dazu, dann kann die Abweſenheit für einen ganzen Tod gelten.

„Um vier Uhr ſtand ich auf, und, maſchinenmäßig, die Hand am Kolben meiner Piſtole, die ich drückte, wie man die Hand einem letzten Freunde drückt, kehrte ich in die Stadt zurück ... Der Zufall, — verzeih, mein Gott, daß ich mich dieſes Wortes bediene! — die Vorſehung wollte, daß ich durch die Rue Saint-Honoré zurückging. Ich ſage, die Vorſehung wollte, und ich behaupte, was ich geſagt habe; ich gelangte wieder zum Faubourg Poiſſonnière: ich konnte die Rue de Rivoli oder den Boulevard wählen, ſtatt den Weg durch die Rue Saint-Honoré, welche kothig und ſchmutzig iſt, einzuſchlagen. Ich wählte die Rue Saint-Honoré!

„Wo war mein Geiſt? Das wäre ſchwer zu ſa-

gen. War er auf den dunklen Gefilden der Vergangenheit, in den leuchtenden Ebenen der Zukunft? schwebte er schon mit den Flügeln der Seele über unsere Welt? ward er durch das Gewicht des Körpers in die Tiefen des Grabes hinabgerissen? Ich weiß es nicht. Ich träumte; ich sah nichts, ich fühlte nichts, als den Kolben dieser Pistole, den ich bald sanft streichelte, bald mit aller Gewalt zusammenpreßte . . .

„Plötzlich stieß ich an ein Hinderniß. Die Menge drängte sich in die Rue Saint-Honoré. Ein junger Geistlicher, ein Schützling des Abbé Olivier, hielt eine Predigt in Saint-Roch.' Es erfaßte mich die Lust, in die Kirche einzutreten, und in dem Augenblicke, wo ich mich Gott von Angesicht zu Angesicht gegenüber finden sollte, das heilige Wort wie ein Manna für diese große Reise zu sammeln . . . Ich ließ alle Welt sich auf den Stufen des Portals zusammendrängen, trat durch die Rue Saint-Roch ein und gelangte leicht bis zum Fuße der Kanzel. Hier erst machte sich meine Hand vom Kolben der tödtlichen Waffe los: es geschah dies, um Weihwasser zu nehmen und das Zeichen des Kreuzes zu machen."

XXI.

Wie Herr Conrad von Valgeneuse erkannte, sein wahrer Beruf sei, Commissionär zu sein.

Salvator unterbrach sich.

„Verzeihen Sie!" sagte er zu seinem Vetter,

Sie werden mich vielleicht ein wenig weitschweifig nden; doch ich dachte, mein Leben sei ein so wich- iges Ereigniß in Ihrer Existenz, daß Sie jede Einzel- eit dieses äußersten Augenblicks interessiren müsse."

„Und Sie haben Recht, mein Herr," erwiederte orédan, ernst geworden. „Fahren Sie fort; ich öre Sie."

„Die Stimme des Predigers gelangte zu mir, he ich seine Person sah; diese Stimme vibrirte, bald anft, — immer eindringend. Einige Minuten hörte h nichts Anderes, als Töne, ein musikalisches Ge- äusch, ein süße, harmonische Melodie; ich war schon weit in der zukünftigen Welt, daß die Stimme die- er Welt, die ich als die Vergangenheit betrachtete, inige Zeit brauchte, um zu mir zu kommen. Bei den rsten Worten, die ich hörte, und von denen ich mir echenschaft gab, erkannte ich, der Priester predigte, icht gegen den Selbstmord, sondern über den Selbst- ord, — der Text war von sehr hoch genommen us dem socialen Gesichtspunkte, — über die Pflich- en des Menschen gegen seines Gleichen, über die eere, — ich finde kein Wort und werde eins machen, ber die unausfüllbare Leere, die in seinem hätigkeitskreise der Mensch zurückläßt, der vor dem on der Vorsehung bezeichneten Augenblicke stirbt. r führte den Vers von Shakespeare an, wo Hamlet egen den Selbstmord reagirt, der ihn bedrängt, um Grabe hintreibt:

„Es fällt kein Sperling ohne Gottes Befehl."

„Er griff an und stürzte nieder, eins nach dem ndern, wie es ein geduldiger Sturmbock mit einer

bieten, Ihnen dieſe Geſchichte zu erzählen, ſollte Sie dieſelbe ein wenig intereſſiren."

„Sie intereſſirt mich, und zwar ungemein . . . Erzählen Sie, mein Herr, erzählen Sie."

Salvator verbeugte ſich zum Zeichen der Beiſtimmung und begann:

„Sie erinnern ſich, mein lieber Vetter, auf welch unerwartete und unglückliche Art der Herr Marquis von Valgeneuſe, Ihr Oheim und mein Vater, ſtarb?"

„Vollkommen."

„Sie erinnern ſich, daß er mich nie hatte anerkennen wollen, nicht als hätte er mich ſeines Namens unwürdig erachtet, ſondern im Gegentheile, weil er, mich anerkennend, mir nur ein Fünftel von ſeinem Vermögen hinterlaſſen konnte."

„Sie müſſen mehr als ich auf dem Laufenden in den Beſtimmungen des Codex in Betreff der Baſtarde ſein . . . Da ich ein legitimer Sohn bin, ſo hatte ich nie Gelegenheit, mich damit zu beſchäftigen."

„Ei! mein Gott, lieber Vetter, ich beſchäftigte mich nicht damit, ſondern mein armer Vater . . . Er beſchäftigte ſich ſo ſehr damit, daß er am Tage ſeines Todes ſeinen Notar, den redlichen Herrn Baratteau, kommen ließ . . ."

„Ja, und man hat nie recht erfahren, warum er ihn hatte kommen laſſen. Sie nehmen an, es ſei geſchehen, um ihm ein Teſtament zu Ihren Gunſten zu übergeben?"

„Ich nehme nicht an, ich bin deſſen ſicher."

„Sie ſind deſſen ſicher?"

„Ja."

„Und wie dies?"

„Am Tage vorher, als hätte er das Unglück, das ihn bedrohte, vermuthet, theilte mir mein Vater, obschon ich mich sträubte, ihn anzuhören, mit, was er thun wollte, oder vielmehr, was er gethan hatte."

„Ich kenne dieſe Teſtamentsgeſchichte."

„Sie kennen ſie?"

„Ja, wenigſtens ſo, wie Sie dieſelbe erzählt haben. Der Marquis hatte ein eigenhändig geſchriebenes Teſtament gemacht, das er Herrn Barateau übergeben ſollte; doch ehe er es ihm übergeben hatte, oder nachdem er es ihm übergeben, — dieſer Punkt, ſo wichtig er iſt, wurde nie aufgeklärt, — fiel der Graf vom Schlage gerührt. Iſt es ſo?"

„Ja, mein Vetter, abgeſehen indeſſen von einem Detail."

„Ein Detail! und welches?"

„Daß zur größeren Vorſicht der Marquis nicht ein Teſtament, ſondern zwei gemacht hatte."

„Ah! ah! zwei Teſtamente?"

„Duplicate, ja mein Vetter; beide ganz gleich."

„Ja, in denen er Ihnen ſeinen Namen und ſein Vermögen vermachte?"

„Ganz richtig!"

„Welch ein Unglück, daß ſich von dieſen beiden Teſtamenten nicht eines wiedergefunden hat!"

„Ja, das iſt ein Mißgeſchick."

„Der Marquis vergaß alſo, Ihnen zu ſagen, wo ie waren?"

„Das eine war beſtimmt, dem Notar übergeben u werden, das andere ſollte mir übergeben werden."

„Und mittlerweile . . .?"

„Und mittlerweile hatte ſie der Marquis in die

Geheimschublade eines kleinen Schrankes in seinem Schlafzimmer eingeschlossen."

„Aber," sagte Lorédan, Salvator fest anschauend, „ich glaubte, Sie wüßten nicht, wo dies kostbare Testament sei."

„Ich wußte es damals nicht."

„Und heute . . .?"

„Heute," antwortete Salvator, „heute weiß ich es."

„Ah!" rief Lorédan, „erzählen Sie mir das: die Sache wird interessant!"

„Verzeihen Sie, soll ich Ihnen nicht zuerst erzählen, wie ich lebe, während mich Jeder, etwas mehr, etwas weniger, für gestorben hält? Bringen wir Ordnung in die Erzählung: es wird nur um so klarer und interessanter sein."

„Thun Sie das, mein lieber Vetter, viel Ordnung . . . Ich höre Sie."

Und um die Erzählung von Salvator zu hören, setzte sich der Graf von Valgeneuse auf die eleganteste sorglose Art, die ihm möglich war.

Salvator begann:

„Mein lieber Vetter, wir gehen also über die Geschichte der Testamente weg, die Ihnen nicht klar scheint, mit dem Vorbehalte, später dazu zurückzukommen, und auf sie das Ihnen momentan fehlende Licht zu werfen, und nehmen, wenn Sie wollen, meine Geschichte in dem Augenblicke auf, wo Ihre ehrenwerthe Familie, — die bis dahin die Güte gehabt hatte, mich als einen Verwandten zu betrachten, die sogar einmal eine Heirath zwischen mir und Fräulein Susanne geträumt hatte, — da sie mich nur noch

als einen Fremden anſah, mir bedeutete, ich habe das Hotel der Rue du Bac zu verlaſſen."

Lorédan nickte mit dem Kopfe zum Zeichen, er gebe zu, daß die Erzählung von hier ausgehe.

„Sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und ſagen, mein lieber Vetter, daß ich keine Schwierigkeit machte, der Aufforderung zu gehorchen," fuhr Salvator fort.

„Das iſt wahr," antwortete Lorédan; „würden Sie eben ſo gehandelt haben, hätte ſich das berühmte Teſtament wiedergefunden?"

„Vielleicht nein, ich geſtehe es: der Menſch iſt ſchwach, und ſoll er von großem Vermögen zum Elend übergehen, ſo zögert er, wie jene Bergleute, welche in den Schlund hinabſteigen... und dennoch iſt zuweilen in der Tiefe des Schlundes das Jungfernmineral, das pure Gold."

„Mein lieber Vetter, mit dieſen Grundſätzen iſt man nie arm."

„Unglücklicher Weiſe hatte ich ſie damals noch nicht; ich hatte nur den Stolz! Allerdings brachte bei mir der Stolz die Wirkung hervor, welche die Reſignation bei einem Andern hervorgebracht hätte. Ich ließ meine Pferde in Ihrem Stalle, meine Equipagen unter Ihrer Remiſe, meine Kleider in der Garderobe, mein Geld im Sekretär und ging mit den Kleidern weg, die ich auf dem Leibe hatte, und mit hundert Louisd'or, die ich am Tage vorher in Ecarté gewonnen. Das war, nach meinen Vorherſehungen, gerade um ein Jahr das Leben eines ſubalternen Angeſtellten zu führen . . . Ich hatte angenehme Talente; — ich glaubte wenigſtens ſolche zu haben:

ich ſkizzirte Landſchaften, ich machte Porträts, ich ſprach drei Sprachen; ich würde Unterricht im Zeichnen, im Italieniſchen, im Engliſchen, im Deutſchen geben. Ich nahm ein möblirtes Cabinet in einem fünften Stocke, in der Tiefe des Faubourg Poiſſonnière, das heißt in einem Quartiere, in das ich nie einen Fuß geſetzt hatte, wo ich folglich völlig unbekannt war. Ich brach mit meinen alten Bekanntſchaften, und ich verſuchte es, mein neues Leben zu leben, und bedauerte nur die Trennung von Einem in dem reichen Hotel, das ich verließ . . .“

„Und das Eine?“

„Ja, errathen Sie, was das war.“

„Sprechen Sie!“

„Nun der arme kleine Secretär von Roſenholz, jener Familientrödel, den der Marquis von ſeiner Mutter hatte, und den ſeine Mutter vielleicht von ihrer Großmutter bekommen.“

„Ah! guter Gott!“ ſagte Lorédan, „Sie brauchten ihn nur zu verlangen: man hätte Ihnen denſelben mit Vergnügen zum Geſchenke gemacht.“

„Ich glaube es, einmal, weil Sie mir es ſagen, mein lieber Vetter, ſodann, weil mir zu Ohren gekommen iſt, Sie haben ihn mit den übrigen Mobilien verkaufen laſſen.“

„Soll man all dieſen alten Plunder behalten?“

„Nein! Sie haben wohl daran gethan, und ich werde Ihnen ſogleich den Beweis hievon geben. Ich ging alſo, nur dies allein bedauernd, und fing das neue Leben an, wie Dante ſagt. Ach! mein lieber Vetter, ſeien Sie nie ruinirt. Es iſt etwas Garſtiges,

arm zu ſein, und ſich in den Kopf zu ſetzen, ein ehrlicher Mann zu bleiben!"

Herr von Valgeneuſe lächelte verächtlich.

„Nicht wahr, mein lieber Vetter, vertraut mit den Weltverhältniſſen, wie Sie ſind, ſehen Sie nun hieraus, wie die Dinge gingen?" ſagte Salvator. „Mein Malertalent war, reizend für einen Liebhaber, mittelmäßig für einen Künſtler; meinem Wiſſen in den Sprachen, hinreichend für einen reichen Touriſten, welcher reist, fehlte es an der Tiefe für einen Lehrer, der demonſtriren will... Nach Verlauf von neun Monaten waren meine hundert Louisd'or verzehrt; ich hatte nicht einen einzigen Schüler; die Kunſthändler wieſen meine Bilder zurück ... Kurz, da ich weder ein Gauner, noch ein unterhaltener Mann werden wollte, ſo blieb mir nur die Wahl zwiſchen dem Fluſſe, dem Stricke und der Piſtole."

„Sie wählten entſchloſſen die Piſtole?"

„Oh! dergleichen Entſchlüſſe faßt man nicht ſo, lieber Vetter! und ſind Sie einmal ſoweit, ſo werden Sie ſehen, daß das eine ſchwierige Geſchichte iſt!... Ich zögerte im Gegentheile lange ... An den Fluß durfte ich nicht denken: ich konnte ſchwimmen, und ein Stein am Halſe gab mir mit den unglücklichen Hunden eine Aehnlichkeit, die mir widerſtrebte. Der Strick entſtellt; auch iſt man noch nicht ganz entſchieden über die Empfindungen, welche dieſe Todesart begleiten... Die Piſtole entſtellt gleichfalls, doch auf eine unſelige, nicht auf eine lächerliche Art. Ich wußte genug von der Medizin, oder vielmehr von der Chirurgie, um den Lauf an die gute Stelle zu ſetzen; ich war ſicher, mich nicht zu fehlen ...

„Ich gab mir acht Tage, um neue Verſuche zu machen, und gelobte mir, wenn ſie ſcheitern, nach Ablauf dieſer acht Tage mit meinem Leben zu enden. — Sie ſcheiterten! Der achte Tag brach an. Ich hatte die Dinge gewiſſenhaft gethan, und meine letzte Hilfsquelle verbraucht. Es blieb mir ein Doppel-Louisd'or; das war nicht einmal genug, um eine Piſtole zu kaufen, die nicht in meinen Händen zerſprang; ſodann widerſtrebte es mir, mich mit einer Brackwaffe zu erſchießen . . .

„Zum Glück hatte ich Credit; ich ging zu Lepage; das war mein Lieferant; er hatte mich faſt ſeit einem Jahre nicht geſehen, hielt mich immer noch für einen Mann von zweimalhunderttauſend Livres Rente, und ſtellte ſein ganzes Magazin zu meiner Verfügung. Ich wählte eine vortreffliche Doppelpiſtole mit kurzen, gezogenen Läufen; es war dabei meine Abſicht, in mein Teſtament zu ſetzen, die Piſtole gehöre Lepage, und ich wünſche, daß man ſie ihm zurückgebe. Während ich beim Waffenſchmied war, lud ich meine Piſtole . . . zwei Kugeln in jeden Lauf, das war mehr als genügend! Im Augenblicke dieſer Operation, auf welche ich eine ängſtliche Sorgfalt verwandte, ſchien es mir, als zöge ein Zweifel über das Geſicht des Handwerksmannes; doch ich war, oder ſchien vielmehr ſo heiter, daß, wenn er einen Verdacht hatte, dieſer Verdacht auf der Stelle wieder verſchwand.

„Als die Piſtole geladen war, bemerkte ich, daß ich Hunger hatte. Ich ging die Rue Richelieu hinauf, erreichte das Boulevard, trat in das Café Riche ein und frühſtückte. Ich war mit vierzig Franken einge-

reten, ich kam mit dreißig heraus. Ein Frühstück ür zehn Franken im Café Riche ist ein Luxus, den ich ein Mann wohl erlauben darf, welcher zweimal underttausend Franken Rente gehabt hat, und im Begriffe steht, sich zu erschießen, weil er nur noch ierzig Franken hat ... Es war zwei Uhr, als h aus dem Kaffeehause wegging. Ich hatte die Idee, em aristokratischen Paris ein letztes Lebewohl zu sa-en; ich ging das Boulevard wieder bis zur Made-aine hinauf, ich nahm meinen Weg durch die Rue loyal und setzte mich auf den Champs-Elysées ... hier ließ ich vor mir passiren, was ich an Frauen n der Mode, an eleganten Männern gekannt hatte ... h sah Sie, Sie, meinen Vetter: sie ritten meinen lraber Dschenid. Niemand erkannte mich: ich war ast seit einem Jahre abwesend: die Abwesenheit ist in halber Tod, und gesellt sich der Ruin dazu, dann ann die Abwesenheit für einen ganzen Tod gelten.

„Um vier Uhr stand ich auf, und, maschinen-äßig, die Hand am Kolben meiner Pistole, die ich rückte, wie man die Hand einem letzten Freunde rückt, kehrte ich in die Stadt zurück ... Der Zu-all, — verzeih, mein Gott, daß ich mich dieses Wor-es bediene! — die Vorsehung wollte, daß ich durch ie Rue Saint-Honoré zurückging. Ich sage, die Vorsehung wollte, und ich behaupte, was ich ge-agt habe; ich gelangte wieder zum Faubourg Poisson-ière: ich konnte die Rue de Rivoli oder den Boule-ard wählen, statt den Weg durch die Rue Saint-honoré, welche kothig und schmutzig ist, einzuschlagen. Ich wählte die Rue Saint-Honoré!

„Wo war mein Geist? Das wäre schwer zu sa-

gen. War er auf den dunklen Gefilden der Vergangenheit, in den leuchtenden Ebenen der Zukunft? schwebte er schon mit den Flügeln der Seele über unsere Welt? ward er durch das Gewicht des Körpers in die Tiefen des Grabes hinabgerissen? Ich weiß es nicht. Ich träumte; ich sah nichts, ich fühlte nichts, als den Kolben dieser Pistole, den ich bald sanft streichelte, bald mit aller Gewalt zusammenpreßte . . .

„Plötzlich stieß ich an ein Hinderniß. Die Menge drängte sich in die Rue Saint-Honoré. Ein junger Geistlicher, ein Schützling des Abbé Olivier, hielt eine Predigt in Saint-Roch.' Es erfaßte mich die Lust, in die Kirche einzutreten, und in dem Augenblicke, wo ich mich Gott von Angesicht zu Angesicht gegenüber finden sollte, das heilige Wort wie ein Manna für diese große Reise zu sammeln . . . Ich ließ alle Welt sich auf den Stufen des Portals zusammendrängen, trat durch die Rue Saint-Roch ein und gelangte leicht bis zum Fuße der Kanzel. Hier erst machte sich meine Hand vom Kolben der tödtlichen Waffe los: es geschah dies, um Weihwasser zu nehmen und das Zeichen des Kreuzes zu machen."

XXI.

Wie Herr Conrad von Valgeneuse erkannte, sein wahrer Beruf sei, Commissionär zu sein.

Salvator unterbrach sich.

„Verzeihen Sie!" sagte er zu seinem Vetter,

Sie werde mich vielleicht ein wenig weitschweifig nden; doch ich dachte, mein Leben sei ein so wich- ges Ereigniß in Ihrer Existenz, daß Sie jede Einzel- eit dieses äußersten Augenblicks interessiren müsse."

„Und Sie haben Recht, mein Herr," erwiederte orédan, ernst geworden. „Fahren Sie fort; ich öre Sie."

„Die Stimme des Predigers gelangte zu mir, he ich seine Person sah; diese Stimme vibrirte, bald nft, — immer eindringend. Einige Minuten hörte h nichts Anderes, als Töne, ein musikalisches Ge- äusch, ein süße, harmonische Melodie; ich war schon weit in der zukünftigen Welt, daß die Stimme die- r Welt, die ich als die Vergangenheit betrachtete, nige Zeit brauchte, um zu mir zu kommen. Bei den rsten Worten, die ich hörte, und von denen ich mir lechenschaft gab, erkannte ich, der Priester predigte, icht gegen den Selbstmord, sondern über den Selbst- ord, — der Text war von sehr hoch genommen us dem socialen Gesichtspunkte, — über die Pflich- n des Menschen gegen seines Gleichen, über die eere, — ich finde kein Wort und werde eins machen, ber die unausfüllbare Leere, die in seinem hätigkeitskreise der Mensch zurückläßt, der vor dem n der Vorsehung bezeichneten Augenblicke stirbt. r führte den Vers von Shakespeare an, wo Hamlet gen den Selbstmord reagirt, der ihn bedrängt, im Grabe hintreibt:

„Es fällt kein Sperling ohne Gottes Befehl."

„Er griff an und stürzte nieder, eins nach dem dern, wie es ein geduldiger Sturmbock mit einer

ſten, dann mit einer zweiten, dann mit einer dritten Mauer thut, — er griff an und ſtürzte nieder alle Motive, die den Menſchen zum Selbſtmorde hinziehen: den getäuſchten Ehrgeiz, die verrathene Liebe, das verlorene Vermögen. Er erinnerte an die Glaubensjahrhunderte, vom 14. bis zum 18.; er ſuchte darin vergebens den Selbſtmord, er fand ihn nicht. Der Selbſtmord fing ſeiner Anſicht nach da an, wo die Kaſten aufgehört hatten. Der getäuſchte, der betrogene Menſch, der zu Grunde gerichtete Menſch, kurz der durch einen großen Schmerz gebrochene Menſch, dieſer Menſch wurde Mönch; das war ein Mittel, ſich zu erſchießen, ein moraliſcher Selbſtmord, wenn nicht ein phyſiſcher: er begrub ſich in dieſem großen gemeinſchaftlichen Grabe, was man ein Kloſter nannte; er betete und zuweilen ward er getröſtet. Heut zu Tage beſtand von Allem dem nichts mehr, da die Klöſter aufgehoben, geſchloſſen, die Conventе ſelten waren, und das Gebet zum Himmel aufgeſtiegen. — Es blieb die Arbeit: arbeiten, das war beten! Es lag eine ganze Offenbarung in dieſen Worten; ich ſchlug die Augen zu demjenigen auf, welcher ſie ausſprach.

„Es war ein ſchöner Mönch von kaum fünfundzwanzig Jahren; ein Dominikaner, bleich, mager, mit großen ſchwarzen Augen, herrlichen Augen! — Er verband die zwei Mittel, die er bezeichnet hatte: das Gebet und die Arbeit; man fühlte, dieſer Mann bete unabläſſig, arbeite immer.

„Ich ſchaute umher und fragte mich, welche Arbeit ich verrichten könne. Rouſſeau läßt ſeinen Emile das Schreinerhandwerk lehren; mich hatte man un-

)er Weiſe kein Handwerk gelehrt. — Ich ſah Mann von ungefähr dreißig Jahren: er war .det mit einer ſchwarzen Sammetjacke und hielt Mütze in der Hand; er hatte an ſeinem Kleide neſſingenes Plättchen. Ich erkannte einen Com- .onär. Dieſer Commiſſionär lehnte ſich an einen :iler an und hörte aufmerkſam dem Prediger zu; ging zu ihm und lehnte mich an denſelben Pfeiler. h war entſchloſſen, ihn nicht aus dem Geſichte zu rlieren, denn ich hatte Fragen an ihn zu machen. Ich hörte die Predigt bis zu Ende; doch ehe ſie :ndigt, war ich ſchon entſchieden, zu leben. Der :ediger ſtieg von der Kanzel herab und ging an r vorüber.

„„Wie heißen Sie, mein Vater?““ fragte ich.

„„Vor den Menſchen oder vor Gott?““

„„Vor Gott.“

„„Bruder Dominique.““

„Und er ging weiter . . . Die Menge verlief). Ich folgte dem Commiſſionär; an der Ecke der ıe Saint-Roch hielt ich ihn an.

„„Verzeihen Sie, mein Freund,““ ſagte ich zu m.

Er wandte ſich um.

„„Der Herr bedarf meiner?““

„„Ja, ich bedarf Ihrer,““ antwortete ich lächelnd.

„„Muß ich den Haken nehmen, oder iſt es ein ıfacher Gang?““

„„Es iſt eine Auskunft.““

„„Ah! ich verſtehe: der Herr iſt fremd.““

„„Dem Leben, ja.““

„Er ſchaute mich mit Erſtaunen an.

„„Ihr Gewerbe iſt ein gutes Gewerbe?““ fragte ich ihn.

„„Eil je nachdem Sie es verſtehen!““

„„Ich frage Sie, ob Sie es lieben.““

„„Da ich es übe!““

„„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß dies nicht immer ein Grund iſt.““

„„Was wünſchen Sie denn zu wiſſen?““

„„Findet man dabei ſeinen Lebensunterhalt?““

„„Man verdient dabei Tauſende und Hunderte; im Ganzen nährt es aber ſeinen Mann.““

„„Thun Sie mir den Gefallen, mich zu unterrichten.““

„„Befragen Sie mich und ich werde antworten.““

„„Gut oder ſchlecht, in mittlerer Summe, wie viel trägt der Tag ein?““

„„Man darf in den guten Quartieren auf fünf bis ſechs Franken rechnen.““

„„Zweitauſend Franken alſo.““

„„Ungefähr.““

„„Wie viel geben Sie davon aus?““

„„Etwa die Hälfte.““

„„Somit erſparen Sie jährlich?““

„„Ein Tauſend-Franken-Billet.““

„„Was ſind die Unannehmlichkeiten Ihres Standes?““

„„Ich kenne keine.““

„„Man iſt frei?““

„„Wie die Luft.““

„„Mir ſchien, dem Publikum gehörend . . .““

„„Dem Publikum? Ei! mein Gott! wer gehört nicht dem Publikum? König Carl X. zu allererſt,

gehört er nicht dem Publikum? Ich bin, bei meiner Treue, freier als er!""

„„Wie so?""

„„Ein Auftrag dünkt mir zweideutig, ich schlage ihn aus; eine Last scheint mir zu schwer, ich schüttle den Kopf. Das Ganze besteht darin, daß man sich bekannt macht, und ist man bekannt, so wählt man.""

„„Treiben Sie Ihr Gewerbe schon lange?""

„„Zehn Jahre.""

„„Und in zehn Jahren haben Sie nicht bedauert, daß Sie nicht ein anderes Gewerbe treiben?""

„„Nie.""

„Ich überlegte einen Augenblick.

„„Ist das Alles?"" fragte mich mein Mann.

„„Eine letzte Auskunft.""

„„Reden Sie.""

„„Welches Mittel muß man anwenden, wenn man Commissionär werden will?""

„Der Commissionär schaute mich fragend an.

„„Sollten Sie zufällig Commissionär werden wollen?""

„„Vielleicht.""

„„Oh! das ist nicht schwierig, und man braucht hiezu keine großen Protectionen.""

„„Nun?""

„„Ei! man geht auf die Polizei-Präfectur mit drei Zeugen, die sich für Ihren sittlichen Charakter verbürgen, und man verlangt eine Nummer.""

„„Und das kostet?""

„„Die Mühe, sie zu verlangen.""

„„Ich danke, mein Freund.""

„Ich zog aus meiner Tasche ein Fünf-Franken-Stück und bot es ihm an.

„„Was ist das?““ sagte er zu mir.

„„Das ist der Lohn für die Mühe, die ich Ihnen gemacht habe.““

„„Das war keine Mühe, sondern ein Vergnügen; und man läßt sich ein Vergnügen nicht bezahlen.““

„„Also einen Händedruck und einen Dank.““

„„Das ist etwas Anderes.““

„Und er reichte mir seine plumpe Hand, die ich herzlich drückte.

„„Ah! bei Gott!““ sagte ich zu mir selbst, während ich mich entfernte, „„das ist seltsam: mir scheint, es ist das erste Mal, daß ich einem Menschen die Hand drücke!““

„Und ich schlug wieder den Weg nach meiner Mansarde ein.

XXII.

Der Selbstmord.

„Sobald ich mich nicht tödtete, hatte ich eine ganz andere Arbeit zu verrichten, als wenn ich mich getödtet hätte! Ich hatte vor Allem zu Mittag zu speisen, was unnöthig gewesen wäre, hätte ich bei meinem Plane beharrt; sodann hatte ich einen vollständigen Commissionärsanzug zu kaufen; endlich hatte ich mir ein Subject zu verschaffen, wie man mit dem Amphitheaterausdruck sagt, ein Subject, das ich für mich ausgeben könnte . . . Tödtete ich mich nicht, so sollte man mich wenigstens für todt halten.

ich hatte ein wenig Medicin studirt, und Anatomie n mehreren Hospitälern getrieben. Ich kannte die Amphitheaterdiener. Das Ganze war, daß ich mir inen jungen Mann ungefähr von meinem Alter erschaffte, ihn in mein Bett legte und durch einen Pistolenschuß entstellte; hier bot sich aber eine ernste Schwierigkeit: der Todtenarzt bemerkte leicht, der Pistolenschuß sei auf einen Leichnam gefeuert worden. — Ich ging nach dem Hotel-Dieu; ich hatte dem Amphitheaterdiener einen großen Dienst geleistet, ndem ich seinen Bruder von der Conscription frei gemacht; dieser Mensch hätte sein Leben für mich gegeben; der Bruder war Fiacrekutscher, und er hegte uch eine tiefe Dankbarkeit für mich. Ich ließ den Amphitheaterdiener rufen.

„„Louis,““ sagte ich zu ihm, „„geschieht es elten, daß man hierher Leute bringt, die sich erchossen haben?““

„„Ei! Herr Conrad,““ erwiederte er, „„drei is vier im Monat, nicht mehr.““

„„Es mag kosten, was es will, hörst Du wohl, Louis? ich muß den Ersten haben, der hereinkommt.““

„„Es mag kosten, was es will, Sie sollen ihn aben, Herr, und müßte ich darüber meinen Platz erlieren!““

„„Ich danke Dir, Louis.““

„„Und wo brauchen Sie ihn.““

„„Bei mir, im Faubourg Poissonnière 27, im ierten Stocke.““

„„Ich werde mich hierüber mit meinem Bruder erständigen.““

„„Ich kann auf Dich zählen, Louis?““

hreckliche Bundesgenoß, hatte mich vortrefflich be-
nt.

„Ich zog den Pfropf aus einem der Läufe mei-
Piſtole, ich brannte ihn aus, damit er das An-
en bekäme, als hätte er gefeuert, und gab die
tole dem Todten in die Hand. In den Zeilen,
ich hinterließ, war ich beſorgt geweſen, zu ſagen,
Piſtole gehöre Lepage: Lepage ſollte die Identi-
des Leichnams conſtatiren helfen durch die Er-
:ung, Herr Conrad von Valgeneuſe habe die Waffe
paar Tage vorher von ihm entlehnt.

„Ich ließ meine Kleider auf einem Stuhle, da
ſo vorſichtig geweſen war, mich auszukleiden, ehe
mich erſchoſſen; alsdann, nachdem ich mein Com-
ſionärs-Coſtume angezogen und die Thüre doppelt
hloſſen hatte, ging ich mit Louis hinab . . . Ich
: den Schlüſſel mitten auf die Straße fallen, als
ich ihn, nachdem ich mich eingeſchloſſen, zum Fen-
hinausgeworfen hätte; die durch den Stein von
is zerbrochene Scheibe ſollte dazu dienen, dieſen
uben zu vervollſtändigen. Ich hatte einen Schlüſ-
von der Hausthüre: wir gingen hinaus, ohne
a Concierge geſehen oder gehört worden zu ſein...
: andern Morgen um neun Uhr erſchien ich auf
Polizei mit meinen zwei Bürgen Louis und ſei-
1 Bruder, und man übergab mir meine Medaille
er dem Namen Salvator . . . Seit dieſem Tage,
„ lieber Vetter, treibe ich das Gewerbe eines
Tuiſſionärs, an der Ecke der Rue aux Fers, bei
Schenke zur Goldenen Muſchel.“

Ich mache Ihnen mein Compliment hiezu, mein

„„Da ich es Ihnen sage,““ erwiederte er, die Achseln zuckend. „„Nun, wenn es Nacht geworden ist, gehen Sie nicht mehr aus.““

„„Seien Sie unbesorgt, von diesem Abend an bleibe ich zu Hause.““

„Ich befürchtete, meine dreißig Franken dürften mich nicht weit führen. Ich wäre vielleicht Hungers gestorben, ehe es einem Unglücklichen einfiele, sich zu erschießen.

„Nach Hause zurückkehrend, trat ich bei einem Trödler ein, und ich fand eine Hose, eine Jacke und eine Weste von Sammt für fünfzehn Franken; ich kaufte diese Kleidungsstücke, ließ ein Päckchen daraus machen, und nahm es unter meinem Arme mit. Jagdschuhe und eine alte Jagdmütze sollten das Costume vervollständigen. Es blieben fünfzehn Franken; verzehrte ich sie vernünftig, so konnte ich fünf bis sechs Tage davon leben . . . Alles war indessen für den entscheidenden Augenblick bereit: der Brief, der meinen Tod verkündigte, war geschrieben und unterzeichnet.

„In der Nacht des dritten oder vierten Tags gab man das verabredete Signal, indem man einen Stein in mein Fenster warf, das auf die Straße ging. Ich eilte hinab und öffnete die Thüre: ein Fiacre hielt vor dem Hause; in diesem Fiacre war ein Leichnam. Louis und ich brachten ihn in mein Zimmer und legten ihn auf mein Bett; ich zog ihm eines von meinen Hemden an. Es war der Leichnam eines jungen Mannes; sein Gesicht war von einer so furchtbaren Wunde zerrissen, daß man seine Züge unmöglich erkennen konnte. Der Zufall, dieser

ckliche Bundesgenoß, hatte mich vortrefflich be-

ch zog den Pfropf aus einem der Läufe mei-
iſtole, ich brannte ihn aus, damit er das An-
bekäme, als hätte er gefeuert, und gab die
dem Todten in die Hand. In den Zeilen,
hinterließ, war ich beſorgt geweſen, zu ſagen,
ſtole gehöre Lepage: Lepage ſollte die Identi-
s Leichnams conſtatiren helfen durch die Er-
z, Herr Conrad von Valgeneuſe habe die Waffe
ar Tage vorher von ihm entlehnt.
ch ließ meine Kleider auf einem Stuhle, da
vorſichtig geweſen war, mich auszukleiden, ehe
h erſchoſſen; alsdann, nachdem ich mein Com-
ärs-Coſtume angezogen und die Thüre doppelt
ſſen hatte, ging ich mit Louis hinab . . . Ich
n Schlüſſel mitten auf die Straße fallen, als
ihn, nachdem ich mich eingeſchloſſen, zum Fen-
nausgeworfen hätte; die durch den Stein von
zerbrochene Scheibe ſollte dazu dienen, dieſen
n zu vervollſtändigen. Ich hatte einen Schlüſ-
n der Hausthüre: wir gingen hinaus, ohne
oncierge geſehen oder gehört worden zu ſein...
ndern Morgen um neun Uhr erſchien ich auf
olizei mit meinen zwei Bürgen Louis und ſei-
Bruder, und man übergab mir meine Medaille
dem Namen Salvator . . . Seit dieſem Tage,
lieber Vetter, treibe ich das Gewerbe eines
iſſionärs, an der Ecke der Rue aux Fers, bei
henke zur Goldenen Muſchel."
ch mache Ihnen mein Compliment hiezu, mein

Herr," erwiederte Lorédan; „doch ich sehe in alle dem weder die Auskunft, die Sie mir über das Testament des Marquis geben sollten, noch wie Sie mir die fünfhundert Franken wieder erstatten werden, die ich sehr unnöthig Herrn Jackal gegeben habe, um Sie beerdigen zu lassen."

„Warten Sie doch, mein lieber Vetter," fuhr Salvator fort. „Was Teufels! Sie halten mich nicht für verrückt genug, um Ihnen nur so das Geheimniß meiner Existenz preiszugeben, wenn ich Ihrer Discretion nicht sicher war."

„Es scheint also, Sie gedenken mich bis zum Tage des jüngsten Gerichts zu bewachen oder von Ihren Leuten bewachen zu lassen?"

„Ah! Herr Graf, Sie irren sich ganz und gar, und dies ist nicht meine Absicht. Morgen früh um fünf Uhr werden Sie frei sein."

„Und Sie wissen, was ich schon Ihren Begleitern gesagt habe: eine Stunde, nachdem ich wieder in Freiheit gesetzt wäre, würden Sie angezeigt und verhaftet."

„Ja, das hätte sogar beinahe eine schlimme Wendung für Sie genommen! Wäre ich nicht auf der Thürschwelle gewesen, so liefen Sie Gefahr, nie mehr einen Menschen anzuzeigen und verhaften zu lassen was übrigens ein ziemlich schlechtes Handwerk ist mein lieber Vetter. Ich stehe Ihnen auch zum Vo als dafür, Sie werden überlegen, und haben E überlegt, nun wohl, so werden Sie diesen arm Salvator in Ruhe lassen an seinem Weichsteine ! Rue aux Fers, damit er Sie in Ihrem Hotel ' Rue du Bac in Ruhe läßt."

Kann war, da Sie jetzt im Zuge sind, verhe Geständnisse zu machen, erfahren, welches l Sie hätten, mich dort zu beunruhigen?"
Ich will Ihnen das erzählen. Da es das ssanteste meiner Erzählung ist, so habe ich es ıs Ende aufbewahrt."
Ich höre Sie."
Oh! diesmal bin ich Ihrer Aufmerksamkeit sicher! n wir mit einer Moral an: ich habe immer kt, mein lieber Vetter, es bringe Glück, das zu thun."
Sie wollen sagen, mit einer Trivialität?"
Trivialität, Moral, Sie werden das sogleich n . . . Gestern nun, mein lieber Vetter, faßte n Entschluß, das Gute zu thun, und Ihnen zu entführen, was ich zu meiner großen Freude ch vollbracht habe."
in Lächeln unversöhnlichen Hasses und tiefer trat auf die Lippen von Valgeneuse.
Gestern nun," fuhr Salvator fort, „als ich auf ıst ging, um die Pferde zu bestellen, mit denen vei lieben Kinder abgereist sind, kam ich am der öffentlichen Verkäufe, ich glaube in der ıes Jeuneurs, vorüber; man lud im Hofe die les, welche im Aufstreiche verkauft werden . . ."
Aber was des Teufels erzählen Sie mir denn err Salvator," sagte Lordan, „und welches sse soll ich an den Meubles nehmen, die man Rue des Jeuneurs ablud?"
Hätten Sie nur die Geduld, eine halbe Mi- u warten, mein lieber Vetter, so würden Sie

mir nicht etwas Unfreundliches gesagt haben, und Sie hätten, dessen bin ich sicher, einen Anfang von Interesse entstehen gefühlt."

„Weiter also!" rief Lorédan, indem er nachlässig sein rechtes Bein über seinem linken Beine kreuzte.

„Nun wohl, eines von diesen Meubles machte, daß ich einen Schrei der Ueberraschung ausstieß. . . . Errathen Sie, was ich mitten unter all dem Trödel erkannt hatte?"

„Wie Teufels soll ich das errathen?"

„Sie haben Recht, das ist unmöglich . . . Nun wohl, ich erkannte den kleinen Schrank von Rosenholz, der meinem Vater gehört hatte, und den mein Vater so sehr liebte, weil er ihn von seiner Mutter hatte, welche ihn, wie ich Ihnen gesagt zu haben glaube, von ihrer Großmutter bekommen."

„Ah! ich wünsche Ihnen Glück! Ich sehe die Sache von hier aus: Sie haben um fünfzig Franken den kleinen Schrank von Rosenholz gekauft, und zu dieser Stunde bildet er die Zierde des Salon von Herrn Salvator."

„Um sechzig, mein lieber Vetter; ich habe ihr um sechzig gekauft; und, offenherzig gesprochen, e war es wohl werth!"

„Wegen der Erinnerungen, die er bei Ihnen z rückrief?"

„Einmal . . . sodann wegen der Papiere, die enthielt."

„Ah! er enthielt Papiere?"

„Ja, und zwar sehr kostbare!"

„Und diese Papiere waren sorgfältig vor

nen Liebhabern, durch deren Hände der
hrank gegangen, aufbewahrt worden? . . .
tig, mein lieber Salvator, der Himmel thut
für Sie!"
mein Herr," sprach Salvator ernst, „und
dem Himmel in aller Demuth."
ann seinen gewöhnlichen Ton wieder an=
:
chon das Wunder weniger groß ist, als es
fang scheint: wie Sie selbst beurtheilen

höre."
sehe es wohl... Ich trug also das Meuble
use."
: trugen es?"
! mein Gott, ja, auf meiner Hake . . . bin
Commissionär?" sagte Salvator mit einem

s ist wahr," erwiederte Lorédan, indem er
die Lippen biß.
n wohl, sobald der Schrank bei mir war,
: Schrank, den ich so sehr liebte! — Sie be=
da erfaßte mich die Lust, ihn in seinen Ein=
zu untersuchen. Ich öffnete die Schubladen
h der andern, ich ließ alle Schlösser spielen,
alle Tiefen; während ich nun diese letzte
ornahm, bemerkte ich, daß die mittlere Schub=
jenige, welche als Kasse diente, einen dop=
oden hatte."
Augen von Lorédan waren auf Salvator
Karfunkel geheftet.
ht wahr, das ist interessant?" fuhr Salvator

ort. „Nun, ich will Sie nicht schmachten lassen Dieser doppelte Boden war verborgen; ich errieth das Geheimniß und öffnete ihn.“

„Und was war darin?“

„Ein Papier, ein einziges.“

„Und dieses Papier war?“

„Das, welches wir so lange gesucht haben, mein lieber Vetter!“

„Das Testament?“ rief Lorédan.

„Das Testament!“

„Das Testament des Marquis?“

„Das Testament des Marquis, welches seinen Pathen Conrad die Gesammtheit seines beweglichen und unbeweglichen Vermögens unter der Bedingung vermacht, daß er den Titel, den Namen und das Wappen des Hauptes der Familie der Valgeneuf annimmt.“

„Hier ist es, mein Vetter,“ sagte Salvator, indem er ein Papier aus seiner Tasche zog.

Durch eine unwillkürliche Bewegung streckte Lorédan rasch die Hand aus, um es zu nehmen.

„Oh! nein, mein lieber Vetter,“ sprach Salvator, das Papier wieder an sich ziehend. „Diese Kunde, Sie begreifen wohl, muß in den Händen demjenigen bleiben, welchen sie interessirt; doch weigere mich nicht, Ihnen dieselbe vorzulesen Gegentheile.“

Und Salvator begann:

„Dieses ist das Duplicat von meinem eigenhändig von mir geschriebenen Testamente, dessen Abschrift in den Händen von Herrn Pierre

tteau tar, Rue de s
werde wird; jede v
Hand geschrieben und hat
Am 11. Juli 1821.

„Unterz.: Marquis von Valgeneuse."

„Soll ich Ihnen das Uebrige auch vorlesen?"
e Salvator.
„Nein, mein Herr, das ist unnöthig," antwortete
dan.
„Oh! das Uebrige kennen Sie, nicht wahr, mein
r? Nun möchte ich gern, aus einfacher Neu-
e, wissen, welchen Preis Sie für diese Kenntniß
n Baratteau bezahlt haben?"
„Mein Herr!" rief der Graf, indem er mit einer
e der Drohung aufstand.
„Ich komme also auf das zurück, was ich sagte,
Vetter," fuhr Salvator fort, ohne daß er die
ung von Herrn von Valgeneuse zu bemerken
„nämlich ich habe wahrgenommen, es bringe
das Gute zu thun, wie es auch, könnte ich
, Unglück bringt, das Böse zu thun."
in Herr!" wiederholte Lorédan.
in," fuhr Salvator mit derselben Ruhe fort,
Sie nicht, Mina entführend, das Böse ge-
hätte ich nicht die Idee gehabt, sie rettend
zu thun; ich hätte also keine Postpferde
ich wäre nicht durch die Rue des Jeuneurs
ich hätte nicht den kleinen Schrank er-
hätte ihn nicht gekauft, ich hätte das Ge-
cht entdeckt, und endlich nicht in diesem

XXIII.

Eine neue Perſon.

ehen wir nun, was in der Rue d'Ulm Nr. 10, iar Tage nach den Ereigniſſen, die wir ſo eben t haben, vorging.

aben unſere Leſer auch nur mit einiger Auf- ımkeit die vielfachen Scenen dieſes Drama's gt, und ſind ſie mit einigem Gedächtniß begabt, nnern ſie ſich ohne Zweifel, daß die Zauberin ue Triperet verlaſſen hatte, um die von Petrus kte, meublirte und decorirte Wohnung in der 'Ulm Nr. 10 in Beſitz zu nehmen; ſie erinnern ıch, daß mit der Brocante natürlich Roſe-de- Babolin, die Krähe und zehn bis zwölf Hunde zogen waren.

as Zimmer, das nun die alte Zigeunerin in ue d'Ulm inne hatte, halb ein Muſeum von ſitäten, halb ein Winkel der Schwarzkunſt, bot, eſagt, den erſtaunten Augen der Beſuchenden anderen fantaſtiſchen Gegenſtänden einen Thurm, s Aufenthaltsort oder Neſt der Krähe diente, erſchiedene Tonnen, welche einfach als Niſchen unden dienten.

nſere Abſicht beim Schreiben dieſes Buches, — verzeihe uns die kurze Abſchweifung, zu der wir reißen laſſen, — iſt nicht allein, wie man die Materie ſieht, die wir in dieſem Augen- ſorbiren, den Leſer mit uns alle Etagen der Daſt erklettern und herabſteigen zu machen,

von Papst Gregor XVI., mit dem wir es sogleich werden zu thun haben, bis auf den Gassenwühler Croc-en-Jambe, und von König Karl X. bis zum Katzentödter, sondern auch zuweilen Excursionen in die den Thieren vorbehaltenen unteren Welten zu machen.

So konnten wir schon den Verstand der Krähe Phares und den Instinct des Hundes Brasil schätzen, dergestalt, daß, wenn die eine in Betracht des geringen Antheils, welchen sie an den von uns erzählten Ereignissen genommen, uns beinahe gleichgültig geblieben ist, der andere sich, im Gegentheile, wir sind dessen sicher, unter seinem doppelten Namen Brasil und Roland, alle Sympathien des Lesers erworben hat.

Es ist nichts Erstaunliches dabei, daß, nachdem wir einen ersten Schritt unter den Demüthigen der Schöpfung, unter unseren untergeordneten Brüdern, wie sie Michelet nennt, gemacht haben, einen zweiten machen, indem wir um eine neue Cirkeldrehung den schon ungeheuern Kreis erweitern, in welchem wir agiren.

Was wollen Sie, liebe Leser! es ist mir, zur Verzweiflung der Theaterdirectionen und der Chefs der Buchhandlungen, und vielleicht auch zu Ihrem Verdrusse, die Mission gegeben worden, Dramen in fünfzehn Tableaux und Romane in fünfzig Bänden zu machen! Das ist nicht meine Schuld: es ist die meines Temperaments, dessen Tochter meine Einbildungskraft nun ist.

Wir sind also zu dieser Stunde mitten unter den Hunden der Brocante, und wir bitten Sie um Er-

laubniß, Sie mit einem von diesen Thieren Bek
schaft machen zu lassen.

Einer von den beliebtesten Hunden unserer L
— die Hexen haben einen bizarren Geschmack:
sie Hexen, weil sie diesen Geschmack haben? o
haben sie diesen Geschmack, weil sie Hexen sind?
wissen es nicht und überlassen es Stärkeren als n
diese wichtige Frage zu entscheiden; — einer von d
beliebtesten Hunden unserer Hexe, sagen wir, war e
kleiner schwarzer Pudel von der gemeinsten Gattun
Wir beurtheilen dies, wohl verstanden, aus dem sto
zen Gesichtspunkte des Menschen: aus dem Gesichts
punkte der Natur gibt es keine gemeine Gattung.

Factisch ist, daß für einen Menschen, — wir
wissen nicht, was er für die Natur gewesen sein
mag, — factisch ist, daß dieser Hund von einer
wahrhaft außerordentlichen Häßlichkeit war: klein,
unterfetzt, schmutzig in physischer, knurrig, streitsüch-
tig, anmaßend in moralischer Hinsicht, faßte er in
ich allein alle Laster eines alten Junggesellen zu-
ammen, und deßhalb ohne Zweifel war er bei sei-
en Kameraden allgemein verhaßt.

Aus dieser allgemeinen Abneigung war erfolgt:
ß die Brocante, seine Gebieterin, mit einer ganz
ibischen Halsstarrigkeit sich ihm mit einer mütter-
en Zärtlichkeit angeschlossen hatte, und seitdem
te diese Zuneigung allmälig im umgekehrten Sinne
Feindschaft zugenommen, welche seine Gefährten
n ihn hegten und ihm öffentlich bezeugten.

So kam sie zu allerlei Aufmerksamkeiten gegen
bis sie ihn besonders und in einem getrennten
ret bedienen ließ, um ihn nicht vor Erschöpfung

ſterben zu ſehen; ſo ſehr ſagten ihm die anderen Hunde hundert unfreundliche Dinge und ließen ihn tauſend Geheuer erdulden während der feierlichen Stunden der Mahle.

Nicht wahr, liebe Leſer, Sie wiſſen, was der Stolz bei den Menſchen vermag? Gut, ſehen Sie, was er bei den Thieren vermag?

Dieſer ſchwarze Hund, dieſer ſchmutzige Pudel, kurz dieſer Babylas, der — immer aus unſerem Geſichtspunkte, — von einer beleidigenden Häßlichkeit war, bildete ſich, als er ſich geſchmeichelt, geliebkoſt, gehätſchelt, beſonders bedient ſah, am Ende ein, er ſei der ſchönſte, der zierlichſte, der geiſtreichſte, der liebenswürdigſte, der verführeriſchſte der Hunde. Und war einmal dieſer Gedanke in ſeinen Geiſt eingedrungen, ſo fing er natürlich, wie es ein Menſch in einer ſolchen Lage gethan hätte, an, ſeines Gleichen zu verſpotten, ſie ſchamlos zu reizen, indem er den Einen am Schweif zog, den Andern ins Ohr biß, Jeden verhöhnte, ſicher, wie er war, der Strafloſigkeit, ſich aufblähte, den Kopf hoch trug, das Rad ſchlug, ſich endlich ein ſo gewichtiges Anſehen gab, daß alle ſeine Kameraden vor Verachtung lächelten, vor Mitleiden die Achſeln zuckten, und unter ſich ſagten:

„Welche Anmaßung!“

Ich glaube, liebe Leſer, Sie thun mir die Ehre an, eine Frage an mich zu richten.

„Schön und gut, Herr Romandichter! Verdolmetſchen, überſetzen, foltern Sie die Worte und die Geberden der Menſchen; doch wahrhaftig, es iſt

tark, daß Sie uns wollen glauben machen
ıde ſprechen, zucken die Achſeln, lächeln!“
Was das Lächeln betrifft, ich habe eine mir
ndete Hündin, ein weißes Windſpiel, der höch
ſtokratie der Windhunde angehörend, das läch
oft es mich ſieht, und zeigt mir ſeine fein
ẓen Zähne; ſo daß ich glauben würde, es ärg
gäbe mir nicht ſein übriger Körper alle Art
Merkmalen der Freude. Das Windſpiel heiß
:lla.
Für mich lächeln alſo die Hunde, da mir mein
ẓ Giſella zulächelt, ſo oft ſie mich ſieht.
Was das Achſelzucken betrifft, ſo behaupte ich
t, die Hunde zucken die Achſeln ganz auf dieſelbe
wie die Menſchen; mein Ausdruck iſt ſogar un-
ẓnet; ſie zucken nicht die Achſeln, ſie ſchütteln ſie,
: ich ſagen müſſen. Haben Sie nicht ſehr oft
rkt, daß der Hund, der mit einem andern Hunde
ıntſchaft macht, — und Sie wiſſen, auf welche
Art die Hunde Bekanntſchaft machen — haben
'cht bemerkt, daß der in ſeiner Hoffnung ge-
: Hund, findet er, wie der Capitän Pamphile,
pittoreske Geſchichte ich vor bald zwanzig
geſchrieben habe, eine männliche Negerin,
eine weibliche Negerin zu finden erwartet,
h die Schultern ſchüttelt und geht? Das
reitbar; Sie werden es auch nicht beſtreiten,
r.
en wir nun zur Sprache.
unde ſprechen nicht! Hoffärtige Menſchen,
aubt, Ihr habet von der Vorſehung allein
it erhalten, Euch Eure Gedanken mitzu-

theilen! weil Ihr Engliſch, Franzöſiſch, Deutſch, Chineſiſch ſprecht, und nicht Hundiſch ſprecht, ſagt Ihr ruhig: „Die Hunde ſprechen nicht!“

Irrthum! — die Hunde ſprechen ihre Sprache, wie Ihr die Eure ſprecht! Mehr noch: Ihr verſteht nicht, was ſie Euch ſagen, hoffärtige Menſchen! und ſie, die Demüthigen, die ſich darauf nichts einbilden, verſtehen, was Ihr ihnen ſagt. Fragt den Jäger, ob ſein Hund nicht ſpreche, wenn er ihn hat träumen, einen Haſen jagen, Streit anfangen, ſich im Traume raufen hören? Was wacht denn ſo in dieſem Hunde, der ſchläft? Iſt es nicht eine Seele, eine Seele minder vollkommen, doch ſicherlich naiver, als die unſere?

Die Hunde ſprechen nicht! . . . Sagt das doch Eurem dreijährigen Kinde, das ſich auf der Wieſe mit dem großen, drei Monate alten Neufundländer wälzt. Das junge Kind und der junge Hund ſpielen wie zwei Brüder, und horchen auf die unartikulirten Töne, die ſie mitten unter ihren Spielen und ihren Liebkoſungen austauſchen.

Ei! mein Gott, das Thier verſucht ganz einfach die Sprache des Kindes zu ſprechen, und das Kind die Sprache des Thieres. Sicherlich, welche Sprache ſie auch ſprechen mögen, verſtehen ſie ſich, und ſie ſagen ſich vielleicht in dieſer unbegriffenen Sprache mehr Wahrheiten über Gott und über die Natur, als je Plato und Boſſuet geſagt haben.

Die Hunde ſprechen alſo, das iſt kein Zweifel in unſeren Augen, und ſie haben den großen Vorzug vor uns: daß ſie, Hundiſch ſprechend, das Franzöſiſche, das Deutſche, das Spaniſche, das Chineſiſche,

das Italienische verstehen, während wir, Italienisch, Chinesisch, Spanisch, Deutsch oder Französisch sprechend, den Hund nicht verstehen.

Kommen wir auf die unglücklichen Thiere der Brocante und auf die Lage zurück, die ihnen durch die lächerlichen Anmaßungen von Babylos bereitet wurde.

Die Zeugnisse der Verachtung, welche Babylas bei jeder Gelegenheit von seinen Kameraden empfing, machten diesen das Leben nicht besser: weit entfernt.

Die Brocante, welche in ihrer Eigenschaft als Zauberin alle Sprachen sprach; die Brocante trat bei dem geringsten groben Worte, das sie hörte, je nach der Schwere des Wortes, entweder mit ihrer Geißel oder mit ihrem Besenstiele dazwischen. — Die Geißel, das war das Stäbchen der Fee! der Besenstiel, das war der Dreizack des Neptuns! — Die Brocante wußte sicherlich nicht, was: Quos ego! versagen wollte, doch die Hunde übersetzten auf der Stelle die Drohung in: Canaillenvolk! Und Jeder kehrte ganz zitternd in seine Nische zurück, und wagte erst nach einem Moment das Ende seiner Nase und den Winkel seines Auges durch die Oeffnung der Tonne hervor.

Allerdings winselte der Windhund, brummte der Pudel, knurrte der Bulldogg; doch der Lärm eines auf den Boden stampfenden ungeduldigen Fußes und die furchtbaren mächtig ausgesprochenen Worte: „Wird man endlich schweigen?“ genügten, um der ganzen Hundeversammlung vollständiges Stillschweigen aufzuerlegen. Und alle schwiegen, in ihre respectiven Tonnen zurückgezogen, während sich der

gemeine Babylas mitten in der Stube breit machte, und zuweilen die Unverschämtheit so weit trieb, daß er die Tonnen in Augenschein nahm, um zu sehen, ob jeder Hund in seinem Gefängnisse sei.

Diese Manöver von Babylas, welche von Tag zu Tage herausfordernder wurden, waren am Ende, wie man wohl begreift, unerträglich für die ganze Hunderepublik, und sie beschloß zwei oder dreimal, die Abwesenheit von Brocante zu benützen, um Meister Babylas eine gute Lection zu geben; doch immer erschien durch einen von den Glücksfällen, wie sie nur den Tyrannen oder den Gecken begegnen, gerade in dem Augenblicke, wo die Verschwörung losbrechen sollte, die Brocante gleich dem alten Deus ex machina plötzlich mit ihrem Besen oder ihrer Schulgeißel in der Hand und führte bis zu ihren Nischen die unglücklichen Verschwörer zurück.

Was thun bei dieser traurigen Conjunctur, und wie sich der despotischen Gewalt entziehen, ist diese Gewalt mit einem Besen und einer Geißel bewaffnet?

Die Bande überlegte. Ein Windhund schlug vor, auszuwandern, den heimathlichen Boden zu verlassen, das Vaterland zu fliehen, kurz eine gastfreundlichere Erde zu suchen; ein Bulldogg erbot sich, Alles unter seine Verantwortlichkeit zu nehmen und Babylas zu erwürgen; doch man muß es sagen, dieser Hundsmord widerstrebte dem ganzen Truppe.

„Vermeiden wir das Blutvergießen!“ sprach ein wegen seiner Sitten-Milde bekannter Pudel.

Und er wurde unterstützt durch einen alten spanischen Wachtelhund, der immer seiner Meinung und

talt mit ihm verbunden war, daß meistens
lische für Beide diente.
urz, alle gewaltsamen Mittel mißfielen diesen
en Hunden, und man beschloß, gegen Babylas
andere Verschwörung anzuzetteln, als die der
htung. Man setzte ihn auf den Index, wie
in den Collegien von Rom sagt, in Quarantäne,
an in den französischen Collegien sagt; man
n beiseit, man sprach nicht mehr mit ihm, man
e sogar Miene, als sähe man ihn nicht, wenn
n ihm vorüberkam, — wie dies so poetisch in
per: die Favorite gesagt ist:

Il resta seul avec son déshonneur*)!

Das that Babylas? Statt zu bereuen, er, der
:ocante in ihrer unvernünftigen Zuneigung ver-
:te, statt die Warnung zu benützen, kam auf
infall, seine Kameraden aufs Schönste zu my-
en; er schleuderte ihnen tausendmal am Tage
rn beleidigendes Gebell zu, er störte unbarm-
ihren Schlaf in der Nacht; mit einem Worte,
nterstützung seiner Gebieterin sicher, machte er
das Leben unerträglich.
War es warm und die Brocante öffnete das
r, um der Gesellschaft Luft zu geben, so kläffte
as auf der Stelle kläglich und schnatterte an
Gliedern, als herrschte eine Kälte von fünf-
anzig Grad. War dagegen das Fenster ge-
n und es regnete, es schneite, es waren fünf-

*) Er blieb allein mit seiner Schande.

undzwanzig Grad Kälte, so beklagte sich Babylas über die Wärme; der Ofen belästigte ihn: er hob die Pfote vor dem Thürchen auf und suchte, so viel in seiner Macht lag, das Feuer auszulöschen; an diesen Zeichen erkannte die Brocante, es sei zu heiß, und eine Gehirncongestion für ihren Liebling befürchtend, löschte sie den Ofen aus und öffnete das Fenster, wenn sie auch die anderen Hunde unter einer Temperatur der von Moskau gleich schnattern sah.

Kurz, dieser elende Babylas war der böse Dämon des Hauses geworden! Er war Niemand nützlich, er war Jedem unangenehm, gegen Jedermann unfreundlich und dennoch — erkläre die Sache, wer kann — trotz dieser Vereinigung von Lastern, vielleicht wegen derselben von der Brocante angebetet.

Obschon der Frühling von 1827 kein wärmerer Frühling war als der von 1855, hatte Babylas, sei es aus Bosheit, sei es aus Bedürfniß, sei es aus irgend einem anderen Grunde, zwanzigmal das Fenster öffnen lassen. Die Nase an dieses Fenster haltend — man erinnert sich, daß es das Fenster eines Erdgeschosses war, — bemerkte Babylas von fern eine junge Hündin mit schwarzen Augen, mit fahlblonden Haaren, mit Zähnen weiß wie Perlen, mit Lippen rosenfarbig wie Korallen: man weiß, daß es zwei Sorten von Korallen gibt, die rothe Koralle und die rosenfarbige Koralle, und daß von beiden die rosenfarbige Koralle die kostbarere ist.

Die Eleganz des Ganges dieses Thieres, dessen Hundszehe noch die Lilie marquirte, das Feuer seiner Augen, die Geschmeidigkeit seiner Taille, die Kleinheit seiner Pfote, die ganze Anmuth seiner

Person machten Babylas schauern und er rief in seiner Sprache:

„Oh! das reizende Thier!"

Bei diesem Rufe, — wie, wenn ein am Fenster stehender Raucher ausruft: „Ah! die reizende Frau!" alle Männer des Clubbs, Whistspieler, Zeitungsleser, Kaffeetrinker, Liqueurschlürfer, Eisesser um die Wette herbeilaufen; bei diesem Rufe, sagen wir, eilten alle Hunde, ob sie saßen, standen, in ihren Nischen lagen, sich die Pfoten leckten oder etwas Anderes trieben, hinzu, um mit Babylas diesen Anblick zu genießen; dieser aber drehte sich um, zeigte die Zähne, knurrte, und alle Hunde, der Bullenbeißer und der Neufundländer mitbegriffen, welche Babylas mit dem Druck eines Zahnes umgebracht hätten, kehrten zu ihrer Beschäftigung zurück.

Zufrieden mit diesem Gehorsam seiner Gefährten, — der ihnen allerdings durch ihren Instinct geboten war, welcher ihnen sagte, die Brocante sei im anstoßenden Zimmer, — richtete Babylas seinen Blick wieder nach der Straße.

Genöthigt, diesen Feuerblick auszuhalten, schlug die Hündin die Augen schüchtern nieder und ging weiter, ohne den Kopf umzudrehen.

„Ehrbar und schön!" rief in seiner Sprache der begeisterte Pudel.

„Vernünftig und schön!" ruft Hamlet, da er Ophelia sieht; was beweist, daß unter gleichen Umständen ein gleicher Eindruck auf den Menschen und das Thier, auf den Fürsten und auf den Hund hervorgebracht wird.

Und er neigte sich aus dem Fenster, dergestalt,

seine Gefährten einen Augenblick hoffen konnten, einer Begeisterung die Gesetze der Schwere schlecht ahnend, werde Babylas seinen Kopf das Ueber- seinen Hintern erlangen sehen und sich auf dem Pflaster zerschmettern.

Dem war nicht so: Babylas folgte mit den Augen dem reizenden Thiere bis an die Ecke der Rue de la Vieille-Estrapade, wo es verschwand, wie ein Schatten, ohne ihm nur zu sagen, es werde wiederkommen.

„Wie schön ist sie!“ bellte Babylas, das Herz erfüllt von der unaussprechlichen Wonne einer entstehenden Leidenschaft, einer erblühenden Liebe.

Statt zu seufzen über die unbarmherzige Einsamkeit, zu der ihn seine beleidigten Brüder verurtheilt hatten, wünschte sich von diesem Augenblicke an Babylas innerlich Glück zu den Stunden der Träumerei, die ihm diese Abgeschiedenheit ließ.

Wie Diogenes, in sein Faß zurückkehrend, warf er geringschätzend seine Verachtung auf die übrige Welt; und wenn wir, die wir in unserer Eigenschaft als Romandichter alle Sprachen verstehen, selbst die der Thiere, seine eigenen Worte nicht berichten, so geschieht dies, weil wir befürchten würden, man könnte sich in unsern Absichten täuschen und in dem Ausfalle von Babylas nur eine Satyre und Bitterkeit gegen die Gesellschaft sehen.

Wir werden nicht weiter die Gemüthsbewegungen jeder Art analysiren, die das Innere unsers Helden erfüllten, — seit der Stunde, wo er den [illegible]ischen Schlag empfangen hatte, bis zur [illegible]

des Schlafengehens, wir wollen nur ein Wort von der Nacht sagen.

Es war zugleich für Babylas eine Nacht unbekannter Qualen und unerhörter Wonne; alle Teufelchen, welche das buntscheckige Gewebe der Träume anzetteln, tanzten ihre fantastische Sarabande um das Haupt des armen Pudels; er sah, wie in den Gläsern der Zauberlaterne, die er in seiner Jugend in Gesellschaft mit einem Blinden gezeigt, die Schatten aller Hunde, welche geliebt hatten, und allen vierpfotigen Helenen und Stratonisten, welche wahnsinnige Leidenschaften erregt hatten, vorüberziehen; er drehte sich so oft und oftmal auf seiner Matratze von Roßhaar — die anderen hatten Stroh — um und um, daß die Brocante, plötzlich erwachend, glaubte, er sei wasserscheu oder epileptisch, und von ihrem Bette aus die zärtlichsten Worte an ihn richtete, um ihn zu trösten.

Die Morgenröthe erschien zum Glück Morgens gegen vier Uhr, hätte man noch die langen, düstern Winternächte gehabt, so wäre Babylas sicherlich an der Auszehrung gestorben.

XXIV.

Die Liebschaft von Babylas und Caramelle.

Den ersten Schimmer des Tages erblickend, sprang Babylas aus seiner Tonne. Wir müssen zugestehen, daß er gewöhnlich wenig Zeit auf seine Toilette verwendete; an diesem Tage verwandte er noch weniger darauf, und er stürzte nach dem Fenster.

Mit dem Tage war bei ihm die Hoffnung wiedergekehrt. Da sie gestern vorübergekommen, warum sollte sie heute nicht wiederkommen?

Das Fenster war geschlossen und mit Recht: es regnete in Strömen.

„Ich hoffe wohl, man wird das Fenster nicht öffnen," sagte der Windhund, schon bei diesem Gedanken schaudernd; „es ist ein Wetter, daß man keinen Menschen sollte vor die Thür gehen lassen!"

Wir Menschen sagen: ein Hund; die Hunde sagen: ein Mensch; und ich glaube, die Hunde haben Recht; denn bei schlechtem Wetter habe ich immer mehr Menschen als Hunde auswärts gesehen.

„Ah, das wäre zu stark!" sagte der Bullenbeißer dem Windhunde antwortend.

„Hm!" machten der Pudel und der spanische Wachtelhund, „das würde uns nicht wundern."

Sie sprachen ein wenig mehr nach ihrem Behagen, weil ihre Haare ihnen einen Pelz bildeten.

„Läßt Babylas diesen Morgen das Fenster öffnen," sprach der Neufundländer, „so erwürge ich ihn."

„Nun wohl," sagte eine alte sehr skeptische Dogge, „würde man es öffnen, ich wäre nicht erstaunt."

„Tausend Donner!" knurrten gleichzeitig der Bullenbeißer und der Neufundländer, „man lasse sich das einfallen und wir wollen sehen."

Ein weißer Pudel, der früher einige Partieen Domino mit Babylas gemacht hatte, und zu Gunsten des Andenkens, das dieser als ziemlich ehrlicher Spieler bei ihm hinterlassen, zuweilen seine Partei nahm, flehte auch diesmal das Mitleid seiner Kameraden an.

„Ich habe ihn die ganze Nacht klagen hören,"

sagte er mit bewegter Stimme; „vielleicht hat er die Krankheit . . . Seien wir nicht unbarmherzig gegen Einen der Unseren: wir sind Hunde und keine Menschen.“

Diese Rede brachte eine ziemlich gute Wirkung auf die Versammlung hervor, und man beschloß, auch noch zu ertragen, was man, wenn man es wohl bedachte, nicht verhindern konnte.

Die Brocante trat ein; sie sah ihren geliebten Babylas mit hängenden Lippen, gesenkten Ohren und blau umkreisten Augen.

„Was haben wir denn, mein Tutu?“ fragte sie ihn mit ihrem zärtlichsten Tone, indem sie ihn küßte und an ihre Brust drückte.

Babylas stieß einen Seufzer aus, sprang aus den Armen der Hexe und richtete sich am Fenster auf.

„Ah! ja, Luft!“ sagte die Brocante. „Wie comme il faut ist er! er kann die Luft nicht entbehren!“

Die Brocante, welche nicht nur Zauberin, sondern auch Beobachterin war, hatte in der That bemerkt, die armen Leute leben in einer Atmosphäre, in der die Aristokraten nicht zu leben vermöchten. Und das ist ein Glück für die armen Leute; denn könnten sie nicht leben, wo sie leben, so müßten sie hier sterben; sie sterben wohl bisweilen hier; dann findet aber der Arzt einen Namen für die Krankheit, die sie weggerafft hat, und, Dank sei es diesem griechischen oder lateinischen Namen, Niemand hat Gewissensbisse, nicht einmal der Salubritätsrath.

Glücklich, Babylas so comme il faut zu sehen, obschon sie sich nie mit seiner Erziehung beschäftigt

hatte, hütete sich die Brocante wohl, ihn warten zu lassen und öffnete sogleich das Fenster.

Da entstand in der Versammlung ein allgemeines Knurren, das sich bald zum Brüllen erhoben hätte, würde nicht die Brocante von dem Nagel, wo sie hing, die Strafpeitsche losgemacht und sie über den Häuptern derselben geschwungen haben.

Beim Anblicke dieses Geißelungswerkzeuges schwieg die Gesellschaft wie durch Zauber.

Babylas legte seine beiden Pfoten auf die Randleiste des Fensters und schaute nach rechts und nach links; doch Niemand, Menschen ausgenommen, wagte sich in die Rue d'Ulm, welche damals so wenig gepflastert war, als Paris zur Zeit von Philipp August, und besonders bei dem Regen, der an diesem Tage in Strömen fiel.

„Ach!" seufzte unser Verliebter, „ach! ach!"

Doch dieses Seufzen rührte den Geist der Gewässer nicht, und keine Hündin, nicht einmal ein Hund kam vorüber.

Es erschien die Stunde des Frühstücks; Babylas blieb am Fenster; es schlug die Stunde des Mittagsmahls: Babylas blieb am Fenster; endlich die Stunde des Abendbrods so vergebens, als die des Frühstücks und des Mittagsmahls.

Die Andern rieben sich die Pfoten vor Vergnügen: der Theil von Babylas fiel natürlich ihnen zu.

Es war sehr ernst, wie man sieht.

Babylas hatte sich geweigert, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen; die Brocante mochte ihn immerhin mit den zärtlichsten Namen rufen, ihm die klarste Milch, den glänzendsten Zucker, die goldenste

et , er blieb bis zur
nden Stellung, die er
n hatte.
icht war längst gekor n: es schlua
n Kirchen, welche, zu
hlagen, den Vortritt e
zen.
zweite Nacht war noch b ater
Alp verließ nicht einen Au
as; schlief er ein paar Au
schmerzlich während dieses
man begriff, es wäre für ihn ve
h zu bleiben.
ocante blieb über sein Haupt geneigt, wie
utter für ihren Sohn gethan hätte, und
ene süßen Worte, welche nur die Mütter
inden wissen, um die Schmerzen ihrer
uschläfern. Erst am Morgen hatte sie,
ste besorgt, die Idee, ihm das große
hen.
erliebt!" rief sie bei der dritten Karten-
as ist verliebt."
hatten die Karten Recht, wie Béran-

rließ seine Tonne, noch mehr entstellt
te Nacht der Schlaflosigkeit, als durch

ihm in Milch ein Zwieback, das er
aß, und er ließ sich das Fenster
Tage vorher.
n St. Metardustag geregnet hatte,
Tage Regen versprach, — regnete

es zufällig an diesem Tage nicht; so daß Babylas, als er die Strahlen der Morgensonne erblickte, wieder ein wenig von seiner natürlichen Heiterkeit annahm.

Das sollte in der That ein glücklicher Tag für Babylas sein: — zur selben Stunde, wie zwei Tage vorher, sah er die blonde Hündin seiner Träume vorübergehen! Es war wohl dieses aristokratische Pfötchen, das er wahrgenommen; es war dieselbe elegante Tournure, derselbe zugleich stolze und schüchterne Gang.

Der Puls von Babylas schlug zwanzig Schläge mehr in der Minute; er stieß einen Freudenschrei aus.

Bei diesem Schrei drehte die junge Hündin den Kopf um, nicht aus Coquetterie, sondern weil sie, so unschuldig sie war, ein zartes Herz besaß, und in diesem Schrei zugleich Liebe und Herzensangst erkannt hatte.

Sie sah Babylas wieder, den sie schon ein erstes Mal aus dem Augenwinkel erschaut hatte.

Was Babylas betrifft, der sie nur im Profil gesehen hatte, — es erfaßte ihn, als er sie von vorn sah, ein allgemeines Zittern. Babylas war sehr nervös geblieben; er hatte in seiner Jugend den Sanct-Veits-Tanz gehabt; er wurde, sagen wir, von einem allgemeinen Zittern erfaßt und fing an, kleine zärtliche, klagende Noten auszustoßen, wie sie die mit diesem Temperament begabten Personen hören lassen, wenn die Gemüthsbewegung ihre Kräfte übersteigt.

Als es diese Unruhe sah, die es vielleicht theilte, hatte das hübsche Thier eine Bewegung des Mitleids und machte ein paar Schritte gegen Babylas.

Einer unüberwindlichen Anziehungskraft nachgebend, war Babylas im Begriffe, sich zum Fenster hinauszustürzen, als die mit einer harten Stimme ausgesprochenen Worte hörbar wurden:

„Hier, Caramelle!“

Diese Worte waren offenbar die eines Herrn, denn, während sie einen Seitenblick auf Babylas warf, beeilte sich Caramelle, zu gehorchen.

Babylas hatte, wie gesagt, schon seinen Anlauf genommen, um aus dem Fenster zu springen; doch diese Stimme hielt ihn plötzlich auf. War das Gefühl, das ihn zurückhielt, die Furcht, Caramelle zu compromittiren? war es der etwas wenig ritterliche Instinkt der Selbsterhaltung? Das konnte man nie erfahren.

Gewiß ist, daß sich Babylas auf seine Hinterfüße setzte, mit seiner Pfote auf die Randleiste des Fensters schlug und ausrief:

„Caramelle! Caramelle! welch ein hübscher Name!“

Und er wiederholte in allen Tonarten:

„Caramelle! Caramelle! Caramelle!“

Vielleicht ist für unsere Leser der Name nicht so schön, als Babylas behauptete; doch er war so passend für den Balg von derjenigen, welche ihn trug, daß Babylas, der die Farbe liebte, auch den Namen lieben mußte.

Streng von seinem Herrn zurückgerufen, kam Caramelle mit gesenktem Kopfe zu diesem, nachdem er, wie gesagt, Babylas einen Blick voll tiefer Zärtlichkeit zugeworfen hatte.

Der Zustand, in dem Babylas die zwei Tage und die zwei Nächte vorher zugebracht, war ein so

verzweifelter, daß ihm dieser Blick von Caramelle ganz einfach ein Strahl des Paradieses dünkte.

Dergestalt, daß, nachdem er Caramelle — welche, wie zwei Tage vorher, an der Ecke der Rue de la Vieille-Estarpade verschwand, — mit den Augen gefolgt war, Babylas sich rückwärts warf, seine Freude auf alle Arten offenbarte, auf die es den Hunden ihre Freude zu offenbaren gegeben ist, auf die Stühle sprang, sich auf den Hinterpfoten aufrichtete, seinem Schweife nachlief, seine Kameraden neckte, den Todten spielte, sein ganzes Repertoire die Revue passiren ließ, um, so viel es in seinen Mitteln lag, die unaussprechliche Glückseligkeit, die er empfand, auszudrücken.

Seine Kameraden hielten ihn für verrückt, und da es am Ende gute Hunde waren, so vergaßen sie ihren Groll und beklagten ihn aufrichtig.

Man behauptet, die Liebe mache besser: es ist etwas Wahres an dieser Behauptung, und wir werden einen neuen Beweis von dieser Wahrheit geben.

Wir haben gesagt, Babylas sei ein trotziger, mürrischer Hund mit einer Nuance von Bosheit gewesen; nun wohl, als hätte ihn der Zauberstab einer Fee plötzlich verwandelt, — in moralischer Hinsicht, wohl verstanden! — wurde er sanft und gutmüthig, wie das schwarze Lamm, von dem Hamlet spricht. Er ging auf seine Kameraden zu, machte ihnen offenherzige Entschuldigungen, bat sie redlich für sein Unrecht um Verzeihung, und flehte sie, nach dieser Abbitte, an, ihm wieder ihre Freundschaft zu schenken, indem er ihnen bei seiner Ehre die schwierigsten Re-

geln zu beobachten, die strengsten Pflichten zu erfüllen versprach.

Bei dieser Eröffnung berathschlagte die Gesellschaft. Der Neufundländer und der Bullenbeißer waren — einem ersten Gefühle nachgebend, das bei den Hunden, im Gegensatze zu den Menschen, wie es scheint, das schlechte ist, — der Neufundländer und der Bullenbeißer waren Anfangs der Meinung, ihn zu erwürgen, denn sie hielten seine Bekehrung nicht für aufrichtig; doch der weiße Pudel übernahm zum zweiten Male seine Vertheidigung und sprach so warm zu seinen Gunsten, daß er die ganze Versammlung zu seiner Ansicht hinzog.

Man stimmte ab, und mit Stimmenmehrheit der anwesenden Hunde gewährte man Babylas eine vollkommene Amnestie.

Der weiße Pudel ging auf ihn zu, reichte ihm die Pfote und die angesehensten Mitglieder der Versammlung schenkten ihm wieder ihr Vertrauen und versprachen ihm ihre Freundschaft.

Von diesem Augenblicke an ließ Babylas das Fenster nicht mehr öffnen, ohne zuvor seine Kameraden um Erlaubniß gefragt zu haben; und da sich die Temperatur von Tag zu Tag milderte, so wurde ihm diese Erlaubniß artig bewilligt, — selbst vom Windhunde, der fortwährend schnatterte, aber gestand, es geschähe aus Gewohnheit.

XXV.

Ein Herr, der wissen will, ob er ins Paradies kommt.

So gingen die Dinge seit bald einem Monat.

Fast alle Tage, zur selben Stunde, kam Caramelle vorüber und sandte mit dem Blicke tausend Zärtlichkeiten dem glücklichen Babylas zu, der, ganz nun von den Süßigkeiten einer platonischen Liebe erfüllt, sich mit diesen Blicken begnügte, — zurückgehalten durch den Eindruck, den auf sein, wir haben es zugestanden, sehr reizbares Nervensystem die Härte der Stimme des Herrn von Caramelle hervorgebracht. Vielleicht hatte Babylas diese Geduld auch nur, weil Carmelle, sei es mit dem Blicke, sei es mit der Stimme, Babylas zu verstehen gegeben hatte, früher oder später werde sie Gelegenheit finden, zu entwischen, um auf eine mehr unmittelbare Art seine Liebe zu erwiedern.

Es geschah nun, daß ein paar Wochen nach der Nacht, wo Jean Taureau Herrn von Valgeneuse beinahe zuerst erstickt, sodann erschlagen und endlich ertränkt hätte, ungefähr zur Stunde, wo Caramelle vorüberzukommen pflegte, ein Herr in einem Ueberrock, à la propriétaire gekleidet, — obschon die Temperatur diese Vorsichtsmaßregel durchaus nicht rechtfertigte, — mit einer Brille auf der Nase und in der Hand ein spanisches Rohr mit Vermeilknopf haltend, plötzlich in das Laboratorium der Schwarzkunst der Rue d'Ulm eintrat.

Die Herrin der Anstalt war an dem gewöhnlichen Platze, wo sie die Kunden erwartete.

„Seid Ihr die Brocante?“ fragte rasch der Fremde.

„Ja, mein Herr,“ antwortete diese mit einem gewissen Beben, über das sie, wie Babylas, nicht Meisterin war, so oft sie eine etwas rauhe Stimme hörte.

„Ihr seid Zauberin?“

„Das heißt Kartenschlägerin.“

„Ich glaubte, das sei dasselbe.“

„Ungefähr; man darf es indessen nicht vermengen.“

„Gut, vermengen wir nicht; ich komme, um Eure Wissenschaft zu befragen, Mutter.“

„Verlangt der Herr das kleine oder das große Spiel?“

„Das große Spiel, alle Wetter! das große Spiel!“ erwiederte der Herr, eine starke Prise Tabak schlürfend. „Was ich zu wissen wünsche, ist von einer solchen Wichtigkeit, daß das Spiel nicht zu groß zu sein vermöchte.“

„Wünscht der Herr zu wissen, ob er eine gute Heirath machen werde?“

„Nein, Mutter, nein, da das Heirathen an und für sich ein Uebel ist, so kann keine Heirath gut sein.“

„Wünscht der Herr zu wissen, ob er von einem von seinen Verwandten erben werde?“

„Ich habe nur eine Tante, und ich gebe ihr eine Leibrente von sechshundert Livres.“

„Wünscht der Herr zu wissen, ob er ein hohes Alter erreichen werde?“

„Nein, gute Frau, ich habe schon viel gelebt für

XXV.

Ein Herr, der wissen will, ob er ins Paradies kommt.

So gingen die Dinge seit bald einem Monat.

Fast alle Tage, zur selben Stunde, kam Caramelle vorüber und sandte mit dem Blicke tausend Zärtlichkeiten dem glücklichen Babylas zu, der, ganz nun von den Süßigkeiten einer platonischen Liebe erfüllt, sich mit diesen Blicken begnügte, — zurückgehalten durch den Eindruck, den auf sein, wir haben es zugestanden, sehr reizbares Nervensystem die Härte der Stimme des Herrn von Caramelle hervorgebracht. Vielleicht hatte Babylas diese Geduld auch nur, weil Carmelle, sei es mit dem Blicke, sei es mit der Stimme, Babylas zu verstehen gegeben hatte, früher oder später werde sie Gelegenheit finden, zu entwischen, um auf eine mehr unmittelbare Art seine Liebe zu erwiedern.

Es geschah nun, daß ein paar Wochen nach der Nacht, wo Jean Taureau Herrn von Valgeneuse beinahe zuerst erstickt, sodann erschlagen und endlich ertränkt hätte, ungefähr zur Stunde, wo Caramelle vorüberzukommen pflegte, ein Herr in einem Ueberrock, à la propriétaire gekleidet, — obschon die Temperatur diese Vorsichtsmaßregel durchaus nicht rechtfertigte, — mit einer Brille auf der Nase und in der Hand ein spanisches Rohr mit Vermeilknopf haltend, plötzlich in das Laboratorium der Schwarzkunst der Rue d'Ulm eintrat.

Die Herrin der Anstalt war an dem gewöhnlichen Platze, wo sie die Kunden erwartete.

„Seid Ihr die Brocante?“ fragte rasch der Fremde.

„Ja, mein Herr,“ antwortete diese mit einem gewissen Beben, über das sie, wie Babylas, nicht Meisterin war, so oft sie eine etwas rauhe Stimme hörte.

„Ihr seid Zauberin?“

„Das heißt Kartenschlägerin.“

„Ich glaubte, das sei dasselbe.“

„Ungefähr; man darf es indessen nicht vermengen.“

„Gut, vermengen wir nicht; ich komme, um Eure Wissenschaft zu befragen, Mutter.“

„Verlangt der Herr das kleine oder das große Spiel?“

„Das große Spiel, alle Wetter! das große Spiel!“ erwiederte der Herr, eine starke Prise Tabak schlürfend. „Was ich zu wissen wünsche, ist von einer solchen Wichtigkeit, daß das Spiel nicht zu groß zu sein vermöchte.“

„Wünscht der Herr zu wissen, ob er eine gute Heirath machen werde?“

„Nein, Mutter, nein, da das Heirathen an und für sich ein Uebel ist, so kann keine Heirath gut sein.“

„Wünscht der Herr zu wissen, ob er von einem von seinen Verwandten erben werde?“

„Ich habe nur eine Tante, und ich gebe ihr eine Leibrente von sechshundert Livres.“

„Wünscht der Herr zu wissen, ob er ein hohes Alter erreichen werde?“

„Nein, gute Frau, ich habe schon viel gelebt für

mein Alter, und dennoch bin ich keineswegs begierig, zu erfahren, wann ich sterben werde."

„Ah! ich verstehe: dann wünscht der Herr seine Heimath wiederzusehen?"

„Ich bin von Montrouge, und wer Montrouge einmal gesehen hat, wünscht es nie wieder zu sehen."

„Nun denn," sagte die Brocante, befürchtend ein längeres Verhör, das so neben die Wünsche des Besuches griff, könnte ihrem Ansehen als Zauberin schaden, „was wünschen Sie?"

„Ich wünsche," antwortete der geheimnißvolle Fremde, „ich wünsche zu wissen, ob ich in das Paradies komme?"

Die Brocante gab Zeichen des höchsten Erstaunens von sich.

„Nun," fragte der Herr von Montrouge, „was ist dabei so Außerordentliches? Ist es schwieriger, in der andern Welt zu sehen, als in dieser?"

„Mit Hülfe der Karten, mein Herr, kann man überall sehen," erwiederte die Brocante.

„Sie sollen also schauen!"

„Babolin," rief die Alte, „das große Spiel!"

Babolin, der in der Ecke des Zimmers lag und beschäftigt war, dem weißen Pudel eine Lection im Domino zu geben, Babolin stand auf und holte das verlangte große Spiel.

Die Brocante nahm ihre Stellung, rief Phares, — der den Kopf nachlässig unter seinem Flügel verborgen schlief, — hieß ihre Hunde einen Kreis bilden, während sie in ihrer mütterlichen Schwäche Babylos am Fenster ließ, und ging ungefähr zu Werke, wie wir dies für Justin haben thun sehen.

Es ware übrigens dieſelben Perſonen in einem ıdern Rahmen, außer Roſe-de-Noël, welche abwe- nd, und außer Juſtin, der durch den Herrn von lontrouge erſetzt wurde.

„Sie wiſſen, es koſtet dreißig Sous?“ ſagte die rocante.

Trotz der Verbeſſerung, welche in ihrem Haus- eſen eingetreten war, hatte ſie ihre Preiſe nicht er- ɔhen zu müſſen geglaubt.

„Dreißig Sous, gut!“ erwiederte der Herr, wäh- ınd er majeſtätiſch eines von jenen Dreißig-Sous- ıtücken hinwarf, deren Kupfer man durch die Ver- lberung ſah, und die ſchon damals in den Zuſtand ɔn Medaillen überzugehen anfingen, „ich kann am nde wohl dreißig Sous wagen, um zu erfahren, ob h ins Paradies komme.“

Die Brocante fing an zu ſchneiden und wieder ı ſchneiden, das Spiel zu ſchlagen und wieder zu hlagen und in einem Halbkreiſe die Karten auf ɔrem Brette auszubreiten.

Man war gerade beim Intereſſanteſten der Wahr- ıgerei und ſchon ſchickte ſich der, vom Kreuzkönig ezeichnete, heilige Petrus an, wie der von der Zau- erin von Endor heraufbeſchworene Schatten von Samuel, die Myſterien der obern Welt zu entſchleiern, ls Babylas, der wie immer aufrecht an ſeinem enſter ſtand, Caramella erblickte, welche, ihr Ver- ɔrechen haltend, allein, leicht, ſchlank, zierlich, fri- her, heiterer, zärtlicher, herausfordernder als je durch ie Straße kam.

„Caramella, Caramella, allein!“ rief Babylas. Ah! Du haſt alſo dein Verſprechen gehalten, an-

betungswürdige Hündin . . . Ich kann nicht widerstehen, Caramella, oder den Tod!"

Und rasch aus dem Fenster springend, verfolgte Babylas sein Ideal, das ihn fortwährend mit dem Blicke rief, indeß es im Trabe ging, um so schnell als möglich in der benachbarten Straße zu verschwinden, und zwar, während der Herr geduldig seine Antwort erwartete.

Die Brocante kehrte der Straße den Rücken zu; bei dem Lärmen aber, den Babylas, aus dem Fenster springend, machte, wandte sie sich um.

Diese Bewegung, obschon sie die ganze Schnelligkeit der mütterlichen Sorgfalt hatte, war noch zu langsam, im Vergleiche mit dem Liebesbeginn der von Babylas, denn sich umwendend, erblickte die Brocante nur noch das Hintertheil ihres Hundes, welcher eben verschwand.

Bei diesem Anblicke vergaß die Brocante Alles: sowohl den Mann von Montrouge, der zu wissen wünschte, ob er ins Paradies käme, als die angefangene Consultation und das Dreißig-Sous-Stück, das sie bezahlen sollte, um sich nur noch ihres theuren Babylas zu erinnern.

Sie stieß einen Schrei aus, warf fern von sich das Brett und die Karten, stieg mit der erhobenen Schamlosigkeit großer Leidenschaften über die Brustlehne des Fensters, ließ sich auf die Straße hinabgleiten und fing an Babylas zu verfolgen.

Phares, als er seine Gebieterin durch das Fenster, statt durch die Thüre, wie es ihre Gewohnheit war, weggehen sah, glaubte ohne Zweifel, es brenne im

Hause, stieß einen Schrei aus und schwang sich auf die Straße.

Als sie die Brocante und die Krähe entflogen sahen, und ohne Zweifel neugierig, zu erfahren, welche Ereignisse die Liebschaft von Babylas erwarteten, stürzten die Hunde ebenfalls aus dem Fenster, rasch und gedrängt, wie die berühmten Schafe von Panurgos, welche, seitdem sie von Rabelais erfunden worden sind, als Vergleichungspunkt für jeden in Gesellschaft springenden Trupp dienen.

Babolin endlich, als er Babylas abgegangen, die Brocante verschwunden, Phares entflogen und den letzten der Hunde auf der Straße sah, bestieg schon das Fenster, so mächtig wirkt das Beispiel, als ihn der Herr von Montrouge am Boden seiner Hose festhielt.

Es herrschte einen Augenblick ein Kampf, ob der Herr es wäre, der den Boden der Hose von Babolin würde loslassen, oder ob Babolin die Brustlehne des Fensters losließe; als er das sah, sagte der Herr von Montrouge, der ohne Zweifel die Brustlehne für Glieder hielt, als die Hose:

„Mein Freund, Du bekommst fünf Franken, wenn Du . . .“

Er hielt inne, denn er kannte den Werth eines unterbrochenen Satzes.

Babolin ließ auf der Stelle die Brustlehne los und blieb wagrecht an der Hand des Herrn hängen.

„Wenn was?“ fragte er.

„Wenn Du machst, daß ich Rose-de-Noel sprechen kann.“

„Wo ist das Geldstück?“

„Hier," erwiederte der Herr, indem er es ihm in die Hand gab.

„Aechte fünf Franken!" rief der Straßenjunge.

„Schau," sagte der Herr.

Babolin schaute, doch am Zeugniß seiner Augen zweifelnd, rief er:

„Laßt sehen, wie das klingt."

Und er ließ das Geldstück, das einen silbernen Klang von sich gab, auf den Boden fallen.

„Sie sagen, Sie wollen Rose-de-Noël sehen?"

„Ja."

„Doch nicht, um ihr etwas zu Leide zu thun?"

„O nein! ganz im Gegentheile."

„Dann lassen Sie uns hinaufgehen," erwiederte Babolin.

Und er öffnete die Thüre und eilte nach der Treppe des Entresol.

„Gehen wir hinauf," rief der Herr, der die Stufen der Treppe mit einer Geschwindigkeit, ähnlich der erstieg, die er angewandt hätte, um die Stufen des Paradieses zu ersteigen.

In einem Augenblicke waren sie vor der Thüre von Rose-de-Noel, wo der Herr nur anhielt, um aus einer Porzellandose eine ungeheure Prise Tabak zu nehmen und seine Brille auf seine Nase niederzudrücken.

XXVI.

Was der Herr von Montrouge wirklich bei der Brocante wollte.

In dem Augenblicke, wo der Herr von Montrouge, dem Babolin voranschritt, seine lange Gestalt beugte, um seinen Kopf nicht an das Gesims zu stoßen und wie ein Wiesel durch die ein wenig geöffnete Thüre schlüpfte, saß Rose-de-Noel an einem Lacktischchen, einem Geschenke von Regina, und unterhielt sich damit, daß sie Blumen, ein Geschenk von Petrus, colorirte.

„Höre, Rose-de-Noël," sagte Babolin, „da ist ein Herr von Montrouge, der Dich sprechen will."

„Mich?" fragte Rose-de-Noel, den Kopf erhebend.

„Dich in Person."

„Ja, Sie, meine liebe Kleine," sprach der Herr, während er seine blaue Brille auf seine Stirne emporschob, um das Kind mit seinen Augen zu sehen, welche durch die Stellung von zwei Gläsern zwischen sie und den Gegenstand, auf den sie sich hefteten, mehr gehindert, als unterstützt zu sein schienen.

Rose-de-Noël stand auf. Sie war seit drei Monaten außerordentlich gewachsen. Es war nicht mehr das krankhafte, verkrümmte Kind, das wir in der Rue Triperet gesehen; es war ein allerdings noch bleiches, mageres, schwächliches Mädchen; doch ihre Magerkeit und ihre Bläße kamen offenbar von ihrem Wachsen. In eine ihrer Organisation mehr sympathetische Sphäre versetzt, hatte sich ihre Gestalt entwickelt; es war eine zärtliche, biegsame, junge Staude,

immer bereit, sich beim geringsten Winde zu beugen, aber schon in Blüthe.

Sie grüßte den Herrn von Montrouge, schaute ihn mit ihren großen Augen erstaunt an, und sprach:

„Nun, mein Herr, sagen Sie mir, was Sie mir zu sagen haben."

„Mein Kind," erwiederte der Herr mit seinem sanftesten Tone, „ich bin von Personen abgesandt, die Sie ungemein lieben."

„Von der Fee Carita?" rief das Kind.

„Nein, ich kenne die Fee Carita nicht," erwiederte lächelnd der Herr.

„Von Herrn Petrus?"

„Auch nicht von Herrn Petrus."

„Also," fuhr Rose-de-Noël fort, „also muß es von Herrn Salvator sein!"

„Ganz richtig," antwortete der Herr von Montrouge, „von Herrn Salvator."

„Ah! mein guter Freund Salvator," rief das kleine Mädchen, „er vergißt mich also, daß ich ihn wenigstens vierzehn Tage nicht gesehen habe?"

„Aus diesem Grunde komme ich. „„Mein lieber Herr,"" sagte er zu mir „„suchen Sie Rose-de-Noël auf, beruhigen Sie sie über meine Gesundheit, und bitten Sie sie, auf die Fragen, die Sie an sie machen werden, zu antworten, als ob sie mir selbst antworten würde.""

„Also," erwiederte Rose-de-Noël, ohne sich beim letzten Theile des Satzes aufzuhalten, „Herr Salvator ist also wohl?"

„Sehr wohl!"

„Wann werde ich ihn sehen?"

„Morgen, übermorgen vielleicht . . . Für den Augenblick ist er sehr beschäftigt: darum bin ich in seinem Namen gekommen."

„Dann setzen Sie sich, sagte Rose-de-Noël, indem sie dem Herrn von Montrouge einen Stuhl zuschob.

„Was Babolin betrifft, als er sah, daß Rose-de-Noël mit einem Freunde von Salvator war, und folglich nichts zu befürchten hatte, überdies begierig, zu erfahren, was aus Caramelle, Babylas, den andern Hunden, Phares und der Brocante geworden, — Babolin schlich sich sachte davon, während der Herr von Montrouge Platz nahm, seine Brille wieder auf seine Nase setzte und eine Prise Tabak schlürfte.

Als er sich sodann wohl versichert hatte, die Thüre sei wieder hinter Babolin geschlossen, fuhr der Unbekannte fort:

„Ich sagte Ihnen, mein Kind, Herr Salvator habe mich beauftragt, mehrere Fragen an Sie zu richten."

„Thun Sie das, mein Herr."

„Und Sie werden offenherzig antworten?"

„Sobald Sie im Auftrag von Herrn Salvator kommen . . ." sagte Rose-de-Noël.

„Lassen Sie hören, erinnern Sie sich Ihrer ersten Jahre?"

Rose-de-Noël schaute den Fragenden starr an.

„Was verstehen Sie hierunter, mein Herr?"

„Ich frage, zum Beispiel, ob Sie sich Ihrer Verwandten erinnern?"

„Welcher?"

„Ihres Vaters und Ihrer Mutter."

„Ein wenig meines Vaters; meiner Mutter gar nicht.“

„Und Ihres Oheims?“

Rose-de-Noël erbleichte merkbar.

„Welches Oheims?“ fragte sie.

„Ihres Oheims Gérard.“

„Meines Oheims Gérard?“

„Ja; würden Sie ihn wiedererkennen, wenn Sie ihn sähen?“

Ein leichtes Zittern fing an, die Glieder von Rose-de-Noël zu bewegen.

„Ah!“ sagte sie, „gewiß. Haben Sie Kunde von ihm?“

„Ich habe welche!“ antwortete der Herr.

„Er lebt also noch?“

„Er lebt noch!“

„Und . . .?“

Das Mädchen zögerte; man sah, daß sie sich gewaltig anstrengte, um einen unüberwindlichen Widerwillen zu bekämpfen.

„Und Madame Gérard?“ sagte der Herr von Montrouge, indem er seine Brille emporhob und auf sie kleine durchdringende Augen heftete, welche die Zaubermacht des Basilisks zu haben schienen.

Als aber Rose-de-Noël den Namen von Madame Gérard aussprechen hörte, warf sie sich, einen Schrei ausstoßend, zurück, glitt von ihrem Stuhle herab und wurde von einem erschrecklichen Nervenanfalle ergriffen.

„Teufel! Teufel! Teufel!“ sagte der Herr von Montrouge, während er seine Brille wieder auf

seine Nase setzte, „man könnte vermuthen, diese kleine Zigeunerin habe Nerven wie eine Prinzessin!“

Und er versuchte es, sie wieder auf den Stuhl zu setzen; doch das Kind krümmte sich, als wäre es vom Starrkrampfe befallen.

„Hm!“ murmelte der Herr umherschauend, „das wird peinlich!“

Er erblickte das Bett von Rose-de-Noël, nahm das Kind in seine Arme und trug es auf dieses Bett.

„Kleine Schelmin!“ sagte er immer mehr verlegen; „hat man je dergleichen gesehen? gerade beim interessantesten Orte anhalten!“

Er zog einen Flacon aus seiner Tasche und ließ sie davon einathmen; doch bald, als ob ein neuer Gedanke sich in seinem Geiste klar machte, entfernte er von der Nase des Kindes den Flacon, den er schon daran gehalten hatte.

„Ah! ah!“ sagte er, „mir scheint, die Sache beruhigt sich.“

Die Bewegungen des Körpers von Rose-de-Noël wurden in der That minder heftig, und die Convulsionen wandten sich einer einfachen Ohnmacht zu.

Der Unbekannte wartete, bis der letzte Schauer erloschen war, und Rose-de-Noël auf ihrem Bette so unbeweglich, als wäre sie todt, ausgestreckt lag.

„Gut!“ murmelte er, „benützen wir diesen Umstand.“

Und er ließ Rose-de-Noël bewegungslos auf dem Bette ausgestreckt, ging auf eine Thüre zu und öffnete sie.

„Ein Cabinet ohne Ausgang,“ sagte er.

Sodann das Fenster öffnend:

„Und dieses Fenster?“

Er neigte sich hinaus.

„Kaum zwölf Fuß!“

Dann ging er zur Eingangsthüre, nahm mit einer Hand den Schlüssel aus dem Schlosse, während er mit der andern ein Stück Wachs aus der Tasche zog, näherte seine beiden Hände einander und machte mit dem Wachse einen Abdruck vom Schlüssel.

„Bei meiner Treue,“ sagte er, „es ist noch ein Glück, daß die Kleine ohnmächtig geworden: wir wären genöthigt gewesen, durch Schätzung zu Werke zu gehen, und das ist immer weniger sicher, während nun . . .“

Er schaute den Abdruck an und verglich ihn mit dem Schlüssel.

„Während wir nun mit Sicherheit verfahren werden,“ sagte er.

Und er steckte das Stück Wachs in seine Tasche, den Schlüssel ins Schloß, schloß die Thüre wieder und sprach:

„Ah! man muß immer auf den guten Voltaire zurückkommen: „„Alles steht aufs Beste in dieser bestmöglichen Welt!““ Und dennoch . . .“

Der Unbekannte kratzte sich am Ohr, wie ein Mensch, der zwischen einem guten und einem schlechten Gefühle schwankt; das gute gewann — seltsam! — die Oberhand.

„Und dennoch kann ich dieses Kind nicht in seinem Zustande verlassen!“ sagte er.

In diesem Augenblicke klopfte man an die Thüre.

„Wer Ihr auch sein möget, tretet ein, Sacredi!“ rief der Herr.

Die Thüre öffnete sich in der That ziemlich heftig, und Ludovic erschien.

„Ah! bravo!“ rief der Herr von Montrouge; „Sie kommen teufelmäßig gelegen, mein junger Aesculap, und hat je ein Arzt auf den Ruf geantwortet, so können Sie sich rühmen, daß Sie es sind.“

„Herr Jackal!“ sagte Ludovic erstaunt.

„Ihnen zu dienen, lieber Herr Ludovic,“ erwiederte der Polizeimann, indem er dem jungen Doctor eine Prise aus seiner Tabaksdose bot.

Ludovic schob aber die Hand von Herrn Jackal zurück, trat ans Bett und sagte, als hätte er das Recht, zu fragen:

„Mein Herr, was haben Sie diesem Kinde gethan?“

„Ich, mein Herr?“ antwortete Herr Jackal sanftmüthig; „durchaus nichts! Doch es scheint, sie ist Krämpfen unterworfen.“

„Allerdings, mein Herr, aber nicht ohne Ursache,“ entgegnete Ludovic.

Und er tauchte sein Sacktuch in einen Topf voll Wasser und drückte es an die Stirne und an die Schläfe des Mädchens.

„Was haben Sie ihr denn gesagt? was haben Sie ihr denn gethan?“

„Gethan? nichts . . . Gesagt? wenig . . .“ antwortete laconisch Herr Jackal.

„Aber . . .?“

„Mein Gott! mein lieber Herr Ludovic, Sie wissen, daß die Bettler, die Zauberer, die Schwarz-

künſtler, die Zauberlaternen zeigen, Zigeuner und Kartenſchläger zu meiner Gerichtsbarkeit gehören."

„Ja."

„Nun, da die Brocante, mit ihren Hunden und mit ihrer Krähe ausziehend, vergeſſen hatte, mir das neue Quartier mitzutheilen, wo es ihr ein Domicil zu wählen gefallen, ſo mußte ich ſie durch meine Leute aufſpüren laſſen. Sie entdeckten, daß ſie in der Rue d'Ulm wohnte, und machten mir ihre Meldung. Da ich weiß, daß ſie zu den Freundinnen von Herrn Salvator gehört, den ich von Herzen liebe, ſo begab ich mich alsdann zu ihr, ſtatt ſie zu verhaften und nach der Salle Saint-Martin bringen zu laſſen, wie es mein Recht und meine Pflicht war; doch wie es ſcheint, war ſie ſeit einem Augenblick durch das Fenſter weggegangen, gefolgt von ihren Hunden und ihrer Krähe, ſo daß ich das Haus leer und die Thüre offen fand. Ich forſchte nach, erblickte eine Treppe, ſtieg dieſe Treppe hinauf und klopfte an eine Thüre; wie ich Ihnen ſo eben ſagte, ſagte man mir: „„Hercin!"" wie Sie thaten, habe ich gethan; nur, ſtatt die kleine Roſe-de-Noël ohnmächtig zu finden, fand ich ſie an dieſem Tiſche Bilder colorirend. In Abweſenheit ihrer Mutter, und um nicht einen unnöthigen Gang gemacht zu haben, befragte ich ſie; doch während ſie mit mir von ihrer Kindheit, von ihren Eltern, von einer gewiſſen Madame Gérard, welche ihr, ich weiß nicht was, war, ſprach, fiel ſie in Ohnmacht . . . Ich nahm ſie in meine Arme, trug ſie auf ihr Bett, und legte ſie eben ſehr zart darauf nieder, wie Sie ſehen, mein lieber Herr Ludovic, als das Glück Sie herbeiführte."

Alles d 3 ſchien ſo einfach und ſo natürlich, daß Ludovic nicht einen Augenblick zweifelte, die Sache habe ſich ſo zugetragen.

„Nun wohl, mein Herr,“ ſagte er, „haben Sie nun neue Zweifel über die Brocante, ſo ſind wir, Herr Salvator und ich, bereit, darauf zu antworten. An uns müſſen Sie ſich alſo wenden.“

Herr Jackal verbeugte ſich.

„Unter einem ſolchen Patronate, Herr Ludovic,“ erwiederte er. „Doch ich glaube zu bemerken, daß das Kind einige Bewegungen macht.“

„In der That,“ ſprach Ludovic, der die Stirne von Roſe-de-Noël zu befeuchten fortgefahren hatte, „ich glaube, wie Sie, daß ſie die Augen öffnen wird.“

„In dieſem Falle entferne ich mich,“ ſagte Herr Jackal, „meine Gegenwart wäre ihr vielleicht peinlich . . . Drücken Sie ihr, Herr Ludovic, ich bitte Sie, mein ganzes Bedauern aus, daß ich die unſchuldige Urſache eines ſolchen Unfalls geweſen bin...“

Und nachdem er Ludovic eine zweite Priſe angeboten, die der junge Arzt wie die erſte ausſchlug, ging Herr Jackal in der That aus dem Zimmer mit einer Geberde, die ſeine Verzweiflung bezeichnete, daß er eine ſolche Unruhe im Hauſe der Freundin von Ludovic und Salvator verurſacht habe.

XXVII.

Fantaſie für zwei Stimmen und vier Hände über die Erziehung der Menſchen und der Hunde.

In dem Augenblicke, wo Herr Jackal raſch die Treppe des Entreſol von Roſe-de-Noël hinabſtieg, war die Stube von Brocante noch von ihren gewöhnlichen Bewohnern verlaſſen, momentan aber von einem außerordentlichen Bewohner beſetzt.

Unter der allgemeinen Verwirrung, welche das Entweichen von Babylas verurſacht hatte, trat der Eigenthümer von Caramelle, — den wir an der barten Stimme kennen, die Babylas einen Schauer in den Leib gejagt hatte, — nachdem er ſie hatte ſich um die Straßenecke drehen ſehen, nachdem er Babylas hatte aus dem Fenſter ſpringen, dann Brocante Babylas folgen, dann Phares der Brocante folgen, dann die anderen Hunde Phares folgen und endlich, fünf Minuten nachher, Babolin den Marſch ſchließen ſehen, — der Eigenthümer der Caramelle, ſagen wir, mochte er nun zu einem Zwecke, der uns ſpäter entdeckt werden wird, das Rendez-vous der zwei Verliebten vorbereitet haben, mochte er kein Intereſſe auf das Verlöbniß ſeiner Mündel legen, trat durch die Thüre bei Brocante eine Secunde, nachdem Babolin durch das Fenſter weggegangen war, ein.

Die Wohnung war völlig verlaſſen, was unſern Mann durchaus nicht in Erſtaunen zu ſetzen ſchien.

Die Hände in die weiten Taſchen ſeines Ueberrocks ſteckend, fing er auch mit einer ziemlich gleich-

gültigen Miene an, das Zimmer in Augenschein zu nehmen. Diese Gleichgültigkeit, die ihm das Ansehen eines ein Museum besichtigenden Engländers gab, verschwand indessen beim Anblicke einer reizenden Skizze von Petrus, die drei Hexen von Macbeth vorstellend, wie sie eben ihr Höllenwerk um ihren Kessel vollführen.

Er näherte sich rasch dem Bilde, hakte es von der Mauer ab, schaute es zuerst mit Vergnügen, sodann mit Liebe an, wischte sorgfältig mit seinem umgekehrten Aermel den Staub ab, mit dem es bedeckt war, und folgte bis in die entferntesten Winkel den wunderbaren Einzelheiten; und endlich, nachdem er ihm alle Mienen gemacht hatte, die ein Liebhaber dem Portrait seiner Geliebten machen könnte, schob er es in die weite Tasche seines Ueberrocks, ohne Zweifel, um es zu Hause mehr mit Muse betrachten zu können.

Herr Jackal trat in die Stube der Brocante gerade in dem Momente ein, wo das Bild in der Tasche des Unbekannten verschwand.

„Gibassier!“ rief Herr Jackal halb erstaunt; denn der Polizeichef war zu verständig, um Gibassier gegenüber ganz erstaunt zu sein. „Sie hier? ich glaubte, Sie seien in der Rue des Postes.“

„Caramelle und Babylas sind dort,“ antwortete sich verbeugend der berühmte Graf Bagnères de Toulon. „Nachdem die Sache vollführt war, glaubte ich, Euer Excellenz könnte meiner bedürfen, und ich bin gekommen.“

„Die Absicht war gut, und ich danke Ihnen dafür; doch ich weiß Alles, was ich wissen wollte . . .

ommen Sie, mein lieber Gibaſſier, wir haben nichts
ehr hier zu thun."

„Es iſt wahr," antwortete Gibaſſier, deſſen Worte
eine Augen Lügen ſtraften, „wir haben nichts mehr
ier zu thun."

Doch der große Gemäldeliebhaber hatte auf der
andern Seite des Zimmers ein Bild ungefähr von
demſelben Umfange wie das, welches er ſchon beſaß,
bemerkt, ein Bild, das ihm ein Fauſt mit Mephi-
ſtopheles reitend zu ſein dünkte, und während er dieſe
Worte ſprach, fühlte er ſich unwiderſtehlich zu Fauſt
gerufen, wie er ſich zu den Hexen hingezogen ge-
fühlt hatte.

Gibaſſier beſaß eine große Selbſtbeherrſchung,
und dieſe Selbſtbeherrſchung verdankte er der Stärke
ſeines Raiſonnements. Er blieb alſo ſtehen und mur-
melte beiſeit:

„Im Ganzen, was hindert mich, dieſer Ta-
wiederzukommen? Es wäre zu albern, nicht d
Seitenſtück zu erlangen, wenn es ſo wohlfeil i
Ich werde mich morgen oder übermorgen wieder
finden."

Und nachdem er ſich ſelbſt dieſe Verſicherung e
baldigen Rückkehr gegeben, folgte Gibaſſier H
Jackal, der ſchon die Hausthüre geöffnet hatte,
da er die Tritte ſeines Untergebenen nicht hinte
hörte, ſich umwandte, um ihn nach der Urſach
nes Verzugs zu fragen.

Gibaſſier begriff vollkommen die Beſorgn
Herrn Jackal.

„Hier bin ich," ſagte er.

Herr Jackal machte ſeinem Manne ein

der Zufriedenheit, wachte darüber, daß er die Thüre sorgfältig schloß, und sagte, als er in der Rue d'Ulm war:

„Wissen Sie, Gibassier, daß sie da eine köstliche Hündin haben, ein wahrhaft seltenes Thier!"

„Es ist mit den Hunden wie mit den Kindern," erwiederte Gibassier sententiös: „nimmt man sich ihrer frühzeitig an, so kann man aus den einen wie aus den andern durchaus Alles machen, was man will, das heißt, sie nach Belieben zu guten oder schlimmen, zu frommen oder ruchlosen, zu blödsinnigen oder zu verständigen Subjecten bilden; es handelt sich nur darum, sich Zeit dazu zu gönnen; prägen Sie ihnen nicht von ihrer frühen Kindheit an die strengsten Grundsätze ein, so werden Sie nichts von Bedeutung aus ihnen machen; mit drei Jahren ist ein Hund unverbesserlich, wie ein Knabe mit fünfzehn; denn Sie wissen, Excellenz, die Fähigkeiten beim Menschen, der Instinkt bei den Thieren entwickeln sich nach Maßgabe der Länge des Daseins."

„Ich weiß das, ja, Gibassier; doch die bekanntesten Wahrheiten nehmen, wenn sie durch Ihren Mund kommen, ein höchst ergötzliches Ansehen von Neuheit an, Gibassier!"

Gibassier neigte bescheiden den Kopf.

„Ich habe meine ersten Studien im Seminar gemacht, Excellenz," sagte er, „und ich habe sie unter den Blicken der geschicktesten Theologen vollendet, denn ich verfolgte sie alle Tage; doch, ich muß es sagen, was ich ganz besonders studirt habe, Excellenz, ist die Art, die Jugend zu unterrichten, zu bilden oder zu verbilden. Oh! es sind in dieser Hinsicht

große Männer, meine Lehrer, die Jesuiten! so groß, daß ich gestehe, ich konnte ihnen nicht immer auf die Terrains folgen, auf die sie mich ziehen wollten. Indessen, obgleich zuweilen in Dissidenz mit ihnen über gewisse Erziehungspunkte, glaube ich doch viel von ihrer Schule profitirt zu haben, und werde ich je Minister des öffentlichen Unterrichts, so wird mein erster Act eine vollständige, radicale, absolute Reform unseres ganzen, in tausend und einer Beziehung mangelhaften, Erziehungssystems sein."

„Ohne ganz Ihre Ansichten hierüber zu theilen," erwiederte Herr Jackal, „glaube ich, daß es viel bei dieser ernsten Frage zu thun gibt. Doch erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, es ist nicht so sehr die Erziehung der Kinder, was mich in diesem Augenblicke in Anspruch nimmt, als die Art, wie Sie verfahren mußten, um Ihre Hündin Caramelle zu erziehen."

„Ah! ganz einfach, Excellenz."

„Nun?"

„Mit wenig Sanftmuth und viel Schlägen."

„Seit wann haben Sie sie, Gibassier?"

„Seit dem Tode der Marquise."

„Was nennen Sie die Marquise?"

„Eine Geliebte von mir, Excellenz, welche zugleich die Geliebte von Caramelle war."

Jackal hob seine Brille auf und schaute Gibassier an.

„Sie liebten eine Marquise?" fragte er.

„Wenigstens wurde ich von ihr geliebt, Excellenz," erwiederte Gibassier mit bescheidener Miene.

„Eine ächte Marquise?"

„Ich stehe Ihnen nicht dafür, Excellenz, daß sie
e in die Carossen des Königs gestiegen ist, . . .
och ich habe ihre Titel gesehen."

„Meine Glückwünsche, Gibassier, und zugleich
neine Beileidsbezeigungen, da Sie mir zugleich das
eben und den Tod dieser aristokratischen Person
nittheilen . . . Sie ist also todt?"

„Sie behauptet es wenigstens."

„Sie waren nicht in Paris in dem Augenblicke,
o die Katastrophe eingetreten ist, Gibassier?"

„Nein, Excellenz, ich war im Süden."

„Wo Sie für Ihre Gesundheit reisten, wie Sie
ir zu sagen die Ehre angethan haben?"

„Ja, Excellenz . . . Eines Morgens wurde ich
on Caramelle eingeholt, welche der stumme, wenn
uch nicht blinde Zeuge unserer Liebschaft war. Sie
rug an ihrem Halse einen Brief, in dem mir die
Marquise ankündigte, auf dem Punkte, in einer be-
achbarten Stadt den Geist aufzugeben, schicke sie
ir Caramelle, um mir ihr letztes Lebewohl zu über-
ringen."

„Ah! das zieht die Thränen in die Augen!"
agte Herr Jackal, indem er sich geräuschvoll schnäuzte
rotz der Lehren „„des höflichen Schülers.""
Und Sie adoptirten Caramelle?"

„Ja, Excellenz. Ich hatte sechs bis acht Monate
orher ihre Erziehung begonnen: ich nahm sie wie-
er auf, wo ich sie verlassen hatte; sie wurde meine
Spielgefährtin, die Vertraute meiner Leiden, und
ach acht Tagen hatte ich kein Geheimniß mehr für sie."

„Rührende Freundschaft!" rief Herr Jackal.

„In der That, Excellenz, sehr rührend; denn in

:m Jahrhundert, wo die Intereſſen an die Stelle Gefühle getreten ſind, iſt es rührend, uns die iere die Zeichen von Zuneigung geben zu ſehen, e uns die Menſchen verweigern."

„Ein bitterer, aber gerechter Geda ke, Gibaſſier!"

„Als ich nach einer gründlichen Prüfung ſah, aramelle ſei verſtändig und bſam," fuhr Gi- aſſier fort, „gedachte ich ihren : erſtand auf die Probe zu ſtellen und ihre Empfindſamkeit zu benützen. Ich lehrte ſie zuerſt die reich gekleideten Perſonen von den ärmlich bedeckten unterſcheiden; auf zweihundert Schritte erkannte ſie den Bauernkerl oder den Edelmann, den Abbé oder den Notar, den Soldaten oder den Banquier. Doch ein inſtinctartiges Grauen, das ich nie bei ihr beſiegen konnte, flößte ihr der Gendarme ein. Ich mochte ihr immerhin ſagen, dieſe Wächter der Geſellſchaft ſeien die geliebten Kinder der Regierung, — ſo bald ſie einen von noch ſo fern roch, mochte er zu Fuße oder zu Pferde, als Bürger oder mit ſeiner Uniform bekleidet ſein, kam ſie zu mir mit geſenktem Schweife und ängſtlichem Auge zurück und bezeichnete mir den Winkel des Horizonts, in deſſen Richtung ihr Feind erſcheinen ſollte; um den armen Thieren nicht unnöthige Gemüthsbewegung zu verurſachen, ging ich ſodann vom Wege ab, und ſuchte irgend einen Schutzwinkel, wo der Blick vom natürlichen Feinde des [illegible] Thieres nicht eindringen konnte. Ich kehrte [illegible] Toulon nach Paris zurück und nahm alle [illegible] maßregeln . . ."

„Für ſie, wohlverſtanden; nicht für Sie?"

„Für ſie! Dafür konnte ſie auch in ihres

barkeit nichts verweigern, nicht einmal die Dinge, welche am meisten Ueberwindung der Achtung kosten, die sie natürlich für sich selbst hat."

„Erklären Sie mir deutlich, was Sie damit sagen wollen, Gibassier; nach dem, was ich von Babylas gesehen, habe ich gewisse Pläne für Caramelle."

„Caramelle wird sich immer von den Plänen, die Sie mit ihr haben, äußerst geehrt fühlen, Excellenz."

„Ich höre . . ."

„Vernehmen Sie einen von den Diensten, den mir dieses reizende Thier leistete."

„Einen unter hundert?"

„Unter tausend, Excellenz! In einer Provinzstadt, in der wir ungefähr acht Tage wohnten, . . . es ist unnöthig, Ihnen zu sagen, welche: die Provinzstädte sind wie die häßlichen Weiber; sie gleichen sich alle; — in einer Provinzstadt, durch die wir passirten, und wo ein Umstand, den ich Ihnen erzählen werde, uns nöthigte, ein paar Tage zu verweilen, wohnte die älteste Witwe des Departement, mit der ältesten kleinen Dogge des Departement versehen. Diese zwei Antiquitäten hatten das Erdgeschoß eines in einer der ödesten Straßen der Stadt liegenden Hauses inne, — die Rue d'Ulm des Ortes . . . Als ich eines Morgens an diesem Hause vorüberkam, erblickte ich die Marquise am Stickrahmen stickend, und die Dogge ihre beiden Pfoten auf die Brustlehne des Fensters gestützt."

„Sie verwechseln doch nicht mit dem Hunde der Brocante?"

„Excellenz, erweisen Sie mir die Ehre, zu glau-

daß ich in meinen lichten Augenblicken, das
, wenn der Wind von Osten weht, wie Hamlet,
l einen Falken von einer Nachteule zu unterschei-
weiß, um so mehr einen Pudel von einer klei-
. Dogge."

„Ich habe Unrecht gehabt, Sie zu unterbrechen,
bassier; fahren Sie fort, mein Freund; Sie sind
ahrhaft der Vater der Entdeckungen, der Erfinder
hrer Erfindungen."

„Ich würde mich mit diesem letzten Verdienste
reit machen, kennte ich nicht, Dank sei es der um-
fassenden Bildung, die Sie mir zugestehen, das trau-
rige Ende aller Erfinder."

„Ich beharre nicht hiebei."

„Und ich, Excellenz, knüpfe, mit Ihrer Erlaub-
niß, den Faden meiner Geschichte wieder an."

„Knüpfen Sie an, Améric Gibassier!"

„Ich vergewisserte mich vor Allem, daß das Haus
nur von drei Personen bewohnt war: der Dogge,
der Marquise und einer alten Magd; sodann, da ich
im Vorübergehen durch das Fenster des Speisezim-
mers gesehen hatte . . . Sie wissen vielleicht nicht,
daß ich ein großer Liebhaber von Gemälden bin?"

„Nein; doch ich schätze Sie darum nur um so
mehr, Gibassier."

Gibassier verbeugte sich.

„Da ich durch das Fenster des Speisezimmers,"
fuhr er fort, „zwei treffliche Watteaus, Scenen aus
der italienischen Komödie vorstellend, gesehen hatte."

„Sie lieben auch die italienische Komödie?"

„In der Malerei, ja, Excellenz . . . Diese zwei
e erlangen, war also mein einziger Gedanke an

ge, mein einziger Traum in der Nacht. Ich be-
agte Caramelle, da ich ohne ihre Mitwirkung nichts
ermochte."

„„Hast du die Dogge der Witwe gesehen?"" ragte ich.

Das Thier machte die kläglichste Miene, die ich e gesehen.

„„Sie ist sehr häßlich!" fuhr ich fort.

„„Ah! ja!" gab sie mir ohne Zögern zu verstehen.

„„Ich bin mit dir einverstanden, Caramelle,"" fuhr ich fort; „„doch alle Tage siehst du in der Welt die bezaubernd sten Mädchen die widerwärtigsten Doggen heirathen; das ist das, was man eine Heirath aus Vernunft nennt. Sind wir in Paris angekommen, so lasse ich dich im Théâtre de Madame ein Stück von Scribe sehen, das dir die Sache klar wie den Tag darthun wird. Ueberdies sind wir nicht in diesem Thale der Thränen, um hier Quecke zu pflücken und von Morgen bis zum Abend Bretzeln zu trumpeln. Könnten wir nur thun, was uns angewiesen ist, meine Liebe, so würden wir durchaus nichts thun. Man muß also über die Häßlichkeit der Dogge der Marquise weggehen, und ihr einige von den Blicken zusenden, die deine Gebieterin den Leuten so gut zusandte; ist alsdann die Dogge verführt, nun so erlaube ich dir, die Coquette zu spielen, und, wenn du sie gar aus dem Hause gelockt, und ihre Gebieterin hinter ihr, sie streng für ihre Eitelkeit zu bestrafen.""

Dieses letzte Raisonnement brachte auf Caramelle eine außerordentliche Wirkung hervor. Sie überlegte

einen Augenblick, und nach diesem Augenblicke der Ueberlegung antwortete sie mir.

„„Gehen wir dahin!““

„Und wir gingen dahin.“

„So daß die Dinge sich zutrugen, wie Sie es vorhergesehen?“

„Ganz genau.“

„Und Sie wurden Eigenthümer der zwei Bilder?“

„Eigenthümer . . . Nun da es Rahmen waren, welche schliefen, entäußerte ich mich derselben in einem Augenblicke der Beengung.“

„Ja, mit dem Vorbehalte, andere um denselben Preis zu kaufen?“

Gibassier nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Also das Stück, das uns Caramelle gespielt hat . . .“ fuhr Herr Jackal fort.

„Ist keine erste, sondern eine zweite Vorstellung.“

„Und Sie glauben, Gibassier,“ sagte Herr Jackal, indem er die Hand des Moralphilosophen ergriff. „Sie glauben, Sie würde Ihnen im Nothfalle eine dritte geben?“

„Nun, da sie ihrer Rolle sicher ist, zweifle ich nicht daran.“

Als Gibassier diese Worte vollendete, erschien das ganze Haus der Brocante, Babylos ausgenommen, wieder an der Ecke der Rue des Postes: es hatte sich vermehrt durch alle Straßenjungen des Quartiers, Babolin an der Spitze.

In demselben Augenblicke wandten sich Herr Jackal und Gibassier um die Ecke der Rue des Ursulines.

„Es war Zeit!“ sagte Herr Jackal; „wurden

vir erkannt, so liefen wir Gefahr, uns mit der gan-
en liebenswürdigen Gesellschaft zu zanken."

„Müssen wir unsere Schritte beschleunigen, Ex-
ellenz?"

„Nein; doch sind Sie nicht besorgt um Cara-
elle? Ich interessire mich für dieses treffliche
hier, das ich nöthig zu haben glaube, um einen
und meiner Bekanntschaft zu entführen."

„Besorgt! warum?"

„Wie wird sie ihre Spur wiederfinden?"

„Oh! bekümmern Sie sich nicht darum! sie ist
in Sicherheit."

„Bei der Barbette, Impasse des Vignes, wohin
sie Babylos gelockt hat."

„Ah! ja, ja, ja, bei der Barbette . . . Warten
Sie! . . . Ist das nicht die Stühlevermietherin von
Longue-Avoine?"

„Und die meinige, Excellenz."

„Ich kannte sie nicht als so religiös, Gibassier."

„Was wollen Sie, Excellenz? ich werde alle
Tage älter, und ich glaube, es ist Zeit, daß ich an
mein Seelenheil denke."

„Amen!" sprach Herr Jackal, indem er eine
große Prise aus seiner Tabaksdose schöpfte und sie
geräuschvoll schlürfte.

Und Beide gingen wieder die Rue Saint-Jacques
hinab, bis an die Ecke der Rue de la Vieille-Estra-
pade, wo Herr Jackal Gibassier entließ und wieder
in seinen Wagen stieg; Gibassier erreichte auf einem
Umwege die Rue des Postes, und trat bei der Stühle-
vermietherin ein, wohin ihm zu folgen wir uns wohl
hüten werden.

große Männer, meine Lehrer, die Jesuiten! so groß, daß ich gestehe, ich konnte ihnen nicht immer auf die Terrains folgen, auf die sie mich ziehen wollten. Indessen, obgleich zuweilen in Dessidenz mit ihnen über gewisse Erziehungspunkte, glaube ich doch viel von ihrer Schule profitirt zu haben, und werde ich je Minister des öffentlichen Unterrichts, so wird mein erster Act eine vollständige, radicale, absolute Reform unseres ganzen, in tausend und einer Beziehung mangelhaften, Erziehungssystems sein."

„Ohne ganz Ihre Ansichten hierüber zu theilen," erwiederte Herr Jackal, „glaube ich, daß es viel bei dieser ernsten Frage zu thun gibt. Doch erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, es ist nicht so sehr die Erziehung der Kinder, was mich in diesem Augenblicke in Anspruch nimmt, als die Art, wie Sie verfahren mußten, um Ihre Hündin Caramelle zu erziehen."

„Ah! ganz einfach, Excellenz."

„Nun?"

„Mit wenig Sanftmuth und viel Schlägen."

„Seit wann haben Sie sie, Gibassier?"

„Seit dem Tode der Marquise."

„Was nennen Sie die Marquise?"

„Eine Geliebte von mir, Excellenz, welche zugleich die Geliebte von Caramelle war."

Jackal hob seine Brille auf und schaute Gibassier an.

„Sie liebten eine Marquise?" fragte er.

„Wenigstens wurde ich von ihr geliebt, Excellenz," erwiederte Gibassier mit bescheidener Miene.

„Eine ächte Marquise?"

„Ich stehe Ihnen nicht dafür, Excellenz, daß sie je in die Carrossen des Königs gestiegen ist, . . . doch ich habe ihre Titel gesehen.“

„Meine Glückwünsche, Gibassier, und zugleich meine Beileidsbezeigungen, da Sie mir zugleich das Leben und den Tod dieser aristokratischen Person mittheilen . . . Sie ist also todt?“

„Sie behauptet es wenigstens.“

„Sie waren nicht in Paris in dem Augenblicke, wo die Katastrophe eingetreten ist, Gibassier?“

„Nein, Excellenz, ich war im Süden.“

„Wo Sie für Ihre Gesundheit reisten, wie Sie mir zu sagen die Ehre angethan haben?“

„Ja, Excellenz . . . Eines Morgens wurde ich von Caramelle eingeholt, welche der stumme, wenn auch nicht blinde Zeuge unserer Liebschaft war. Sie trug an ihrem Halse einen Brief, in dem mir die Marquise ankündigte, auf dem Punkte, in einer benachbarten Stadt den Geist aufzugeben, schicke sie mir Caramelle, um mir ihr letztes Lebewohl zu überbringen.“

„Ah! das zieht die Thränen in die Augen!“ sagte Herr Jackal, indem er sich geräuschvoll schnäuzte trotz der Lehren „„des höflichen Schülers.““ „Und Sie adoptirten Caramelle?“

„Ja, Excellenz. Ich hatte sechs bis acht Monate vorher ihre Erziehung begonnen: ich nahm sie wieder auf, wo ich sie verlassen hatte; sie wurde meine Spielgefährtin, die Vertraute meiner Leiden, und nach acht Tagen hatte ich kein Geheimniß mehr für sie.“

„Rührende Freundschaft!“ rief Herr Jackal.

„In der That, Excellenz, sehr rührend; denn in

nem Jahrhundert, wo die Intereſſen an die Stelle er Gefühle getreten ſind, iſt es rührend, uns die hiere die Zeichen von Zuneigung geben zu ſehen, ie uns die Menſchen verweigern."

„Ein bitterer, aber gerechter Gedanke, Gibaſſier!"

„Als ich nach einer gründlichen Prüfung ſah, Caramelle ſei verſtändig und empfindſam," fuhr Gibaſſier fort, „gedachte ich ihren Verſtand auf die Probe zu ſtellen und ihre Empfindſamkeit zu benützen. Ich lehrte ſie zuerſt die reich gekleideten Perſonen von den ärmlich bedeckten unterſcheiden; auf zweihundert Schritte erkannte ſie den Bauernkerl oder den Edelmann, den Abbé oder den Notar, den Soldaten oder den Banquier. Doch ein inſtinctartiges Grauen, das ich nie bei ihr beſiegen konnte, flößte ihr der Gendarme ein. Ich mochte ihr immerhin ſagen, dieſe Wächter der Geſellſchaft ſeien die geliebten Kinder der Regierung, — ſo bald ſie einen von noch ſo fern roch, mochte er zu Fuße oder zu Pferde, als Bürger oder mit ſeiner Uniform bekleidet ſein, kam ſie zu mir mit geſenktem Schweife und ängſtlichem Auge zurück und bezeichnete mir den Winkel des Horizonts, in deſſen Richtung ihr Feind erſcheinen ſollte; um den armen Thieren nicht unnöthige Gemüthsbewegung zu verurſachen, ging ich ſodann vom Wege ab, und ſuchte irgend einen Schutzwinkel, wo der Blick vom natürlichen Feinde des armen Thieres nicht eindringen konnte. Ich kehrte von Toulon nach Paris zurück und nahm alle Vorſichtsmaßregeln . . ."

„Für ſie, wohlverſtanden; nicht für Sie?"

„Für ſie! Dafür konnte ſie auch in ihrer Dank-

ichts verl i[illegible], nicht einmal die Dinge,
n meisten [illegible]rwindung der Achtung kosten,
türlich für sich selbst hat."
ären Sie mir deutlich, was Sie damit sagen
bibassier; nach dem, was ich von Babylas
habe ich gewisse Pläne für Caramelle."
amelle wird sich immer von den Plänen,
nit ihr haben, äußerst geehrt fühlen, Ex-

höre . . ."
nehmen Sie einen von den Diensten, den
s reizende Thier leistete."
:n unter hundert?"
:r tausend, Excellenz! In einer Provinz-
der wir ungefähr acht Tage wohnten, . . .
nöthig, Ihnen zu sagen, welche: die Pro-
sind wie die häßlichen Weiber; sie gleichen
— in einer Provinzstadt, durch die wir passir-
wo ein Umstand, den ich Ihnen erzählen
ns nöthigte, ein paar Tage zu verweilen,
ie älteste Witwe des Departement, mit der
leinen Dogge des Departement versehen.
ei Antiquitäten hatten das Erdgeschoß eines
der ödesten Straßen der Stadt liegenden
inne, — die Rue d'Ulm des Ortes . . .
eines Morgens an diesem Hause vorüber-
ichte ich die Marquise am Stickrahmen stickend,
Dogge ihre beiden Pfoten auf die Brust-
s Fensters gestützt."
verwechseln doch nicht mit dem Hunde der
?"
ellenz, erweisen Sie mir die Ehre, zu glau-

ben, daß ich in meinen lichten Augenblicken, das heißt, wenn der Wind von Osten weht, wie Hamlet, wohl einen Falken von einer Nachteule zu unterscheiden weiß, um so mehr einen Pudel von einer kleinen Dogge."

„Ich habe Unrecht gehabt, Sie zu unterbrechen, Gibassier; fahren Sie fort, mein Freund; Sie sind wahrhaft der Vater der Entdeckungen, der Erfinder Ihrer Erfindungen."

„Ich würde mich mit diesem letzten Verdienste breit machen, kennte ich nicht, Dank sei es der umfassenden Bildung, die Sie mir zugestehen, das traurige Ende aller Erfinder."

„Ich beharre nicht hiebei."

„Und ich, Excellenz, knüpfe, mit Ihrer Erlaubniß, den Faden meiner Geschichte wieder an."

„Knüpfen Sie an, Améric Gibassier!"

„Ich vergewisserte mich vor Allem, daß das Haus nur von drei Personen bewohnt war: der Dogge, der Marquise und einer alten Magd; sodann, da ich im Vorübergehen durch das Fenster des Speisezimmers gesehen hatte . . . Sie wissen vielleicht nicht, daß ich ein großer Liebhaber von Gemälden bin?"

„Nein; doch ich schätze Sie darum nur um so mehr, Gibassier."

Gibassier verbeugte sich.

„Da ich durch das Fenster des Speisezimmers," fuhr er fort, „zwei treffliche Watteaus, Scenen aus der italienischen Komödie vorstellend, gesehen hatte."

„Sie lieben auch die italienische Komödie?"

„In der Malerei, ja, Excellenz . . . Diese zwei Bilder erlangen, war also mein einziger Gedanke am

Lage, mein einziger Traum in der Nacht. Ich beragte Caramelle, da ich ohne ihre Mitwirkung nichts vermochte."

„„Hast du die Dogge der Witwe gesehen?"" fragte ich.

Das Thier machte die kläglichste Miene, die ich je gesehen.

„„Sie ist sehr häßlich!" fuhr ich fort.

„„Ah! ja!" gab sie mir ohne Zögern zu verstehen.

„„Ich bin mit dir einverstanden, Caramelle,"" fuhr ich fort; „„doch alle Tage siehst du in der Welt die bezaubernd sten Mädchen die widerwärtigsten Doggen heirathen; das ist das, was man eine Heirath aus Vernunft nennt. Sind wir in Paris angekommen, so lasse ich dich im Théâtre de Madame ein Stück von Scribe sehen, das dir die Sache klar wie den Tag darthun wird. Ueberdies sind wir nicht in diesem Thale der Thränen, um hier Quecke zu pflücken und von Morgen bis zum Abend Bretzeln zu krumpeln. Könnten wir nur thun, was uns angewiesen ist, meine Liebe, so würden wir durchaus nichts thun. Man muß also über die Häßlichkeit der Dogge der Marquise weggeben, und ihr einige von den Blicken zusenden, die deine Gebieterin den Leuten so gut zusandte; ist alsdann die Dogge verführt, nun so erlaube ich dir, die Coquette zu spielen, und, wenn du sie gar aus dem Hause gelockt, und ihre Gebieterin hinter ihr, sie streng für ihre Eitelkeit zu bestrafen.""

Dieses letzte Raisonnement brachte auf Caramelle eine außerordentliche Wirkung hervor. Sie überlegte

einen Augenblick, und nach dieſem Augenblicke der Ueberlegung antwortete ſie mir.

„„Gehen wir dahin!““

„Und wir gingen dahin.“

„So daß die Dinge ſich zutrugen, wie Sie es vorhergeſehen?“

„Ganz genau.“

„Und Sie wurden Eigenthümer der zwei Bilder?“

„Eigenthümer . . . Nun da es Rahmen waren, welche ſchlieſen, entäußerte ich mich derſelben in einem Augenblicke der Beengung.“

„Ja, mit dem Vorbehalte, andere um denſelben Preis zu kaufen?“

Gibaſſier nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Alſo das Stück, das uns Caramelle geſpielt hat . . .“ fuhr Herr Jackal fort.

„Iſt keine erſte, ſondern eine zweite Vorſtellung.“

„Und Sie glauben, Gibaſſier,“ ſagte Herr Jackal, indem er die Hand des Moralphiloſophen ergriff. „Sie glauben, Sie würde Ihnen im Nothfalle eine dritte geben?“

„Nun, da ſie ihrer Rolle ſicher iſt, zweifle ich nicht daran.“

Als Gibaſſier dieſe Worte vollendete, erſchien das ganze Haus der Brocante, Babylos ausgenommen, wieder an der Ecke der Rue des Poſtes: es hatte ſich vermehrt durch alle Straßenjungen des Quartiers, Babolin an der Spitze.

In demſelben Augenblicke wandten ſich Herr Jackal und Gibaſſier um die Ecke der Rue des Urſulines.

„Es war Zeit!“ ſagte Herr Jackal; „wurden

r erkannt, so liefen wir Gefahr, uns mit der gan-
ı liebenswürdigen Gesellschaft zu zanken."

„Müssen wir unsere Schritte beschleunigen, Ex-
llenz?"

„Nein; doch sind Sie nicht besorgt um Cara-
melle? Ich interessire mich für dieses treffliche Thier, das ich nöthig zu haben glaube, um einen Hund meiner Bekanntschaft zu entführen."

„Besorgt! warum?"

„Wie wird sie ihre Spur wiederfinden?"

„Oh! bekümmern Sie sich nicht darum! sie ist in Sicherheit."

„Bei der Barbette, Impasse des Vignes, wohin sie Babylos gelockt hat."

„Ah! ja, ja, ja, bei der Barbette . . . Warten Sie! . . . Ist das nicht die Stühlevermietherin von Longue-Avoine?"

„Und die meinige, Excellenz."

„Ich kannte sie nicht als so religiös, Gibassier."

„Was wollen Sie, Excellenz? ich werde alle Tage älter, und ich glaube, es ist Zeit, daß ich an mein Seelenheil denke."

„Amen!" sprach Herr Jackal, indem er eine große Prise aus seiner Tabaksdose schöpfte und sie geräuschvoll schlürfte.

Und Beide gingen wieder die Rue Saint-Jacques hinab, bis an die Ecke der Rue de la Vieille-Estrapade, wo Herr Jackal Gibassier entließ und wieder in seinen Wagen stieg; Gibassier erreichte auf einem Umwege die Rue des Postes, und trat bei der Stühlevermietherin ein, wohin ihm zu folgen wir uns wohl hüten werden.

[illegible] und nach diesem Augenblicke der [illegible] sie mir.

„[illegible]“

„[illegible]“

[illegible] zutrugen, wie Sie es [illegible]

„[illegible]“

„[illegible] Eigenthümer der zwei Bilder?“

„[illegible] Nun da es Rahmen waren, [illegible] mich derselben in einem [illegible]“

„[illegible] dem Vorbehalte, andere um denselben [illegible]“

[illegible] mit dem Kopfe.

„[illegible] das Stück, das uns Caramelle gespielt [illegible] Herr Jackal fort.

„[illegible] sondern eine zweite Vorstellung.“

„Und Sie glauben, Gibassier,“ sagte Herr Jackal, indem er die Hand des Moralphilosophen ergriff. „Sie glauben, Sie würde Ihnen im Nothfalle eine [illegible]“

„Nun, da sie ihrer Rolle sicher ist, zweifle ich nicht daran.“

Als Gibassier diese Worte vollendete, erschien das ganze Haus der Brocante, Babylos ausgenommen, wieder an der Ecke der Rue des Postes: es hatte sich vermehrt durch alle Straßenjungen des Quartiers, Babolin an der Spitze.

In demselben Augenblicke wandten sich Herr Jackal und Gibassier um die Ecke der Rue des Ursulines.

„Es war Zeit!“ sagte Herr Jackal; „wurden

t, so liefen wir Gefahr, uns mit der gan-
würdigen Gesellschaft zu zanken."
n wir unsere Schritte beschleunigen, Ex-

doch sind Sie nicht besorgt um Cara-
ich interessire mich für dieses treffliche
ich nöthig zu haben glaube, um einen
er Bekanntschaft zu entführen."
gt! warum?"
wird sie ihre Spur wiederfinden?"
bekümmern Sie sich nicht darum! sie ist
eit."
er Barbette, Impasse des Vignes, wohin
s gelockt hat."
a, ja, ja, bei der Barbette . . . Warten
Ist das nicht die Stühlevermietherin von
oine?"
die meinige, Excellenz."
annte sie nicht als so religiös, Gibassier."
wollen Sie, Excellenz? ich werde alle
, und ich glaube, es ist Zeit, daß ich an
nbeil denke."
n!" sprach Herr Jackal, indem er eine
e aus seiner Tabaksdose schöpfte und sie
l schlürfte.
eide gingen wieder die Rue Saint-Jacques
an die Ecke der Rue de la Vieille-Estra-
Herr Jackal Gibassier entließ und wieder
Wagen stieg; Gibassier erreichte auf einem
e Rue des Postes, und trat bei der Stühle-
n ein, wohin ihm zu folgen wir uns wohl
en.

XXVIII.

Mignon und Wilhelm Meister.

Völlig wieder zu sich gekommen, heftete die kleine Rose-de-Noël ihre klaren, traurigen, besorgten großen Augen auf Ludovic. Sie wollte sprechen, um dem jungen Manne zu danken, oder um ihm die Ursachen ihrer Ohnmacht zu erzählen. Ludovic aber legte ihr die Hand auf den Mund, ohne selbst ein Wort zu reden, aus Furcht ohne Zweifel, sie jener Art von Schlummer zu entziehen, der gewöhnlich auf diese Krisen folgte.

Sobald sie dann die Augen wieder geschlossen hatte, neigte er sich gegen sie, als wollte er mit ihrem Geiste sprechen, und murmelte mit einer sanften Stimme:

„Schlummre ein wenig, meine kleine Rosa; Du weißt, wenn Du diese Art von Anfällen bekommst, ist eine Viertelstunde Ruhe nothwendig für Dich. Schlafe! wir werden plaudern, wenn Du wieder erwacht bist."

„Ja," antwortete das Kind aus der Tiefe seines angefangenen Schlafes heraus.

Ludovic nahm nun einen Stuhl, stellte ihn geräuschlos zum Bette von Rose-de-Noël, setzte sich und träumte, den Kopf auf die Bettlade gestützt . . .

Wovon träumte er?

Müssen wir wirklich die süßen, keuschen Gedanken verrathen, die das Gehirn des jungen Mannes

rend des ſanften Schlafes von Roſe-de-Noel
chzogen.

Sagen wir vor Allem, daß ſie anbetungswürdig
ſehen war! Jean Robert hätte ſeine ſchönſte Ode,
rus ſeine ſchönſte Skizze gegeben, um ſie eine
nute anzuſchauen: Jean Robert, um ſie zu beſin-
, Petrus, um ſie zu malen.

Es war die ernſte Schönheit, die jungfräuliche,
kliche Grazie, der matte, dunkle Teint von Mig-
, von Göthe oder von Scheffer; es war die
rſtellung des raſchen Moments, wo das Kind
dchen wird, wo die Seele einen Körper annimmt
der Körper eine Seele; es war endlich der
genblick, wo, im Geiſte des Dichters, der erſte
desſtrahl durch die Augen des Schauſpielers ge-
eudert in das Herz der Zigeunerin eingedrungen iſt.

Und Ludovic ſeinerſeits bot wohl, man muß es
en, einige Aehnlichkeit mit dem Helden des Dich-
s von Frankfurt. Ein wenig müde des Lebens,
or er in daſſelbe eingetreten, hatte Ludovic
jungen Leuten der Zeit, die wir zu ſchildern
en, und auf welche die verzweifelten, ſpöttiſchen
öpfungen von Byron ihre poetiſche Entzauberung
orfen hatten, gemeinſchaftlichen Fehler; Jeder
t ſich für beſtimmt, der Held einer Ballade oder
s Dramas zu ſein, Don Juan oder Monford,
no oder Lara. Man füge dem bei, daß Ludovic
Arzt, und folglich Materialiſt, auf das Leben
Doctrinen der Wiſſenſchaft angewandt hatte. Ge-
nt, in das menſchliche Fleiſch einzuſchneiden,
te er bis dahin, wie Hamlet über den Kopf von
ick philoſophirend, die Schönheit als eine einen

Leichnam bedeckende Maske betrachtet, und bei jedem Anlasse unbarmherzig diejenigen von seinen Mitschülern verspottet, welche die ideale Schönheit der Frauen und die platonische Liebe der Männer rühmten.

Trotz der entgegengesetzten Theorien seiner zwei besten Freunde, Petrus und Jean Robert, hatte er in der Liebe nie etwas Anderes sehen wollen, als einen rein physischen Act, einen Willen der Natur, die Berührung von zwei Epidermen eine Wirkung hervorbringend, ähnlich dem durch eine elektrische Batterie hervorgebrachten Funken; nichts mehr.

Jean Robert hatte vergebens gegen den Materialismus gekämpft und alle Dilemmen der raffinirtesten Liebe zu Hülfe gerufen; Petrus mochte immerhin dem Skeptiker die Offenbarungen der Liebe in der ganzen Natur zeigen, Ludovic leugnete: in der Liebe wie in der Religion war er Atheist; so daß er seit seinem Austritte aus dem College alle Zeit, die er der Arbeit hatte entziehen können, — und diese Zeit war kurz, — den Prinzessinen, die ihm der Zufall unter die Hand gerathen ließ, gewidmet hatte.

So haben wir ihn die Prinzessin von Vanvers, die schöne Chante-Lilas, am Arme halten sehen.

Ein Spaziergang im Walde am Morgen mit der Einen, eine Lustfahrt im Nachen am Abend mit der Andern, ein Souper in den Hallen mit Dieser, ein Maskenball mit Jener, dies waren die ein wenig oberflächlichen Belustigungen, welche Ludovic bis dahin von den Frauen verlangt hatte; sie aber anders behandeln als wie Vergnügensmaschinen, wie Zerstreuungsautomaten, das war ihm nie eingefallen.

Er hegte eine erhabene Verachtung gegen die weib-
)e Intelligenz; er ſagte, in der Regel ſeien die Frauen
ön und dumm wie die Roſen, mit denen aus Gewohn-
it die Dichter ſie zu vergleichen die Impertinenz haben.
:m zu Folge wäre es ihm nie eingefallen, im Ernſte
t einer derſelben zu ſprechen, und hätte ſie Frau
n Staël oder Madame Roland geheißen. Diejenigen,
:lche jene Bewunderung zwingen, ſeien in der Natur
ten von Ungeheuren, Turgescenzen des Geſchlechts,
)weichungen von der Race. Er ſtützte dieſe Theorie
f das Leben von Frauen des Alterthums, welche
Rom und in Griechenland in das Gynäceum oder
das Lupanar verbannt waren; gut, wie Louis,
ı Courtiſanen zu machen, oder wie Cornelia um
atronen zu machen, bei den Türken in den Harem
ıgekerkert, und hier demüthig auf ein Zeichen des
:rrn wartend, um es zu wagen, ihn zu lieben.

Man mochte ihm immerhin vorſtellen, die Viel-
tigkeit unſerer Kenntniſſe, unſere fünfundzwanzig-
)rige Erziehung geben in uns, die im Keime, in
ſerem Gehirn und in unſerem Herzen niederge-
ıten Fähigkeiten entwickelnd, eine ſcheinbare Ueber-
ɔenheit der Intelligenz über die Frau, doch es werde
ıe Zeit kommen, — und gewiſſe Ausnahmen be-
:iſen, daß dieſes Raiſonnement kein Utopien ſei, —
ch es werde eine Zeit kommen, wo, da die Erzie-
ıng gleich unter den beiden Geſchlechtern, auch die
ıtelligenz gleich ſein werde; er wollte nichts glau-
n, und behauptete in Betreff der Frauen ſein
yſtem eines vegetabiliſchen oder vielmehr animali-
)en Lebens.

Das war alſo, wie geſagt, ein überſättigtes Kind,

Leichnam bedeckende Maske betrachtet, und bei jedem Anlasse unbarmherzig diejenigen von seinen Mitschülern verspottet, welche die ideale Schönheit der Frauen und die platonische Liebe der Männer rühmten.

Trotz der entgegengesetzten Theorien seiner zwei besten Freunde, Petrus und Jean Robert, hatte er in der Liebe nie etwas Anderes sehen wollen, als einen rein physischen Act, einen Willen der Natur, die Berührung von zwei Epidermen eine Wirkung hervorbringend, ähnlich dem durch eine elektrische Batterie hervorgebrachten Funken; nichts mehr.

Jean Robert hatte vergebens gegen den Materialismus gekämpft und alle Dilemmen der raffinirtesten Liebe zu Hülfe gerufen; Petrus mochte immerhin dem Skeptiker die Offenbarungen der Liebe in der ganzen Natur zeigen, Ludovic leugnete: in der Liebe wie in der Religion war er Atheist; so daß er seit seinem Austritte aus dem College alle Zeit, die er der Arbeit hatte entziehen können, — und diese Zeit war kurz, — den Prinzessinen, die ihm der Zufall unter die Hand gerathen ließ, gewidmet hatte.

So haben wir ihn die Prinzessin von Vanvers, die schöne Chante-Lilas, am Arme halten sehen.

Ein Spaziergang im Walde am Morgen mit der Einen, eine Lustfahrt im Nachen am Abend mit der Andern, ein Souper in den Hallen mit Dieser, ein Maskenball mit Jener, dies waren die ein wenig oberflächlichen Belustigungen, welche Ludovic bis dahin von den Frauen verlangt hatte; sie aber anders behandeln als wie Vergnügensmaschinen, wie Zerstreuungsautomaten, das war ihm nie eingefallen.

Er hegte eine erhabene Verachtung gegen die weib-
he Intelligenz; er ſagte, in der Regel ſeien die Frauen
ön und dumm wie die Roſen, mit denen aus Gewohn-
it die Dichter ſie zu vergleichen die Impertinenz haben.
em zu Folge wäre es ihm nie eingefallen, im Ernſte
it einer derſelben zu ſprechen, und hätte ſie Frau
n Staël oder Madame Roland geheißen. Diejenigen,
elche jene Bewunderung zwingen, ſeien in der Natur
rten von Ungeheuren, Turgescenzen des Geſchlechts,
bweichungen von der Race. Er ſtützte dieſe Theorie
f das Leben von Frauen des Alterthums, welche
Rom und in Griechenland in das Gynäceum oder
das Lupanar verbannt waren; gut, wie Louis,
m Courtiſanen zu machen, oder wie Cornelia um
latronen zu machen, bei den Türken in den Harem
ngekerkert, und hier demüthig auf ein Zeichen des
errn wartend, um es zu wagen, ihn zu lieben.

Man mochte ihm immerhin vorſtellen, die Viel-
itigkeit unſerer Kenntniſſe, unſere fünfundzwanzig-
ibrige Erziehung geben in uns, die im Keime, in
nſerem Gehirn und in unſerem Herzen niederge-
gten Fähigkeiten entwickelnd, eine ſcheinbare Ueber-
genheit der Intelligenz über die Frau, doch es werde
ine Zeit kommen, — und gewiſſe Ausnahmen be-
eiſen, daß dieſes Raiſonnement kein Utopien ſei, —
och es werde eine Zeit kommen, wo, da die Erzie-
ung gleich unter den beiden Geſchlechtern, auch die
ntelligenz gleich ſein werde; er wollte nichts glau-
en, und behauptete in Betreff der Frauen ſein
Syſtem eines vegetabiliſchen oder vielmehr animali-
chen Lebens.

Das war alſo, wie geſagt, ein überſättigtes Kind,

ne erhabene Verachtung gegen die weib-
z; er sagte, in der Regel seien die Frauen
n wie die Rosen, mit denen aus Gewohn-
sie zu vergleichen die Impertinenz haben.
wäre es ihm nie eingefallen, im Ernste
lben zu sprechen, und hätte sie Frau
Madame Roland geheißen. Diejenigen,
wunderung zwingen, seien in der Natur
zeheuren, Turgescenzen des Geschlechts,
von der Race. Er stützte diese Theorie
von Frauen des Alterthums, welche
n Griechenland in das Gynäceum oder
ır verbannt waren; gut, wie Louis,
ı zu machen, oder wie Cornelia um
nachen, bei den Türken in den Harem
d hier dem[illegible]ig auf ein Zeichen des
um es [illegible]n, ihn zu lieben.
e ihm vorstellen, die Viel-
Ken[illegible]re fünfundzwanzig-
g ge[illegible] die im Keime, in
unt[illegible] Herzen niederge-
t en[illegible]e scheinbare Ueber-
ellig[illegible] Frau, doch es werde
[illegible]e Ausnahmen be-
[illegible]ein Utopien sei, —
wo, da die Erzie-
Hlechtern, auch die
wollte nichts glau-
der Frauen sei
vielmehr anima

eine jungfräuliche Seele in einem verblühten Körper. Er glich jenen Tropenpflanzen, welche in unsern Gewächshäusern vergeilen und zu Grunde gehen. Doch es komme, statt der künstlichen Atmosphäre des Ofens, die fruchtbare Wärme der Sonne, und sie beleben sich und glänzen wieder.

Ludovic hatte übrigens kein Bewußtsein von dieser amalischen Vergeilung gehabt, in der er vegetirte. Erst in dem Augenblicke, wo die Liebe, diese befruchtende Sonne des Mannes und der Frau, ihn mit ihren wärmsten Strahlen zu überströmen anfing, sollte er sich wiedergeboren werden fühlen, sollten ihn seine Freunde blühen und befruchten sehen.

Während dieses keuschen Schlummers von Rose-de-Noel, von deren Gesichte sein Auge sich nicht trennen konnte, stiegen ihm, wie mit Wohlgerüchen geschwängerte Lüfte, jene Strömungen von Jugend und Liebe zu Gehirn, welche gewöhnlich die Sinne der zwanzigjährigen jungen Leute erfrischen; bei Ludovic waren sie um sieben bis acht Jahre im Verzuge.

Und während diese bezaubenden Athemzüge durch seine Haare strichen, fühlte er, wie die Wasserfülle einer Schleuse, seltsame Gedanken von einer unbekannten Träumerei und Süßigkeit seinem Herzen nahen.

Welchen Namen sollte er diesem Schauer geben, der seinen Körper in einem Augenblick durchlief? wie sollte er diese unbekannte Ausströmung, von der seine Stirne gebadet worden, nennen? was sollte er von dieser Bewegung sagen, welche seine Seele plötzlich ergriffen hatte, und zwar so heftig, so unversehens?

War es Liebe? nein, das war unmöglich! Konnte

er daran glauben, er, der seine Jugend damit zugebracht hatte, sie zu bekämpfen, zu schwächen, zu läugnen?

Und dann, konnte er Liebe für dieses Kind, für dieses kleine Kind ohne Mutter, für diese Zigeunerin fühlen? Nein, es war Interesse! . . .

„Ah! ja!" und Ludovic gestand sich selbst, er interessire sich sehr lebhaft für Rose-de-Noël.

Anfangs war es eine Art von Wette, die er mit der Krankheit gemacht, eine Probe, die er mit dem Tode spielte.

Beim ersten Blicke, den er auf Rose-de-Noël geworfen, hatte er gesagt:

„Gut! das ist ein Kind, das nicht leben wird!"

Dann hatte er sie wieder und wieder gesehen, im Atelier von Petrus, in ihrer Wohnung bei ihren Fieberunpäßlichkeiten, am Rande eines Grabens sitzend und von einem Sonnenstrahl verlangend, daß er sie wieder erwärme wie eine Blume, und er hatte gesagt:

„Wie Schade, daß das arme Kind nicht leben kann."

Dann war er ihr in der raschen Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten gefolgt, wie sie Verse mit Jean Robert sprach, Klavier bei Justin lernte, bei Petrus zeichnete, und er ihr, Ludovic, mit dem Silberklange ihrer Stimme und mit ihren großen von Fieber funkelnden Augen zugleich so tiefe und so kindliche Fragen machte, daß er manchmal nicht wußte, wie er darauf antworten sollte, und er hatte gesagt:

„Dieses Kind darf nicht sterben!"

Von diesem Augenblicke, und es waren ungefähr sechs Wochen, daß ihm dieser Ausruf entschlüpft war,

hatte sich Ludovic mit der Leidenschaft, mit der er bei jeder medizinischen Frage zu Werke ging, angestrengt, dem armen Kinde die Gesundheit wiederzugeben!

Er zählte die Schläge des Pulses, er untersuchte die Brust mit dem Hörrohr, er studirte die Flammen der Augen, und er blieb überzeugt, die Flammen der Augen und die Hast des Pulses rühren von einer Nervenüberreizung her, doch keines der zum Leben nothwendigen Organe habe sie bedeutend angegriffen. Von da an schrieb er eine rein hygienische Behandlung in physischer Hinsicht, eine rein philosophische in moralischer vor. Er maß die Zeit für die geistige, wie für die materielle Nahrung ab. Während er einen pittoresken Charakter bei der Tracht des Kindes beibehielt, nahm er das weg, was zu exentrisch war.

Nach Verlauf von sechs Wochen dieser Behandlung, deren Durchführung Ludovic selbst jeden Tag beaufsichtigte, war Rose-de-Noel das Kind geworden, das wir als Mädchen dem Leser vor die Augen zu führen versucht haben, — gerade in dem Momente, wo sie die Fragen von Herrn Jackal in eine von den Krisen versetzte, in die sie immer verfiel, wenn man sie, wider ihren Willen, auf ihre entsetzlichen Jugenderinnerungen zurückbrachte.

Wir haben gesehen, wie Ludovic, der die Gewohnheit angenommen hatte, das Mädchen alle Tage zu besuchen, unter dem Scheinvorwande, sich zu versichern, ob man bei ihr die Behandlung befolge, die er vorgeschrieben, mitten in ihrer Ohnmacht ankam wir wissen, daß, von Herrn Jackal bei ihr allein gelassen, der junge Arzt der Kranken die Stille empfa

ß er, a Fuße ihres Bettes ſitzend, ihren
bewachte, ſie mit dem Blicke nicht verließ,
ich ſelbſt fragte, was in ſeinem eigenen Herzen
he.
Jar es einfach Begierde, was er fühlte?
lein, Engel der Tugend, Ihr wißt, daß es nicht
ngen war; denn nie fiel ein keuſcherer Blick auf
unbefleckteren Leib.
Das war es denn?
)er junge Mann legte eine Hand an ſeine
e, um ſie zu zwingen, zu denken; er hielt eine
an ſein Herz, um ſein Herz am Schlagen zu
ndern; doch ſein Gehirn und ſein Herz ſangen
mmig das reine, erhabene Lied der erſten Liebe,
er war genöthigt, auf ſie zu hören.
Ah! es iſt Liebe!" ſagte er, indem er ſeinen
in ſeine beide Hände fallen ließ.
a, es war Liebe, und zwar von der jüngſten,
iſchſten, der unſchuldigſten, der jungfräulichſten
die in ein Herz, das im Verzuge iſt, eindrin-
kann. Es war die glühende Sympathie oder
illige Zärtlichkeit einer verſpäteten Seele für
kaum erſt erſchloſſene Seele. Die Lilienfee war
ihre Häupter hingegangen, und ſie hatte ihre
ſten Blumen auf die Stirnen der zwei Kinder
ittert.
Welche Frau wird je — und mit welchen Worten
man es ihr ſagen können? — die ſtummen, ge-
nißvollen, unausſprechlichen Anbetungen erfahren,
as Herz eines Mannes bei den erſten Offen-
ngen der Liebe erfüllen?
's war ſo bei Ludovic.

inen Augenblick, und nach dieſem Augenblicke der leberlegung antwortete ſie mir.

„„Gehen wir dahin!““

„Und wir gingen dahin.“

„So daß die Dinge ſich zutrugen, wie Sie es vorhergeſehen?“

„Ganz genau.“

„Und Sie wurden Eigenthümer der zwei Bilder?“

„Eigenthümer . . . Nun da es Rahmen waren, welche ſchliefen, entäußerte ich mich derſelben in einem Augenblicke der Beengung.“

„Ja, mit dem Vorbehalte, andere um denſelben Preis zu kaufen?“

Gibaſſier nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Alſo das Stück, das uns Caramelle geſpielt hat . . .“ fuhr Herr Jackal fort.

„Iſt keine erſte, ſondern eine zweite Vorſtellung.“

„Und Sie glauben, Gibaſſier,“ ſagte Herr Jackal, indem er die Hand des Moralphiloſophen ergriff. „Sie glauben, Sie würde Ihnen im Nothfalle eine dritte geben?“

„Nun, da ſie ihrer Rolle ſicher iſt, zweifle ich nicht daran.“

Als Gibaſſier dieſe Worte vollendete, erſchien das ganze [illegible]cante, Babylos ausgenommen, [illegible]er Rue des Poſtes: es hatte [illegible] Straßenjungen des Quar[illegible]e.

[illegible]wandten ſich He[illegible]e der Rue des V[illegible]

[illegible] Jackal; „wurd[illegible]

kannt, so liefen wir Gefahr, uns mit der gan-
benswürdigen Gesellschaft zu zanken."
Müssen wir unsere Schritte beschleunigen, Ex-
?"
Nein; doch sind Sie nicht besorgt um Cara-
Ich interessire mich für dieses treffliche
das ich nöthig zu haben glaube, um einen
meiner Bekanntschaft zu entführen."
Besorgt! warum?"
Wie wird sie ihre Spur wiederfinden?"
Oh! bekümmern Sie sich nicht darum! sie ist
herheit."
Bei der Barbette, Impasse des Vignes, wohin
ibylos gelockt hat."
Ih! ja, ja, ja, bei der Barbette . . . Warten
. . Ist das nicht die Stühlevermietherin von
e-Avoine?"
Und die meinige, Excellenz."
Ich kannte sie nicht als so religiös, Gibassier."
Was wollen Sie, Excellenz? ich werde alle
älter, und ich glaube, es ist Zeit, daß ich an
Seelenheil denke."
Amen!" sprach Herr Jackal, indem er eine
Prise aus seiner Tabaksdose schöpfte und sie
chvoll schlürfte.
ld Beide gingen wieder die Rue Saint-Jacques
bis an die Ecke der Rue de la Vieille-Estra-
wo Herr Jackal Gibassier entließ und wieder
ien Wagen stieg; Gibassier erreichte auf einem
ge die Rue des Postes, und trat bei der Stühle-
therin ein, wohin ihm zu folgen wir uns wohl
werden.

n Augenblick, und nach dieſem Augenblicke der erlegung antwortete ſie mir.

„„Gehen wir dahin!““

„Und wir gingen dahin.“

„So daß die Dinge ſich zutrugen, wie Sie es rhergeſehen?“

„Ganz genau.“

„Und Sie wurden Eigenthümer der zwei Bilder?“

„Eigenthümer . . . Nun da es Rahmen waren, welche ſchliefen, entäußerte ich mich derſelben in einem Augenblicke der Beengung.“

„Ja, mit dem Vorbehalte, andere um denſelben Preis zu kaufen?“

Gibaſſier nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Alſo das Stück, das uns Caramelle geſpielt hat . . .“ fuhr Herr Jackal fort.

„Iſt keine erſte, ſondern eine zweite Vorſtellung.“

„Und Sie glauben, Gibaſſier,“ ſagte Herr Jackal, indem er die Hand des Moralphiloſophen ergriff. „Sie glauben, Sie würde Ihnen im Nothfalle eine dritte geben?“

„Nun, da ſie ihrer Rolle ſicher iſt, zweifle ich nicht daran.“

Als Gibaſſier dieſe Worte vollendete, erſchien das ganze Haus der Brocante, Babylos ausgenommen, wieder an der Ecke der Rue des Poſtes: es hatte ſich vermehrt durch alle Straßenjungen des Quartiers, Babolin an der Spitze.

In demſelben Augenblicke wandten ſich Herr Jackal und Gibaſſier um die Ecke der Rue des Urſulines.

„Es war Zeit!“ ſagte Herr Jackal; „wurden

nt, so liefen wir Gefahr, uns mit der gan=
swürdigen Gesellschaft zu zanken."
sen wir unsere Schritte beschleunigen, Ex=

ı; doch sind Sie nicht besorgt um Cara=
Ich interessire mich für dieses treffliche
s ich nöthig zu haben glaube, um einen
iner Bekanntschaft zu entführen."
rgt! warum?"
wird sie ihre Spur wiederfinden?"
bekümmern Sie sich nicht darum! sie ist
heit."
der Barbette, Impasse des Vignes, wohin
os gelockt hat."
ja, ja, ja, bei der Barbette . . . Warten
Ist das nicht die Stühlevermietherin von
voine?"
die meinige, Excellenz."
kannte sie nicht als so religiös, Gibassier."
s wollen Sie, Excellenz? ich werde alle
r, und ich glaube, es ist Zeit, daß ich an
lenheil denke."
en!" sprach Herr Jackal, indem er eine
ise aus seiner Tabaksdose schöpfte und sie
oll schlürfte.
Beide gingen wieder die Rue Saint=Jacques
s an die Ecke der Rue de la Vieille=Estra=
Herr Jackal Gibassier entließ und wieder
Wagen stieg; Gibassier erreichte auf einem
die Rue des Postes, und trat bei der Stühle=
:in ein, wohin ihm zu folgen wir uns wohl
:den.

XXVIII.

Mignon und Wilhelm Meister.

Völlig wieder zu sich gekommen, heftete die kleine Rose-de-Noël ihre klaren, traurigen, besorgten großen Augen auf Ludovic. Sie wollte sprechen, um dem jungen Manne zu danken, oder um ihm die Ursachen ihrer Ohnmacht zu erzählen. Ludovic aber legte ihr die Hand auf den Mund, ohne selbst ein Wort zu reden, aus Furcht ohne Zweifel, sie jener Art von Schlummer zu entziehen, der gewöhnlich auf diese Krisen folgte.

Sobald sie dann die Augen wieder geschlossen hatte, neigte er sich gegen sie, als wollte er mit ihrem Geiste sprechen, und murmelte mit einer sanften Stimme:

„Schlummre ein wenig, meine kleine Rosa; Du weißt, wenn Du diese Art von Anfällen bekommst, ist eine Viertelstunde Ruhe nothwendig für Dich. Schlafe! wir werden plaudern, wenn Du wieder erwacht bist."

„Ja," antwortete das Kind aus der Tiefe seines angefangenen Schlafes heraus.

Ludovic nahm nun einen Stuhl, stellte ihn geräuschlos zum Bette von Rose-de-Noël, setzte sich und träumte, den Kopf auf die Bettlade gestützt . . .

Wovon träumte er?

Müssen wir wirklich die süßen, keuschen Gedanken verrathen, die das Gehirn des jungen Mannes

rend des ſanften Schlafes von Roſe-de-Noel
hzogen.
Sagen wir vor Allem, daß ſie anbetungswürdig
ehen war! Jean Robert hätte ſeine ſchönſte Ode,
:us ſeine ſchönſte Skizze gegeben, um ſie eine
ute anzuſchauen: Jean Robert, um ſie zu beſin-
Petrus, um ſie zu malen.
Es war die ernſte Schönheit, die jungfräuliche,
kliche Grazie, der matte, dunkle Teint von Mig-
, von Göthe oder von Scheffer; es war die
ſtellung des raſchen Moments, wo das Kind
)chen wird, wo die Seele einen Körper annimmt
der Körper eine Seele; es war endlich der
enblick, wo, im Geiſte des Dichters, der erſte
esſtrahl durch die Augen des Schauſpielers ge-
udert in das Herz der Zigeunerin eingedrungen iſt.
Und Ludovic ſeinerſeits bot wohl, man muß es
n, einige Aehnlichkeit mit dem Helden des Dich-
von Frankfurt. Ein wenig müde des Lebens,
'r er in daſſelbe eingetreten, hatte Ludovic
jungen Leuten der Zeit, die wir zu ſchildern
:n, und auf welche die verzweifelten, ſpöttiſchen
)pfungen von Byron ihre poetiſche Entzauberung
)rfen hatten, gemeinſchaftlichen Fehler; Jeder
ſich für beſtimmt, der Held einer Ballade oder
s Dramas zu ſein, Don Juan oder Monford,
10 oder Lara. Man füge dem bei, daß Ludovic
Arzt, und folglich Materialiſt, auf das Leben
Doctrinen der Wiſſenſchaft angewandt hatte. Ge-
nt, in das menſchliche Fleiſch einzuſchneiden,
: er bis dahin, wie Hamlet über den Kopf von
:ck philoſophirend, die Schönheit als eine einen

ſten Schlafes von R

or Allem, daß ſie anbe
an Robert hätte ſeine
nſte Skizze gegeben,
en: Jean Robert, um
ſie zu malen.
rnſte Schönheit, die j
der matte, dunkle Tei
oder von Scheffer;
raſchen Moments, n
o die Seele einen Rö
eine Seele; es wa
im Geiſte des Dicht
die Augen
erz der Zig
einerſeits

Leichnam bedeckende Maske betrachtet, und bei jedem Anlasse unbarmherzig diejenigen von seinen Mitschülern verspottet, welche die ideale Schönheit der Frauen und die platonische Liebe der Männer rühmten.

Trotz der entgegengesetzten Theorien seiner zwei besten Freunde, Petrus und Jean Robert, hatte er in der Liebe nie etwas Anderes sehen wollen, als einen rein physischen Act, einen Willen der Natur, die Berührung von zwei Epidermen eine Wirkung hervorbringend, ähnlich dem durch eine elektrische Batterie hervorgebrachten Funken; nichts mehr.

Jean Robert hatte vergebens gegen den Materialismus gekämpft und alle Dilemmen der raffinirtesten Liebe zu Hülfe gerufen; Petrus mochte immerhin dem Skeptiker die Offenbarungen der Liebe in der ganzen Natur zeigen, Ludovic leugnete: in der Liebe wie in der Religion war er Atheist; so daß er seit seinem Austritte aus dem College alle Zeit, die er der Arbeit hatte entziehen können, — und diese Zeit war kurz, — den Prinzessinen, die ihm der Zufall unter die Hand gerathen ließ, gewidmet hatte.

So haben wir ihn die Prinzessin von Vanvers, die schöne Chante-Lilas, am Arme halten sehen.

Ein Spaziergang im Walde am Morgen mit der Einen, eine Lustfahrt im Nachen am Abend mit der Andern, ein Souper in den Hallen mit Dieser, ein Maskenball mit Jener, dies waren die ein wenig oberflächlichen Belustigungen, welche Ludovic bis dahin von den Frauen verlangt hatte; sie aber anders behandeln als wie Vergnügensmaschinen, wie Zerstreuungsautomaten, das war ihm nie eingefallen.

e eine erhabene Verachtung gegen die weib-
genz; er sagte, in der Regel seien die Frauen
umm wie die Rosen, mit denen aus Gewohn-
ter sie zu vergleichen die Impertinenz haben.
lge wäre es ihm nie eingefallen, im Ernste
erselben zu sprechen, und hätte sie Frau
der Madame Roland geheißen. Diejenigen,
Bewunderung zwingen, seien in der Natur
Ungeheuren, Turgescenzen des Geschlechts,
en von der Race. Er stützte diese Theorie
ben von Frauen des Alterthums, welche
ıd in Griechenland in das Gynäceum oder
anar verbannt waren; gut, wie Louis,
anen zu machen, oder wie Cornelia um
zu machen, bei den Türken in den Harem
, und hier demüthig auf ein Zeichen des
tend, um es zu wagen, ihn zu lieben.
nochte ihm immerhin vorstellen, die Viel-
serer Kenntnisse, unsere fünfundzwanzig-
iebung geben in uns, die im Keime, in
chirn und in unserem Herzen niederge-
gkeiten entwickelnd, eine scheinbare Ueber-
er Intelligenz über die Frau, doch es werde
ommen, — und gewisse Ausnahmen be-
, dieses Raisonnement kein Utopien sei, —
rde eine Zeit kommen, wo, da die Erzie-
unter den beiden Geschlechtern, auch die
gleich sein werde; er wollte nichts glau-
behauptete in Betreff der Frauen sein
ies vegetabilischen oder vielmehr animali-
is.
ar also, wie gesagt, ein übersättigtes Kind,

eine jungfräuliche Seele in einem verblühten Körper. Er glich jenen Tropenpflanzen, welche in unsern Gewächshäusern vergeilen und zu Grunde gehen. Doch es komme, statt der künstlichen Atmosphäre des Ofens, die fruchtbare Wärme der Sonne, und sie beleben sich und glänzen wieder.

Ludovic hatte übrigens kein Bewußtsein von dieser amalischen Vergeilung gehabt, in der er vegetirte. Erst in dem Augenblicke, wo die Liebe, diese befruchtende Sonne des Mannes und der Frau, ihn mit ihren wärmsten Strahlen zu überströmen anfing, sollte er sich wiedergeboren werden fühlen, sollten ihn seine Freunde blühen und befruchten sehen.

Während dieses keuschen Schlummers von Rose-de-Noël, von deren Gesichte sein Auge sich nicht trennen konnte, stiegen ihm, wie mit Wohlgerüchen geschwängerte Lüfte, jene Strömungen von Jugend und Liebe zu Gehirn, welche gewöhnlich die Sinne der zwanzigjährigen jungen Leute erfrischen; bei Ludovic waren sie um sieben bis acht Jahre im Verzuge.

Und während diese bezaubenden Athemzüge durch seine Haare strichen, fühlte er, wie die Wasserfülle einer Schleuse, seltsame Gedanken von einer unbekannten Träumerei und Süßigkeit seinem Herzen nahen.

Welchen Namen sollte er diesem Schauer geben, der seinen Körper in einem Augenblick durchlief? wie sollte er diese unbekannte Ausströmung, von der seine Stirne gebadet worden, nennen? was sollte er von dieser Bewegung sagen, welche seine Seele plötzlich ergriffen hatte, und zwar so heftig, so unversehens?

War es Liebe? nein, das war unmöglich! Konnte

uben, er, der seine Jugend damit zu-
, sie zu bekämpfen, zu schwächen, zu

, konnte er Liebe für dieses Kind, für
Kind ohne Mutter, für diese Zigeunerin
n, es war Interesse! . . .
" und Ludovic gestand sich selbst, er in-
ehr lebhaft für Rose-de-Noël.
war es eine Art von Wette, die er mit
gemacht, eine Probe, die er mit dem

en Blicke, den er auf Rose-de-Noël ge-
er gesagt:
s ist ein Kind, das nicht leben wird!"
tte er sie wieder und wieder gesehen,
n Petrus, in ihrer Wohnung bei ihren
ichkeiten, am Rande eines Grabens sitzend
m Sonnenstrahl verlangend, daß er sie
me wie eine Blume, und er hatte gesagt:
habe, daß das arme Kind nicht leben

ar er ihr in der raschen Entwicklung
n Fähigkeiten gefolgt, wie sie Verse mit
sprach, Klavier bei Justin lernte, bei
ete, und er ihr, Ludovic, mit dem Sil-
er Stimme und mit ihren großen von
lnden Augen zugleich so tiefe und so
en machte, daß er manchmal nicht wußte,
f antworten sollte, und er hatte gesagt:
Kind darf nicht sterben!"
em Augenblicke, und es waren ungefähr
, daß ihm dieser Ausruf entschlüpft war,

hatte sich Ludovic mit der Leidenschaft, mit der er bei jeder medizinischen Frage zu Werke ging, angestrengt, dem armen Kinde die Gesundheit wiederzugeben!

Er zählte die Schläge des Pulses, er untersuchte die Brust mit dem Hörrohr, er studirte die Flammen der Augen, und er blieb überzeugt, die Flammen der Augen und die Hast des Pulses rühren von einer Nervenüberreizung her, doch keines der zum Leben nothwendigen Organe habe sie bedeutend angegriffen. Von da an schrieb er eine rein hygienische Behandlung in physischer Hinsicht, eine rein philosophische und moralischer vor. Er maß die Zeit für die geistige, wie für die materielle Nahrung ab. Während er einen pittoresken Charakter bei der Tracht des Kindes beibehielt, nahm er das weg, was zu exentrisch war.

Nach Verlauf von sechs Wochen dieser Behandlung, deren Durchführung Ludovic selbst jeden Tag beaufsichtigte, war Rose-de-Noel das Kind geworden, das wir als Mädchen dem Leser vor die Augen zu führen versucht haben, — gerade in dem Momente, wo sie die Fragen von Herrn Jackal in eine von den Krisen versetzte, in die sie immer verfiel, wenn man sie, wider ihren Willen, auf ihre entsetzlichen Jugenderinnerungen zurückbrachte.

Wir haben gesehen, wie Ludovic, der die Gewohnheit angenommen hatte, das Mädchen alle Tage zu besuchen, unter dem Scheinvorwande, sich zu versichern, ob man bei ihr die Behandlung befolge, die er vorgeschrieben, mitten in ihrer Ohnmacht ankam; wir wissen, daß, von Herrn Jackal bei ihr allein gelassen, der junge Arzt der Kranken die Stille empfahl,

ıb daß er, am Fuße ihres Bettes sitzend, ihr
chlaf bewachte, sie mit dem Blicke nicht verlie
ıb sich selbst fragte, was in seinem eigenen Herze
rgehe.

War es einfach Begierde, was er fühlte?

Nein, Engel der Tugend, Ihr wißt, daß es nicht
rlangen war; denn nie fiel ein keuscherer Blick auf
ıen unbefleckteren Leib.

Was war es denn?

Der junge Mann legte eine Hand an seine
irne, um sie zu zwingen, zu denken; er hielt eine
ınd an sein Herz, um sein Herz am Schlagen zu
chindern; doch sein Gehirn und sein Herz sangen
stimmig das reine, erhabene Lied der ersten Liebe,
ı er war genöthigt, auf sie zu hören.

„Ah! es ist Liebe!" sagte er, indem er seinen
ɔf in seine beide Hände fallen ließ.

Ja, es war Liebe, und zwar von der jüngsten,
frischesten, der unschuldigsten, der jungfräulichsten
, die in ein Herz, das im Verzuge ist, eindrin-
kann. Es war die glühende Sympathie oder
illige Zärtlichkeit einer verspäteten Seele für
aum erst erschlossene Seele. Die Lilienfee war
ihre Häupter hingegangen, und sie hatte ihre
en Blumen auf die Stirnen der zwei Kinder
tert.

lche Frau wird je — und mit welchen Worten
n es ihr sagen können? — die stummen, ge-
vollen, unaussprechlichen Anbetungen erfahren,
Herz eines Mannes bei den ersten Offen-
der Liebe erfüllen?

ar so bei Ludovic.

hatte sich Ludovic mit der Leidenschaft, mit der er bei jeder medizinischen Frage zu Werke ging, angestrengt, dem armen Kinde die Gesundheit wiederzugeben!

Er zählte die Schläge des Pulses, er untersuchte die Brust mit dem Hörrohr, er studirte die Flammen der Augen, und er blieb überzeugt, die Flammen der Augen und die Hast des Pulses rühren von einer Nervenüberreizung her, doch keines der zum Leben nothwendigen Organe habe sie bedeutend angegriffen. Von da an schrieb er eine rein hygienische Behandlung in physischer Hinsicht, eine rein philosophische in moralischer vor. Er maß die Zeit für die geistige, wie für die materielle Nahrung ab. Während er einen pittoresken Charakter bei der Tracht des Kindes beibehielt, nahm er das weg, was zu exentrisch war.

Nach Verlauf von sechs Wochen dieser Behandlung, deren Durchführung Ludovic selbst jeden Tag beaufsichtigte, war Rose-de-Noël das Kind geworden, das wir als Mädchen dem Leser vor die Augen zu führen versucht haben, — gerade in dem Momente, wo sie die Fragen von Herrn Jackal in eine von den Krisen versetzte, in die sie immer verfiel, wenn man sie, wider ihren Willen, auf ihre entsetzlichen Jugenderinnerungen zurückbrachte.

Wir haben gesehen, wie Ludovic, der die Gewohnheit angenommen hatte, das Mädchen alle Tage zu besuchen, unter dem Scheinvorwande, sich zu versichern, ob man bei ihr die Behandlung befolge, die er vorgeschrieben, mitten in ihrer Ohnmacht ankam; wir wissen, daß, von Herrn Jackal bei ihr allein gelassen, der junge Arzt der Kranken die Stille empfahl,

daß er, am Fuße ihres Bettes sitzend, ihren
af bewachte, sie mit dem Blicke nicht verließ,
sich selbst fragte, was in seinem eigenen Herzen
ehe.

War es einfach Begierde, was er fühlte?

Nein, Engel der Tugend, Ihr wißt, daß es nicht
langen war; denn nie fiel ein keuscherer Blick auf
en unbefleckteren Leib.

Was war es denn?

Der junge Mann legte eine Hand an seine
irne, um sie zu zwingen, zu denken; er hielt eine
nd an sein Herz, um sein Herz am Schlagen zu
hindern; doch sein Gehirn und sein Herz sangen
nstimmig das reine, erhabene Lied der ersten Liebe,
nd er war genöthigt, auf sie zu hören.

„Ah! es ist Liebe!" sagte er, indem er seinen Kopf in seine beide Hände fallen ließ.

Ja, es war Liebe, und zwar von der jüngsten, der frischesten, der unschuldigsten, der jungfräulichsten Liebe, die in ein Herz, das im Verzuge ist, eindringen kann. Es war die glühende Sympathie oder freiwillige Zärtlichkeit einer verspäteten Seele für eine kaum erst erschlossene Seele. Die Lilienfee war über ihre Häupter hingegangen, und sie hatte ihre weißesten Blumen auf die Stirnen der zwei Kinder entblättert.

Welche Frau wird je — und mit welchen Worten wird man es ihr sagen können? — die stummen, geheimnißvollen, unaussprechlichen Anbetungen erfahren, die das Herz eines Mannes bei den ersten Offenbarungen der Liebe erfüllen?

Es war so bei Ludovic.

Sein Herz erschien ihm selbst wie ein Altar, seine Liebe wie ein Cultus; seine ganze Vergangenheit eines Skeptikers verschwand, wie im Theater unter dem Zauberstabe einer Fee und auf Befehl des Maschinisten eine, eine Wüste vorstellende Decoration verschwindet.

Er wandte sich gegen die Zukunft, und durch weiße und rosenfarbige Wolken sah er einen neuen Horizont. Dieser Horizont war für ihn das, was für den Matrosen, der die Tropenregionen durchreist und die Vorgebirge umschifft hat, die Erscheinung von einer jener zauberhaften Inseln des Stillen Meeres, oder des Indischen Meeres, mit ihren großen Bäumen, ihren Riesenblumen, ihren tiefen Kühlen, ihren scharfen Wohlgerüchen ist, — Tayti oder Ceylon. Er erhob die Stirn wieder, schüttelte den Kopf, stützte sich aufs Neue auf die Bettlade, wie er es im Augenblicke des Einschlafens von Rose-de-Noël gethan hatte, und betrachtete sie mit einer Art von väterlichen Zärtlichkeit.

„Schlafe, Kind," murmelte er, „Du, die Du mir das Leben wieder geoffenbart hast! . . Es war also die Liebe, die Du unter Deinem Flügel trugst, theure Taube, an dem Tage, wo ich Dir begegnete! Ich bin also so oft an Dir vorüber gegangen, habe Dich so oft gesehen, so oft angeschaut, so oft Deine Hand in der meinigen gedrückt, und Alles ist stumm geblieben, oder hat eine unbekannte Sprache mit mir gesprochen . . . Während Deines Schlafes hast Du mir Deine Liebe geoffenbart . . . Schlafe, liebes Mädchen mit dem geheimnißvollen Ursprunge! Die Engel wachen zu Deinen Häupten, und ich werde

hinter den Falten ihrer Kleider verbergen, um
schlafen zu sehen. Sei ruhig, im schönen Lande
träume, in welchem Du reisest: ich werde Dich
durch den weißen Schleier Deiner Unschuld an-
en, und meine Stimme wird nie den goldenen
f Deines Herzens stören!"
udovic war so weit bei diesem inneren Concerte,
wir Alle mehr oder minder harmonisch in uns
t um uns gehört haben, da schlug Rose-de-Noël
Augen auf und schaute ihn an.
Die Röthe stieg Ludovic zur Stirne, als wäre
bei einer schlechten Handlung ertappt worden.
Er fühlte die Nothwendigkeit, das Mädchen an-
den, und dennoch zögerte seine Zunge.
„Haben Sie gut geschlafen, Rose?" fragte er.
„Sie!" wiederholte das Kind. „Sie sagen Sie
mir, Herr Ludovic?"
Ludovic schlug die Augen nieder.
„Warum sagen Sie Sie zu mir?" fuhr das
d fort, das in seiner Niedrigkeit daran gewöhnt
, daß es Jedermann duzte.
Alsdann fügte Rose-de-Noël wie sich befragend bei:
„Bin ich in meinem Schlafe unartig gewesen?"
„Sie, liebes Kind?" rief Ludovic, dessen Augen
mit Thränen füllten.
„Sie . . . abermals!" wiederholte Rose-de-Noël.
arum duzen Sie mich denn nicht mehr, Herr
ovic?"
Ludovic schaute sie an, ohne ihr zu antworten.
„Mir scheint, man ist gegen mich aufgebracht,
n man mich nicht mehr duzt," fügte Rose-de-Noël
„Sind Sie mir böse?"

„Nein, ich schwöre Ihnen!“ rief Ludovic.

„Immer Sie! Sicherlich habe ich Ihnen einen Kummer bereitet, den Sie mir nicht sagen wollen!“

„Ah! nein, nein, nichts, liebe kleine Rose!“

„Gut! . . Das ist schon besser. Fahren Sie fort.“

Ludovic suchte seinem Gesichte ein wenig Ernst zu geben.

„Hören Sie, liebes Kind,“ sagte er.

Rose-de-Noël machte eine reizende kleine Mundverziehung, als sie das Wort: hören Sie vernahm, das ihr irgend einen unbestimmten Aerger weissagte, dessen Ursache zu nennen sie sehr in Verlegenheit gewesen wäre.

Ludovic fuhr fort:

„Sie sind kein Kind mehr, Rose . . .“

„Ich?“ unterbrach das Mädchen mit Erstaunen.

„Oder Sie werden es in ein paar Monaten nicht mehr sein. In ein paar Monaten werden Sie eine große Person sein, der Jedermann Respect schuldig ist. Nun wohl, Rose, es ist nicht respectvoll von einem jungen Manne meines Alters, so vertraulich mit einem Mädchen von dem Ihrigen zu sprechen, wie ich dies zu thun pflege.“

Das Kind schaute Ludovic auf eine zugleich so naive und so ausdrucksvolle Weise an, daß Ludovic genöthigt war, die Augen niederzuschlagen.

Dieser Blick bezeichnete klar: „Ich glaube in der That, Sie haben einen Grund, mich nicht mehr zu duzen; doch ist es der wahre Grund, der, den mir angegeben haben? Ich bezweifle es.“

Ludovic begriff vollkommen den Blick von Rose-de-Noël; er begriff ihn so gut, daß er zum zwei

die Augen niederſchlug, ſehr verlegen über die
wie er ſich herausziehen ſollte, würde Roſe-de-Noel
mehr poſitive Erklärung in Betreff dieſer Ver-
cung in der Form ihrer Beziehung verlangen.
Doch ſie, die ihn anſchaute, während er die Augen
rſchlug, fühlte etwas Unbekanntes in ihrem Her-
es war ein Druck, jedoch ein Druck voll Weich-
und Glück.

Da geſchah etwas Seltſames: Roſe-de-Noël, in-
ſie ganz leiſe die Worte an ihn richtete, die ſie
ganz laut zu ihm geſprochen hätte, bemerkte,
während Ludovic, der ſie immer geduzt, ſie
mehr duzte, ſie, die immer Sie mit der Stimme
hm ſagte, mit dem Herzen Du zu ihm ſagte;
nun war es an Roſe-de-Noël, zu zittern, zu
eigen und ebenfalls zu erröthen.

Sie drückte ihren Kopf in ihr Kiſſen und zog
ihre Augen eine von den Gazen, in die ſie ſich
ren pittoresken Toiletten zu hüllen pflegte.

Ludovic ſchaute ihr mit Beſorgniß zu.

„Ich habe ſie betrübt," ſagte er zu ſich ſelbſt,
o nun weint ſie."

Er ſtand ſodann auf, machte ſich die, von dem
uldigen Kinde unbegriffene, allzu große Zartheit
Vorwurfe, näherte ſich dem Bette, neigte ſich
das Kopfkiſſen, und ſagte mit ſeinem ſanfteſten
e:

„Roſe, meine liebe Roſe!"

Auf dieſen Ruf, der bis in die Tiefe des Her-
vom Kinde wiederklang, wandte ſie ſich ſo raſch
daß ſich ihr glühender Athem mit dem Athem
Ludovic vermengte.

Dieser wollte sich wieder erheben; doch ohne daß sich Rose-de-Noël Rechenschaft von dieser ganz instinctartigen Bewegung gab, schmiegten sich ihre Arme um den Hals von Ludovic, und während sie mit ihren Lippen leicht die glühenden Lippen des jungen Mannes berührte, murmelte sie als Erwiederung auf die Worte: „Rose, meine liebe Rose!“

„Ludovic, mein lieber Ludovic!“

Dann gaben Beide einen Schrei von sich, Rose-de-Noël stieß den jungen Mann von sich, der junge Mann warf sich heftig rückwärts.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre. Es war Babylas, der zurückkehrend schrie:

„Sage Rose-de-Noel, Babylas war durchgegangen, doch die Brocante ist seiner wieder habhaft geworden, und das wird einen schönen Tanz abgeben.“

In der That, das klägliche Geschrei von Babylas, das bis zum Entresol von Rose-de-Noel emporstieg, bestätigte das bekannte Sprichwort: „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er.“

XXIX.

Der Commandeur Triptolème von Melun, Kammerherr des Königs.

An demselben Tage, ungefähr drei Viertelstunden, nachdem Herr Jackal und Gibassier sich an der Ecke der Rue de la Vieille-Estrapade verlassen hatten, — Gibassier, um Caramelle bei der Barbette zu holen, Herr Jackal, um in seinen Wagen zu ste-

gen, war der ehrliche Herr Gérard in seinem Sc
Vanvres beschäftigt, die Zeitungen zu lesen; dc
derselbe Kammerdiener, welcher in dem Augenblid
man am Leben seines Herrn verzweifelte, einen Pi
im Bas-Meudon suchte und den Bruder Domi
zurückbrachte, derselbe Kammerdiener, sagen
trat ein und erwiederte auf die von seinem
auf die verdrießlichste Art ausgesprochenen W
„Warum stören Sie mich? wieder ein Bettler?
der majestätischsten Stimme:

„Seine Excellenz der Herr Commandeur T
lème von Melun, Kammerherr des Königs."

Herr Gérard wurde carmoisinroth vor
stand rasch auf, und suchte mit dem Blicke di
sen des Corridors zu durchdringen, um von so
als es ihm möglich wäre, die erhabene Pers
entdecken, die man ihm mit so viel Emphase m

Im Halbschatten erschien in der That ein
von hoher Gestalt, schlank, mit blonden Haaren
vielmehr mit blonder, gekräuselter Perrücke,
ze Hose, den Degen fast wagrecht, einen
la française, das Spitzenjabot im Winde und
denschnalle im Knopfloche tragend.

„Lassen Sie ihn eintreten!" rief Herr G
Der Bediente verschwand, und Seine Ex
Commandeur Triptolème von Melun, Ka
r des Königs, trat in den Salon ein.

„Kommen Sie, Herr Commandeur! kommen
Herr Gérard.

Der Commandeur machte zwei Schritte,
, schüttelte leicht den Kopf mit dem
blinzelnd, und offenbarte in allen seine

wegungen, — sogar in der Art, wie er, um Herrn Gérard besser zu sehen, seine goldene Brille auf seine Stirne emporschob, — jene erhabene Impertinenz und jene hoffärtige Miene, die das Privilegium der Edelleute von vornehmem Hause sind.

Während dieser Zeit wartete Herr Gérard, gekrümmt wie ein Fragezeichen, daß es dem Unbekannten gefiele, ihm die Ursache seines Besuches zu erklären.

Der Commandeur ließ sich herab, Herrn Gérard durch einen Wink zu bedeuten, er möge den Kopf wieder aufrichten; wonach der ehrliche Philanthrop nach einem Fauteuil stürzte, das er bis hinter den Besuch zog; dieser brauchte sich also nur zu setzen, was er that, indem er Herrn Gérard einlud, seinem Beispiele zu folgen.

Als die zwei Personen einander gegenüber saßen, zog der Commandeur, ohne ein Wort zu sagen, seine Tabaksdose aus seiner Tasche, schöpfte, vergessend, Herrn Gérard zu fragen, ob er schnupfe, eine Prise daraus und schlürfte sie wollüstig.

Alsdann senkte er seine Brille wieder auf seine Nase, schaute Herrn Gérard an und sagte:

„Mein Herr, ich komme im Auftrage Seiner Majestät."

Herr Gérard verbeugte sich so, daß sein Kopf zwischen seinen Knieen verschwand.

„Seiner Majestät?" stammelte er.

Da sagte der Commandeur mit hartem, hoffärtigem Tone:

„Der König schickt mich, um Ihnen zum Ausgange Ihres Processes Glück zu wünschen."

König erw t mir tausend und tausendmal
hre!" rief Herr Gérard. „Doch wie
daß der König . . ."
: schaute den Commandeur Triptolème von
t einem Physiognomie-Ausdrucke an, in
an sich unmöglich täuschen konnte.
König ist der Vater aller seiner Untertha-
wortete der Commandeur. „Er interessirt
es, was leidet, und bekannt mit den zahl-
ierzen, von denen Ihr Herz seit dem Ver-
beiden Neffen ergriffen war, richtet Seine
urch meine Stimme ihre Glückwünsche und
dsbezeugungen an Sie. Ich halte es für
zu bemerken, mein Herr, daß ich den Ge-
ner Majestät meine eigenen beifüge."
ist zu viel Güte, Herr Commandeur!" er-
scheiden Herr Gerard, „und ich weiß nicht,
; würdig bin . . ."
Sie würdig sind, Herr Gérard!" rief der
ır. „Sie haben die Demuth, zu fragen,
ırdig sind? Wahrhaftig, Sie erfüllen mich
nen! Wie, ein Mann, der so viel gelitten
Sie, gearbeitet wie Sie, die Wohlthätigkeit
Sie, ein Mann dessen Name mit tausend
an den Brunnen, an das Waschhaus,
che, auf jeden Pflasterstein dieses Dorfes
ist; ein Mann, dessen allgemeiner Ruf,
Guten, Liebe und Wohlthätigkeit gegen
ichen, Größe und Uneigennützigkeit gegen
Welt bezeichnet, dieser Mann frägt, ob er
des Königs verdiene? Ich wiederhole
ein Herr, ich bin erstaunt über so viel

uth; und das ist eine Tugend mehr, die man n zahllosen Tugenden beizufügen hat!"

Herr Gérard hielt es nicht mehr aus: unter den eserhebungen eines im Auftrage des Königs kom- nden Mannes, blies er sich allmälig auf, um am de zu zerbersten, hätten diese Lobeserhebungen in rselben Progression fortgefahren. Die Worte: uld des Königs hatten in seinem Ohre geklun- en wie eine köstliche Musik, und er erschaute ver- orren in der Zukunft glänzende Belohnungen für eine Tugenden.

„Herr Commandeur," antwortete er ganz beklom- men, „ich thue gegen meines Gleichen nur, was jeder gute Christ thun soll. Lehrt uns nicht die Re- ligion uns einander dienen, uns lieben, uns gegen- seitig unterstützen?"

Der Commandeur hob seine Brille bis zum ober- sten Theile seiner Stirne empor und schaute Herrn Gérard mit seinen kleinen Augen starr an.

„Ei!" dachte er, während er ihn anschaute, „ich wäre in der That erstaunt gewesen, hätte sich nicht eine kleine Dose Jesuitismus unter dieser Philan- thropie gefunden! . . Wir wollen den Menschen bei seiner Schwäche fassen!"

Alsdann sprach er laut:

„Mein Herr, es ist also nichts, streng die Grund- sätze beobachten, die uns die heilige Religion lehrt, und Seine Majestät, die den Titel Allerchristlich- ster König führt, und sich mit Recht der älteste Sohn unserer heiligen Mutter der Kirche zu sein rühmt, muß sie nicht die wahren Christen auszeichnen und belohnen?"

„Belohnen!“ rief Herr Gérard mit einer Hast, er bereute, sobald dieser Infinitiv losgelassen war.

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Commandeur, f dessen Lippen sich ein seltsames Lächeln erschloß, elohnen . . . Der König ist auch darauf bedacht esen, Sie zu belohnen.“

„Aber,“ unterbrach lebhaft Herr Gérard, als lte er seinen verfrühten Eifer sühnen, „trägt ht die Pflicht in sich ihren Lohn, Herr Com- ndeur?“

„Allerdings, allerdings,“ antwortete der Com- ndeur, „und ich schätze Ihre Bemerkung nach Ge- hr: ja, die Pflicht trägt in sich ihren Lohn, und s ist die Belohnung des Biedermannes vor Gott, h die Leute belohnen, die ihre Pflicht erfüllt haben, ßt das nicht sie der öffentlichen Dankbarkeit, der gemeinen Bewunderung, der Liebe ihrer Mitbür- bezeichnen? heißt das nicht, sie als Beispiel den- igen geben, welche zwischen dem guten und dem lechten Wege zögern, denjenigen, welche weder gut ch schlecht sind, kurz den Halbrechtschaffenen? Dies, i. Herr, ist der Gedanke Seiner Majestät, und igern Sie sich nicht entschieden, die Gnadenbezeu- ngen anzunehmen, mit denen Sie die Huld des Kö- s überhäufen will, so bin ich von ihm beauftragt, ch bei Ihnen nach dem zu erkundigen, was Ihnen angenehmsten sein dürfte.“

Herr Gérard fühlte etwas wie eine Blendung r seinen Augen hinziehen.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte er, seine orte unterbrechend, „ich war so wenig auf den such gefaßt, mit welchem mich zu beehren Sie die

Gewogenheit haben, sowie auf die wahrhaft väterliche Sorge, mit der mich Seine Majestät in diesem Augenblicke umgibt, daß mein Kopf in Verwirrung geräth, und ich durchaus nichts Ihnen zu sagen finde, um Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken."

„Die Dankbarkeit ist ganz auf unserer Seite, Herr Gérard," erwiederte der Commandeur, „und ich müßte mich sehr täuschen, sollte Ihnen Seine Majestät nicht mündlich den Beweis hievon geben."

Der Commandeur wartete geduldig, bis er seine normale Stellung wieder angenommen hatte, und sagte sodann:

„Herr Gérard, gäbe ihnen der König auf die eine oder die andere Art den Auftrag, einen Mann von Ihrem Verdienste zu belohnen, welche Art von Belohnung würden Sie ihm zuerkennen? Antworten Sie offenherzig."

„Ich gestehe, Herr Commandeur," erwiederte Herr Gérard, mit den Augen das Band verschlingend, welches das Knopfloch des Kammerherrn schmückte, „ich gestehe, die Wahl würde mich in große Verlegenheit bringen."

„Handelte es sich um Sie, dann begriffe ich es... doch nehmen Sie an, es handle sich um einen ganz Andern, um einen redlichen Mann, wie Sie, zum Beispiel, — wenn sich Ihres Gleichen unter dem Himmelszelte finden läßt!"

Der Commandeur sprach diese Worte mit einem Ausdrucke von Ironie, der Herrn Gérard beben machte; der würdige Philanthrop befragte mit den Augen das Gesicht des Kammerherrn; d[illegible] dieses Gesicht drückte ein solches Wohlwollen [illegible] der

l, herrschte einen Augenblick der Zweifel im
von Herrn Gérard, vor dieser wohlwollenden
verschwand.
lb!" sagte Herr Gérard bescheiden die Augen
chlagend, „in diesem Falle scheint mir, Herr
andeur . . ."
ollenden Sie."
lun wohl," fuhr Herr Gérard fort, seine Worte
nd, als befürchtete er mehr zu sagen, als er
, und besonders mehr, als ein Edelmann wie
ommandeur Triptolème von Melun hören
„mir scheint . . . das . . . Kreuz . . . der . . .
egion . . ."
Das Kreuz der Ehrenlegion? Aber sagen Sie
h geschwinde, Herr Gérard! . . . Was Teu-
ält Sie zurück? Das Kreuz der Ehrenlegion!"
fi! das wäre der Gegenstand meiner glühend-
Wünsche."
Wissen Sie, daß ich Sie übermäßig bescheiden
Herr Gérard!"
lb! mein Herr!"
llerdings! was ist ein Stückchen rothes Band
nopfloche eines Mannes von Ihrem Schlage?
mein lieber Herr Gérard, Sie haben ganz ein-
ür einen Andern die Belohnung bezeichnet, die
Majestät für Sie gewählt hatte."
Ist es möglich?" rief Herr Gérard, dessen Ge-
ich mit Blut unterlief, als wäre er auf dem
e gewesen, vom Schlage gerührt zu werden.
Ja, mein Herr," fuhr der Commandeur fort,
e Majestät bietet Ihnen das Kreuz der Ehren-
an, und sie hat mich beauftragt, nicht nur es

ihnen zu bringen, sondern es auch selbst an Ihrem Knopfloche zu befestigen, und nie, der König ist dessen sicher, wird eine Decoration auf dem Herzen eines redlicheren Mannes geglänzt haben."

„Ich werde darüber vor Freude sterben, Herr Commandeur!" rief Herr Gérard.

Herr Triptolème von Melun machte die Geberde eines Menschen, der in der Seitentasche seines Rockes stört, während Herr Gérard, ganz keuchend vor Freude, Stolz und Glück, sich anschickte, niederzuknieen, um die Umarmung zu empfangen.

Doch, statt aus seiner Tasche den so oft verkündigten und so sehr ersehnten Orden zu ziehen, kreuzte der Commandeur die Arme, schaute Herrn Gérard von oben herab an und sprach:

„Bei Gott! mein Herr ehrlicher Mann, Sie müssen ein heilloser Schuft sein!"

Herr Gérard fuhr, wie man leicht begreift, auf, als ob ihn eine Schlange in die Ferse gebissen hätte.

Doch ohne sich um seine erschrockene Miene zu bekümmern, fuhr der Andere fort:

„Schauen Sie mir ins Gesicht, Herr Gérard!"

Eben so tief erbleichend, als er erröthet war, versuchte es Herr Gérard, den Befehl des Kammerherrn auszuführen; doch seine Augen senkten sich unwillkürlich nieder.

„Was wollen Sie sagen?" stammelte er.

„Ich will sagen, daß Herr Sarranti unschuldig ist; daß Sie schuldig des Verbrechens sind, für das man ihn zum Tode verurtheilt hat; daß es dem König nie eingefallen ist, Ihnen das Kreuz anzubieten; daß ich nicht der Commandant Triptolème von Melun,

rr, sonde : Herr Jackal, Chef der geheimen
t! — Uno nun, lieber Herr Gérard, lassen
als zwei gute Freunde mit einander plau-
hören Sie mich mit der größten Aufmerk-
enn ich habe Ihnen eine Menge der wich-
nge zu sagen!"

XXX.

Wo Herr Gérard sich beruhigt.

Gérard stieß einen Schreckensschrei aus.
und schlaff, wie sie waren, wurden seine
ün und hängend. Er ließ seinen Kopf auf
st fallen, und that ganz leise den Wunsch,
uß unter der Erde zu sein.
sagen also," fuhr Herr Jackal fort, „Herr
sei unschuldig, und Sie seien der einzige
"
rmen! Herr Jackal!" rief an allen Gliedern
err Gérard, indem er dem Polizeimanne
fiel.
Jackal schaute ihn einen Augenblick mit dem
Ekel an, den die Polizeileute, die Gendar-
die Nachrichter in der Regel gegen die
ben.
nn, ohne ihm die Hand zu reichen, —
hätte glauben sollen, diesen Menschen be-
befürchte Herr Jackal, sich zu beflecken,

„Stehen Sie auf und seien Sie ohne Furcht. Ich komme nur hierher, um Sie zu retten."

Herr Gérard schaute mit einer scheuen Miene empor. Seine Physiognomie bot eine seltsame Mischung von Hoffnung und Angst.

„Mich retten?" rief er.

„Sie retten . . . Es setzt Sie in Erstaunen, nicht wahr?" sagte Herr Jackal, „daß man sich damit beschäftigt, einen so elenden Menschen, wie Sie, zu retten? Ich will Sie beruhigen, Herr Gérard. Man rettet Sie nur, um einen ehrlichen Mann ins Verderben zu stürzen; man bedarf nicht Ihres Lebens, sondern seines Todes, und man kann ihn nur tödten, indem man Sie leben läßt!"

„Ah!" murmelte Herr Gérard; „ja, ja, ich glaube Sie zu verstehen."

„Dann trachten Sie danach, daß Ihre Zähne nicht klappern, was Sie am Sprechen verhindert, und erzählen Sie mir die Geschichte in ihren kleinsten Einzelheiten."

„Warum dies?" fragte Herr Gérard.

„Ich könnte Ihnen nicht sagen, warum, doch Sie würden zu lügen suchen. Nun wohl, um die Spuren davon verschwinden zu machen."

„Die Spuren! . . . es sind also Spuren vorhanden?" fragte Herr Gérard, seine kleinen Augen übermäßig aufsperrend.

„Ich glaube wohl, daß vorhanden sind!"

„Aber welche?"

„Gut! welche! . . . Vor Allem Ihre Nichte . . ."

„Meine Nichte? sie ist also nicht todt?"

idame Gérard hat sie, wie es scheint,
."
chte! Sie sind sicher, daß sie lebt?"
e so eben von ihr, und ich muß Ihnen
ieber Herr Gérard, daß Ihr Name und
Ihrer Frau eine ziemlich bedauerliche
e hervorgebracht hat."
also Alles?"
vahrscheinlich, denn sie stößt Schreie
g nur beim Namem ihrer guten Tante

wiederholte Herr Gérard, schauernd
n elektrischen Schlage.
e," sagte Herr Jackal, „dieser Name
selbst eine gewisse Wirkung. Urtheilen
auf das arme Kind machen muß...
e um jeden Preis dieses Kind, das
k sprechen kann, schweigen muß, ebenso
r Sie compromittirenden Indicien er-
Gérard, ich bin Arzt, und zwar ziem-
ich pflege die Mittel zu finden, wenn
amente der Leute kenne, mit denen ich
e. Erzählen Sie mir also diese traurige
en kleinsten Einzelnheiten: der mindeste,
gültige, Umstand kann, von Ihnen ver-
ganzen Plan zerstören. Sprechen Sie
n Sie einen Arzt oder einen Priester
"
rd besaß, wie alle Schlammthiere, im
den Instinkt der Selbsterhaltung. Ein
r aller politischen Blätter, hatte er in
en Zeitungen die auf Befehl gegen

Herrn Saranti eingerückten fulminanteſten Artikel geleſen. Von da an fühlte er ſich von einer unſichtbaren Hand beſchützt; er kämpfte wie jene, von Minerva begünſtigten Kriegshäupter, unter ihrer Aegide. Herr Jackal beſtärkte ihn in dieſem Glauben.

Er begriff alſo, daß er dem Polizeimann gegenüber, der als Verbündeter zu ihm kam, kein Intereſſe hatte, zu ſchweigen, und jedes im Gegentheile zu geſtehen. Dem zu Folge ſchickte er ſich an, Alles zu erzählen, wie er es beim Abbé Dominique gethan hatte, — eine Rede ſeines Bruders bis zu dem Augenblicke, wo er, die Verhaftung von Herrn Saranti erfahrend, ſein Bekenntniß von ſeinem Beichtiger zurückgefordert hatte.

„Ah! nun bin ich dabei!“ rief Herr Jackal; „ich begreife Alles.“

„Wie!“ ſagte erſchrocken Herr Gérard, „Sie begreifen Alles? Als Sie hieher kamen, wußten Sie alſo nichts?“

„Nicht viel, ich geſtehe es; doch das geht ſeinen geraden Weg.“

Und er ſtützte ſich mit dem Ellenbogen auf den Arm ſeines Fauteuils, ließ ſein Kinn auf ſeine Hand fallen, dachte einen Augenblick nach, und ſein Geſicht nahm einen gewiſſen Ausdruck von Melancholie an, woran dieſes Geſicht entfernt nicht gewöhnt war.

„Armer Teufel von einem Abbé,“ murmelte er, „ich erkläre mir, warum er bei allen Göttern ſchwur, ſein Vater ſei unſchuldig; ich verſtehe, was er ſagen wollte, als er von einem Beweiſe ſprach, den er nicht zeigen konnte, und ich begreife, warum er nach Rom gereist iſt.“

ie! er ist nach Rom gereist?" rief Herr
„der Abbé Dominique ist nach Rom gereist?"
! mein Gott, ja!"
ıb was will er in Rom machen?"
ein lieber Herr Gérard, es gibt nur einen
:n, der den Abbé Dominique des Geheim-
er Beichte entbinden kann."
ı, der Papst."
ın wohl, er will den Papst bitten, ihn dieses
nisses zu entbinden."
h! mein Gott!"
n die Zeit zu haben, diese Reise zu machen,
beim König um einen Aufschub nachgesucht,
ı auch gewährt worden ist."
ann bin ich aber verloren," rief Herr Gérard.
ıarum das?"
er Papst wird ihm seine Bitte bewilligen."
r Jackal schüttelte den Kopf.
ein! Sie glauben nicht?"
h bin dessen sicher, Herr Gérard."
ie sind dessen sicher?"
h kenne Seine Heiligkeit."
ie haben die Ehre, den Papst zu kennen?"
ie die Polizei die Ehre hat, Alles zu kennen,
érard, wie sie die Ehre hat, zu wissen, daß
arranti unschuldig ist, und daß Sie schuldig

un?"
ı, das ist ein jovialer und hartnäckiger Mönch,
ran liegt, seine geistliche und weltliche Gewalt
Nachfolger zu hinterlassen, wie er sie von
Vorgänger empfangen hat. Er wird einen

rwand finden, um ſeine Weigerung damit zu unter-
ützen, doch er wird es abſchlagen."

„Ah! Herr Jackal," rief Herr Gérard, wieder
ſein erſtes Zittern verfallend, „wenn Sie ſich
äuſchten . . ."

„Ich wiederhole Ihnen, mein lieber Herr Gérard, Ihre Rettung iſt für mich nothwendig. Seien Sie alſo ohne Furcht, und ſetzen Sie Ihre philantropiſchen Werke wie gewöhnlich fort; nur erinnern Sie ſich deſſen, was ich Ihnen ſagen werde: es kann morgen, übermorgen, heute, in einer Stunde, dieſe oder jene Perſon kommen, die Sie will ſprechen machen, welche behaupten wird, ſie ſei ermächtigt, dies zu thun, welche Ihnen ſagen wird, wie ich geſagt habe: „„Ich weiß Alles!"" antworten Sie ihr nichts, Herr Gérard; geſtehen Sie ihr nicht eine von Ihren Jugendſünden; lachen Sie ihr ins Geſicht; ſie wird nichts wiſſen. Wir ſind im Ganzen Vier, die das Verbrechen kennen: Sie, ich, Ihre Nichte, der Abbé Dominique . . ."

Herr Gérard machte eine Bewegung; der Polizeimann hielt ihn zurück.

„Niemand außer uns darf es kennen," fügte er bei; „ſeien Sie alſo auf Ihrer Hut und laſſen Sie ſich nicht überrumpeln. Läugnen Sie; läugnen Sie frech; läugnen Sie auf den Tod, und wäre es gegen den Staatsanwalt; läugnen Sie unter jeder Bedingung, ich werde Sie im Nothfalle unterſtützen, das iſt mein Handwerk!"

Es iſt unmöglich, den Ausdruck wiederzugeben, dem Herr Jackal dieſe letzten Worte ſprach.

ätte glauben sollen, er betrüge sich, wie
érard betrog.
Herr," sagte hastig Herr Gérard, „wenn
r entfernen würde . . . was denken Sie

wollten Sie mich vorhin unterbrechen?
errathen."

Sie würden eine Dummheit begehen."
ich ins Ausland ginge?"
Frankreich verlassen, undankbarer Sohn!
eerde der Armen verlassen, die Sie in
e nährten, schlechter Hirte! bedenken Sie
nstlich? Mein lieber Herr Gérard, die
dieses Fleckens bedürfen Ihrer; ich selbst
bedürfen: ich gedenke an einem dieser
vielmehr in einer dieser Nächte, eine
im berühmten Schlosse Viry zu machen;
diesem Falle Reisegefährten, liebenswür-
wie Sie, heiter wie Sie, tugendhaft wie
ohl, ich beabsichtige, Sie binnen Kurzem
einen Promenade einzuladen; ich mache
st daraus, denn diese Partie wird, für
ten, eine wahre Vergnügungspartie sein.
e an, lieber Herr."
be zu Befehle," antwortete Herr Gérard
Stimme.
d tausendmal gut," sagte Herr Jackal.
zog seine Tabaksdose aus seiner Tasche,
e mächtige Prise daraus, und schlürfte
lust.
érard glaubte, es sei Alles beendigt, und

Gewogenheit haben, sowie auf die wahrhaft väterliche Sorge, mit der mich Seine Majestät in diesem Augenblicke umgibt, daß mein Kopf in Verwirrung geräth, und ich durchaus nichts Ihnen zu sagen finde, um Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken."

„Die Dankbarkeit ist ganz auf unserer Seite, Herr Gérard," erwiederte der Commandeur, „und ich müßte mich sehr täuschen, sollte Ihnen Seine Majestät nicht mündlich den Beweis hievon geben."

Der Commandeur wartete geduldig, bis er seine normale Stellung wieder angenommen hatte, und sagte sodann:

„Herr Gérard, gäbe ihnen der König auf die eine oder die andere Art den Auftrag, einen Mann von Ihrem Verdienste zu belohnen, welche Art von Belohnung würden Sie ihm zuerkennen? Antworten Sie offenherzig."

„Ich gestehe, Herr Commandeur," erwiederte Herr Gérard, mit den Augen das Band verschlingend, welches das Knopfloch des Kammerherrn schmückte, „ich gestehe, die Wahl würde mich in große Verlegenheit bringen."

„Handelte es sich um Sie, dann begriffe ich es... doch nehmen Sie an, es handle sich um einen ganz Andern, um einen redlichen Mann, wie Sie, zum Beispiel, — wenn sich Ihres Gleichen unter dem Himmelszelte finden läßt!"

Der Commandeur sprach diese Worte mit einem Ausdrucke von Ironie, der Herrn Gérard beben machte; der würdige Philanthrop befragte mit den Augen das Gesicht des Kammerherrn; doch dieses Gesicht drückte ein solches Wohlwollen aus, daß der

Zweifel, herrſchte einen Augenblick der Zweifel im Geiſte von Herrn Gérard, vor dieſer wohlwollenden Miene verſchwand.

„Ah!“ ſagte Herr Gérard beſcheiden die Augen niederſchlagend, „in dieſem Falle ſcheint mir, Herr Commandeur . . .“

„Vollenden Sie.“

„Nun wohl,“ fuhr Herr Gérard fort, ſeine Worte ſondirend, als befürchtete er mehr zu ſagen, als er wollte, und beſonders mehr, als ein Edelmann wie der Commandeur Triptolème von Melun hören konnte, „mir ſcheint . . . das . . . Kreuz . . . der . . . Ehrenlegion . . .“

„Das Kreuz der Ehrenlegion? Aber ſagen Sie es doch geſchwinde, Herr Gérard! . . . Was Teufels hält Sie zurück? Das Kreuz der Ehrenlegion!“

„Ei! das wäre der Gegenſtand meiner glühendſten Wünſche.“

„Wiſſen Sie, daß ich Sie übermäßig beſcheiden finde, Herr Gérard!“

„Ah! mein Herr!“

„Allerdings! was iſt ein Stückchen rothes Band am Knopfloche eines Mannes von Ihrem Schlage? Nun, mein lieber Herr Gérard, Sie haben ganz einfach für einen Andern die Belohnung bezeichnet, die Seine Majeſtät für Sie gewählt hatte.“

„Iſt es möglich?“ rief Herr Gérard, deſſen Geſicht ſich mit Blut unterlief, als wäre er auf dem Punkte geweſen, vom Schlage gerührt zu werden.

„Ja, mein Herr,“ fuhr der Commandeur fort, „Seine Majeſtät bietet Ihnen das Kreuz der Ehrenlegion an, und ſie hat mich beauftragt, nicht nur es

ien zu bringen, sondern es auch selbst an Ihrem opfloche zu befestigen, und nie, der König ist dessen er, wird eine Decoration auf dem Herzen eines ölicheren Mannes geglänzt haben."

„Ich werde darüber vor Freude sterben, Herr ommandeur!" rief Herr Gérard.

Herr Triptolème von Melun machte die Geberde ines Menschen, der in der Seitentasche seines Rockes tört, während Herr Gérard, ganz keuchend vor Freude, Stolz und Glück, sich anschickte, niederzuknieen, um die Umarmung zu empfangen.

Doch, statt aus seiner Tasche den so oft verkündigten und so sehr ersehnten Orden zu ziehen, kreuzte der Commandeur die Arme, schaute Herrn Gérard von oben herab an und sprach:

„Bei Gott! mein Herr ehrlicher Mann, Sie müssen ein heilloser Schuft sein!"

Herr Gérard fuhr, wie man leicht begreift, auf, als ob ihn eine Schlange in die Ferse gebissen hätte.

Doch ohne sich um seine erschrockene Miene zu bekümmern, fuhr der Andere fort:

„Schauen Sie mir ins Gesicht, Herr Gérard!"

Eben so tief erbleichend, als er erröthet war, versuchte es Herr Gérard, den Befehl des Kammerherrn auszuführen; doch seine Augen senkten sich unwillkürlich nieder.

„Was wollen Sie sagen?" stammelte er.

„Ich will sagen, daß Herr Sarranti unschuldig ist; daß Sie schuldig des Verbrechens sind, für das man ihn zum Tode verurtheilt hat; daß es dem König nie eingefallen ist, Ihnen das Kreuz anzubieten; daß ich nicht der Commandant Triptolème von Melun,

Kammerherr, sondern Herr Jackal, Chef der geheimen Polizei bin! — Und nun, lieber Herr Gérard, lassen Sie uns als zwei gute Freunde mit einander plaudern, und hören Sie mich mit der größten Aufmerksamkeit, denn ich habe Ihnen eine Menge der wichtigsten Dinge zu sagen!"

XXX.

Wo Herr Gérard sich beruhigt.

Herr Gérard stieß einen Schreckensschrei aus. Von gelb und schlaff, wie sie waren, wurden seine Backen grün und hängend. Er ließ seinen Kopf auf seine Brust fallen, und that ganz leise den Wunsch, hundert Fuß unter der Erde zu sein.

„Wir sagen also," fuhr Herr Jackal fort, „Herr Sarranti sei unschuldig, und Sie seien der einzige Strafbare."

„Erbarmen! Herr Jackal!" rief an allen Gliedern zitternd Herr Gérard, indem er dem Polizeimanne zu Füßen fiel.

Herr Jackal schaute ihn einen Augenblick mit dem erhabenen Ekel an, den die Polizeileute, die Gendarmen und die Nachrichter in der Regel gegen die Feigen haben.

Alsdann, ohne ihm die Hand zu reichen, — denn man hätte glauben sollen, diesen Menschen berührend, befürchte Herr Jackal, sich zu beflecken, sagte er:

Ihnen zu bringen, sondern es auch selbst an Ihrem Knopfloche zu befestigen, und nie, der König ist dessen sicher, wird eine Decoration auf dem Herzen eines redlicheren Mannes geglänzt haben."

„Ich werde darüber vor Freude sterben, Herr Commandeur!" rief Herr Gérard.

Herr Triptolème von Melun machte die Geberde eines Menschen, der in der Seitentasche seines Rockes stört, während Herr Gérard, ganz keuchend vor Freude, Stolz und Glück, sich anschickte, niederzuknieen, um die Umarmung zu empfangen.

Doch, statt aus seiner Tasche den so oft verkündigten und so sehr ersehnten Orden zu ziehen, kreuzte der Commandeur die Arme, schaute Herrn Gérard von oben herab an und sprach:

„Bei Gott! mein Herr ehrlicher Mann, Sie müssen ein heilloser Schuft sein!"

Herr Gérard fuhr, wie man leicht begreift, auf, als ob ihn eine Schlange in die Ferse gebissen hätte.

Doch ohne sich um seine erschrockene Miene zu bekümmern, fuhr der Andere fort:

„Schauen Sie mir ins Gesicht, Herr Gérard!"

Eben so tief erbleichend, als er erröthet war, versuchte es Herr Gérard, den Befehl des Kammerherrn auszuführen; doch seine Augen senkten sich unwillkürlich nieder.

„Was wollen Sie sagen?" stammelte er.

„Ich will sagen, daß Herr Sarranti unschuldig ist; daß Sie schuldig des Verbrechens sind, für das man ihn zum Tode verurtheilt hat; daß es dem König nie eingefallen ist, Ihnen das Kreuz anzubieten; daß ich nicht der Commandant Triptolème von Melun,

Kammerherr, sondern Herr Jackal, Chef der geheimen Polizei bin! — Und nun, lieber Herr Gérard, lassen Sie uns als zwei gute Freunde mit einander plaudern, und hören Sie mich mit der größten Aufmerksamkeit, denn ich habe Ihnen eine Menge der wichtigsten Dinge zu sagen!"

XXX.

Wo Herr Gérard sich beruhigt.

Herr Gérard stieß einen Schreckensschrei aus. Von gelb und schlaff, wie sie waren, wurden seine Backen grün und hängend. Er ließ seinen Kopf auf eine Brust fallen, und that ganz leise den Wunsch, hundert Fuß unter der Erde zu sein.

„Wir sagen also," fuhr Herr Jackal fort, „Herr Tarranti sei unschuldig, und Sie seien der einzige Strafbare."

„Erbarmen! Herr Jackal!" rief an allen Gliedern zitternd Herr Gérard, indem er dem Polizeimanne zu Füßen fiel.

Herr Jackal schaute ihn einen Augenblick mit dem erhabenen Ekel an, den die Polizeileute, die Gendarmen und die Nachrichter in der Regel gegen die Feigen haben.

Alsdann, ohne ihm die Hand zu reichen, — denn man hätte glauben sollen, diesen Menschen berührend, befürchte Herr Jackal, sich zu beflecken, sagte er:

„Stehen Sie auf und seien Sie ohne Furcht. Ich komme nur hierher, um Sie zu retten.“

Herr Gérard schaute mit einer scheuen Miene empor. Seine Physiognomie bot eine seltsame Mischung von Hoffnung und Angst.

„Mich retten?“ rief er.

„Sie retten . . . Es setzt Sie in Erstaunen, nicht wahr?“ sagte Herr Jackal, „daß man sich damit beschäftigt, einen so elenden Menschen, wie Sie, zu retten? Ich will Sie beruhigen, Herr Gérard. Man rettet Sie nur, um einen ehrlichen Mann ins Verderben zu stürzen; man bedarf nicht Ihres Lebens, sondern seines Todes, und man kann ihn nur tödten, indem man Sie leben läßt!“

„Ah!“ murmelte Herr Gérard; „ja, ja, ich glaube Sie zu verstehen.“

„Dann trachten Sie danach, daß Ihre Zähne nicht klappern, was Sie am Sprechen verhindert, und erzählen Sie mir die Geschichte in ihren kleinsten Einzelheiten.“

„Warum dies?“ fragte Herr Gérard.

„Ich könnte Ihnen nicht sagen, warum, doch Sie würden zu lügen suchen. Nun wohl, um die Spuren davon verschwinden zu machen.“

„Die Spuren! . . . es sind also Spuren vorhanden?“ fragte Herr Gérard, seine kleinen Augen übermäßig aufsperrend.

„Ich glaube wohl, daß vorhanden sind!“

„Aber welche?“

„Gut! welche! . . . Vor Allem Ihre Nichte . . .“

„Meine Nichte? sie ist also nicht todt?“

„Nein; Madame Gérard hat sie, wie es scheint, schlecht getödtet.“

„Meine Nichte! Sie sind sicher, daß sie lebt?“

„Ich komme so eben von ihr, und ich muß Ihnen gestehen, mein lieber Herr Gérard, daß Ihr Name und besonders der Ihrer Frau eine ziemlich bedauerliche Wirkung auf sie hervorgebracht hat.“

„Sie weiß also Alles?“

„Das ist wahrscheinlich, denn sie stößt Schreie der Verzweiflung nur beim Namem ihrer guten Tante Orsola aus.“

„Orsola?“ wiederholte Herr Gérard, schauernd wie unter einem elektrischen Schlage.

„Sehen Sie,“ sagte Herr Jackal, „dieser Name macht auf Sie selbst eine gewisse Wirkung. Urtheilen Sie, welche er auf das arme Kind machen muß... Nun wohl, wie um jeden Preis dieses Kind, das jeden Augenblick sprechen kann, schweigen muß, ebenso müssen alle für Sie compromittirenden Indicien erlöschen. Herr Gérard, ich bin Arzt, und zwar ziemlich guter Arzt, ich pflege die Mittel zu finden, wenn ich die Temperamente der Leute kenne, mit denen ich es zu thun habe. Erzählen Sie mir also diese traurige Geschichte in ihren kleinsten Einzelnheiten: der mindeste, scheinbar gleichgültige, Umstand kann, von Ihnen vergessen, unsern ganzen Plan zerstören. Sprechen Sie daher, wie wenn Sie einen Arzt oder einen Priester vor sich hätten.“

Herr Gérard besaß, wie alle Schlammthiere, im höchsten Grade den Instinkt der Selbsterhaltung. Ein beständiger Leser aller politischen Blätter, hatte er in den royalistischen Zeitungen die auf Befehl gegen

Herrn Saranti eingerückten fulminanteſten Artikel geleſen. Von da an fühlte er ſich von einer unſichtbaren Hand beſchützt; er kämpfte wie jene, von Minerva begünſtigten Kriegshäupter, unter ihrer Aegide. Herr Jackal beſtärkte ihn in dieſem Glauben.

Er begriff alſo, daß er dem Polizeimann gegenüber, der als Verbündeter zu ihm kam, kein Intereſſe hatte, zu ſchweigen, und jedes im Gegentheile zu geſtehen. Dem zu Folge ſchickte er ſich an, Alles zu erzählen, wie er es beim Abbé Dominique gethan hatte, — eine Rede ſeines Bruders bis zu dem Augenblicke, wo er, die Verhaftung von Herrn Saranti erfahrend, ſein Bekenntniß von ſeinem Beichtiger zurückgefordert hatte.

„Ah! nun bin ich dabei!“ rief Herr Jackal; „ich begreife Alles.“

„Wie!“ ſagte erſchrocken Herr Gérard, „Sie begreifen Alles? Als Sie hieher kamen, wußten Sie alſo nichts?“

„Nicht viel, ich geſtehe es; doch das geht ſeinen geraden Weg.“

Und er ſtützte ſich mit dem Ellenbogen auf den Arm ſeines Fauteuils, ließ ſein Kinn auf ſeine Hand fallen, dachte einen Augenblick nach, und ſein Geſicht nahm einen gewiſſen Ausdruck von Melancholie an, woran dieſes Geſicht entfernt nicht gewöhnt war.

„Armer Teufel von einem Abbé,“ murmelte er, „ich erkläre mir, warum er bei allen Göttern ſchwur, ſein Vater ſei unſchuldig; ich verſtehe, was er ſagen wollte, als er von einem Beweiſe ſprach, den er nicht zeigen konnte, und ich begreife, warum er nach Rom gereist iſt.“

„Wie! er ist nach Rom gereist?“ rief Herr Gérard, „der Abbé Dominique ist nach Rom gereist?“

„Ei! mein Gott, ja!“

„Und was will er in Rom machen?“

„Mein lieber Herr Gérard, es gibt nur einen Menschen, der den Abbé Dominique des Geheimnisses der Beichte entbinden kann.“

„Ja, der Papst.“

„Nun wohl, er will den Papst bitten, ihn dieses Geheimnisses zu entbinden.“

„Ah! mein Gott!“

„Um die Zeit zu haben, diese Reise zu machen, hat er beim König um einen Aufschub nachgesucht, der ihm auch gewährt worden ist.“

„Dann bin ich aber verloren,“ rief Herr Gérard.

„Warum das?“

„Der Papst wird ihm seine Bitte bewilligen.“

Herr Jackal schüttelte den Kopf.

„Nein! Sie glauben nicht?“

„Ich bin dessen sicher, Herr Gérard.“

„Sie sind dessen sicher?“

„Ich kenne Seine Heiligkeit.“

„Sie haben die Ehre, den Papst zu kennen?“

„Wie die Polizei die Ehre hat, Alles zu kennen, Herr Gérard, wie sie die Ehre hat, zu wissen, daß Herr Sarranti unschuldig ist, und daß Sie schuldig sind.“

„Nun?“

„Ja, das ist ein jovialer und hartnäckiger Mönch, dem daran liegt, seine geistliche und weltliche Gewalt einem Nachfolger zu hinterlassen, wie er sie von einem Vorgänger empfangen hat. Er wird einen

Vorwand finden, um ſeine Weigerung damit zu unterſtützen, doch er wird es abſchlagen."

„Ah! Herr Jackal," rief Herr Gérard, wieder in ſein erſtes Zittern verfallend, „wenn Sie ſich täuſchten . . ."

„Ich wiederhole Ihnen, mein lieber Herr Gérard, Ihre Rettung iſt für mich nothwendig. Seien Sie alſo ohne Furcht, und ſetzen Sie Ihre philantropiſchen Werke wie gewöhnlich fort; nur erinnern Sie ſich deſſen, was ich Ihnen ſagen werde: es kann morgen, übermorgen, heute, in einer Stunde, dieſe oder jene Perſon kommen, die Sie will ſprechen machen, welche behaupten wird, ſie ſei ermächtigt, dies zu thun, welche Ihnen ſagen wird, wie ich geſagt habe: „„Ich weiß Alles!"" antworten Sie ihr nichts, Herr Gérard; geſtehen Sie ihr nicht eine von Ihren Jugendſünden; lachen Sie ihr ins Geſicht; ſie wird nichts wiſſen. Wir ſind im Ganzen Vier, die das Verbrechen kennen: Sie, ich, Ihre Nichte, der Abbé Dominique . . ."

Herr Gérard machte eine Bewegung; der Poliziemann hielt ihn zurück.

„Niemand außer uns darf es kennen," fügte er bei; „ſeien Sie alſo auf Ihrer Hut und laſſen Sie ſich nicht überrumpeln. Läugnen Sie; läugnen Sie frech; läugnen Sie auf den Tod, und wäre es gegen den Staatsanwalt; läugnen Sie unter jeder Bedingung, ich werde Sie im Nothfalle unterſtützen, das iſt mein Handwerk!"

Es iſt unmöglich, den Ausdruck wiederzugeben, mit dem Herr Jackal dieſe letzten Worte ſprach.

Man hätte glauben sollen, er betrüge sich, wie r Herrn Gérard betrog.

„Mein Herr," sagte hastig Herr Gérard, „wenn ch mich aber entfernen würde . . . was denken Sie ievon?"

„Darum wollten Sie mich vorhin unterbrechen? Ich hatte es errathen."

„Nun?"

„Nun, Sie würden eine Dummheit begehen."

„Wenn ich ins Ausland ginge?"

„Sie, Frankreich verlassen, undankbarer Sohn! Sie, die Heerde der Armen verlassen, die Sie in iesem Dorfe nährten, schlechter Hirte! bedenken Sie as auch ernstlich? Mein lieber Herr Gérard, die Unglücklichen dieses Fleckens bedürfen Ihrer; ich selbst ann Ihrer bedürfen: ich gedenke an einem dieser Tage, oder vielmehr in einer dieser Nächte, eine Promenade im berühmten Schlosse Viry zu machen; ch suche in diesem Falle Reisegefährten, liebenswür- ige Leute wie Sie, heiter wie Sie, tugendhaft wie Sie. Nun wohl, ich beabsichtige, Sie binnen Kurzem u dieser kleinen Promenade einzuladen; ich mache mir ein Fest daraus, denn diese Partie wird, für mich wenigstens, eine wahre Vergnügungspartie sein. Nehmen Sie an, lieber Herr."

„Ich stehe zu Befehle," antwortete Herr Gérard mit leiser Stimme.

„Sie sind tausendmal gut," sagte Herr Jackal. Und er zog seine Tabaksdose aus seiner Tasche, chöpfte eine mächtige Prise daraus, und schlürfte ie mit Wollust.

Herr Gérard glaubte, es sei Alles beendigt, und

ſtand, die Stirne bleich, aber ein Lächeln auf den Lippen, auf.

Er ſchickte ſich an, Herrn Jackal die Geleitehonneurs zu machen, dieſer aber, als er ihn anſchaute und die Abſicht bemerkte, ſprach, den Kopf ſchüttelnd:

„Ah! nein, nein, Herr Gérard; ich bin erſt bei der Hälfte von dem, was ich Ihnen zu ſagen habe. Setzen Sie ſich nieder und hören Sie mich an, mein lieber Herr Gérard.“

XXXI.

Was Herr Jackal Herrn Gérard ſtatt des Kreuzes der Ehrenlegion anbietet.

Herr Gérard ſtieß einen Seufzer aus und ſetzte ſich nieder, oder ſank vielmehr auf ſeinen Stuhl; ſein Auge, das wieder glaſig geworden, befragte indeſſen fortwährend Herrn Jackal.

„Mein Herr,“ ſagte dieſer, mit einem kleinen Zeichen auf die ſtumme Frage von Herrn Gérard antwortend, „gegen Ihre Rettung, die ich Ihnen ſichere, verlange ich nun von Ihnen unter dem Titel, nicht von Reciprocität, ſondern von amical return, wie die Engländer ſagen, einen kleinen Dienſt. Ich habe in dieſem Augenblicke viele Geſchäfte, und es wäre mir unmöglich, Sie ſo oft zu beſuchen, als ich gerne möchte . . .“

„Aber,“ unterbrach ſchüchtern Herr Gérard, „ich werde alſo die Ehre haben, Sie wiederzuſehen?“

„Was wollen Sie, mein lieber Herr Gérard? ich fühle für Sie, ich weiß nicht warum, eine wahre Zärtlichkeit: die Sympathien lassen sich nicht erklären. Da ich nun, ich wiederhole es Ihnen, nicht so oft kommen kann, als ich wünschte, so muß ich Sie bitten, mich wenigstens zweimal in der Woche mit Ihrem Besuche zu beehren. Das wird Ihnen hoffentlich nicht unangenehm sein, mein lieber Herr?"

„An welchem Orte werde ich aber die Ehre haben, Ihnen meine Besuche zu machen, mein Herr?" fragte mit einem gewissen Zögern Herr Gérard.

„In meinem Bureau, wenn Sie wollen."

„Und Ihr Bureau liegt?"

„Auf der Polizeipräfectur."

Herr Gérard warf bei dem Worte Polizeipräfectur den Kopf zurück, und als hätte er schlecht gehört, wiederholte er:

„Auf der Polizeipräfectur?"

„Allerdings, Rue de Jerusalem . . . In welcher Hinsicht setzt Sie das in Erstaunen?"

„Auf der Polizeipräfectur?" wiederholte Herr Gérard mit leiser Stimme und ängstlicher Miene.

„Ah! wie schwer verstehen Sie, Herr Gérard!"

„Nein, nein, ich begreife, Sie wollen sicher sein, daß ich Frankreich nicht verlasse?"

Oh! das ist es nicht! Sie stellen sich wohl vor, daß ich das Auge auf Ihnen habe, und daß ich, fiele es Ihnen ein, Frankreich zu verlassen, Mittel fände, Sie daran zu verhindern."

„Wenn ich Ihnen aber mein Ehrenwort gebe?..."

„Das ist in der That eine Garantie; doch es liegt mir daran, Sie in meinen Händen zu haben...

Kröthe erscheint um drei Uhr, ich glaube nicht unbescheiden zu sein, wenn ich Ihnen um sieben Uhr Rendezvous gebe."

„Um sieben Uhr Morgens, gut!" erwiederte Herr Gérard.

„Sehr gut, sehr gut!" rief Herr Jackal. „Gehen wir nun zur Verwendung Ihrer andern Tage über, lieber Herr Gérard."

„Welche Verwendung?" fragte Herr Gérard.

„Ich will es Ihnen sagen."

Herr Gérard erstickte einen Seufzer. Er fühlte sich wie die Maus in den Pfoten der Katze, wie der Mensch in den Klauen des Tigers.

„Sie sind noch sehr krank, Herr Gérard."

„Hm!" machte der ehrliche Mann mit einer Miene, welche sagen wollte: So, so.

„Bei Ihrem trockenen Temperamente müssen Sie den Spaziergang lieben?"

„Es ist wahr, ich liebe ihn."

„Sehen Sie! ich bin sicher, Sie würden vier bis fünf Stunden des Tages spazieren gehen, und zwar ohne im Geringsten müde zu werden."

„Das ist viel!"

„Eine Gewohnheit, die man annimmt. Vielleicht würde Sie das in den ersten Tagen ermüden; später aber könnten Sie es nicht mehr entbehren."

„Es ist möglich!" sagte Herr Gérard, der durchaus nicht sah, worauf Herr Jackal abzielte.

„Es ist sicher."

„Wohl."

„Sie müssen also spazieren gehen, Herr Gérard."

„Ei! ich gehe spazieren, Herr Jackal."

das ist meine Idee. Was Teufels! lieber Herr rard, ich thue genug für Sie: thun Sie Ihrer- etts auch etwas für mich."

„Ich werde erscheinen," antwortete den Kopf senkend der ehrliche Philantrop.

„Wir haben nur noch über die Tage und die Stunden übereinzukommen."

„Ja," erwiederte Herr Gérard maschinenmäßig, „wir müssen über die Tage übereinkommen."

„Was die Tage betrifft, was würden Sie zum Beispiel zum Mittwoch, Tag des Merkurs, und zum Freitag, Tag der Venus*) sagen? Wären diese zwei Tage nach Ihrem Geschmacke?"

Herr Gérard nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Nun die Stunden . . . Was würden Sie zu sieben Uhr Morgens sagen?"

„Sieben Uhr Morgens . . . mir scheint, das ist sehr früh . . ."

„Gut! lieber Herr Gérard, haben Sie nicht ein sehr beliebtes Drama gesehen, das vortrefflich von Frédérick gespielt wird; betitelt: l'Auberge des Adrets; man singt darin eine Romanze, die mit dem Refrain endigt:

Quand on fut toujours vertueux,
On aime à voir lever l'aurore . . .**)

„Wir treten aber in den Sommer ein, die Mor-

*) Man muß sich die französische Benennung Mercredi und Vendredi denken.

**) Wenn man immer tugendhaft war, sieht man gern die Sonne aufgehen.

enröthe erſcheint um drei Uhr, ich glaube nicht un-
eſcheiden zu ſein, wenn ich Ihnen um ſieben Uhr
ſtendezvous gebe."

„Um ſieben Uhr Morgens, gut!" erwiederte Herr
Gérard.

„Sehr gut, ſehr gut!" rief Herr Jackal. „Gehen
oir nun zur Verwendung Ihrer andern Tage über,
ieber Herr Gérard."

„Welche Verwendung?" fragte Herr Gérard.

„Ich will es Ihnen ſagen."

Herr Gérard erſtickte einen Seufzer. Er fühlte
ich wie die Maus in den Pfoten der Katze, wie der
Menſch in den Klauen des Tigers.

„Sie ſind noch ſehr krank, Herr Gérard."

„Hm!" machte der ehrliche Mann mit einer Miene,
elche ſagen wollte: So, ſo.

„Bei Ihrem trockenen Temperamente müſſen Sie
en Spaziergang lieben?"

„Es iſt wahr, ich liebe ihn."

„Sehen Sie! ich bin ſicher, Sie würden vier bis
ünf Stunden des Tages ſpazieren gehen, und zwar
hne im Geringſten müde zu werden."

„Das iſt viel!"

„Eine Gewohnheit, die man annimmt. Vielleicht
ürde Sie das in den erſten Tagen ermüden; ſpäter
ber könnten Sie es nicht mehr entbehren."

„Es iſt möglich!" ſagte Herr Gérard, der durch-
us nicht ſah, worauf Herr Jackal abzielte.

„Es iſt ſicher."

„Wohl."

„Sie müſſen alſo ſpazieren gehen, Herr Gérard."

„Ei! ich gehe ſpazieren, Herr Jackal."

„Ja, ja, in Ihrem Garten, in den Wäldern von Sèvres, von Bellevue, von Ville d'Avray . . . unnütze Promenaden, Herr Gérard, da sie weder zum Wohle von Ihres Gleichen, noch zum Vortheile der Regierung beitragen."

„Wahrhaftig!" antwortete Herr Gérard, um irgend etwas zu antworten.

„Sie müssen Ihre Zeit nicht so verlieren, lieber Herr Gérard; ich werde Ihnen das Ziel Ihrer Spaziergänge bezeichnen."

„Ah!"

„Ja, und dabei bemüht sein, so viel als möglich Abwechslung in dieselbe zu bringen."

„Wozu sollen aber diese Promenaden nützen?"

„Wozu? ei! vor Allem zu Ihrer Gesundheit; der Spaziergang ist eine heilsame Leibesübung."

„Kann ich diese Uebung nicht um mein Haus her vornehmen?"

„Um Ihr Haus?... Ei! Sie müssen diese Umgebung kennen, um derselben müde zu sein. Seit sechs oder sieben Jahren haben Sie alle Wege und Stege dieser Landschaft hundert und aber hundertmal durchwandelt; Sie müssen gegen Vanvers und seine Gegenden abgestumpft sein; Sie müssen durchaus, verstehen Sie? mit der Monotonie dieser Spaziergänge in den Feldern brechen; es sind die Straßen von Paris, die ich Sie besuchen zu sehen wünsche."

„Wahrhaftig," sagte Herr Gérard, „ich schwöre Ihnen, daß ich nicht begreife."

„Nun wohl, ich will mich so deutlich als möglich erklären."

„Ich höre, mein Herr."

r Herr Gérard, sind Sie ein treuer Unter-
Königs?"
ier Gott! ich verehre Seine Majestät."
en Sie geneigt, ihm mit Eifer zur Süh-
er Schwächen, sprechen wir das Wort ge-
s, Ihrer Irrthümer zu dienen?"
welche Weise könnte ich dem König dienen,
?"
ehmen Sie: der König ist von Feinden
umgeben, Herr Gérard!"
. ."
der arme Mann kann sie nicht allein be-
Er beauftragt also seine treuesten Unter-
n zu vertheidigen, für ihn zu kämpfen, die
ederzuschmettern. In der royalistischen
aber nennt man die Bösen die Moabiter,
kiten, Alle diejenigen, welche auf irgend
und aus irgend einer Ursache zu der Partei
eren Repräsentant dieser elende Sarranti
n diejenigen, welche, da sie den König
g lieben, den Herzog von Orleans zu sehr
den; endlich diejenigen, welche, den Einen
Andern beiseit lassend, eine Erinnerung an
nliche Revolution von 1789 hätten, von
hnen bekannt ist, Herr Gérard, alle Miß-
rankreichs nennen. Das sind die Bösen,
rd, das sind die Feinde des Königs, das
ndern, welche zu bekämpfen ich Ihnen an-
t wahr, das ist eine edle Aufgabe?"
gestehe Ihnen, mein Herr," erwiederte der
érard mit der Geberde des Menschen, der
opf nicht länger zerbrechen will, „ich ge-

Vorwand finden, um ſeine Weigerung damit zu unterſtützen, doch er wird es abſchlagen."

„Ah! Herr Jackal," rief Herr Gérard, wieder in ſein erſtes Zittern verfallend, „wenn Sie ſich täuſchten . . ."

„Ich wiederhole Ihnen, mein lieber Herr Gérard, Ihre Rettung iſt für mich nothwendig. Seien Sie alſo ohne Furcht, und ſetzen Sie Ihre philantropiſchen Werke wie gewöhnlich fort; nur erinnern Sie ſich deſſen, was ich Ihnen ſagen werde: es kann morgen, übermorgen, heute, in einer Stunde, dieſe oder jene Perſon kommen, die Sie will ſprechen machen, welche behaupten wird, ſie ſei ermächtigt, dies zu thun, welche Ihnen ſagen wird, wie ich geſagt habe: „„Ich weiß Alles!"" antworten Sie ihr nichts, Herr Gérard; geſtehen Sie ihr nicht eine von Ihren Jugendſünden; lachen Sie ihr ins Geſicht; ſie wird nichts wiſſen. Wir ſind im Ganzen Vier, die das Verbrechen kennen: Sie, ich, Ihre Nichte, der Abbé Dominique . . ."

Herr Gérard machte eine Bewegung; der Polizeimann hielt ihn zurück.

„Niemand außer uns darf es kennen," fügte er bei; „ſeien Sie alſo auf Ihrer Hut und laſſen Sie ſich nicht überrumpeln. Läugnen Sie; läugnen Sie frech; läugnen Sie auf den Tod, und wäre es gegen den Staatsanwalt; läugnen Sie unter jeder Bedingung, ich werde Sie im Nothfalle unterſtützen, das iſt mein Handwerk!"

Es iſt unmöglich, den Ausdruck wiederzugeben, mit dem Herr Jackal dieſe letzten Worte ſprach.

Man hätte glauben sollen, er betrüge sich, wie r Herrn Gérard betrog.

„Mein Herr," sagte hastig Herr Gérard, „wenn ch mich aber entfernen würde . . . was denken Sie ievon?"

„Darum wollten Sie mich vorhin unterbrechen? Ich hatte es errathen."

„Nun?"

„Nun, Sie würden eine Dummheit begehen."

„Wenn ich ins Ausland ginge?"

„Sie, Frankreich verlassen, undankbarer Sohn! Sie, die Heerde der Armen verlassen, die Sie in iesem Dorfe nährten, schlechter Hirte! bedenken Sie as auch ernstlich? Mein lieber Herr Gérard, die Unglücklichen dieses Fleckens bedürfen Ihrer; ich selbst ann Ihrer bedürfen: ich gedenke an einem dieser Tage, oder vielmehr in einer dieser Nächte, eine Promenade im berühmten Schlosse Viry zu machen; ch suche in diesem Falle Reisegefährten, liebenswürige Leute wie Sie, heiter wie Sie, tugendhaft wie Sie. Nun wohl, ich beabsichtige, Sie binnen Kurzem u dieser kleinen Promenade einzuladen; ich mache mir ein Fest daraus, denn diese Partie wird, für mich wenigstens, eine wahre Vergnügungspartie sein. Nehmen Sie an, lieber Herr."

„Ich stehe zu Befehle," antwortete Herr Gérard mit leiser Stimme.

„Sie sind tausendmal gut," sagte Herr Jackal.

Und er zog seine Tabaksdose aus seiner Tasche, chöpfte eine mächtige Prise daraus, und schlürfte ie mit Wollust.

Herr Gérard glaubte, es sei Alles beendigt, und

ſtand, die Stirne bleich, aber ein Lächeln auf den Lippen, auf.

Er ſchickte ſich an, Herrn Jackal die Geleitehonneurs zu machen, dieſer aber, als er ihn anſchaute und die Abſicht bemerkte, ſprach, den Kopf ſchüttelnd:

„Ah! nein, nein, Herr Gérard; ich bin erſt bei der Hälfte von dem, was ich Ihnen zu ſagen habe. Setzen Sie ſich nieder und hören Sie mich an, mein lieber Herr Gérard.“

XXXI.

Was Herr Jackal Herrn Gérard ſtatt des Kreuzes der Ehrenlegion anbietet.

Herr Gérard ſtieß einen Seufzer aus und ſetzte ſich nieder, oder ſank vielmehr auf ſeinen Stuhl; ſein Auge, das wieder glaſig geworden, befragte indeſſen fortwährend Herrn Jackal.

„Mein Herr,“ ſagte dieſer, mit einem kleinen Zeichen auf die ſtumme Frage von Herrn Gérard antwortend, „gegen Ihre Rettung, die ich Ihnen ſichere, verlange ich nun von Ihnen unter dem Titel, nicht von Reciprocität, ſondern von amical return, wie die Engländer ſagen, einen kleinen Dienſt. Ich habe in dieſem Augenblicke viele Geſchäfte, und es wäre mir unmöglich, Sie ſo oft zu beſuchen, als ich gerne möchte . . .“

„Aber,“ unterbrach ſchüchtern Herr Gérard, „ich werde alſo die Ehre haben, Sie wiederzuſehen?“

„Was wollen Sie, mein lieber Herr Gérard? ich
hle für Sie, ich weiß nicht warum, eine wahre
ärtlichkeit: die Sympathien lassen sich nicht erklären.
a ich nun, ich wiederhole es Ihnen, nicht so oft
mmen kann, als ich wünschte, so muß ich Sie bitten,
ich wenigstens zweimal in der Woche mit Ihrem
esuche zu beehren. Das wird Ihnen hoffentlich nicht
angenehm sein, mein lieber Herr?"

„An welchem Orte werde ich aber die Ehre haben,
hnen meine Besuche zu machen, mein Herr?" fragte
it einem gewissen Zögern Herr Gérard.

„In meinem Bureau, wenn Sie wollen."

„Und Ihr Bureau liegt?"

„Auf der Polizeipräfectur."

Herr Gérard warf bei dem Worte Polizeipräfectur den Kopf zurück, und als hätte er schlecht hört, wiederholte er:

„Auf der Polizeipräfectur?"

„Allerdings, Rue de Jerusalem . . . In welcher
nsicht setzt Sie das in Erstaunen?"

„Auf der Polizeipräfectur?" wiederholte Herr
érard mit leiser Stimme und ängstlicher Miene.

„Ah! wie schwer verstehen Sie, Herr Gérard!"

„Nein, nein, ich begreife, Sie wollen sicher sein,
ß ich Frankreich nicht verlasse?"

Oh! das ist es nicht! Sie stellen sich wohl vor,
ß ich das Auge auf Ihnen habe, und daß ich,
le es Ihnen ein, Frankreich zu verlassen, Mittel
ade, Sie daran zu verhindern."

„Wenn ich Ihnen aber mein Ehrenwort gebe?..."

„Das ist in der That eine Garantie; doch es
gt mir daran, Sie in meinen Händen zu haben...

Das ist meine Idee. Was Teufels! lieber Herr Gérard, ich thue genug für Sie: thun Sie Ihrerseits auch etwas für mich."

„Ich werde erscheinen," antwortete den Kopf senkend der ehrliche Philantrop.

„Wir haben nur noch über die Tage und die Stunden übereinzukommen."

„Ja," erwiederte Herr Gérard maschinenmäßig, „wir müssen über die Tage übereinkommen."

„Was die Tage betrifft, was würden Sie zum Beispiel zum Mittwoch, Tag des Merkurs, und zum Freitag, Tag der Venus*) sagen? Wären diese zwei Tage nach Ihrem Geschmacke?"

Herr Gérard nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Nun die Stunden . . . Was würden Sie zu sieben Uhr Morgens sagen?"

„Sieben Uhr Morgens . . . mir scheint, das ist sehr früh . . ."

„Gut! lieber Herr Gérard, haben Sie nicht ein sehr beliebtes Drama gesehen, das vortrefflich von Frédérick gespielt wird; betitelt: l'Auberge des Adrets; man singt darin eine Romanze, die mit dem Refrain endigt:

Quand on fut toujours vertueux,
On aime à voir lever l'aurore . . .**)

„Wir treten aber in den Sommer ein, die Mor-

*) Man muß sich die französische Benennung Mercredi und Vendredi denken.

**) Wenn man immer tugendhaft war, sieht man gern die Sonne aufgehen.

genröthe erscheint um drei Uhr, ich glaube nicht unbescheiden zu sein, wenn ich Ihnen um sieben Uhr Rendezvous gebe."

„Um sieben Uhr Morgens, gut!" erwiederte Herr Gérard.

„Sehr gut, sehr gut!" rief Herr Jackal. „Gehen wir nun zur Verwendung Ihrer andern Tage über, lieber Herr Gérard."

„Welche Verwendung?" fragte Herr Gérard.

„Ich will es Ihnen sagen."

Herr Gérard erstickte einen Seufzer. Er fühlte sich wie die Maus in den Pfoten der Katze, wie der Mensch in den Klauen des Tigers.

„Sie sind noch sehr krank, Herr Gérard."

„Hm!" machte der ehrliche Mann mit einer Miene, welche sagen wollte: So, so.

„Bei Ihrem trockenen Temperamente müssen Sie den Spaziergang lieben?"

„Es ist wahr, ich liebe ihn."

„Sehen Sie! ich bin sicher, Sie würden vier bis fünf Stunden des Tages spazieren gehen, und zwar ohne im Geringsten müde zu werden."

„Das ist viel!"

„Eine Gewohnheit, die man annimmt. Vielleicht würde Sie das in den ersten Tagen ermüden; später aber könnten Sie es nicht mehr entbehren."

„Es ist möglich!" sagte Herr Gérard, der durchaus nicht sah, worauf Herr Jackal abzielte.

„Es ist sicher."

„Wohl."

„Sie müssen also spazieren gehen, Herr Gérard."

„Ei! ich gehe spazieren, Herr Jackal."

„Ja, ja, in Ihrem Garten, in den Wäldern von Sèvres, von Bellevue, von Ville d'Avray . . . unnütze Promenaden, Herr Gérard, da sie weder zum Wohle von Ihres Gleichen, noch zum Vortheile der Regierung beitragen."

„Wahrhaftig!" antwortete Herr Gérard, um irgend etwas zu antworten.

„Sie müssen Ihre Zeit nicht so verlieren, lieber Herr Gérard; ich werde Ihnen das Ziel Ihrer Spaziergänge bezeichnen."

„Ah!"

„Ja, und dabei bemüht sein, so viel als möglich Abwechslung in dieselbe zu bringen."

„Wozu sollen aber diese Promenaden nützen?"

„Wozu? ei! vor Allem zu Ihrer Gesundheit; der Spaziergang ist eine heilsame Leibesübung."

„Kann ich diese Uebung nicht um mein Haus her vornehmen?"

„Um Ihr Haus?... Ei! Sie müssen diese Umgebung kennen, um derselben müde zu sein. Seit sechs oder sieben Jahren haben Sie alle Wege und Stege dieser Landschaft hundert und aber hundertmal durchwandelt; Sie müssen gegen Vanvers und seine Gegenden abgestumpft sein; Sie müssen durchaus, verstehen Sie? mit der Monotonie dieser Spaziergänge in den Feldern brechen; es sind die Straßen von Paris, die ich Sie besuchen zu sehen wünsche."

„Wahrhaftig," sagte Herr Gérard, „ich schwöre Ihnen, daß ich nicht begreife."

„Nun wohl, ich will mich so deutlich als möglich erklären."

„Ich höre, mein Herr."

„Lieber Herr Gérard, sind Sie ein treuer Unter
than des Königs?“

„Großer Gott! ich verehre Seine Majestät.“

„Wären Sie geneigt, ihm mit Eifer zur Süh
nung Ihrer Schwächen, sprechen wir das Wort ge
radezu aus, Ihrer Irrthümer zu dienen?“

„Auf welche Weise könnte ich dem König dienen,
mein Herr?“

„Vernehmen Sie: **der König ist von Feinden**
aller Art umgeben, Herr Gérard!“

„Ach! . .“

„**Und der arme Mann kann sie nicht allein be**
kämpfen. Er beauftragt also seine treuesten Unter
thanen, ihn zu vertheidigen, für ihn zu kämpfen, die
Bösen niederzuschmettern. In der royalistischen
Sprache aber nennt man **die Bösen die Moabiter,**
die Amalekiten, Alle diejenigen, welche auf irgend
eine Art und aus irgend einer Ursache zu der Partei
halten, deren Repräsentant dieser elende Sarranti
ist; sodann diejenigen, welche, da sie den König
nicht genug lieben, den Herzog von Orleans zu sehr
eben würden; endlich diejenigen, welche, den Einen
nd den Andern beiseit lassend, eine Erinnerung an
e erbärmliche Revolution von 1789 hätten, von
r, wie Ihnen bekannt ist, Herr Gérard, alle Miß
chicke Frankreichs notiren. Das sind die Bösen,
rr Gérard, das sind die Feinde des Königs, das
die Hydren, welche zu bekämpfen ich Ihnen an
e; nicht wahr, das ist eine edle Aufgabe?“

„Ich gestehe Ihnen, mein Herr,“ erwiederte der
che Gérard mit der Geberde des Menschen, der
den Kopf nicht länger zerbrechen will, „ich ge

stehe, daß ich die Aufgabe, deren Vollbringung Sie mir vorschlagen, durchaus nicht begreife."

„Das ist jedoch ganz einfach, wie Sie sehen werden."

„Lassen Sie hören!" sagte Herr Gérard, bei dem sich Aufmerksamkeit und Bangigkeit verdoppelten.

„Sie gehen, zum Beispiel," fuhr Herr Jackal fort, „im Palais Royal oder in den Tuilerien spazieren; unter den Kastanienbäumen, ist es in den Tuilerien, unter den Linden, ist es im Palais Royal. Zwei Herren gehen vorüber, plaudern von Rossini oder von Mozart: da Sie diese Conversation nicht interessirt, so lassen Sie dieselben vorübergehen; zwei Andere kommen hinter diesen, sprechen von Pferden, Malerei oder Tanz: da die Pferde, die Malerei, der Tanz nicht das ist, was Sie lieben, so lassen Sie diese Herren gehen; zwei Andere folgen, sie sprechen vom Christenthum, vom Mohamedanismus, von Buddhaismus oder Pantheismus; da die philosophischen Discussionen nur von den Einen der Leichtgläubigkeit der Anderen gestellte Fallen sind, so lassen Sie die Personen philosophiren, und Sie sind von den Dreien der wahre Philosoph. Doch ich nehme an, es kommen auch zwei Personen vorüber, welche von Republik, Orleanismus oder Napoleonismus reden; ich nehme ferner an, daß sie dem Königthum ein Ziel bezeichnen; oh! dann, lieber Herr Gérard, da das Königthum nach Ihrem Geschmacke ist, da Sie die Republik, das Kaiserreich, die jüngere Linie hassen; da Sie sich vor Allem für die Erhaltung der Regierung und den Ruhm Seiner Majestät interessiren, so horchen Sie aufmerksam, religiös, so daß

Sie nicht ein einziges Wort verlieren, und finden Sie Gelegenheit, ſich ins Geſpräch zu miſchen, ſo ſteht Alles aufs Beſte!"

„Aber," ſagte Herr Gérard mit einer gewiſſen Anſtrengung, denn er fing an, zu begreifen, „miſche ich mich in die Converſation, ſo wird es geſchehen, um Meinungen, die ich verabſcheue, zu widerſprechen."

„Ah! wir ſind nicht mehr hiebei, lieber Gérard."

„Wie ſo!"

„Im Gegentheile, Sie werden mit beiden Händen Beifall klatſchen, Sie werden Chance mit denjenigen machen, welche ſie bekennen, Sie werden ſich ſogar bemühen, ſich ihre Sympathie zuzuziehen; das wird ſehr leicht ſein, Sie brauchen ſich nur zu nennen: Herr Gérard, der redliche Mann! wer Teufels würde Ihnen mißtrauen? — und haben Sie einmal Bekanntſchaft mit ihnen angeknüpft, nun wohl, dann werden Sie mich von dieſem Glücke in Kenntniß ſetzen, und es wird mich ungemein freuen, ihre Bekanntſchaft zu machen. Sind die Freunde unſerer Freunde nicht unſere Freunde? Verſtehen Sie mich nun? ſagen Sie."

„Ja," antwortete dumpf Herr Gérard.

„Ah! . . Nun wohl, nachdem dieſer erſte Punkt aufgeklärt iſt, errathen Sie, daß dies nur eines von den tauſend Zielen Ihrer Promenade; ich werde Ihnen nach und nach die anderen bezeichnen, und ehe ein Jahr vergeht, ſo wahr ich Jackal bin, ſollen Sie einer der treueſten, einer der ergebenſten, einer der geſchickteſten, und folglich einer der nützlichſten Diener des Königs ſein."

„Alſo," murmelte Herr Gérard, deſſen Geſicht

leichenblaß wurde, „was Sie mir anbieten, mein Herr, ist ganz einfach, Ihr Spion zu sein?“

„Da sie das Wort ausgesprochen haben, mein Herr, so werde ich Ihnen nicht widersprechen.“

„Spion . . .“ wiederholte Herr Gérard.

„Was des Teufels finden Sie denn Verletzendes in diesem Handwerke? Bin ich, der ich mit Ihnen spreche, nicht einer der ersten Spione Seiner Majestät?“

„Sie?“ murmelte Herr Gérard.

„Nun wohl, ja ich! Glauben Sie, ich halte mich nicht für einen eben so redlichen Mann, als zum Beispiel einen Menschen — ich mache keine verletzende Anspielung auf irgend Jemand — als einen Menschen, der, ich nehme an, seine Neffen ermordet hätte, um sich ihr Vermögen anzueignen, und der, nachdem er sie ermordet, einem Unschuldigen würde den Kopf abschlagen lassen, um den seinigen zu retten?“

Diese Worte wurden von Herrn Jackal mit einem solchen Ausdrucke von Spott gesprochen, daß Herr Gérard das Haupt neigte und so leise murmelte, daß man, um ihn zu hören, die ganze Feinheit des Ohres brauchte, mit dem Herr Jackal begabt war:

„Ich werde Alles thun, was Sie wollen!“

„Dann geht Alles gut,“ sagte Herr Jackal.

Und er nahm seinen Hut, den er neben sich auf den Boden gesetzt hatte, stand auf und fuhr fort:

„Ah! . . es versteht sich von selbst, eben so sehr um Ihretwillen als um meinetwillen, lieber Herr Gérard, bleibt das Geheimniß Ihrer Ergebenheit unter uns. Darum biete ich Ihnen an, Sie mögen

uich so frühzeitig besuchen; zu dieser Stunde sind
Sie beinahe sicher, daß Sie bei mir Niemand von
ihrer Bekanntschaft finden. Niemand wird also das
lecht haben — und das ist eben so sehr Ihr In-
eresse, als das unsere — Sie mit dem Namen Spion
u begrüßen, der Ihnen das Kupfergrün ins Gesicht
eigen gemacht hat. Bin ich von jetzt an in sechs
Monaten mit Ihnen zufrieden, so werde ich, wohl-
erstanden, sobald wir uns des Herrn Sarranti ent-
edigt haben, für Sie Seine Majestät um das Recht
itten, das Ende vom rothen Bande tragen zu dür-
en, da Sie ein so wüthendes Verlangen danach
aben, Sie großes Kind!"

Nachdem er diese Worte gesprochen, wandte sich
Herr Jackal nach der Thüre, wohin ihm Herr Gérard
olgte.

„Bemühen Sie sich nicht," sagte Herr Jackal;
ich sehe an dem Schweiße, der von Ihrer Stirn
ließt, daß sie heiß haben, und Sie dürfen sich nicht
n einen Luftzug wagen. Ich wäre trostlos, würden
Sie am Tage vor Ihrem Eintritte in Funktion von
inem Flusse auf der Brust oder von einem Seiten-
echen ergriffen. Bleiben Sie also in Ihrem Fau-
euil und ruhen Sie von Ihren Gemüthsbewegun-
en aus; nur seien Sie in Paris, — übermorgen
t gerade Mittwoch, — seien Sie übermorgen in
Paris; ich werde Befehle geben, daß man Sie nicht
arten läßt."

„Aber . . ." beharrte Herr Gérard.

„Wie, aber?" rief Herr Jackal. „Ich glaubte,
lles sei verabredet?"

„Um auf den Abbé Dominique zurück zu kommen . . .“

„Auf den Abbé Dominique? Nun, er wird in vierzehn Tagen, in drei Wochen spätestens hier sein . . . Gut! was haben Sie denn!“

Herr Jackal war genöthigt, Herrn Gérard zu unterstützen, der einer Ohnmacht nahe.

„Ich habe,“ stammelte Herr Gérard, „ich habe, daß, wenn er zurückkommt . . .“

„Wenn ich Ihnen sage, daß ihm der Papst nicht erlauben wird, Ihr Geheimniß zu enthüllen!“

„Wenn er es aber ohne Erlaubniß enthüllt, mein Herr?“ entgegnete Herr Gérard, die Hände faltend.

Der Polizeimann schaute Herrn Gérard mit tiefer Verachtung an.

„Mein Herr,“ sprach er zu ihm, „haben Sie mir nicht gesagt, der Abbé Dominique habe einen Eid geschworen?“

„Allerdings!“

„Welchen?“

„Er hat geschworen, von dem Papiere, das er besitzt, vor meinem Tode keinen Gebrauch zu machen.“

„Nun wohl, Herr Gérard,“ sagte der Polizeichef, „hat der Abbé Dominique diesen Eid geschworen, so wird er ihn als ein wahrhaft redlicher Mann auch halten; nun . . .“

„Nun, was? . .“

„Nun lassen Sie sich nicht sterben; denn sind Sie todt, so stehe ich, da der Abbé seines Versprechens entbunden ist, für nichts.“

„Und bis dahin?“

„Schlafen Sie auf beiden Ohren, Herr Gérard, da Sie schlafen können.“

Nachdem er diese Worte mit einem Ausdrucke, der den ehrlichen Gérard schaudern machte, gesprochen hatte, stieg Herr Jackal wieder in seinen Wagen und murmelte beiseit:

„Bei meiner Treue, man muß zugestehen, dieser Mensch ist ein höchst Elender, und hätte ich je Vertrauen zu menschlicher Gerechtigkeit gehabt, so würde ich zu dieser Stunde teufelmäßig zurückweichen!“

Und mit einem Seufzer fügte er bei:

„Armer Teufel von einem Abbé! er ist wahrhaft zu beklagen. Was den Vater betrifft, das ist ein alter Mormone; er interessirt mich ganz und gar nicht, und es mag aus ihm werden, was da will.“

„Wohin fährt der Herr!“ fragte der Lackai, nachdem er den Schlag wieder geschlossen hatte.

„Nach dem Hotel.“

„Zieht der Herr diese oder jene Barrière vor, und wünscht er nicht eher durch eine Straße, als durch die andere zu fahren?“

„Doch! Sie werden durch die Barrière Vaugieres zurückkehren und durch die Rue aux Fers fahren. — Die Sonne scheint herrlich; ich muß mich versichern, ob der Lazzarone Salvator bei seinen Haken ist. Ich weiß nicht, warum ich mir vorstelle, dieser Bursche werde uns in der Affaire Sarranti viel zu schaffen machen . . . Vorwärts!“

Und der Wagen ging in dreifachem Galopp ab.

XXXII.

Die Verwandlungen der Liebe.

Verlaſſen wir für den Augenblick den ganzen Theil unſerer Erzählung, der ſich auf Juſtin, den General le Baſtard, Dominique, Herrn Sarranti, Herrn Jackal und Herrn Gérard bezieht, drehen wir uns um und treten in das Atelier des Mohicaners der Kunſt ein, den wir unter dem Namen Petrus kennen.

Es war am erſten oder zweiten Tage nach dem Beſuche von Herrn Jackal bei Herrn Gérard; denn man begreift wohl, daß es uns unmöglich iſt, auf einen Tag poſitiv unſere Leſer zu unterrichten; wir folgen nur der chronologiſchen Ordnung der Ereigniſſe . . . Es war halb elf Uhr Morgens. Petrus, Ludovic und Jean Robert ſaßen: Petrus in einer Bergère, Ludovic auf einem Fauteuil Rubens, Jean Robert in einem ungeheuren Voltaire. Jeder hatt im Bereiche ſeiner Hand eine mehr oder minder leer Taſſe Thee, und in der Mitte des Ateliers deute ein noch ſervirter Tiſch an, der Thee ſei als Ve dauungsmittel in Folge eines ſubſtantiellen Frü ſtücks angewandt worden.

Ein in ungleichen Zeilen, — folglich in Verſ — geſchriebenes Manuſcript, deſſen fünf Acte trennt, rechts von Jean Robert, auf der Erde lag bewies, daß der Dichter eine Leſung gemacht die fünf Acte, einen nach dem andern, auf den

:fen hatte. Der fünfte hatte sich seit un-
:hn Minuten seinen Gefährten beigesellt.
je fünf Acte hatten den Titel Guelfen und
.linen.

he er, um sie ihm vorzulesen, zum Director
:heaters der Porte-Saint-Martin, für welchen
: Erlaubniß, ein Stück in Versen zu spielen, zu
.gen hoffte, gegangen war, hatte Jean Robert
Drama seinen zwei Freunden vorgelesen.

Das Stück hatte einen ungeheuren Vorlesungs-
:ceß bei Ludovic und Petrus gehabt. Beide Künst-
, hatten sie ein tiefes Interesse an der noch jun-
.n Gestalt von Dante genommen, die den Degen
,andhabte, ehe sie die Feder führte, und sich wunder-
bar unter den großen Kämpfen der Kunst, der Liebe
und des Kriegs entrollte; Beide verliebt, hatten sie
dieses Werk eines andern Verliebten mit den Ohren
des Herzens angehört, Ludovic an seine Liebe in
der Knospe denkend, Petrus seine Liebe in der Blüthe
einathmend.

Die sanfte Stimme von Beatrix hatte in ihren Ohren geklungen, und nachdem sie sich brüderlich umarmt, setzten sich alle Drei nieder und sannen in der Stille nach: Jean Robert träumte von Beatrix von Marande; Petrus von Beatrix de la Mothe-Houdan und Ludovic von Beatrix Rose-de-Noel.

Beatrix ist keine Frau, es ist ein Stern.

Das Eigenthümliche der großen, starken Werke ist, daß sie die großen und starken Seelen träumen machen; nur machen sie die Einen, je nach ihren Dispositionen, von der Vergangenheit, die Anderen von

der Gegenwart, wieder Andere von der Zukunft träumen.

Jean Robert brach zuerst das Stillschweigen.

„Vor Allem," sprach er, „meinen Dank für das, was Ihr mir Gutes gesagt habt. Ich weiß nicht, Petrus, ob es bei Dir mit einem Gemälde ist, wie bei mir mit einem Drama; träume ich ein Drama, sein Sujet zeichnet sich, seine Scenen verknüpfen sich, die Acte bauen sich in meinem Kopfe auf, — dann könnten alle meine Freunde sagen, mein Drama sei schlecht, ich würde nicht ein Wort glauben. Ist es gemacht, habe ich drei Monate gebraucht, um es zu dichten, einen Monat, um es zu schreiben, so müssen mir alle meine Freunde sagen, es sei gut, wenn ich es glauben soll."

„Wohl," erwiederte Petrus, „es ist bei meinen Bildern gerade wie bei Deinen Dramen: auf der weißen Leinwand sind es Raphael, Rubens, Van Dyck, Murillo, Velasquez; auf der beschmierten Leinwand sind es Petrus, das heißt Sudelarbeiten, die ihr Autor mittelmäßig schätzt. Was willst Du, mein Lieber? das ist der Unterschied, der zwischen dem Idealismus und der Realität stattfindet."

„Was ich," sprach Ludovic, „was ich bei Deinem Drama anbetungswürdig finde, siehst Du, das ist die Gestalt von Beatrix."

„Wahrhaftig!" sagte Jean Robert lächelnd.

„Welches Alter gibst Du ihr? Es ist ein Kind."

„Ich gebe ihr vierzehn Jahre, obgleich die Geschichte sagt, sie sei mit zehn gestorben."

„Die Geschichte ist eine Thörin," erwiederte Ludovic, „und sie hat diesmal wie immer gelogen

ciges Kind hätte keine ſo leuchtende Furche
erz von Dante gegraben. Ich bin Deiner
Jean Robert: Beatrix mußte wenigſtens
Jahre zählen; das iſt das Alter von Julia,
das Alter, in welchem man liebt, es iſt das
wo man geliebt zu werden anfangen kann."

Nein lieber Ludovic," ſprach Jean Robert,
ich Dir etwas ſagen?"

„Was?" fragte Ludovic.

„Ich erwartete, Dir, einem poſitiven Manne,
iem Manne der Wiſſenſchaft, einem materialiſtiſchen
eiſte, werde am meiſten in meinem Drama das
Studium Italiens im 13. Jahrhundert, die Wahr-
eit der Sitten, die Auseinanderſetzung der floren-
iniſchen Politik auffallen. Ganz und gar nicht! Was
Dich intereſſirt, iſt die Liebe von Dante für ein Kind;
was Du verfolgſt, iſt die Entwickelung dieſer Liebe,
und der Einfluß, den ſie auf das Leben meiner
Heldin hat; was Dich ergreift, iſt die Kataſtrophe,
welche Beatrix Dante entführt. Ich erkenne Dich
nicht mehr, Ludovic! ſollteſt Du zufällig verliebt
ſein?"

Ludovic erröthete bis ins Weiße der Augen.

„Ah! bei meiner Treue," rief er, „er iſt es!
ſchaut ihn nur an."

Ludovic verſuchte zu lachen.

„Nun," ſagte er, „wenn ich es wäre, welcher von
Euch Beiden würde mir einen Vorwurf darüber
machen?"

„Ich nicht," antwortete Petrus, „im Gegentheile."

„Und vollends ich!" rief Jean Robert.

„Nur ſage ich Dir, mein lieber Ludovic," ſprach

Petrus, „es ist schlimm, Geheimnisse für Leute zu haben, welche kein Geheimniß für Dich haben.“

„Ei! mein Gott!“ entgegnete Ludovic, „das Geheimniß, wenn ein Geheimniß stattfindet, — ich habe kaum Zeit gehabt, es mir selbst anzuvertrauen, wie soll ich es dann Euch anvertraut haben?“

„Gut, das entschuldigt Dich,“ bemerkte Petrus.

„Sodann ist es vielleicht Jemand, den er nicht nennen kann,“ sagte Jean Robert.

„Uns!“ rief Petrus; „sie uns nennen, heißt sie nicht nennen.“

„Auch schwöre ich Euch,“ sprach Ludovic, „daß ich nicht ganz sicher bin, auf welche Art ich diejenige liebe, welche ich liebe, ob wie eine Schwester, ob wie eine Geliebte.“

„Gut!“ rief Jean Robert, „so debutiren alle große Leidenschaften.“

„Auf, mein lieber Freund,“ sprach Petrus, „gestehe ganz einfach, daß Du wahnsinnig verliebt bist!“

„Es ist möglich,“ antwortete Ludovic, „und in diesem Momente besonders hat mir Dein Gemälde, Petrus, die Augen geöffnet; Deine Verse, Jean Robert, haben mir die Ohren geöffnet, und ich wäre nicht erstaunt, nähme ich morgen einen Pinsel, um ihr Porträt zu malen, oder eine Feder, um ihr ein Madrigal zu machen. Ei! mein Gott! das ist die ewige Geschichte der Liebe, die man für eine Fabel, für eine Legende, für einen Roman hält, so lange man sie nicht mit verliebten Blicken liest. Was ist die Philosophie, was ist die Kunst, was ist die Wissenschaft? Selbst neben der Liebe sind die Wissenschaft, die Philosophie und die Kunst nur Formen des Schönen,

ren, des (oßen; das Schöne, das Wahre,
ße aber iſt die Liebe!“
is gefällt mir!“ rief Jean Robert, „wenn
beißt, ſo muß man ſo anbeißen.“
nd darf man wiſſen,“ fragte Petrus, „welches
nnenſtrahl iſt, der Dich aus Deiner Puppe
kommen gemacht hat, ſchöner Schmetterling?“
ſt! gewiß, Ihr werdet es erfahren, meine
de; doch der Name, doch das Bild, doch die
n ſelbſt ſind noch in die geheimnißvollſten Or-
meines Herzens eingeſchloſſen; das Geheimniß
gt mir noch. Ei! mein Gott! ſeid ruhig, es
t ein Augenblick, wo mein Geheimniß von ſelbſt
Euer Herz klopfen und Euch um Gaſtfreundſchaft
n wird.“

Die zwei Freunde lächelten und reichten Ludovic Hand.

Dann neigte ſich Jean Robert, hob die fünf Acte und rollte ſie zuſammen.

In dieſem Momente trat der Diener von Petrus , und meldete, der General Herbel ſei unten.

„Er komme geſchwinde herauf, der liebe Oheim!“ Petrus nach der Thüre ſtürzend.

„Der Herr Graf iſt in den Stall gegangen, und mir geſagt, ich ſoll den Herrn nicht ſtören,“ er- derte der Diener.

„Petrus,“ ſagten die jungen Leute, indem ſie en Hut nahmen und wegzugehen ſich anſchickten „Nein, nein,“ rief Petrus, „mein Oheim liel Allgemeinen die Jugend, und er liebt Euch Beil beſondere.“

„Das iſt möglich,“ erwiederte Ludovic, „und

bin ihm äußerst dankbar dafür; doch es ist halb zwölf Uhr, und Jean Robert liest sein Stück um Mittag in der Porte-Saint-Martin."

„Gut, was Jean Robert betrifft," sagte Petrus, „doch Du, Du hast durchaus nicht nöthig, zu dieser Stunde zu gehen."

„Ich bitte Dich Millionenmal um Verzeihung, lieber Freund; Dein Atelier ist reizend, geräumig, hinreichend luftig für Leute, welche seit sechs Monaten oder einem Jahre verliebt sind, doch für einen seit drei Monaten verliebten Menschen ist es unbewohnbar. Also, Gott befohlen, theurer Freund! ich gehe in den Wäldern spazieren, während der Wolf nicht darin ist."

„So komm, Cupido," sagte Jean Robert, indem er Ludovic beim Arme nahm.

„Gott befohlen, meine Theuersten!" sprach Petrus mit einer leichten Nuance von Traurigkeit.

„Was hast Du denn?" fragte Jean Robert, der minder befangen als Ludovic diese Traurigkeit wahrnahm.

„Ich? . . . Nichts."

„Doch!"

„Nichts Bestimmtes wenigstens."

„Sag' uns das."

„Was soll ich Dir sagen? Bei der Meldung des Besuches von meinem Oheim zog, wie mir schien, etwas Drohendes durch die Luft. Er besucht mich so selten, dieser liebe Oheim, daß mich immer eine gewisse Bangigkeit ergreift, wenn man ihn meldet."

„Teufel!" rief Ludovic, „wenn es sich so ver-

ſo bleibe ich: ich werde Dir als Wetterableiter
n."

„Nein, mein wahrer Wetterableiter, lieber Freund,
ie volle Zuneigung, die mein Oheim für mich
t. Meine Furcht iſt albern und meine Ahnungen
d ſinnlos."

„Uebrigens heute Abend oder ſpäteſtens morgen,"
gte Ludovic.

„Und ich wahrſcheinlich früher, ich werde Dir
s Reſultat meiner Vorleſung mittheilen."

Die jungen Leute nahmen Abſchied von Petrus,
nd als ſie vor die Thüre kamen, ſtieg Jean Robert
n ſein Tilbury und erbot ſich, Ludovic abzuſetzen, wo
er wünſchte, doch der junge Doctor ſchlug es aus,
unter dem Vorwande, er müſſe nothwendig zu Fuße
gehen.

Und, in der That, während Jean Robert über
die Place de l'Obſervatoire fuhr, folgte Ludovic den
Boulevards bis zur Barrière d'Enfer, und ging
träumend in die Wälder von Vernière, wo wir ihn
allein laſſen werden, da er in dieſem Augenblicke
ganz beſonders die Einſamkeit aufzuſuchen ſchien,
und überdies Petrus und ſein Oheim uns erwarten.

Der General Herbel kam ziemlich ſelten zu ſeinem
Neffen; doch er kam nie zu ihm, man muß ihm dieſe
Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ohne unter der einen
oder der andern Form, meiſtens unter der Form des
Spottes, eine kleine Predigt in der Falte ſeines
Mantels zu bringen.

Er war nicht gekommen ſeit vier bis fünf Mona-
ten, das heißt ungefähr ſeit der Zeit, wo eine große
Veränderung in der Exiſtenz von Petrus ſich zuge-

:n maß; „ich wünſche meinen Neffen zu ſehen, ch deshalb gekommen bin.“

„Ah! dann iſt der Herr der General Graf Herbel,“ h der Diener ſich verbeugend.

„Natürlich, ich bin der General Graf Herbel,“ erholte der General mit ſpöttiſchem Tone, „da Dir ſage, daß ich meinen Neffen ſehen will, und Neffe, ſo viel ich weiß, keinen andern Oheim als mich.“

„Ich will es meinem Herrn melden,“ ſagte der ier.

„Iſt er allein?“ fragte der General, während er Lorgnon nahm, um den Hof zu betrachten, der Flußſand beſtreut war, ſtatt, wie früher, mit dſtein gepflaſtert zu ſein.

„Nein, Herr Graf, er iſt nicht allein.“

„Eine Frau?“

„Nein, zwei Freunde: die Herren Jean Robert Ludovic.“

„Gut, gut, gut! melden Sie ihm, ich ſei hier, verde ſogleich hinaufkommen; ich will das Haus wenig beſichtigen: das ſcheint mir reizend hier.“ Der Diener ging zu Petrus hinauf, wie wir ge- i haben.

Als er allein war, konnte der General nach ſeiner emlichkeit die verſchiedenen Veränderungen und chönerungen, welche im Hauſe und im Hofe s Neffen vorgegangen waren, lorgniren und be- ten.

„Ho! ho!“ ſagte er, „der Hauseigenthümer von is hat, wie es ſcheint, Verbeſſerungen vornehmen : ein kleines Beet von ſeltenen Blumen, wo

tragen hatte; als er eintrat, mußte er auch von einem Erstaunen zum andern übergehen.

Bei seinem letzten Besuche war das Haus noch dasselbe, wie er es das erste Mal gesehen hatte, das heißt ein reinliches Häuschen mit einem gepflasterten Hofe, geschmückt mit einer kleinen Mistinsel, zur Belustigung von sechs bis sieben Hennen und einem Hahn, der von diesem Vorgebirge herab den General mit seinem schrillsten Gesange begrüßt hatte, — und einer Hütte für Kaninchen, welche von Supplementen des Salats und des Kohls aller Miethsleute des Hauses gefüttert wurden, die sich glücklich fühlten, diesen Ueberfluß Thieren zu überlassen, welche an Festtagen die Leckerbissen der Tafel der Portière bildeten.

In diesem auf allen Seiten von Bäumen umgebenen Quartiere von Paris glich das Häuschen mehr einer von den Hütten, welche unsere Bauern bewohnen, als einem Stadthause; doch einfach und reinlich, abgelegen und beinahe verödet, war es in den Augen des Generals das sicherste Obdach, der friedlichste Winkel, den sich ein Arbeiter wünschen konnte.

Das Erste, was dem General auffiel und ihn, indem es ihm auffiel, in Erstaunen setzte, war — sobald die frisch angemalte Thüre unter dem Schlage des Klopfers sich geöffnet hatte, einen Bedienten in derselben Livree wie die seinige, das heißt in den Farben von Courtenay, erscheinen zu sehen, und ihn fragen zu hören:

„Was wünscht der Herr?"

„Wie, was ich wünsche, Schuft?" sagte der Graf, indem er den Lackai vom Kopfe bis zu den

„ich wünsche meinen Neffen zu sehen,
lb gekommen bin."
in ist der Herr der General Graf Herbel,"
iener sich verbeugend.
h, ich bin der General Graf Herbel,"
er General mit spöttischem Tone, „da
daß ich meinen Neffen sehen will, und
so viel ich weiß, keinen andern Oheim
."
[es meinem Herrn melden," sagte der

llein?" fragte der General, während er
nahm, um den Hof zu betrachten, der
) bestreut war, statt, wie früher, mit
pflastert zu sein.
err Graf, er ist nicht allein."
au?"
wei Freunde: die Herren Jean Robert
"

ut, gut! melden Sie ihm, ich sei hier,
leich hinaufkommen; ich will das Haus
sichtigen: das scheint mir reizend hier."
er ging zu Petrus hinauf, wie wir ge-

lein war, konnte der General nach seiner
t die verschiedenen Veränderungen und
jen, welche im Hause und im Hofe
vorgegangen waren, korgniren und be-

" sagte er, „der Hauseigenthümer von
ie es scheint, Verbesserungen vornehmen
leines Beet von seltenen Blumen, wo

der Misthaufen war; eine Volière mit grünen Papageien, weißen Pfauen und schwarzen Schwanen, wo die Kaninchenhütte war; Ställe und Remisen endlich, wo sich ganz einfach ein Schoppen fand ... Ah! bei meiner Treue, diese Geschirre scheinen mir wohl gehalten!"

Und als ein Liebhaber, was er war, näherte er sich dem Geschirrträger, auf welchem die Gegenstände, die seinen Blick angezogen, hingen.

„Ah! ah!" sagte er, „das Wappen der Courtenay! Also gehören diese Geschirre meinem Neffen! Ei! sollte er wirklich einen Oheim haben, den ich nicht kennen würde, und hätte er von diesem Oheim geerbt?"

Während er so analysirte, machte der General ein mehr erstauntes, als verdrießliches Gesicht; nachdem er in die Remise eingetreten war, und mit Aufmerksamkeit ein elegantes Coupé von Bender angeschaut hatte, als er in den Stall eingetreten war und mit der Hand über das Kreuz der zwei, wahrscheinlich bei Drake gekauften, Pferde gestrichen hatte, nahm das Gesicht des Generals einen Ausdruck von unbeschreiblicher Traurigkeit an.

„Schöne Thiere!" murmelte er, während er die Pferde streichelte; „das Gespann ist zehntausend Franken wie einen Liard werth. Ei! ist es denn möglich, daß diese Pferde einem armen Teufel von einem Maler gehören, der kaum zehntausend Franken jährlich verdient?"

Und der General, da er sich bei der Betrachtung des Wappens an den Geschirren getäuscht haben glaubte, untersuchte das Wappen [illegible] Es

war wirklich das Wappen der Courtenay mit einer Krone oder vielmehr mit einer Baronenschnur darüber.

„Das ist es, das ist es," murmelte er: „ich Graf, sein Vater, der Seeräuber, Vicomte, er Baron. Es ist ein Glück, daß er sich mit der Kronenschnur begnügt und nicht die geschlossene Krone genommen hat . . . Und am Ende," fügte er bei, „wenn er sie genommen hätte, er ist dazu berechtigt, da unsere Ahnen regiert haben."

Wonach er, einen letzten Blick auf die Pferde, auf die Geschirre, auf die Volière, auf die Blumen und auf den unter seinen Füßen wie Perlen rollenden Sand werfend, die Treppen seines Neffen hinaufging. Doch im ersten Stockwerke angelangt, blieb er stehen, strich mit seiner Hand über seine Augen, als wollte er eine Thräne abwischen, und murmelte:

„Mein armer Pierre, sollte Dein Sohn ein unedlicher Mensch geworden sein?"

Pierre, das war der Bruder des Grafen Herbel, [illegible] wenige, welchen er bei seinen Brummereien mit [illegible] Titel Jakobiner, Seeräuber beehrte.

In dem Momente, wo der Graf Herbel diese [illegible]rte vollendete und heimlich die Thränen abwischte, [illegible] denen sie begleitet waren, hörte er rasch die [illegible]ppe herabsteigen, welche vom ersten Stocke in den [illegible]iten führte, während mit ihrem freudigsten Aus[illegible]de die Stimme seines Neffen rief:

„Guten Morgen, mein Oheim! guten Morgen, [illegible] lieber Oheim! Warum kommen Sie denn nicht [illegible]?"

Guten Morgen, mein Herr Neffe," antwortete der Graf Herbel.

„Ho! ho! wie Sie mir das sagen, mein Oheim,“ rief der junge Mann erstaunt.

„Was willst Du? ich sage es Dir, wie ich es fühle,“ erwiederte der General, indem er das Geländе anfaßte und die Treppe weiter hinaufstieg.

Dann trat er, ohne ein Wort beizufügen, ein, wählte mit dem Auge das beste Fauteuil, und sank mit einem Uf von schlimmer Vorbedeutung darein.

„Ah! ah!“ murmelte Petrus, „ich täuschte mich nicht.“

Und er näherte sich dem General und sagte zu ihm:

„Mein lieber Oheim, erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie diesen Morgen nicht sehr guter Laune zu sein scheinen.“

„Nein, gewiß nicht,“ erwiederte der General, „ich bin nicht guter Laune, und das ist mein Recht.“

„Ich bin weit davon entfernt, Ihnen dieses Recht streitig zu machen, mein lieber Oheim, und ich kenne hinreichend Ihren Gleichmuth, um mir zu sagen, wenn Sie schlimmer Laune seien, so sei dies nicht ohne Grund.“

„Und Sie sprechen die Wahrheit, mein Herr Neffe.“

„Sollten Sie schon in der Morgendämmerung einen unangenehmen Besuch erhalten haben?“

„Nein, doch ich habe einen Brief erhalten, der mir Kummer gemacht hat, Petrus.“

„Ich war dessen sicher, ich wette, es ist ein Brief von der Marquise de la Tournelle.“

„Dieser leichtsinnige Ton ist unziemlich, Petrus; erlaube mir, Dich daran zu erinnern, daß Du in

Augenblicke den Respect gegen zwei Greise
ſt."
:trus, der ſich auf ein Pliant geſetzt hatte,
wieder auf, als ob ihn eine Feder auf ſeine
.e geſchnellt hätte.
„Entſchuldigen Sie, mein Oheim," ſagte er, „Sie
hrecken mich! ich habe Sie nie mit dieſer Härte
:chen hören."
„Petrus, ich habe Ihnen auch nie ſo ernſte Vor-
rſe zu machen gehabt, wie die, welche ich Ihnen
.te zu machen habe."
„Glauben Sie mir, mein Oheim, ich bin bereit,
mit der Unterwürfigkeit zu empfangen, die ich
nen ſchuldig bin, und beſonders mit tiefem Be-
auern, ſie verdient zu haben; denn ſobald Sie mir
ie machen, mein Oheim, habe ich ſie verdient."
„Sie ſollen ſelbſt darüber urtheilen; hören Sie
nich alſo ernſthaft an, wie ich mit Ihnen ſprechen
verde, Petrus."
„Ich höre Sie."
Der General winkte ſeinem Neffen, ſich nieder-
zuſetzen; dieſer bat ihn aber durch einen andern Wink
um die Erlaubniß, ſtehen zu dürfen.
Er erwartete alſo die Anklage in der Stellung
eines Verbrechers vor ſeinem Richter.

XXXIII.

Wo Petrus ſieht, daß ſeine Ahnungen ihn nicht betrogen hatten.

Der Graf machte es ſich ſo bequem als möglich
in ſeinem Lehnſtuhle; denn der alte Sybarite liebte
es, behaglich zu ſein, um zu moraliſiren.

Petrus ſchaute ihm mit einer gewiſſen Unruhe zu.

Der Graf zog ſeine Tabaksdoſe aus ſeiner Taſche, ſchlürfte wollüſtig eine Priſe Spaniol, ſtüberte ſeine Weſte ab, um die wohlriechenden Atome zu verjagen, wechſelte völlig den Ton und die Manieren und ſprach:

„Nun, mein lieber Neffe, wir haben alſo die Rathſchläge unſeres guten Oheims befolgt?“

Das Lächeln trat wieder auf die Lippen von Petrus, der ſchon ein den Umſtänden angemeſſenes Geſicht angenommen hatte.

„Welche Rathſchläge, mein lieber Oheim?“ fragte er.

„Ei!... in Beziehung auf Frau von Marande.“

„Frau von Marande?“

„Ja.“

„Ich ſchwöre Ihnen, mein Oheim, ich weiß nicht, was Sie damit ſagen wollen.“

„Discretion? Gut, junger Mann, das iſt eine Tugend, die wir zu unſerer Zeit nicht ausübten, doch ich haſſe es nicht, ſie bei den Andern über zu ſehen.“

„Mein Oheim, ich ſchwöre Ihnen . . .“

„Zu unſerer Zeit,“ fuhr der General fort, „wen ein junger Mann von Adel, der einen großen N men trug, das Unglück hatte, ein jüngerer Familie ſohn zu ſein, das heißt, keinen Sou zu beſitzen, meiner Treue! wenn er ein ſchöner Junge war, r Körper gut gebaut, elegant von Manieren, ſo er Nutzen aus Allem dem. Iſt die Natur verſchw derriſch geweſen, und Fortuna geizig, ſo muß wohl die Gaben der Natur benützen.“

„Mein lieber Oheim, ich gestehe Ihnen, daß ich
e immer weniger begreife.“

„Ah! willst Du mich etwa glauben machen, Du
abest die Schule der Bürger nicht spielen
hen?“

„Doch, mein Oheim, ich habe sie spielen sehen.“

„Und Du habest den Marquis von Moncade
icht beklatscht?“

„Ich habe sein Spiel beklatscht, weil Armand diese
olle gut spielt, doch ich habe seine Handlung nicht
eklatscht.“

„Ah! wahrhaftig, Sie sind spröde, mein Herr
leffe.“

„Nein, mein lieber Oheim; doch zwischen spröde
ein und zugeben, daß ein Mann Geld von einer
frau empfangen kann . . .“

„Bah! mein lieber Freund, ist man selbst arm
nd diese Frau ist reich, wie Frau von Marande
der wie die Gräfin Rappt . . .“

„Mein Oheim!“ rief Petrus aufspringend.

„Alles schön, mein Neffe! Alles schön! Das ist
icht mehr die Mode! Sprechen wir nicht mehr hie-
on, die Moden ändern sich. Doch was willst Du?
ch verlasse Dich vor vier Monaten, mit einem mit
einen Skizzen ausgeschmückten Atelier und einem
aran stoßenden Stübchen, Alles von Deiner Por-
iere besorgt, der man prunkhaft den Namen Wirth-
hafterin gegeben; ich wische mir vor der Thüre
eine Füße auf einer Strohdecke ab, die nicht mehr
eu ist, und ich sehe Dich ruhig zu Fuße nach dem
Quartier Latin gehen, um für zweiundzwanzig Sous
ei Flicotteaux zu Mittag zu essen; ich sage mir:

„„Mein Neffe ist ein armer Teufel von einem Maler, der mit seinem Pinsel vier bis fünftausend Franken verdient, der keine Schulden machen will, der seinem armen Vater nicht zur Last sein will; mein Neffe ist ein ehrlicher Junge, doch er ist ein Dummkopf. Ich muß folglich meinem Neffen einen guten Rath geben.““ Ich gebe ihm nun den Rath, den Herrn von Lauzun seinem Neffen gibt, und sage zu ihm: „„Junge, Du bist schön, Du bist elegant; hier ist eine Prinzessin: sie heißt nicht Herzogin von Berry, sie ist nicht die Tochter des Regenten, doch sie schwimmt in den Millionen . . .““

„Mein Oheim!“

„Ich komme wieder, ich finde den Hof in einen Garten verwandelt; mitten im Hofe ein Beet von seltenen Pflanzen . . . oh! eine Volière mit Vögeln, aus Indien, China, Californien . . . oh! oh! Ställe mit Pferden von sechstausend Franken und Geschirre mit dem Wappen der Courtenay . . . oh! oh! oh! und ich gehe ganz freudig hinauf und sage zu mir selbst: „„Nun wohl, mein Neffe ist ein Mensch von Geist, was manchmal mehr werth ist, als ein Mensch von Talent zu sein.““ Ich sehe Teppiche im letzten Stocke, ein Atelier wie das von Gros oder Horace Vernet, und ich sage zu mir: „„Ah! ah! Alles geht gut!““

„Ich bin in Verzweiflung, Ihnen bemerken zu müssen, daß Sie sich völlig täuschen.“

„Dann geht Alles schlecht.“

„Ei! nein, mein Oheim; nur bitte ich Sie, mir zu glauben, daß ich zu stolz bin, um diesen Luxus, zu dem Sie mir Glück zu wünschen die Güte haben,

das Anderem zu verdanken, als meinen eigenen Mitteln."

„Ah! Teufel, ich begreife, man hat ein Gemälde bei Dir bestellt, und es im Voraus bezahlt?"

„Nein, mein Oheim."

„Man hat Dich beauftragt, die Rotunde der Madeleine zu decoriren?"

„Nein, mein Oheim."

„Du bist zum ordentlichen Maler Seiner Majestät des Kaisers von Rußland mit zehntausend Rubel Gehalt ernannt worden?"

„Nein, mein Oheim."

„Dann hast Du Schulden?"

Petrus erröthete.

„Du hast Abschlagszahlungen dem Sattler, dem Wagenmacher, dem Tapezierer gegeben, und da Du ihnen diese Abschlagszahlungen unter dem Namen Baron Herbel von Courtenay gegeben hast, da man Dich als meinen Neffen kennt, so hat man Dir Credit bewilligt."

Petrus neigte das Haupt.

„Nun," fuhr der Graf fort, „nun begreifst Du, daß ich, wenn sich alle diese Leute mit ihren Rechnungen bei mir einfinden, sagen werde: „„Baron Herbel? Ich kenne ihn nicht.""

„Mein Oheim, seien Sie unbesorgt," erwiederte Petrus, „man wird sich nie bei Ihnen einfinden."

„Bei wem denn?"

„Bei mir."

„Ja, und wenn man kommt, wirst Du im Stande ein?"

„Ich werde mich einrichten."

„Du wirſt Dich einrichten, indem Du die Hälfte des Tages im Walde zubringſt, um der Frau Gräfin Rappt zu begegnen, indem Du alle Abende in der großen Oper oder bei den Bouffes zubringſt, um von fern die Frau Gräfin Rappt zu begrüßen, indem Du alle Nächte auf dem Ball zubringſt, um der Frau Gräfin Rappt die Hand zu drücken.“

„Mein Oheim!“

„Ah! ja, nicht wahr, die Wahrheit hört ſich ſchwer an? Doch Du wirſt ſie hören.“

„Mein Oheim,“ ſprach Petrus ſtolz, „ſobald ich nichts von Ihnen verlange . . .“

„Bei Gott! ich bekümmere mich darum, ob Du etwas von mir verlangſt . . . Sobald Du weder von Deiner Geliebten noch von mir verlangſt, und dreißig bis vierzigtauſend Franken jährlich ausgibſt, verlangſt Du von Deinem Piraten von Vater.“

„Ja, und ich muß ſagen, mein lieber Oheim, daß mein Pirat von einem Vater mir nichts von dem verweigert, was ich von ihm verlange, ſondern ſogar mich mit ſeinen Sittenpredigten verſchont.“

„Damit willſt Du mir ihn als Beiſpiel vorſtellen? Gut, ich werde mich bemühen, nicht kitzliger zu ſein als er; nur muß ich Dir nun ſagen, warum ich bei meinem Eintritte ſchlechter Laune war, und warum ich Anfangs ein wenig hart mit Dir geſprochen habe . . .“

„Sie ſind mir keine Erklärung ſchuldig.“

„Doch, Du haſt Recht, ſobald Du nichts von mir verlangſt . . .“

„Ihre Freundſchaft immer, mein Oheim.“

„Nun wohl, damit Du mir die Deinige bewahrſt,

Dir die Ursache meiner schlechten Laune

höre, mein Oheim."
nst Du? . . . Es ist im Ganzen unnöthig,
ihn kennst. Ich will Dir die Geschichte er-
wir wollen den Helden *** nennen. Höre
eise die Ursache meiner schlechten Laune. —
er Arbeiter von Lyon kam vor etwa dreißig
u Fuße nach Paris, ohne einen Sou in sei-
ze, ohne Strümpfe an seinen Füßen, ohne
) auf dem Rücken. Durch Noth und Ge-
ngte er nach Verlauf von fünf Jahren die
s Chefs einer Spinnerei mit dreitausend
Gehalt. Er ist reich, nicht wahr? Ein
der nach Paris ohne Schuhe gekommen ist
aufend Livres Einkommen erlangt hat, ist
r Mann; denn derjenige ist reich, welchen
t den Leidenschaften, den Bedürfnissen, den
ines Temperaments oder seiner Einbildungs-
zogen hat. Nun schenkte ihm seine Frau
m zweijährigen Aufenthalte in Paris ein
nn starb sie.
as werde ich aus diesem Knaben machen?""
) der Vater, als sein Sohn fünfzehn Jahre

versteht sich von selbst, daß es ihm nicht
genblick einfiel, aus seinem Sohne das zu
was er selbst gewesen war, — ein Arbeiter...
n übrigens, daß man mich hohen Ortes be-
ich sei ein Jacobiner, und ich muß sagen,
hl angebrachte Stolz, dieser väterliche Stolz,
: besteht, daß man immer seinen Sohn über

eht, ist eine Idee der Revolution von 1789,
tte sie nur solche gehabt, so wäre ich ihr nicht
gram . . . Dieser Vater sagte also zu sich

„Ich habe mein ganzes Leben lang Blut und
er geschwitzt; ich habe gelitten wie ein Elender;
Sohn soll nicht leiden wie ich. Von den drei-
end Franken Gehalt, die ich habe, will ich fünf-
undert der Erziehung meines Sohnes opfern;
seine Erziehung vollendet, so wird er sein, was
will, Advocat, Arzt, Künstler; mir gleichviel, was
r sein wird, wenn er nur etwas ist.“

„Dem zu Folge brachte man den jungen Men-
schen in eine der ersten Pensionen von Paris. Der
Vater lebte mit den fünfzehnhundert Franken, die
ihm blieben . . . nein, nicht mit den fünfzehnhundert
Franken! mit den tausend; denn Du gibst wohl zu,
daß der Unterhalt und das Taschengeld wenigstens
fünfhundert Franken kosteten? . . . Hörst Du mich,
Petrus?“

„Mit der größten Aufmerksamkeit, mein lieber
Oheim, obschon ich nicht weiß, worauf Sie ab-
zielen.“

„Du wirst es sogleich erfahren; folge nur auf-
merksam meiner Erzählung.“

Der Graf zog seine Tabaksdose aus seiner Tasche,
und Petrus hielt sich bereit, kein Wort von dem zu
verlieren, was ihm sein Oheim sagen sollte, wie er
kein Wort von dem, was er gesagt, verloren hatte.

XXXIV.

mehr Aehnlichkeit, als man glaubt, zwiſchen
ndlern und den Bilderhändlern ſtattfindet.

Herbel ſchlürfte wollüſtig ſeine Priſe,
n Jabot die letzte Spur des Nieſe-
inden und fuhr dann fort:
chte alſo den Knaben in eines der
3 von Paris, wo man ihm, außer der
ung, einen Lehrer in der deutſchen
en Lehrer in der engliſchen Sprache,
hrer gab, ſo daß ſich der jährliche Auf-
zweitauſend Franken zu belangen, auf
fünfhundert belief. Der Vater lebte von
Franken; was bekümmerte er ſich um
Nahrung, empfing nur ſein Sohn im
ie moraliſche Nahrung.
nge Menſch machte, wie es eben ging,
durch; es war ſogar ein guter Schüler,
ter erquickte ſich, als Entſchädigung für
pfer, an den Lobeserhebungen, die ihm
harrlichen Fleiß, die gute Aufführung
tſchritte ſeines Sohnes zukamen.
ſechzehn Jahren trat er aus dem Collége
nte ein wenig Griechiſch, ein wenig La-
wenig Deutſch, ein wenig Engliſch . . .
hl, daß er nur ein wenig für die fünf-
Franken konnte, die ſeine Erziehung koſtete, und daß ein wenig nicht genug
gen, man muß es ſagen, hatte er große

„Ho! ho! wie Sie mir das sagen, mein Oheim,“ rief der junge Mann erstaunt.

„Was willst Du? ich sage es Dir, wie ich es fühle,“ erwiederte der General, indem er das Geländе anfaßte und die Treppe weiter hinaufstieg.

Dann trat er, ohne ein Wort beizufügen, ein, wählte mit dem Auge das beste Fauteuil, und sank mit einem Uf von schlimmer Vorbedeutung darein.

„Ah! ah!“ murmelte Petrus, „ich täuschte mich nicht.“

Und er näherte sich dem General und sagte zu ihm:

„Mein lieber Oheim, erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie diesen Morgen nicht sehr guter Laune zu sein scheinen.“

„Nein, gewiß nicht,“ erwiederte der General, „ich bin nicht guter Laune, und das ist mein Recht.“

„Ich bin weit davon entfernt, Ihnen dieses Recht streitig zu machen, mein lieber Oheim, und ich kenne hinreichend Ihren Gleichmuth, um mir zu sagen, wenn Sie schlimmer Laune seien, so sei dies nicht ohne Grund.“

„Und Sie sprechen die Wahrheit, mein Herr Neffe.“

„Sollten Sie schon in der Morgendämmerung einen unangenehmen Besuch erhalten haben?“

„Nein, doch ich habe einen Brief erhalten, der mir Kummer gemacht hat, Petrus.“

„Ich war dessen sicher, ich wette, es ist ein Brief von der Marquise de la Tournelle.“

„Dieser leichtsinnige Ton ist unziemlich, Petrus; erlaube mir, Dich daran zu erinnern, daß Du in

n A genblicke den Respect gegen zwei Greis
ßt."
Petrus, der sich auf ein Pliant gesetzt hatte,
wieder auf, als ob ihn eine Feder auf seine
e geschnellt hätte.
„Entschuldigen Sie, mein Oheim," sagte er, „Sie
ecken mich! ich habe Sie nie mit dieser Härte
hen hören."
„Petrus, ich habe Ihnen auch nie so ernste Vor-
e zu machen gehabt, wie die, welche ich Ihnen
zu machen habe."
„Glauben Sie mir, mein Oheim, ich bin bereit,
mit der Unterwürfigkeit zu empfangen, die ich
n schuldig bin, und besonders mit tiefem Be-
rn, sie verdient zu haben; denn sobald Sie mir
achen, mein Oheim, habe ich sie verdient."
Sie sollen selbst darüber urtheilen; hören Sie
also ernsthaft an, wie ich mit Ihnen sprechen
Petrus."
ch höre Sie."
r General winkte seinem Neffen, sich nieder-
; dieser bat ihn aber durch einen andern Wink
Erlaubniß, stehen zu dürfen.
erwartete also die Anklage in der Stellung
rbrechers vor seinem Richter.

XXVIII.

sieht, daß seine Ahnungen ihn nicht betrogen hatten.

raf machte es sich so bequem als möglich
Lehnstuhle; denn der alte Sybarite liebte
h zu sein, um zu moralisiren.

Petrus ſchaute ihm mit einer gewiſſen Unruhe zu.

Der Graf zog ſeine Tabaksdoſe aus ſeiner Taſche, ſchürfte wollüſtig eine Priſe Spaniol, ſtüberte ſeine Jabot ab, um die wohlriechenden Atome zu verjagen, wechſelte völlig den Ton und die Manieren und ſprach:

„Nun, mein lieber Neffe, wir haben alſo die Rathſchläge unſeres guten Oheims befolgt?“

Das Lächeln trat wieder auf die Lippen von Petrus, der ſchon ein den Umſtänden angemeſſenes Geſicht angenommen hatte.

„Welche Rathſchläge, mein lieber Oheim?“ fragte er.

„Ei!... in Beziehung auf Frau von Marande.“

„Frau von Marande?“

„Ja.“

„Ich ſchwöre Ihnen, mein Oheim, ich weiß nicht was Sie damit ſagen wollen.“

„Discretion? Gut, junger Mann, das iſt ein Tugend, die wir zu unſerer Zeit nicht ausübte doch ich haſſe es nicht, ſie bei den Andern üb zu ſehen.“

„Mein Oheim, ich ſchwöre Ihnen . . .“

„Zu unſerer Zeit,“ fuhr der General fort, „w ein junger Mann von Adel, der einen großen men trug, das Unglück hatte, ein jüngerer Fam ſohn zu ſein, das heißt, keinen Sou zu beſitzer meiner Treue! wenn er ein ſchöner Junge war Körper gut gebaut, elegant von Manieren, er Nutzen aus Allem dem. Iſt die Natur ver' deriſch geweſen, und Fortuna geizig, ſo mu wohl die Gaben der Natur benützen.“

lieber Oheim, ich gestehe Ihnen, daß ich
weniger begreife."
willst Du mich etwa glauben machen, Du
e Schule der Bürger nicht spielen

ch, mein Oheim, ich habe sie spielen sehen."
nd Du habest den Marquis von Moncade
beklatscht?"
Ich habe sein Spiel beklatscht, weil Armand diese
gut spielt, doch ich habe seine Handlung nicht
scht."
„Ah! wahrhaftig, Sie sind spröde, mein Herr
ffe."
„Nein, mein lieber Oheim; doch zwischen spröde
ein und zugeben, daß ein Mann Geld von einer
Frau empfangen kann . . ."
„Bah! mein lieber Freund, ist man selbst arm
und diese Frau ist reich, wie Frau von Marande
oder wie die Gräfin Rappt . . ."
„Mein Oheim!" rief Petrus aufspringend.
„Alles schön, mein Neffe! Alles schön! Das ist
nicht mehr die Mode! Sprechen wir nicht mehr hie-
von, die Moden ändern sich. Doch was willst Du?
ich verlasse Dich vor vier Monaten, mit einem mit
Deinen Skizzen ausgeschmückten Atelier und einem
daran stoßenden Stübchen, Alles von Deiner Por-
tière besorgt, der man prunkhaft den Namen Wirth-
schafterin gegeben; ich wische mir vor der Thüre
meine Füße auf einer Strohdecke ab, die nicht mehr
neu ist, und ich sehe Dich ruhig zu Fuße nach dem
Quartier Latin gehen, um für zweiundzwanzig Sous
bei Flicotteaux zu Mittag zu essen; ich sage mir:

lein Neffe iſt ein armer Teufel von einem Maler, mit ſeinem Pinſel vier bis fünftauſend Franken dient, der keine Schulden machen will, der ſeinem nen Vater nicht zur Laſt ſein will; mein Neffe iſt ehrlicher Junge, doch er iſt ein Dummkopf. Ich ß folglich meinem Neffen einen guten Rath geben.““ ch gebe ihm nun den Rath, den Herrn von Lauzun inem Neffen gibt, und ſage zu ihm: „„Junge, Du iſt ſchön, Du biſt elegant; hier iſt eine Prinzeſſin: ie heißt nicht Herzogin von Berry, ſie iſt nicht die Tochter des Regenten, doch ſie ſchwimmt in den Millionen . . .““

„Mein Oheim!“

„Ich komme wieder, ich finde den Hof in einen Garten verwandelt; mitten im Hofe ein Beet von ſeltenen Pflanzen . . . oh! eine Volière mit Vögeln, aus Indien, China, Californien . . . oh! oh! Ställe mit Pferden von ſechstauſend Franken und Geſchirre mit dem Wappen der Courtenay . . . oh! oh! oh! und ich gehe ganz freudig hinauf und ſage zu mir ſelbſt: „„Nun wohl, mein Neffe iſt ein Menſch von Geiſt, was manchmal mehr werth iſt, als ein Menſch von Talent zu ſein.““ Ich ſehe Teppiche im letzten Stocke, ein Atelier wie das von Gros oder Horace Vernet, und ich ſage zu mir: „„Ah! ah! Alles geh gut!““

„Ich bin in Verzweiflung, Ihnen bemerken z müſſen, daß Sie ſich völlig täuſchen.“

„Dann geht Alles ſchlecht.“

„Ei! nein, mein Oheim; nur bitte ich Sie, v zu glauben, daß ich zu ſtolz bin, um dieſen Lux zu dem Sie mir Glück zu wünſchen die Güte hat

derem zu verdanken, als meinen eigenen

Teufel, ich begreife, man hat ein Gemälde bestellt, und es im Voraus bezahlt?"

ein, mein Oheim."

Man hat Dich beauftragt, die Rotunde der Ma-e zu decoriren?"

Nein, mein Oheim."

Du bist zum ordentlichen Maler Seiner Maje-des Kaisers von Rußland mit zehntausend Rubel alt ernannt worden?"

„Nein, mein Oheim."

„Dann hast Du Schulden?"

Petrus erröthete.

„Du hast Abschlagszahlungen dem Sattler, dem Wagenmacher, dem Tapezierer gegeben, und da Du ihnen diese Abschlagszahlungen unter dem Namen Baron Herbel von Courtenay gegeben hast, da man Dich als meinen Neffen kennt, so hat man Dir Credit bewilligt."

Petrus neigte das Haupt.

„Nun," fuhr der Graf fort, „nun begreifst Du, daß ich, wenn sich alle diese Leute mit ihren Rechnungen bei mir einfinden, sagen werde: „„Baron Herbel? Ich kenne ihn nicht.""

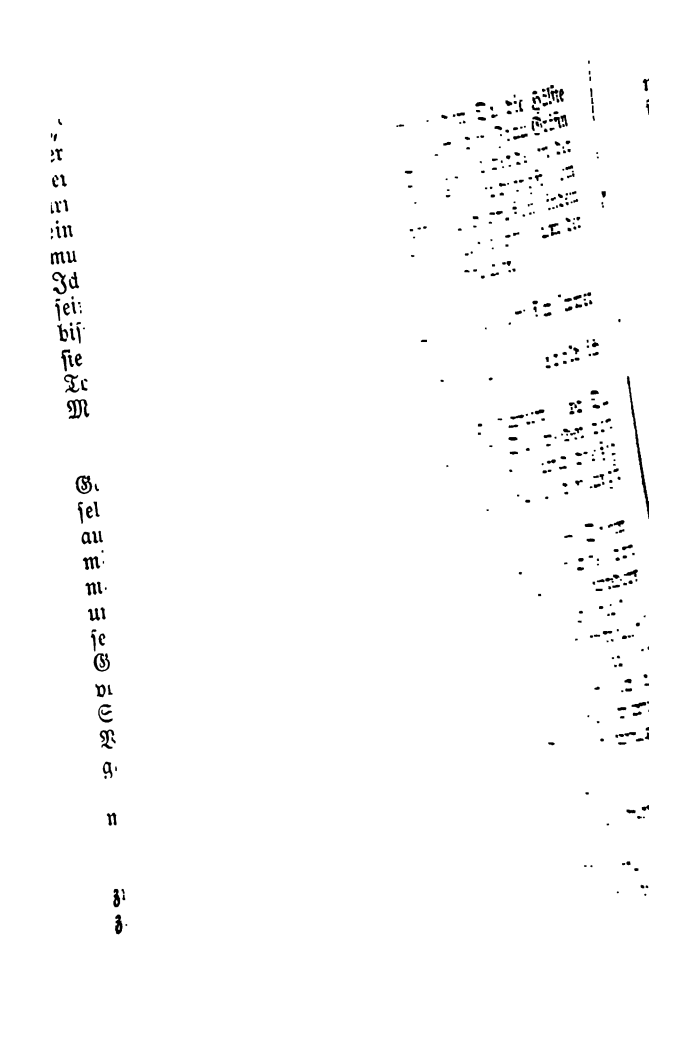
„Mein Oheim, seien Sie unbesorgt," erwiederte Petrus, „man wird sich nie bei Ihnen einfinden."

„Bei wem denn?"

„Bei mir."

„Ja, und wenn man kommt, wirst Du im Stande sein?"

„Ich werde mich einrichten."



muß ich Dir die Urſache meiner ſchlechten Laune ſagen."

„Ich höre, mein Oheim."

„Kennſt Du? . . . Es iſt im Ganzen unnöthig, daß Du ihn kennſt. Ich will Dir die Geſchichte erzählen; wir wollen den Helden *** nennen. Höre und begreife die Urſache meiner ſchlechten Laune. — Ein braver Arbeiter von Lyon kam vor etwa dreißig Jahren zu Fuße nach Paris, ohne einen Sou in ſeiner Taſche, ohne Strümpfe an ſeinen Füßen, ohne ein Hemd auf dem Rücken. Durch Noth und Geduld erlangte er nach Verlauf von fünf Jahren die Stelle des Chefs einer Spinnerei mit dreitauſend Franken Gehalt. Er iſt reich, nicht wahr? Ein Menſch, der nach Paris ohne Schuhe gekommen iſt und dreitauſend Livres Einkommen erlangt hat, iſt ein reicher Mann; denn derjenige iſt reich, welchen die Arbeit den Leidenſchaften, den Bedürfniſſen, den Launen ſeines Temperaments oder ſeiner Einbildungskraft entzogen hat. Nun ſchenkte ihm ſeine Frau nach einem zweijährigen Aufenthalte in Paris ein Kind; dann ſtarb ſie.

„„Was werde ich aus dieſem Knaben machen?"" ſagte ſich der Vater, als ſein Sohn fünfzehn Jahre alt war.

„Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es ihm nicht einen Augenblick einfiel, aus ſeinem Sohne das zu machen, was er ſelbſt geweſen war, — ein Arbeiter... Sie wiſſen übrigens, daß man mich hohen Ortes beſchuldigt, ich ſei ein Jacobiner, und ich muß ſagen, der wohl angebrachte Stolz, dieſer väterliche Stolz, beſteht darin, daß man immer ſeinen Sohn über

„Du wirſt Dich einrichten, indem Du die Hälfte
Tages im Walde zubringſt, um der Frau Gräfin
ppt zu begegnen, indem Du alle Abende in der
ßen Oper oder bei den Bouffes zubringſt, um
n fern die Frau Gräfin Rappt zu begrüßen, indem
u alle Nächte auf dem Ball zubringſt, um der
rau Gräfin Rappt die Hand zu drücken.“

„Mein Oheim!“

„Ah! ja, nicht wahr, die Wahrheit hört ſich ſchwer
an? Doch Du wirſt ſie hören.“

„Mein Oheim,“ ſprach Petrus ſtolz, „ſobald ich
nichts von Ihnen verlange . . .“

„Bei Gott! ich bekümmere mich darum, ob Du
etwas von mir verlangſt . . . Sobald Du weder von
Deiner Geliebten noch von mir verlangſt, und dreißig
bis vierzigtauſend Franken jährlich ausgibſt, verlangſt
Du von Deinem Piraten von Vater.“

„Ja, und ich muß ſagen, mein lieber Oheim,
daß mein Pirat von einem Vater mir nichts von
dem verweigert, was ich von ihm verlange, ſondern
ſogar mich mit ſeinen Sittenpredigten verſchont.“

„Damit willſt Du mir ihn als Beiſpiel vorſtellen
Gut, ich werde mich bemühen, nicht kitzliger zu ſei
als er; nur muß ich Dir nun ſagen, warum ich b
meinem Eintritte ſchlechter Laune war, und war
ich Anfangs ein wenig hart mit Dir geſproc
habe . . .“

„Sie ſind mir keine Erklärung ſchuldig.“

„Doch, Du haſt Recht, ſobald Du nichts von
verlangſt . . .“

„Ihre Freundſchaft immer, mein Oheim.“

„Nun wohl, damit Du mir die Deinige bew

die Urſache meiner ſchlechten Laune

, mein Oheim."
Du? . . . Es iſt im Ganzen unnöthig,
kennſt. Ich will Dir die Geſchichte er-
vollen den Helden *** nennen. Höre
die Urſache meiner ſchlechten Laune. —
beiter von Lyon kam vor etwa dreißig
ße nach Paris, ohne einen Sou in ſei-
hne Strümpfe an ſeinen Füßen, ohne
f dem Rücken. Durch Noth und Ge-
er nach Verlauf von fünf Jahren die
hefs einer Spinnerei mit dreitauſend
alt. Er iſt reich, nicht wahr? Ein
nach Paris ohne Schuhe gekommen iſt
nd Livres Einkommen erlangt hat, iſt
ann; denn derjenige iſt reich, welchen
i Leidenſchaften, den Bedürfniſſen, den
Temperaments oder ſeiner Einbildungs-
hat. Nun ſchenkte ihm ſeine Frau
weijährigen Aufenthalte in Paris ein
arb ſie.
erde ich aus dieſem Knaben machen?""
Vater, als ſein Sohn fünfzehn Jahre

eht ſich von ſelbſt, daß es ihm nicht
lick einfiel, aus ſeinem Sohne das zu
r ſelbſt geweſen war, — ein Arbeiter...
rigens, daß man mich hohen Ortes be-
ſei ein Jacobiner, und ich muß ſagen,
gebrachte Stolz, dieſer väterliche Stolz,
eht, daß man immer ſeinen Sohn über

:rzieht, iſt eine Idee der Revolution von 1789, hätte ſie nur ſolche gehabt, ſo wäre ich ihr nicht ehr gram . . . Dieſer Vater ſagte alſo zu ſich ſt:

„„Ich habe mein ganzes Leben lang Blut und aſſer geſchwitzt; ich habe gelitten wie ein Elender; :in Sohn ſoll nicht leiden wie ich. Von den drei- uſend Franken Gehalt, die ich habe, will ich fünf- :hnhundert der Erziehung meines Sohnes opfern; ſt ſeine Erziehung vollendet, ſo wird er ſein, was :r will, Advocat, Arzt, Künſtler; mir gleichviel, was er ſein wird, wenn er nur etwas iſt.““

„Dem zu Folge brachte man den jungen Menſchen in eine der erſten Penſionen von Paris. Der Vater lebte mit den fünfzehnhundert Franken, die ihm blieben . . . nein, nicht mit den fünfzehnhundert Franken! mit den tauſend; denn Du gibſt wohl zu, daß der Unterhalt und das Taſchengeld wenigſtens fünfhundert Franken koſteten? . . . Hörſt Du mich, Petrus?“

„Mit der größten Aufmerkſamkeit, mein lieber Oheim, obſchon ich nicht weiß, worauf Sie ab zielen.“

„Du wirſt es ſogleich erfahren; folge nur au merkſam meiner Erzählung.“

Der Graf zog ſeine Tabaksdoſe aus ſeiner Taſch d Petrus hielt ſich bereit, kein Wort von dem lieren, was ihm ſein Oheim ſagen ſollte, wie n Wort von dem, was er geſagt, verloren hat

XXXIV.

aß mehr Aehnlichkeit, als man glaubt, zwiſchen händlern und den Bilderhändlern ſtattfindet.

Herbel ſchlürfte wollüſtig ſeine Priſe,
m Jabot die letzte Spur des Nieſe-
winden und fuhr dann fort:
chte alſo den Knaben in eines der
von Paris, wo man ihm, außer der
ng, einen Lehrer in der deutſchen
n Lehrer in der engliſchen Sprache,
rer gab, ſo daß ſich der jährliche Auf-
weitauſend Franken zu belangen, auf
nfhundert belief. Der Vater lebte von
anken; was bekümmerte er ſich um
labrung, empfing nur ſein Sohn im
moraliſche Nahrung.
e Menſch machte, wie es eben ging,
urch; es war ſogar ein guter Schüler,
erquickte ſich, als Entſchädigung für
r, an den Lobeserhebungen, die ihm
rrlichen Fleiß, die gute Aufführung
hritte ſeines Sohnes zukamen.
ehn Jahren trat er aus dem Collége
ein wenig Griechiſch, ein wenig La-
einig Deutſch, ein wenig Engliſch . . .
daß er nur ein wenig für die fünf-
anken konnte, die ſeine Erziehung ſei-
tete, und daß ein wenig nicht genug
n, man muß es ſagen, hatte er große

sich erzieht, ist eine Idee der Revolution von 1789, und hätte sie nur solche gehabt, so wäre ich ihr nicht zu sehr gram . . . Dieser Vater sagte also zu sich selbst:

„„Ich habe mein ganzes Leben lang Blut und Wasser geschwitzt; ich habe gelitten wie ein Elender; mein Sohn soll nicht leiden wie ich. Von den dreitausend Franken Gehalt, die ich habe, will ich fünfzehnhundert der Erziehung meines Sohnes opfern; ist seine Erziehung vollendet, so wird er sein, was er will, Advocat, Arzt, Künstler; mir gleichviel, was er sein wird, wenn er nur etwas ist.““

„Dem zu Folge brachte man den jungen Menschen in eine der ersten Pensionen von Paris. Der Vater lebte mit den fünfzehnhundert Franken, die ihm blieben . . . nein, nicht mit den fünfzehnhundert Franken! mit den tausend; denn Du gibst wohl zu, daß der Unterhalt und das Taschengeld wenigstens fünfhundert Franken kosteten? . . . Hörst Du mich, Petrus?“

„Mit der größten Aufmerksamkeit, mein lieber Oheim, obschon ich nicht weiß, worauf Sie abzielen.“

„Du wirst es sogleich erfahren; folge nur aufmerksam meiner Erzählung.“

Der Graf zog seine Tabaksdose aus seiner Tasche, und Petrus hielt sich bereit, kein Wort von dem zu verlieren, was ihm sein Oheim sagen sollte, wie er kein Wort von dem, was er gesagt, verloren hatte.

XXXIV.

n ist, daß mehr Aehnlichkeit, als man glaubt, zwischen
ikalienhändlern und den Bilderhändlern stattfindet.

Graf Herbel schlürfte wollüstig seine Prise,
seinem Jabot die letzte Spur des Niese-
erschwinden und fuhr dann fort:
ı brachte also den Knaben in eines der
léges von Paris, wo man ihm, außer der
rziehung, einen Lehrer in der deutschen
einen Lehrer in der englischen Sprache,
sklehrer gab, so daß sich der jährliche Auf-
att zweitausend Franken zu belangen, auf
ıd fünfhundert belief. Der Vater lebte von
rt Franken; was bekümmerte er sich um
he Nahrung, empfing nur sein Sohn im
e die moralische Nahrung.
junge Mensch machte, wie es eben ging,
en durch; es war sogar ein guter Schüler,
Vater erquickte sich, als Entschädigung für
Opfer, an den Lobeserhebungen, die ihm
beharrlichen Fleiß, die gute Aufführung
ortschritte seines Sohnes zukamen.
achtzehn Jahren trat er aus dem Collége
onnte ein wenig Griechisch, ein wenig La-
in wenig Deutsch, ein wenig Englisch . . .
vohl, daß er nur ein wenig für die fünf-
d Franken konnte, die seine Erziehung sei-
r kostete, und daß ein wenig nicht genug
gegen, man muß es sagen, hatte er große

Fortſchritte auf dem Klavier gemacht; ſo daß er, *als* ihn ſein Vater fragte, was er werden *wollte, dreift* und ohne Zögern antwortete: *„„Muſiker!““*

„Der Vater wußte nicht *genau, was ein* Muſiker war; der durch dieſe Worte *repräſentirte* Künſtler ſchien ihm immer ein Menſch zu ſein, der in freier Luft Concerte auf einer Leier, oder auf einer Harfe, oder auf einer Geige *gebe.* Doch daran lag ihm wenig: ſein Sohn *wollte* Muſiker ſein; er hatte wohl das Recht, ſeinen Stand zu wählen.

„Man fragte den jungen Mann, bei wem er ſeine muſikaliſchen Studien fortzuſetzen wünſche; er bezeichnete den erſten Pianiſten der Zeit.

„Nur mit großen Schwierigkeiten willigte der Meiſter ein, drei Lectionen wöchentlich gegen zehn Franken zu geben; das waren zwölf Lectionen, das heißt hundertundzwanzig Franken monatlich.

„Von vierzehnhundertvierzig Franken jährlich zu zweitauſend fünfhundert Franken war der Unterſchied nicht ſo groß, daß man etwas an der Penſion des unglücklichen Knaben vermindern konnte, und was konnte er ſogar mit elfhundert ſechzig Franken machen!

„Zum Glücke erhielt um dieſelbe Zeit der Vater eine Zulage von ſechshundert Franken. Er war hierüber ungemein erfreut; das gab ſeinem Sohne ſiebzehnhundert fünfzig Franken Penſion. Er, da er bis dahin mit fünfhundert Franken gelebt hatte, bei Gott! er würde wohl auch noch ferner davon leben.

„Aber man brauchte ein Klavier. — Man konnte nur auf einem Klavier von Erard lernen. Der Klavierlehrer ſprach ein paar Worte mit dem berühmten Fabricanten; ein Klavier von viertauſend Franken

e auf zweitausend sechshundert reducirt, und
gab dem Zögling zwei Jahre, um es zu be-
n. Es wurde verabredet, der Zögling sollte
ert Franken monatlich von den siebzehnhundert
g Franken abziehen.

Nach zwei Jahren hatte der Zögling eine ge-
Stärke erlangt, nur nicht für die Nachbarn;
recht, wie man im Allgemeinen gegen die Fort-
te ist, die man sich entwickeln sieht oder hört,
:n diese Nachbarn, der junge Klavierspieler sei
schwach, daß er nicht rascher die Schwierigkeiten
vinde, mit denen er sie vom Morgen bis zum
d regalirte. — Die Nachbarn eines Pianisten
immer ungerecht; doch der junge Mann bekün-
: sich durchaus nichts um diese Ungerechtigkeit.
pielte mit aller Hartnäckigkeit die Studien von
ni und Variationen von Mozart, den Frei-
ß von Weber, die Semiramide von Rossini.

Mehr noch: durch fortwährendes Spielen kam
f den Gedanken, er könnte auch Musik machen.
da zur Ausführung ist es nur ein einziger
itt; diesen Schritt vollbrachte er mit ziemlich
Glück.

Doch man weiß, die Musikalienhändler wie die
händler haben alle eine und dieselbe Antwort,
chselnd in der Form, unveränderlich im Grunde,
die Ambitionen der debutirenden Romanenschrei-
oder Componisten: „„Machen Sie sich bekannt,
ich werde Sie veröffentlichen.““ Das ist dem
eine nach ein ziemlich fehlerhaftes Verfahren,
an nur bekannt werden kann, wenn man ge-
t wird . . . Ich weiß nicht, wie das zugeht,

diejenigen aber, welche wirklich den Teufel im Leibe haben, werden am Ende immer bekannt. — Doch, ich weiß, wie das zugeht: das geschieht, wie unser junger Mann that.

„Er sparte an Allem, sogar an der Nahrung, und häufte am Ende zweihundert Franken an, mit denen er Variationen über Di tanti palpiti drucken ließ.

„Der Namenstag seines Vaters nahte heran; die Variationen wurden für diesen Tag gedruckt.

„Der Vater hatte die Befriedigung, den Namen seines Sohnes in Fettschrift über kleine schwarze Punkte gedruckt zu sehen, die ihm um so ehrwürdiger schienen, als er nichts davon begriff; doch, nach dem Mittagsmahle, legte der Sohn das Stück feierlich auf das Instrument, und, mit Hülfe von Erard, hatte es einen glänzenden Familiensucceß.

„Der Zufall, — damals sagte man die Vorsehung, — wollte, daß das Stück nicht schlecht war, und daß es einen gewissen Succeß in der Welt erhielt. Da der junge Mann darin nur die Schwierigkeiten, die er selbst überwinden konnte, angehäuft, und eine Anzahl von geschwänzten, doppelt geschwänzten, dreifach geschwänzten Noten hatte figuriren lassen, welche in unerfahrenen Augen eine ziemlich majestätische Wirkung hervorbrachten, so fielen die Zöglinge von zweiter Stärke über das Stück her, das sich rasch erschöpfte.

„Unglücklicher Weise konnte der Herausgeber allein den Succeß beurtheilen, und da die Hoffart eine Todsünde ist, und er eine so unschuldige Seele, wie es die des Klienten war, der ihn mit seinen Zu-

n betraut hatte, nicht gefährden wollte, war er einer dritten Auflage, als er ihm sagte, es blei noch tausend von der ersten im Magazin. Er gte indessen ein, ihm seine zweite Etude auf seine hr drucken zu lassen; die dritte mit Theilung Nutzen. — Es versteht sich von selbst, daß nie Theilung stattfand. — Im Ganzen aber wurde Effect hervorgebracht, und der Name unseres en Mannes fing an in den Salons in Umlauf mmen.

‚Man machte ihm den Vorschlag, Lectionen zu n. Er lief zu seinem Herausgeber und fragte um Rath. Er fand, wenn er drei Franken für Marke fordere, mache er maßlose Prätensionen; Herausgeber setzte ihm aber auseinander, die e, welche drei Franken geben, können auch zehn n; Alles hänge von den Anfängen ab, und er in zu Grunde gerichteter Mensch, wenn er sich eniger als zehn Franken die Stunde schätze."

‚Aber, mein Oheim," sagte Petrus, der mit viel nerksamkeit zugehört hatte, und von einer ge n Aehnlichkeit betroffen war, „wissen Sie, daß Geschichte große Aehnlichkeit mit der meini hat?"

„Du findest?" erwiederte der Graf mit seinem ischem Lächeln; „warte, Du wirst das sogleich r beurtheilen."

Und er fuhr fort:

„Während sich unser junger Mann in der Com ion versuchte, erlangte er zugleich eine gewisse ke in der Execution. Eines Tages machte ihm Herausgeber den Vorschlag, er sollte ein Concert

geben. Der junge Mann ſchaute den vermeſſenen Muſikalienhändler mit Schrecken an. Ein Concert geben, war indeſſen der Gegenſtand ſeiner heißeſten Wünſche. Doch er hatte ſagen hören, die Koſten eines Concertes belaufen ſich wenigſtens auf tauſend Franken. Wie eine ſolche Speculation wagen? Schlug das Concert fehl, ſo war er zu Grunde gerichtet; nicht nur er, ſondern auch ſein Vater!... Damals fürchtete ſich unſer junge Mann noch, ſeinen Vater zu Grunde zu richten."

Petrus ſchaute den General an.

„Der Dummkopf, nicht wahr?" fuhr dieſer fort.

Petrus ſchlug die Augen nieder.

„Gut! nun haſt Du mich unterbrochen, und ich weiß nicht mehr, wobei wir ſind," ſagte der General.

„Wir waren beim Concert, mein Oheim; der junge Muſiker befürchtete nicht auf ſeine Koſten zu kommen."

„Ganz richtig . . . Der Muſikverleger erbot ſich edelmüthig, Alles zu übernehmen — immer auf ſeine Gefahr. Die Entrées, die ihm ſeine Muſik in den erſten Salons von Paris gewährte, gaben ihm Hoffnung, eine Anzahl Billets unterzubringen. Er brachte tauſend zu fünf Franken unter und ſandte davon großmüthig fünfzehn dem Concertgeber: das war für ſeine Familie und für ſeine Freunde.

„Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der gute Vater ſeinen Platz auf der erſten Bank hatte. Dies exaltirte ohne Zweifel unſern Debutanten, denn er that Wunder. Sein Succeß war ungeheuer; der Unternehmer hatte zwölfhundert Franken Koſten und ſechstauſend Franken Einnahme."

ſcheint,"" ſagte ſchüchtern unſer junger
einem Muſikalienhändler, „„wir hatten
nen in unſerem Concerte?""
)enkte Billets,"" antwortete der Her=

rief Petrus lachend, „mir ſcheint, es iſt
t wie bei der Malerei. Sie erinnern ſich
:eſſes im Salon von 1824, nicht wahr,
?"
ott!"
ändlicher Händler kaufte mir mein Bild
ıdert Livres ab und verkaufte es wieder
'end."
kamſt aber doch zwölfhundert Franken,"
eneral.
ar Louisd'or weniger," erwiederte Petrus,
· meine Leinwand, für meine Modelle
nen Rahmen ausgegeben hatte."
ohl," ſprach der Graf mit einer immer
ſchen Miene, „eine neue Aehnlichkeit
· und unſerm neuen Muſiker."
General, als wäre er über dieſe Unter=
zückt geweſen, zog ſeine Tabaksdoſe aus
, ſchöpfte daraus eine Priſe mit dem
ariſtokratiſchen Finger, und ſchlürfte ſie,
ı wollüſtiges ah! entſchlüpfen ließ.

XXXV.

In welchem man in dem Momente, wo man es am wenigsten erwartete, eine neue Person eintreten sieht.

„Von diesem Augenblicke an," fuhr der Graf fort, „war unser junger Mann lancirt. Der Musikalienhändler hätte gern die angefangene Ausbeutung fortsetzen mögen; doch was unser junger Mann nicht sah, machten ihn seine Freunde sehen, und wie groß auch seine Bescheidenheit war, er begriff am Ende, daß er mit seinen eigenen Flügeln fliegen konnte. Und in der That, von dieser Zeit an gingen Studien für das Klavier, Lectionen, Concerte mit gleichen Schritten vorwärts, und der junge Mann gelangte mit dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren dahin, daß er sechstausend Franken jährlich verdiente, das heißt das Doppelte von dem, was sein Vater mit fünfzig Jahren sich erwarb."

„Der erste Gedanke, der sich nun dem Herzen des jungen Mannes bot, — denn er hatte ein gutes Herz, — war, seinem Vater wieder zu erstatten, was sein Vater für ihn ausgegeben hatte. Er hatte lange mit siebzehnhundert Franken jährlich gelebt, er konnte also großartig mit dreitausend leben. Er war also im Stande, seinem Vater dreitausend Franken jährlich zurückzugeben. Seinem Vater, der sich für ihn jede Entbehrung auferlegt hatte, würde es fortan an nichts mehr fehlen."

„Sodann würden sich die Einnahmen verdoppeln; würde ein Gedicht kommen, er würde die Musik

nachen; er würde in der Opéra-Comique ge-
werden, wie Hérold, oder in der großen Oper
uber; er würde zwanzig-, dreißig-, vierzigtau-
ranken verdienen, und wie der Wohlstand auf
th folgen sollte, so sollte der Luxus auf den
and folgen. Was sagst Du zu diesem Plane,
?"
i!" erwiederte der junge Mann ziemlich ver-
denn er bemerkte, daß sich die Lage des Mu-
immer mehr der seinigen näherte, „ei! ich finde
nz natürlich, mein Oheim."
nd Du hättest an der Stelle des Musikers ge-
vas der Musiker zu thun vorhatte?"
lein Oheim, ich hätte gegen meinen Vater
r zu sein gesucht."
räum! ein schöner Traum, mein Freund, die
rkeit der Kinder!"
lein Oheim!"
ch, was mich betrifft, glaube nicht daran,"
r General fort, „und zum Beweise dient, daß
t verheirathet bin."
trus antwortete nichts.
r General heftete einen tiefen Blick auf ihn;
, nach einem Momente des Stillschweigens,
r:
um wohl, diesen Traum machte eine Frau ver-
en."
ine Frau?" murmelte Petrus.
h! mein Gott, ja," fuhr der General fort;
Musiker fand in der Gesellschaft eine hübsche,
iche Frau, die auf großem Fuße lebte. Es
rigens eine sehr schöne und sehr verständige

Perſon; ſelbſt Künſtlerin, ſo weit dies einer vornehmen Frau zu ſein erlaubt iſt. Der junge Mann legte ihr, nach dem Ausdrucke der Schmachtenden, ſeine Liebe zu Füßen. Sie geruhte dieſe Liebe aufzuheben, und von dieſem Augenblicke war Alles beendigt."

Petrus hob raſch den Kopf empor.

„Ja," ſagte der General, „Alles war beendigt. Unſer Muſiker vernachläſſigte ſeine Lectionen. — Wie noch Lectionen zu ſechs Franken die Marke geben, wenn man von einer Gräfin, einer Marquiſe, einer Prinzeſſin, was weiß ich? ausgezeichnet worden? — Er vernachläſſigte die Etuden, die Themen, die Variationen für das Klavier; er wollte keine Concerte mehr geben. Er hatte von einem Gedichte, von einer Aufführung in der Oper geſprochen; er erwartete das Gedicht, das Gedicht kam nicht. Die Herausgeber machten Queue vor ſeiner Thüre, er übernahm Verbindlichkeiten gegen Sie unter der Bedingung von Vorſchüſſen, die man ihm machen würde. Man kannte ihn als ehrlichen Mann, ganz ſeinem Worte treu, man that Alles, was er wünſchte: er ſteckte ſich in Schulden. Mußte man ſich nicht auf den Fuß ſetzen, auf dem der Geliebte einer vornehmen Dame leben ſoll? Pferde, ein Coupé, Livreebediente, Teppiche auf den Treppen haben? Sie vermuthete natürlich nichts; ſie hatte zweimalhunderttauſend Livres Einkommen; was für den armen Muſiker ein zu Grunde richtender Aufwand war, war für ſie die Mittelmäßigkeit. Ein Coupé, ein paar Pferde! ſie bemerkte nicht einmal, daß der junge Mann ein Coupé und ein paar Pferde hatte. Wer hat nicht zwei Pferde und ein Coupé? . . . Er indeſſen erſchöpfte alle

Mittel; sodann als seine Mittel erschöpft waren,
ıte er sich an seinen Vater. Ich weiß nicht, wie
er Vater machte, um ihn zu unterstützen; er gab
sicherlich kein Geld, denn er hatte keines; wahr-
ılich aber gab er ihm seine Unterschrift. Die
rschrift eines ehrlichen Mannes, der keinen Sous
lden hat, das discontirt sich — mit Verlust, ich weiß
ohl, doch das discontirt sich. — Nun wird der Vater,
Verfalltage, trotz seines guten Willens, nicht bezah-
önnen; so daß eines Tages bei der Rückkehr von der
ierfahrt unser Livreebedienter unserm jungen
n auf einem silbernen Brette einen Brief über-
en wird, der ihm ankündigt, sein Vater sei in
Rue de la Clef, und ist man einmal dort, Du
:, Petrus, so ist man für fünf Jahre dort."
„Mein Oheim! mein Oheim!" rief Petrus.
„Nun was?" fragte der General.
„Oh! ich bitte, haben Sie Mitleid!"
„Mitleid? Ah! ah! mein Lieber, Sie begreifen
daß es Ihre Geschichte ist, oder ungefähr, was
hnen erzähle?"
„Mein Oheim," sagte Petrus, „Sie haben Recht,
in ein Narr, ein Hoffärtiger, ein Wahnsinniger!"
„Sind Sie nicht schlimmer als Alles dies?"
) der Graf mit einer Strenge, in die sich eine
se Traurigkeit mischte. „Weil Ihr Vater einst
den Preis seines Blutes ein Vermögen besaß,
Ihnen als Edelmann zu leben erlaubt hätte, wäre
Edelmannsleben in einer Zeit, wo die Arbeit
Pflicht für jeden Bürger ist, nicht gleichbedeutend
Müßigang, folglich mit Schande gewesen; weil
Ihr Vater, der dreißig Jahre auf dem harten

ette des Oceans geschüttelt worden war, Sie als n Kind in eine goldene Wiege gelegt hat, bildeten ie sich ein, der Sturm habe die Beute wiedergeoonnen, die der Sturm sich hatte nehmen lassen; Sie bildeten sich ein, Alles sei, wie in den Tagen Ihrer Kindheit, als Sie mit den englischen Guineen und den spanischen Dublonen spielten, und Sie dachten nicht daran, es sei Feigheit von Ihnen, hätten Sie es nicht von ihm verlangt, von einem Greise, und zwar um Ihre tolle Eitelkeit zu befriedigen, anzunehmen, was ihm die Wohlthat des Zufalls ließ."

„Mein Oheim! mein Oheim! ich bitte," rief Petrus, „schonen Sie mich!"

„Ja, ich werde Dich schonen; denn ich habe Dich soeben über Deinen eigenen Fehler, verkleidet unter dem Namen eines andern, erröthen sehen. Ja, ich werde Dich schonen; denn ich hoffe, wenn es noch Zeit ist, Dich zu retten, — der Anblick des Abgrundes, welchem Du zuläufst, und in den Du Deinen armen Vater mit Dir fortreißt, wird Dich bewegen, einen Schritt rückwärts zu machen."

„Mein Oheim," sagte Petrus, indem er dem General die Hand reichte, „ich verspreche Ihnen..."

„Oh!" antwortete der General, „ich gebe nicht so die Hand wieder, die ich einmal zurückgezogen habe. Du versprichst, das ist gut, Petrus, doch erst, wenn Du kommst und mir sagst: „„Ich hab gehalten,"" werde ich Dir erwiedern: „„Brav Junge, Du bist in der That ein redlicher Mensch!"

Und der General, um seine Weigerung etw weniger hart zu machen, beschäftigte seine beid Hände, die eine, um seine Tabaksdose zu halten,

e, um eine Prise an den Ort ihrer Bestimmung
hren.
Petrus, der abwechselnd erröthete und erbleichte,
träge die Hand fallen, die er dem General
e.
In diesem Augenblicke hörte man einen gewal-
Lärmen auf der Treppe; zugleich einen Lärmen
Stimmen und Tritten.
Die Stimmen sagten:
Ich erkläre dem Herrn, daß die Befehle, die ich
ten habe, bestimmt sind."
Was für Befehle hast Du erhalten, Bursche?"
Niemand eher hinaufzulassen, als bis ich die
überbracht habe."
Wem?"
Dem Herrn Baron."
Und wie nennst Du den Herrn Baron?"
Den Herrn Baron von Courtenay."
Komme ich zum Herrn Baron von Courtenay?
omme zu Herrn Pierre Herbel."
Dann werden Sie nicht hinaufgehen."
Wie! ich werde nicht hinaufgehen?"
Nein."
Ah! Du versperrst mir den Weg . . . warte."
Ohne Zweifel wartete derjenige, welcher zu war-
ingeladen war, nicht lange, denn der Oheim und
Neffe hörten fast in demselben Momente ein
ich seltsames Geräusch, das dem eines schweren
ersten Stocke in das Erdgeschoß fallenden Kör-
glich.
Was Teufels geht denn auf Deiner Treppe
' fragte der General.

diejenigen aber, welche wirklich den Teufel im Leibe haben, werden am Ende immer bekannt. — Doch, ich weiß, wie das zugeht: das geschieht, wie unser junger Mann that.

„Er sparte an Allem, sogar an der Nahrung, und häufte am Ende zweihundert Franken an, mit denen er Variationen über Di tanti palpiti drucken ließ.

„Der Namenstag seines Vaters nahte heran; die Variationen wurden für diesen Tag gedruckt.

„Der Vater hatte die Befriedigung, den Namen seines Sohnes in Fettschrift über kleine schwarze Punkte gedruckt zu sehen, die ihm um so ehrwürdiger schienen, als er nichts davon begriff; doch, nach dem Mittagsmahle, legte der Sohn das Stück feierlich auf das Instrument, und, mit Hülfe von Erard, hatte es einen glänzenden Familiensuccess.

„Der Zufall, — damals sagte man die Vorsehung, — wollte, daß das Stück nicht schlecht war, und daß es einen gewissen Succeß in der Welt erhielt. Da der junge Mann darin nur die Schwierigkeiten, die er selbst überwinden konnte, angehäuft, und eine Anzahl von geschwänzten, doppelt geschwänzten, dreifach geschwänzten Noten hatte figuriren lassen, welche in unerfahrenen Augen eine ziemlich majestätische Wirkung hervorbrachten, so fielen die Zöglinge von zweiter Stärke über das Stück her, das sich rasch erschöpfte.

„Unglücklicher Weise konnte der Herausgeber allein den Succeß beurtheilen, und da die Hoffart eine Todsünde ist, und er eine so unschuldige Seele, wie es die des Klienten war, der ihn mit seinen Zu-

:aut hatte, nicht gefährden wollte, war er
dritten Auflage, als er ihm sagte, es blei-
tausend von der ersten im Magazin. Er
ıdessen ein, ihm seine zweite Etude auf seine
:ucken zu lassen; die dritte mit Theilung
en. — Es versteht sich von selbst, daß nie
ung stattfand. — Im Ganzen aber wurde
hervorgebracht, und der Name unseres
annes fing an in den Salons in Umlauf
n.

machte ihm den Vorschlag, Lectionen zu
r lief zu seinem Herausgeber und fragte
lath. Er fand, wenn er drei Franken für
fordere, mache er maßlose Prätensionen;
ısgeber setzte ihm aber auseinander, die
lche drei Franken geben, können auch zehn
les hänge von den Anfängen ab, und er
: Grunde gerichteter Mensch, wenn er sich
r als zehn Franken die Stunde schätze."
, mein Oheim," sagte Petrus, der mit viel
mkeit zugehört hatte, und von einer ge-
hnlichkeit betroffen war, „wissen Sie, daß
chichte große Aehnlichkeit mit der meini-

findest?" erwiederte der Graf mit seinem
Lächeln; „warte, Du wirst das sogleich
ertheilen."
r fuhr fort:
rend sich unser junger Mann in der Com-
ersuchte, erlangte er zugleich eine gewisse
der Execution. Eines Tages machte ihm
ısgeber den Vorschlag, er sollte ein Concert

geben. Der junge Mann ſchaute den vermeſſenen Muſikalienhändler mit Schrecken an. Ein Concert geben, war indeſſen der Gegenſtand ſeiner heißeſten Wünſche. Doch er hatte ſagen hören, die Koſten eines Concertes belaufen ſich wenigſtens auf tauſend Franken. Wie eine ſolche Speculation wagen? Schlug das Concert fehl, ſo war er zu Grunde gerichtet; nicht nur er, ſondern auch ſein Vater!... Damals fürchtete ſich unſer junge Mann noch, ſeinen Vater zu Grunde zu richten."

Petrus ſchaute den General an.

„Der Dummkopf, nicht wahr?" fuhr dieſer fort.

Petrus ſchlug die Augen nieder.

„Gut! nun haſt Du mich unterbrochen, und ich weiß nicht mehr, wobei wir ſind," ſagte der General.

„Wir waren beim Concert, mein Oheim; der junge Muſiker befürchtete nicht auf ſeine Koſten zu kommen."

„Ganz richtig . . . Der Muſikverleger erbot ſich edelmüthig, Alles zu übernehmen — immer auf ſeine Gefahr. Die Entrées, die ihm ſeine Muſik in den erſten Salons von Paris gewährte, gaben ihm Hoffnung, eine Anzahl Billets unterzubringen. Er brachte tauſend zu fünf Franken unter und ſandte davon großmüthig fünfzehn dem Concertgeber: das war für ſeine Familie und für ſeine Freunde.

„Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der gute Vater ſeinen Platz auf der erſten Bank hatte. Dies exaltirte ohne Zweifel unſern Debutanten, denn er that Wunder. Sein Succeß war ungeheuer; der Unternehmer hatte zwölfhundert Franken Koſten und ſechstauſend Franken Einnahme."

„Mir scheint,““ sagte schüchtern unser junger
n zu seinem Musikalienhändler, „„wir hatten
e Personen in unserem Concerte?““
„Verschenkte Billets,““ antwortete der Her-
eber.“
Gut!“ rief Petrus lachend, „mir scheint, es ist
r Musik wie bei der Malerei. Sie erinnern sich
es Succesſes im Salon von 1824, nicht wahr,
Oheim?“
‚Bei Gott!“
‚Ein schändlicher Händler kaufte mir mein Bild
wölfhundert Livres ab und verkaufte es wieder
echstausend.“
‚Du bekamst aber doch zwölfhundert Franken,“
der General.
‚Ein paar Louisd'or weniger,“ erwiederte Petrus,
ich für meine Leinwand, für meine Modelle
für meinen Rahmen ausgegeben hatte.“
Nun wohl,“ sprach der Graf mit einer immer
spöttischen Miene, „eine neue Aehnlichkeit
en Dir und unserm neuen Musiker.“
Und der General, als wäre er über diese Unter-
ung entzückt gewesen, zog seine Tabaksdose aus
e Weste, schöpfte daraus eine Prise mit dem
seiner aristokratischen Finger, und schlürfte sie,
n er ein wollüstiges a h! entschlüpfen ließ.

XXXV.

elchem man in dem Momente, wo man es am wenigsten erwartete, eine neue Person eintreten sieht.

„Von diesem Augenblicke an," fuhr der Graf t, „war unser junger Mann lancirt. Der Musika- enhändler hätte gern die angefangene Ausbeutung ortsetzen mögen; doch was unser junger Mann nicht ah, machten ihn seine Freunde sehen, und wie groß auch seine Bescheidenheit war, er begriff am Ende, daß er mit seinen eigenen Flügeln fliegen konnte. Und in der That, von dieser Zeit an gingen Studien für das Klavier, Lectionen, Concerte mit gleichen Schritten vorwärts, und der junge Mann gelangte mit dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren dahin, daß er sechstausend Franken jährlich verdiente, das heißt das Doppelte von dem, was sein Vater mit fünfzig Jahren sich erwarb."

„Der erste Gedanke, der sich nun dem Herzen des jungen Mannes bot, — denn er hatte ein gutes Herz, — war, seinem Vater wieder zu erstatten, was sein Vater für ihn ausgegeben hatte. Er hatte lang mit siebzehnhundert Franken jährlich gelebt, er konn also großartig mit dreitausend leben. Er war al im Stande, seinem Vater dreitausend Franken jä lich zurückzugeben. Seinem Vater, der sich für jede Entbehrung auferlegt hatte, würde es fortan nichts mehr fehlen."

„ dann würden sich die Einnahmen verdo ... ein Gedicht kommen, er würde die

; er würde in der Opéra-Comique ge-
ı, wie Hérold, oder in der großen Oper
er würde zwanzig-, dreißig-, vierzigtau-
n verdienen, und wie der Wohlstand auf
olgen sollte, so sollte der Luxus auf den
) folgen. Was sagst Du zu diesem Plane,

' erwiederte der junge Mann ziemlich ver-
nn er bemerkte, daß sich die Lage des Mu-
ner mehr der seinigen näherte, „ei! ich finde
natürlich, mein Oheim."
Du hättest an der Stelle des Musikers ge-
3 der Musiker zu thun vorhatte?"
n Oheim, ich hätte gegen meinen Vater
u sein gesucht."
ım! ein schöner Traum, mein Freund, die
:it der Kinder!"
n Oheim!"
was mich betrifft, glaube nicht daran,"
General fort, „und zum Beweise dient, daß
verheirathet bin."
s antwortete nichts.
General heftete einen tiefen Blick auf ihn;
nach einem Momente des Stillschweigens,

wohl, diesen Traum machte eine Frau ver-
"

Frau?" murmelte Petrus.
mein Gott, ja," fuhr der General fort;
usiker fand in der Gesellschaft eine hübsche,
e Frau, die auf großem Fuße lebte. Es
gens eine sehr schöne und sehr verständige

Perſon; ſelbſt Künſtlerin, ſo weit dies einer vornehmen Frau zu ſein erlaubt iſt. Der junge Mann legte ihr, nach dem Ausdrucke der Schmachtenden, ſeine Liebe zu Füßen. Sie geruhte dieſe Liebe aufzuheben, und von dieſem Augenblicke war Alles beendigt."

Petrus hob raſch den Kopf empor.

„Ja," ſagte der General, „Alles war beendigt. Unſer Muſiker vernachläſſigte ſeine Lectionen. — Wie noch Lectionen zu ſechs Franken die Marke geben, wenn man von einer Gräfin, einer Marquiſe, einer Prinzeſſin, was weiß ich? ausgezeichnet worden? — Er vernachläſſigte die Etuden, die Themen, die Variationen für das Klavier; er wollte keine Concerte mehr geben. Er hatte von einem Gedichte, von einer Aufführung in der Oper geſprochen; er erwartete das Gedicht, das Gedicht kam nicht. Die Herausgeber machten Queue vor ſeiner Thüre, er übernahm Verbindlichkeiten gegen Sie unter der Bedingung von Vorſchüſſen, die man ihm machen würde. Man kannte ihn als ehrlichen Mann, ganz ſeinem Worte treu, man that Alles, was er wünſchte: er ſteckte ſich in Schulden. Mußte man ſich nicht auf den Fuß ſetzen, auf dem der Geliebte einer vornehmen Dame leben ſoll? Pferde, ein Coupé, Livreebediente, Teppiche auf den Treppen haben? Sie vermuthete natürlich nichts; ſie hatte zweimalhunderttauſend Livres Einkommen; was für den armen Muſiker ein zu Grunde richtender Aufwand war, war für ſie die Mittelmäßigkeit. Ein Coupé, ein paar Pferde! ſie bemerkte nicht einmal, daß der junge Mann ein Coupé und ein paar Pferde hatte. Wer hat nicht zwei Pferde und ein Coupé? . . . Er indeſſen erſchöpfte alle

un als i (ttel erschöpft waren,
seinen Vater. Ich weiß nicht, wie
te, um ihn zu unterstützen; er gab
Geld, denn er hatte keines; wahr-
ıb er ihm seine Unterschrift. Die
ehrlichen Mannes, der keinen Sous
discontirt sich — mit Verlust, ich weiß
iscontirt sich. — Nun wird der Vater,
otz seines guten Willens, nicht bezah-
eines Tages bei der Rückkehr von der
er Livreebedienter unserm jungen
silbernen Brette einen Brief über-
: ihm ankündigt, sein Vater sei in
ef, und ist man einmal dort, Du
ist man für fünf Jahre dort."
ı! mein Oheim!" rief Petrus.
fragte der General.
', haben Sie Mitleid!"
)! ah! mein Lieber, Sie begreifen
Geschichte ist, oder ungefähr, was
?"
," sagte Petrus, „Sie haben Recht,
ein Hoffärtiger, ein Wahnsinniger!"
nicht schlimmer als Alles dies?"
mit einer Strenge, in die sich eine
t mischte. „Weil Ihr Vater einst
nes Blutes ein Vermögen besaß,
elmann zu leben erlaubt hätte, wäre
leben in einer Zeit, wo die Arbeit
en Bürger ist, nicht gleichbedeutend
olglich mit Schande gewesen; weil
der dreißig Jahre auf dem harten

Bette des Oceans geschüttelt worden war, Sie als ein Kind in eine goldene Wiege gelegt hat, bildeten Sie sich ein, der Sturm habe die Beute wiedergewonnen, die der Sturm sich hatte nehmen lassen; Sie bildeten sich ein, Alles sei, wie in den Tagen Ihrer Kindheit, als Sie mit den englischen Guineen und den spanischen Dublonen spielten, und Sie dachten nicht daran, es sei Feigheit von Ihnen, hätten Sie es nicht von ihm verlangt, von einem Greise, und zwar um Ihre tolle Eitelkeit zu befriedigen, anzunehmen, was ihm die Wohlthat des Zufalls ließ."

„Mein Oheim! mein Oheim! ich bitte," rief Petrus, „schonen Sie mich!"

„Ja, ich werde Dich schonen; denn ich habe Dich soeben über Deinen eigenen Fehler, verkleidet unter dem Namen eines andern, erröthen sehen. Ja, ich werde Dich schonen; denn ich hoffe, wenn es noch Zeit ist, Dich zu retten, — der Anblick des Abgrundes, welchem Du zuläufst, und in den Du Deinen armen Vater mit Dir fortreißt, wird Dich bewegen, einen Schritt rückwärts zu machen."

„Mein Oheim," sagte Petrus, indem er dem General die Hand reichte, „ich verspreche Ihnen..."

„Oh!" antwortete der General, „ich gebe nicht so die Hand wieder, die ich einmal zurückgezogen habe. Du versprichst, das ist gut, Petrus, doch erst, wenn Du kommst und mir sagst: „„Ich habe gehalten,"" werde ich Dir erwiedern: „„Bravo, Junge, Du bist in der That ein redlicher Mensch!""

Und der General, um seine Weigerung etwas weniger hart zu machen, beschäftigte seine beiden Hände, die eine, um seine Tabaksdose zu halten, die

ndere, um eine Prise an den Ort ihrer Bestimmung u führen.

Petrus, der abwechselnd erröthete und erbleichte, ieß träge die Hand fallen, die er dem General eichte.

In diesem Augenblicke hörte man einen gewaligen Lärmen auf der Treppe; zugleich einen Lärmen on Stimmen und Tritten.

Die Stimmen sagten:

„Ich erkläre dem Herrn, daß die Befehle, die ich rhalten habe, bestimmt sind."

„Was für Befehle hast Du erhalten, Bursche?"

„Niemand eher hinaufzulassen, als bis ich die arte überbracht habe."

„Wem?"

„Dem Herrn Baron."

„Und wie nennst Du den Herrn Baron?"

„Den Herrn Baron von Courtenay."

„Komme ich zum Herrn Baron von Courtenay? ch komme zu Herrn Pierre Herbel."

„Dann werden Sie nicht hinaufgehen."

„Wie! ich werde nicht hinaufgehen?"

„Nein."

„Ah! Du versperrst mir den Weg . . . warte."

Ohne Zweifel wartete derjenige, welcher zu waren eingeladen war, nicht lange, denn der Oheim und er Neffe hörten fast in demselben Momente ein iemlich seltsames Geräusch, das dem eines schweren om ersten Stocke in das Erdgeschoß fallenden Körers glich.

„Was Teufels geht denn auf Deiner Treppe or?" fragte der General.

ich weiß es nicht, mein Oheim, doch so viel ich
eilen kann, ist es mein Bedienter, der sich mit
und streitet."

„Potz Henker!" rief der General, „ohne Zweifel
es ein Gläubiger, der für geeignet gehalten haben
d, den Augenblick zu wählen, wo ich bei Dir bin."

„Mein Oheim!"

„Sieh' nach."

Petrus machte ein paar Schritte nach der Thüre.
Doch ehe er sie erreicht hatte, öffnete sich diese
Thüre mit Heftigkeit und gewährte einem Manne
Durchgang, der mit der Wuth einer Bombe in das
Atelier hereintrat.

„Mein Vater," rief Petrus, indem er sich diesem
Manne in die Arme warf.

„Mein Sohn," sagte der alte Seemann, indem
er ihn in seinen Armen empfing.

„Ei! in der That, es ist mein Pirat von einem
Bruder," murmelte der General.

„Und Du auch!" rief der alte Seemann, „de
verdammte Hund hatte doppelt Unrecht, mir
Thüre zu verschließen, Petrus."

„Ich nehme an, Du sprichst vom Kammerdie
meines Herrn Neffen?"

„Ich spreche von einem Burschen, der mich
hindern wollte, heraufzugehen."

„Ja, und den Du allem Anscheine nach
gehen gemacht hast."

„Ich befürchte es . . . Sage doch Petrus,
„Mein Vater!"

„Du mußt nachsehen, ob sich der Dumm
irgend etwas gebrochen hat."

Vater," erwiederte Petrus, und er
reppe hinab.
: Seewolf, Du haſt Dich alſo nicht
: der General, „und ich finde Dich
ig, wie ich Dich verlaſſen habe."
viel zu wetten, daß ich mich nun
n werde," erwiederte Pierre Herbel,
dazu."
Sie nicht, Sie ſeien alt, mein Herr
ch bin drei Jahr älter als Sie,"
:al.
lugenblicke kam Petrus zurück und
cicht, ſein Bedienter habe nichts ge-
nur den rechten Fuß verſtaucht.
der alte Seemann, „dann war er
mm, als er ausſah."

XXXVI.

Ein Freibeuter.

's Bruders vom General Herbel, des
is, iſt ſchon mehr als einmal in dieſer
ommen; doch die Zahl unſerer Perſo-
ind unſere Thatumſtände ſind ſo zahl-
mit einander verbalſtert, daß wir es,
eit, vorziehen, — ſtatt, nach den Re-
ichen Kunſt, unſere Perſonen ſchon in
n aufzuſtellen, — um nicht die In-
keln, das Phyſiſche und Moraliſche
in dem Augenblicke zu ſchildern, wo

dem Leſer erſcheinen, um activen Antheil an un-
r Handlung zu nehmen.

Der Vater von Petrus hat, wie man ſieht, die
ür vom Atelier ſeines Sohnes gewaltſam geöffnet
d iſt in unſerem Buche erſchienen. Dieſer An-
mmling wird ſpielen und hat ſogar geſpielt in der
xiſtenz ſeines Sohnes eine Rolle, welche wichtig
genug, daß wir uns im Intereſſe der folgenden Sce-
nen verbunden glauben, ein paar Worte über ſeine
Lebensvorgänge zu ſagen, die ihm ſein Bruder ſo
bitter vorwarf.

Unſer Leſer wolle ſich beruhigen: es iſt kein
neuer Roman, den wir unternehmen, nein, wir wer-
den ſo kurz ſein, als möglich.

Chriſtian Pierre Herbel, Vicomte von Courtenay,
jüngerer Bruder des Generals, war, wie dieſer, in
der Heimath von Duguay-Trouin und von Surcouf
geboren; er war geboren 1770 in St. Malo, dem
Horſte aller dieſer Seeadler, welche man unter dem
generiſchen Namen Corſaren bezeichnet, und die,
wenn nicht der Schrecken, doch wenigſtens die Geißel
der Engländer ſechs Jahrhunderte hindurch, das heißt
von Philipp Auguſt bis zur Reſtauration, geweſen
ſind.

Ich weiß nicht, ob eine Geſchichte der Stadt
St. Malo exiſtirt; ich weiß aber, daß ſich keine See-
ſtadt mit mehr Recht als dieſe rühmen könnte, die
loyalſten Kinder zur Welt gebracht und Frankreich die
unerſchrockenſten Seeleute geſchenkt zu haben. Zwi
ſchen Duguay-Trouin und Surcouf können wir ſetze
Chriſtian der Corſar oder — wenn wir ihm ſt

Kriegsnamens seinen Familiennamen geben
. — Pierre Herbel, Vicomte von Courtenay.
im mit ihm bekannt zu machen, wird es uns
gen, mit einem Strahle einige von den ersten
n seiner Jugend zu beleuchten.
chon 1786, das heißt kaum sechszehn Jahre
gehörte Pierre Herbel zur Equipage eines Frei-
rs, auf dem er sich zwei Jahre vorher als Frei-
ger engagirt hatte.
Nachdem er in einem einzigen Feldzuge sechs
iche Schiffe erbeutet, wurde dieser, in St. Malo
nnte, Corsar selbst genommen. Das erbeutete
i ward auf die Rhede von Portsmouth gebracht,
die Mannschaft auf den Pontons vertheilt.
Der junge Herbel wurde mit fünf von seinen
rten auf den Ponton der König Jacob ge-
. Er blieb hier ein Jahr, immer unter seinen
Gefährten. Man hatte im Zwischendeck eine Art
stinkender Kajüte angebracht, welche als Prison
ie sechs Gefangenen diente; dieser Kerker wurde
et und beleuchtet durch eine einen Fuß breite
sechs Zoll hohe Stückpforte. Durch diese Oeff-
sahen die Unglücklichen den Himmel.
Eines Tages sagte Herbel zu seinen Gefährten;
stimme dämpfend:
Langweilt Ihr Euch nicht hier?"
Zum Sterben," antwortete ein Pariser, der
Zeit zu Zeit ein wenig Heiterkeit in die Bande
te.
Was würdet Ihr wohl wagen, um von hier
kommen?" fuhr der junge Mann fort.

einen Arm," sagte der Eine. — "Ein Bein," der Andere. — "Ein Auge," sagte ein Dritter. „Und Du, Pariser?"

"Den Kopf."

"Du gefällst mir, Du handelst nicht, und Du mein Mann."

"Wie, ich bin Dein Mann?"

"Ja."

"Was willst Du damit sagen?"

"Daß ich heute Nacht die Flucht ergreife, und da Du denselben Einsatz gibst, wie ich, so werden wir mit einander fliehen."

"Ah! keine Dummheiten!" rief der Pariser.

"Erkläre Dich," sagten die Anderen.

"Das wird bald geschehen sein. Ich habe die warme Wasser, das sie Thee nennen, dieses absch liche Kuhfleisch, das sie Ochsenfleisch nennen, di Nebel, den sie Luft nennen, diesen Mond, de Sonne nennen, diesen Milchkäse, den sie Mond nen, satt und übersatt und ich gehe."

"Wie gehst Du?"

"Ihr braucht das nicht zu wissen, da n Pariser mit mir kommt."

"Und warum kommt nur der Pariser mit wenn es sich um Frankreich handelt."

"Weil ich keine Leute haben will, welche

"Ei! alle Teufel! wir feilschen nicht."

"Dann ist es etwas Anderes. Ihr sei den, wenn es sein muß, Euer Leben bei d nehmen zu lassen, das wir versuchen woll

"Haben wir eine Chance für uns?"

"Wir haben eine."

„Und gegen uns?"

„Neun."

„Dann sind wir dabei."

„Gut."

„Was haben wir zu thun?"

„Nichts."

„Aber . . ."

„Ihr habt mich anzuschauen und zu schweigen, onst nichts."

„Das ist sehr leicht," sagte der Pariser.

„Nicht so sehr, als Du glaubst," erwiederte Herbel; „mittlerweile Stille!"

Herbel machte nun seine Binde von seinem Halse los, und bedeutete seinem Nachbar durch ein Zeichen, dasselbe zu thun; alle Andern ahmten sodann dem Nachbar nach.

„Gut!" sagte Herbel.

Und er nahm die Halsbinden und knüpfte sie aneinander; als sie zusammengeknüpft waren, schob er das Ende durch die Stückpforte, und ließ es gegen das Meer hängen, wie er es mit einer Leine gethan hätte; dann zog er es an sich.

Das Ende war nicht befeuchtet.

„Teufel!" sagte er, „wem liegt nichts an seinem Hemde?"

Einer von den Gefangenen zog sein Hemd aus und riß einen Streifen davon ab.

Herbel fügte den Streifen den Halsbinden bei, knüpfte einen Kieselstein an das Ende, um das Senkblei zu ersetzen, und wiederholte dieselbe Operation.

Die Leine kam befeuchtet zurück. Sie war also lang genug, um das Meer zu erreichen.

„Alles geht gut," sagte Herbel.

Und er warf die Leine wieder aus.

Die Nacht war finster, und man konnte unmöglich jene Leine sehen, welche an den Flanken des Schiffes hinabhing.

Die Anderen schauten ihm mit Besorgniß zu, und wollten ihn befragen; er antwortete ihnen aber durch einen Wink, der bedeutete: „Stille!"

Es verging ungefähr eine Stunde.

Man hörte die Glocke von Portsmouth Mitternacht schlagen.

Die Gefangenen zählten die Schläge voll Bangigkeit.

„Zwölf Uhr," sagte der Pariser.

„Mitternacht," sagten die Anderen.

„Das ist spät, nicht wahr?" fragte eine Stimme.

„Es ist keine Zeit verloren," erwiederte Herbel; „Stille!"

Und Alles kehrte in die frühere Unbeweglichkeit zurück.

Nach einigen Minuten klärte sich sein Gesicht auf.

„Das beißt an," sagte er.

„Gut!" sprach der Pariser; „laß nach."

Herbel bewegte sachte die Leine, wie er es mit einer Klingelschnur gethan hätte.

„Beißt das immer an?" fragte der Pariser.

„Es ist genommen!" antwortete Herbel.

Und er zog sachte die Leine an sich, während sich die Gefangenen auf den Fußspitzen erhoben, um zu sehen, was er bringen werde.

Er brachte eine kleine stählerne Klinge, fein wie eine Uhrfeder, scharf wie der Kinnbacken eines Hechtes.

„Ich ke e dieſen Fiſch," ſagte der Pariſer, „das ennt man eine Säge."

„Und Du weißt, zu welcher Sauce er taugt, icht wahr?"

„Vollkommen."

„Dann laſſen wir Dich machen."

Herbel machte die Säge los, und fünf Minuten achher griff das Inſtrument geräuſchlos in die flanke von König Jacob ein und verlängerte die Stückpforte, wodurch die Oeffnung ſo vergrößert ourde, daß ein Menſch durchſchlüpfen konnte.

Während dieſer Zeit erzählte der Pariſer, deſſen ffener Geiſt die Fäden einer Handlung ſo leicht an inander knüpfte, als Pierre Herbel die zwei Enden iner Halsbinde, — der Pariſer erzählte leiſe den Anderen, wie ſich Pierre Herbel das Werkzeug, mit em er operirte, verſchafft habe.

Drei Tage vorher war eine Amputation an Bord es König Jacob von einem in Portsmouth anäßigen franzöſiſchen Wundarzte vorgenommen wor= en. Pierre Herbel und der Wundarzt hatten ein aar Worte gewechſelt. Ohne Zweifel hatte Pierre erbel ſeinen Landsmann gebeten, ihm eine Säge u verſchaffen, der Landsmann hatte ſie ihm ver= prochen und Wort gehalten.

Als der Pariſer ſeine Suppoſitionen beendigt atte, nickte Pierre Herbel, mit dem Kopfe bezeich= end, Alles, was er vermuthet, ſei Wahrheit.

Eine Seite der Stückpforte war durchſägt, man ing zur andern über.

Es ſchlug ein Uhr.

„Gut!“ ſagte Pierre Herbel, „wir haben noch .nf Stunden Nacht.“

Und er ſchritt wieder zur Arbeit mit einem Eifer on guter Vorbedeutung für den Erfolg des Unter- iehmens.

Nach einer Stunde war die Arbeit beendigt, und das abgeſägte Holzſtück hielt nur noch an einem Fa- den; die geringſte Anſtrengung mußte genügen, um es loszumachen.

Als man ſo weit war, hielt Pierre Herbel inne und ſagte:

„Achtung! Jeder mache ein Päckchen aus ſeinen Hoſen und ſeinem Hemde, und befeſtige es mit ſei- nen Hoſenträgern auf ſeinen Schultern, ungefähr wie ein Fußgänger ſeinen Torniſter. Der Jacke müſſen wir entbehren wegen der Farbe und der Marke.“

Die Jacken der Gefangenen waren gelb und mit einem T und einem O bezeichnet.

Man gehorchte ſtillſchweigend.

„Hier ſind nun ſechs Stäbchen von verſchiedener Größe,“ fuhr er fort; „derjenige, welcher das größte zieht, ſpringt zuerſt ins Waſſer und ſo fort.“

Man zog das Loos. Pierre Herbel ſollte zuerſt abgehen und der Pariſer zuletzt.

„Wir ſind bereit,“ ſagten die ſechs Matroſen.

„Zuvor einen Eid.“

„Welchen?“

„Es iſt möglich, daß die Schildwache auf u ſchießt.“

„Es iſt ſogar wahrſcheinlich,“ erwiederte Pariſer.

„Wird Niemand berührt, desto besser; wird aber Einer berührt, desto . . .“

„Desto schlimmer für denjenigen, welcher berührt wird,“ bemerkte der Pariser; „mein Vater, der Koch war, pflegte zu sagen, man mache keinen Pfannkuchen, ohne Eier zu zerbrechen.“

„Das ist noch nicht genug; wir werden uns unser Wort geben, daß derjenige, welcher berührt wird, keinen Schrei ausstößt, sich sogleich von seinen Kameraden trennt, nach rechts oder nach links schwimmt, und wird er wieder gefangen, falsche Auskunft gibt.“

„Bei meinem Ehrenworte!“ sprachen die fünf Franzosen.

„So wollen wir uns der Obhut Gottes empfehlen!“

Pierre Herbel machte eine Anstrengung, zog das Holzstück an sich, und nachgebend gewährte dieses eine Oeffnung, durch welche der Körper eines Menschen passiren konnte. Sodann grub er, vermittelst zweier senkrecht gethanen Sägezüge, eine Art von Fuge, durch die er das Ende des Strickes schob, der aus Halsbinden und Hemdärmeln zusammengesetzt war, welcher dazu dienen sollte, die Leute ins Meer hinabzulassen; er machte einen Knoten an das Ende dieses Strickes, so daß der Knoten, da er nicht durch die Oeffnung schlüpfen konnte, den nöthigen Widerstand bot, um den Körper eines Menschen zu halten; hierauf hing er mittelst einer Schnur eine Rumflasche an seinen Hals; endlich ließ er sich um das linke Faustgelenk sein Messer offen binden, und nachdem alle diese Vorbereitungen beendigt waren, nahm

„Ich weiß es nicht, mein Oheim, doch so viel ich
ctheilen kann, ist es mein Bedienter, der sich mit
nand streitet."

„Potz Henker!" rief der General, „ohne Zweifel
es ein Gläubiger, der für geeignet gehalten haben
ird, den Augenblick zu wählen, wo ich bei Dir bin."

„Mein Oheim!"

„Sieh' nach."

Petrus machte ein paar Schritte nach der Thüre.

Doch ehe er sie erreicht hatte, öffnete sich diese
Thüre mit Heftigkeit und gewährte einem Manne
Durchgang, der mit der Wuth einer Bombe in das
Atelier hereintrat.

„Mein Vater," rief Petrus, indem er sich diesem
Manne in die Arme warf.

„Mein Sohn," sagte der alte Seemann, indem
er ihn in seinen Armen empfing.

„Ei! in der That, es ist mein Pirat von einem
Bruder," murmelte der General.

„Und Du auch!" rief der alte Seemann, „der
verdammte Hund hatte doppelt Unrecht, mir die
Thüre zu verschließen, Petrus."

„Ich nehme an, Du sprichst vom Kammerdiener
meines Herrn Neffen?"

„Ich spreche von einem Burschen, der mich ver-
hindern wollte, heraufzugehen."

„Ja, und den Du allem Anscheine nach hinab-
gehen gemacht hast."

„Ich befürchte es . . . Sage doch Petrus."

„Mein Vater!"

„Du mußt nachsehen, ob sich der Dummkopf nic
etwas gebrochen hat."

Vater," erwiederte Petrus, und er
Treppe hinab.
er Seewolf, Du haſt Dich alſo nicht
te der General, „und ich finde Dich
ptig, wie ich Dich verlaſſen habe."
ſt viel zu wetten, daß ich mich nun
ern werde," erwiederte Pierre Herbel,
dazu."
ı Sie nicht, Sie ſeien alt, mein Herr
ich bin drei Jahr älter als Sie,"
eral.
Augenblicke kam Petrus zurück und
hricht, ſein Bedienter habe nichts ge-
n nur den rechten Fuß verſtaucht.
e der alte Seemann, „dann war er
umm, als er ausſah."

XXXVI.

Ein Freibeuter.

des Bruders vom General Herbel, des
rus, iſt ſchon mehr als einmal in dieſer
ekommen; doch die Zahl unſerer Perſo-
und unſere Thatumſtände ſind ſo zahl-
ſ mit einander verbalſtert, daß wir es,
rheit, verziehen, — ſtatt, nach den Re-
tiſchen Kunſt, unſere Perſonen ſchon in
ien aufzuſtellen, — um nicht die In-
ickeln, das Phyſiſche und Moraliſche
ı in dem Augenblicke zu ſchildern, wo

ſie dem Leſer erſcheinen, um activen Antheil an unſerer Handlung zu nehmen.

Der Vater von Petrus hat, wie man ſieht, die Thür vom Atelier ſeines Sohnes gewaltſam geöffnet und iſt in unſerem Buche erſchienen. Dieſer Ankömmling wird ſpielen und hat ſogar geſpielt in der Exiſtenz ſeines Sohnes eine Rolle, welche wichtig genug, daß wir uns im Intereſſe der folgenden Scenen verbunden glauben, ein paar Worte über ſeine Lebensvorgänge zu ſagen, die ihm ſein Bruder ſo bitter vorwarf.

Unſer Leſer wolle ſich beruhigen: es iſt kein neuer Roman, den wir unternehmen, nein, wir werden ſo kurz ſein, als möglich.

Chriſtian Pierre Herbel, Vicomte von Courtenay, jüngerer Bruder des Generals, war, wie dieſer, in der Heimath von Duguay-Trouin und von Surcouf geboren; er war geboren 1770 in St. Malo, dem Horſte aller dieſer Seeadler, welche man unter dem generiſchen Namen Corſaren bezeichnet, und die, wenn nicht der Schrecken, doch wenigſtens die Geißel der Engländer ſechs Jahrhunderte hindurch, das heißt von Philipp Auguſt bis zur Reſtauration, geweſen ſind.

Ich weiß nicht, ob eine Geſchichte der Stadt St. Malo exiſtirt; ich weiß aber, daß ſich keine Seeſtadt mit mehr Recht als dieſe rühmen könnte, die loyalſten Kinder zur Welt gebracht und Frankreich die unerſchrockenſten Seeleute geſchenkt zu haben. Zwiſchen Duguay-Trouin und Surcouf können wir ſetzen, Chriſtian der Corſar oder — wenn wir ihm ſtatt

snamens seinen Familiennamen geben
Pierre Herbel, Vicomte von Courtenay.
ihm bekannt zu machen, wird es uns
it einem Strahle einige von den ersten
Jugend zu beleuchten.
786, das heißt kaum sechszehn Jahre
Pierre Herbel zur Equipage eines Frei-
dem er sich zwei Jahre vorher als Frei-
igirt hatte.
er in einem einzigen Feldzuge sechs
iffe erbeutet, wurde dieser, in St. Malo
orsar selbst genommen. Das erbeutete
auf die Rhede von Portsmouth gebracht,
nschaft auf den Pontons vertheilt.
ge Herbel wurde mit fünf von seinen
f den Ponton der König Jacob ge-
lieb hier ein Jahr, immer unter seinen
en. Man hatte im Zwischendeck eine Art
r Kajüte angebracht, welche als Prison
Gefangenen diente; dieser Kerker wurde
beleuchtet durch eine einen Fuß breite
ll hohe Stückpforte. Durch diese Oeff-
die Unglücklichen den Himmel.
iges sagte Herbel zu seinen Gefährten;
dämpfend:
ilt Ihr Euch nicht hier?"
terben," antwortete ein Pariser, der
Zeit ein wenig Heiterkeit in die Bande

ürdet Ihr wohl wagen, um von hier
?" fuhr der junge Mann fort.

sie dem Leser erscheinen, um activen Antheil an unserer Handlung zu nehmen.

Der Vater von Petrus hat, wie man sieht, die Thür vom Atelier seines Sohnes gewaltsam geöffnet und ist in unserem Buche erschienen. Dieser Ankömmling wird spielen und hat sogar gespielt in der Existenz seines Sohnes eine Rolle, welche wichtig genug, daß wir uns im Interesse der folgenden Scenen verbunden glauben, ein paar Worte über seine Lebensvorgänge zu sagen, die ihm sein Bruder so bitter vorwarf.

Unser Leser wolle sich beruhigen: es ist kein neuer Roman, den wir unternehmen, nein, wir werden so kurz sein, als möglich.

Christian Pierre Herbel, Vicomte von Courtenay, jüngerer Bruder des Generals, war, wie dieser, in der Heimath von Duguay-Trouin und von Surcouf geboren; er war geboren 1770 in St. Malo, dem Horste aller dieser Seeadler, welche man unter dem generischen Namen Corsaren bezeichnet, und die, wenn nicht der Schrecken, doch wenigstens die Geißel der Engländer sechs Jahrhunderte hindurch, das heißt von Philipp August bis zur Restauration, gewesen sind.

Ich weiß nicht, ob eine Geschichte der Stadt St. Malo existirt; ich weiß aber, daß sich keine Seestadt mit mehr Recht als diese rühmen könnte, die loyalsten Kinder zur Welt gebracht und Frankreich die unerschrockensten Seeleute geschenkt zu haben. Zwischen Duguay-Trouin und Surcouf können wir setzen, Christian der Corsar oder — wenn wir ihm statt

:s Kriegsn s seinen Familiennamen geben
en — Pierre Herbel, Vicomte von Courtenay.
Um mit ihm bekannt zu machen, wird es uns
igen, mit einem Strahle einige von den ersten
en seiner Jugend zu beleuchten.
Schon 1786, das heißt kaum sechszehn Jahre
gehörte Pierre Herbel zur Equipage eines Frei-
ers, auf dem er sich zwei Jahre vorher als Frei-
iger engagirt hatte.
Nachdem er in einem einzigen Feldzuge sechs
ische Schiffe erbeutet, wurde dieser, in St. Malo
annte, Corsar selbst genommen. Das erbeutete
ff ward auf die Rhede von Portsmouth gebracht,
die Mannschaft auf den Pontons vertheilt.
Der junge Herbel wurde mit fünf von seinen
ihrten auf den Ponton der König Jacob ge-
t. Er blieb hier ein Jahr, immer unter seinen
Gefährten. Man hatte im Zwischendeck eine Art
stinkender Kajüte angebracht, welche als Prison
die sechs Gefangenen diente; dieser Kerker wurde
stet und beleuchtet durch eine einen Fuß breite
sechs Zoll hohe Stückpforte. Durch diese Oeff-
g sahen die Unglücklichen den Himmel.
Eines Tages sagte Herbel zu seinen Gefährten;
Stimme dämpfend:
„Langweilt Ihr Euch nicht hier?“
„Zum Sterben,“ antwortete ein Pariser, der
Zeit zu Zeit ein wenig Heiterkeit in die Bande
yte.
„Was würdet Ihr wohl wagen, um von hier
kommen?“ fuhr der junge Mann fort.

inen Arm," sagte der Eine. — "Ein Bein,"
der Andere. — "Ein Auge," sagte ein Dritter.
Und Du, Pariser?"
„Den Kopf."
„Du gefällst mir, Du handelst nicht, und Du
mein Mann."
"Wie, ich bin Dein Mann?"
"Ja."
"Was willst Du damit sagen?"
da „Daß ich heute Nacht die Flucht ergreife, und
wir mit einander fliehen."
"Du denselben Einsatz gibst, wie ich, so werden
"Ah! keine Dummheiten!" rief der Pariser.
"Erkläre Dich," sagten die Anderen.
"Das wird bald geschehen sein. Ich habe dieses
warme Wasser, das sie Thee nennen, dieses abscheu-
liche Kuhfleisch, das sie Ochsenfleisch nennen, dieses
Nebel, den sie Luft nennen, diesen Mond, den sie
Sonne nennen, diesen Milchkäse, den sie Mond nen-
nen, satt und übersatt und ich gehe."
"Wie gehst Du?"
"Ihr braucht das nicht zu wissen, da nur der
Pariser mit mir kommt."
"Und warum kommt nur der Pariser mit Dir?"
"Weil ich keine Leute haben will, welche feilsche
wenn es sich um Frankreich handelt."
"Ei! alle Teufel! wir feilschen nicht."
"Dann ist es etwas Anderes. Ihr seid entsc
den, wenn es sein muß, Euer Leben bei dem U
nehmen zu lassen, das wir versuchen wollen?"
"Haben wir eine Chance für uns?"
"Wir haben eine."

:gen uns?"

'

find wir dabei."

)aben wir zu thun?"

"

. ."

abt mich anzuschauen und zu schweigen,

"

t sehr leicht," sagte der Pariser.

so sehr, als Du glaubst," erwiederte

ittlerweile Stille!"

nachte nun seine Binde von seinem Halse

deutete seinem Nachbar durch ein Zeichen,

thun; alle Andern ahmten sodann dem

ch.

sagte Herbel.

nahm die Halsbinden und knüpfte sie

als sie zusammengeknüpft waren, schob

: durch die Stückpforte, und ließ es ge-

:er hängen, wie er es mit einer Leine

:; dann zog er es an sich.

de war nicht befeuchtet.

!" sagte er, „wem liegt nichts an seinem

on den Gefangenen zog sein Hemd aus

:n Streifen davon ab.

fügte den Streifen den Halsbinden bei,

n Kieselstein an das Ende, um das Senk-

:en, und wiederholte dieselbe Operation.

ie kam befeuchtet zurück. Sie war also

um das Meer zu erreichen.

geht gut," sagte Herbel.
r warf die Leine wieder aus.
acht war finster, und man konnte unmöglich
e sehen, welche an den Flanken des Schiffes
g.
Anderen schauten ihm mit Besorgniß zu,
llten ihn befragen; er antwortete ihnen aber
einen Wink, der bedeutete: „Stille!"
s verging ungefähr eine Stunde.
lan hörte die Glocke von Portsmouth Mitter-
schlagen.
Die Gefangenen zählten die Schläge voll Ban-
eit.
„Zwölf Uhr," sagte der Pariser.
„Mitternacht," sagten die Anderen.
„Das ist spät, nicht wahr?" fragte eine Stimme.
„Es ist keine Zeit verloren," erwiederte Herbel;
„Stille!"
Und Alles kehrte in die frühere Unbeweglichkeit
zurück.
Nach einigen Minuten klärte sich sein Gesicht auf.
„Das beißt an," sagte er.
„Gut!" sprach der Pariser; „laß nach."
Herbel bewegte sachte die Leine, wie er es mit
einer Klingelschnur gethan hätte.
„Beißt das immer an?" fragte der Pariser.
„Es ist genommen!" antwortete Herbel.
Und er zog sachte die Leine an sich, während
sich die Gefangenen auf den Fußspitzen erhoben, um
zu sehen, was er bringen werde.
Er brachte eine kleine stählerne Klinge, fein wie
[illegible] scharf wie der Kinnbacken eines Hechtes.

„Ich kenne diesen Fisch," sagte der Pariser, „das man eine Säge."

„Und Du weißt, zu welcher Sauce er taugt, wahr?"

„Vollkommen."

„Dann lassen wir Dich machen."

Herbel machte die Säge los, und fünf Minuten her griff das Instrument geräuschlos in die anke von König Jacob ein und verlängerte die tückpforte, wodurch die Oeffnung so vergrößert urde, daß ein Mensch durchschlüpfen konnte.

Während dieser Zeit erzählte der Pariser, dessen ffener Geist die Fäden einer Handlung so leicht an inander knüpfte, als Pierre Herbel die zwei Enden iner Halsbinde, — der Pariser erzählte leise den Anderen, wie sich Pierre Herbel das Werkzeug, mit dem er operirte, verschafft habe.

Drei Tage vorher war eine Amputation an Bord des König Jacob von einem in Portsmouth ansäßigen französischen Wundarzte vorgenommen worden. Pierre Herbel und der Wundarzt hatten ein paar Worte gewechselt. Ohne Zweifel hatte Pierre Herbel seinen Landsmann gebeten, ihm eine Säge zu verschaffen, der Landsmann hatte sie ihm versprochen und Wort gehalten.

Als der Pariser seine Suppositionen beendigt hatte, nickte Pierre Herbel, mit dem Kopfe bezeichnend, Alles, was er vermuthet, sei Wahrheit.

Eine Seite der Stückpforte war durchsägt, man ging zur andern über.

Es schlug ein Uhr.

„Gut!“ ſagte Pierre Herbel, „wir haben noch f Stunden Nacht.“

Und er ſchritt wieder zur Arbeit mit einem Eifer n guter Vorbedeutung für den Erfolg des Unter- hmens.

Nach einer Stunde war die Arbeit beendigt, und as abgeſägte Holzſtück hielt nur noch an einem Fa- en; die geringſte Anſtrengung mußte genügen, um s loszumachen.

Als man ſo weit war, hielt Pierre Herbel inne nd ſagte:

„Achtung! Jeder mache ein Päckchen aus ſeinen oſen und ſeinem Hemde, und befeſtige es mit ſei- en Hoſenträgern auf ſeinen Schultern, ungefähr ie ein Fußgänger ſeinen Torniſter. Der Jacke nüſſen wir entbehren wegen der Farbe und der Marke.“

Die Jacken der Gefangenen waren gelb und mit inem T und einem O bezeichnet.

Man gehorchte ſtillſchweigend.

„Hier ſind nun ſechs Stäbchen von verſchiedener röße,“ fuhr er fort; „derjenige, welcher das größte ieht, ſpringt zuerſt ins Waſſer und ſo fort.“

Man zog das Loos. Pierre Herbel ſollte zuerſt bgehen und der Pariſer zuletzt.

„Wir ſind bereit,“ ſagten die ſechs Matroſen.

„Zuvor einen Eid.“

„Welchen?“

„Es iſt möglich, daß die Schildwache auf uns chießt.“

„Es iſt ſogar wahrſcheinlich,“ erwiederte der riſer.

Bird Niemand berührt, deſto beſſer; wird aber berührt, deſto . . ."

„Deſto ſchlimmer für denjenigen, welcher berührt ," bemerkte der Pariſer; „mein Vater, der Koch pflegte zu ſagen, man mache keinen Pfannen, ohne Eier zu zerbrechen."

„Das iſt noch nicht genug; wir werden uns aſer Wort geben, daß derjenige, welcher berührt ird, keinen Schrei ausſtößt, ſich ſogleich von ſeinen ameraden trennt, nach rechts oder nach links hwimmt, und wird er wieder gefangen, falſche uskunft gibt."

„Bei meinem Ehrenworte!" ſprachen die fünf Franzoſen.

„So wollen wir uns der Obhut Gottes empfehlen!"

Pierre Herbel machte eine Anſtrengung, zog das Holzſtück an ſich, und nachgebend gewährte dieſes eine Oeffnung, durch welche der Körper eines Menſchen paſſiren konnte. Sodann grub er, vermittelſt zweier ſenkrecht gethanen Sägezüge, eine Art von Fuge, durch die er das Ende des Strickes ſchob, der aus Halsbinden und Hemdärmeln zuſammengeſetzt war, welcher dazu dienen ſollte, die Leute ins Meer hinabzulaſſen; er machte einen Knoten an das Ende dieſes Strickes, ſo daß der Knoten, da er nicht durch die Oeffnung ſchlüpfen konnte, den nöthigen Widerſtand bot, um den Körper eines Menſchen zu halten; hierauf hing er mittelſt einer Schnur eine Rumflaſche an ſeinen Hals; endlich ließ er ſich um das linke Fauſtgelenk ſein Meſſer offen binden, und nachdem alle dieſe Vorbereitungen beendigt waren, nahm

den Strick und glitt ins Meer hinab, wo er verschwand, um erst jenseits des Lichtkreises wieder zu erscheinen, den die Laterne zog, welche auf der äußeren Gallerie brannte, wo die Schildwache auf und abging.

Ein Kind des Oceans, unter den Wellen aufgezogen, wie ein Sturmvogel, war Pierre Herbel ein vortrefflicher Schwimmer; er durchschwamm auch ohne Anstrengung an fünfzehn bis zwanzig Klafter, auf die sich der Lichtkreis ausdehnte; dann erschien er in der Finsterniß wieder. Nun, statt seinen Weg zu verfolgen, hielt er an und erwartete seine Gefährten.

Nach einem Augenblicke öffnete sich die Welle ein paar Schritte vor ihm, und der Kopf eines zweiten Gefangenen erschien auf der Oberfläche des Meeres; dann der eines dritten, dann der eines vierten.

Plötzlich beleuchtete ein Licht die Wogen, ein Schuß knallte, die Schildwache hatte gefeuert.

Man hörte keinen Schrei, aber es erschien Niemand mehr; nur wurde fast unmittelbar darauf das Geräusch eines ins Meer fallenden Körpers hörbar, und nach drei Secunden ließ die See, sich öffnend, das feine spöttische Gesicht des Pariſers sehen.

„Vorwärts!“ sagte er, „es ist keine Zeit zu verlieren; Numero 5 hält aus.“

„Folgt mir,“ sprach Pierre Herbel, „und suchen wir uns nicht zu trennen.“

Bei diesen Worten wandten sich die fünf Flüchtlinge, unter Anführung von Pierre Herbel, so viel das möglich war, nach der offenen See.

ıter ihnen, an Bord des Ponton, entstand ein
:urer Tumult; der Schuß der Schildwache hatte
. gemacht; fünf bis sechs Schüsse wurden aufs
thewohl gefeuert; die Flüchtlinge hörten die Ku-
pfeifen, doch keiner derselben wurde getroffen.
Eine Barke wurde ins Meer gesetzt mit der Ge-
ndigkeit, welche diese Art von Manoeuvre be-
ıet; vier Ruderer sprangen hinein; vier Soldaten
ein Sergeant stiegen nach ihnen hinab, mit ge-
enen Gewehren, die Bajonnete auf der Flinte,
ıd die Barke fing an, den Flüchtlingen nachzu-
zen.

„Verzettelt Euch, wenn Ihr wollt," sagte Herbel, „und Glück zu!"

„Gut!" erwiederte der Pariser, „das ist unser letztes Mittel."

Die Barke sprang auf den Wellen. Ein Matrose, der auf dem Vordertheile stand, trug eine Fackel, die ein Licht auswarf, daß man eine Barbe von einer Goldbrasse unterscheiden konnte. Sie rückte gerade in Verfolgung der Flüchtlinge vor.

Plötzlich hörte man links von der Barke einen Schrei. Man hätte glauben sollen, es sei die Klage eines Meergeistes.

Die Ruderer verdoppelten ihre Anstrengung, dann hielt die Barke an.

„Zu Hülfe! zu Hülfe! ich ertrinke!" rief eine Stimme mit dem Ausdrucke der tiefsten Angst.

Die Barke drehte sich, änderte ihre Richtung, und wandte sich nach der Seite, von wo die Stimme kam.

„Wir sind gerettet," sagte Herbel; „der brave

Ratbieu, da er sich verwundet sah, schwamm gegen links und zieht sie nun nach sich."

„Es lebe Numero 5!" sagte der Pariser; „bin ich wieder auf dem Lande, so gelobe ich, einen tüchtigen Schluck auf seine Gesundheit zu trinken."

„Kein Wort mehr, und vorwärts," sprach Herbel; „Jeder von uns wird seinen ganzen Athem nöthig haben; verschwenden wir ihn also nicht."

Man schwamm immer weiter, wobei Herbel die Spitze der Colonne bildete.

Nach einem Stillschweigen von zehn Minuten, in denen man eine Viertelmeile zurückgelegt zu haben schätzen konnte, sagte Herbel:

„Scheint Euch nicht, daß die See schwieriger wird? Werde ich müde, oder sollten wir gegen rechts abgefallen sein?"

„Links! links!" sagte der Pariser; „wir sind im Schlamme."

„Wer hilft mir?" sagte einer von den Schwimmern; „ich fühle mich gepackt."

„Gib mir die Hand, Kamerad," sagte Herbel; „diejenigen, welche schwimmen können, mögen uns an sich ziehen."

Herbel fühlte sich am Faustgelenke gepackt; ein gewaltiger Stoß machte ihn gegen links treiben, er zog den im Schlamme steckenden Gefangenen mit sich.

„Ah! bei meiner Treue," sprach dieser, als er sich wieder in einem etwas flüssigen Wasser befand, „nun geht es besser. Ertrinkend sterbend, gut: das ist der Tod eines Seemannes; doch im Schlamme sterben, das ist der Tod eines Gassenfegers."

umschwamm ein kleines Cap und erblickte

as Gefängniß von Forton!" sagte Herbel; chlamminselchen sind westlich; hier haben wir Meilen See; doch wir haben manchmal längere naben gemacht als diese, und es handelte sich im unser Leben."

i diesem Augenblicke ging eine Rakete, gefolgt nem Kanonenschusse, vom Ponton der König ob aus.

Dieses doppelte Signal verkündigte eine Entchung.

Fünf Minuten nachher gingen eine andere Raund ein Kanonenschuß von der Festung Forton . Hierauf eilten zwei oder drei Barken, von en jede eine Fackel auf dem Vordertheile hatte, See.

„Rechts! rechts!" sagte Herbel, „oder sie werden zeitig genug kommen, um uns die Passage zu verſperren."

„Doch die Schlamminselchen?" fragte eine Stimme.

„Wir haben sie hinter uns."

Man schwamm stillschweigend fünf Minuten gegen rechts. Es herrschte eine so tiefe Stille, daß man das Athmen von einem der Schwimmer hörte, dem es enge zu werden anfing.

„He!" sagte der Pariser, „ist ein Seekalb unter uns, so sage er es."

„Ich werde müde," erwiederte Numero 3; „ich fühle, daß mir der Athem fehlt."

„Schwimm auf dem Rücken!" sagte Herbel, „ich werde Dich antreiben."

Der Flüchtling drehte sich
te einen Augenblick in dieser
ndte er sich wieder um.

„Bist Du schon nicht mehr müde?“ fragte der
ariser.

„Nein, doch dieses Wasser ist eiskalt, und ich
riere.“

„Es hat allerdings keine fünfunddreißig Grad
Wärme.“

„Warte,“ sagte Herbel, indem er mit einer Hand
schwamm und seine Flasche Numero 3 reichte.

„Es wird mir unmöglich sein, mich auf dem
Wasser zu halten und zu trinken.“

Der Pariser schob ihm die Hand unter der Achsel
durch.

Numero 3 ergriff die Flasche und nahm ein
paar Schlücke.

„Ah!“ sagte er, „das rettet mir das Leben.“

Und er reichte die Flasche Herbel.

„Und der Pariser, wird er nichts für seine Mühe
haben?“

„Trink geschwinde,“ sagte Herbel, „wir verlieren
Zeit.“

„Man verliert nie Zeit, wenn man trinkt,“ er-
wiederte der Pariser.

Und er nahm auch ein paar Schlücke von der
alkoholischen Flüssigkeit.

„Wer will?“ sagte er, indem er die Flasche über
das Wasser emporhob.

Die zwei anderen Flüchtlinge streckten die Hand
aus, und Jeder schöpfte neue Kräfte aus dem Feuer-
behälter.

Die Flasche kam zu Herbel zurück, und dieser :stigte sie wieder an seinem Halse.

„Nun, Du trinkst nicht?“ fragte ihn der Pa- er.

„Ich habe noch Wärme und Kräfte,“ antwortete :rbel, „und ich bewahre, was in der Flasche bleibt, r Einen, der mehr ermüdet ist als ich.“

„O großer weißer Pelican,“ rief der Pariser, ch bewundere Dich, doch ich ahme Dir nicht nach.“

„Stille!“ sagte Numero 4, „ich höre vor uns rechen.“

„Und zwar, Gott verdamme mich, Niederbreta- sch sprechen!“

„Wie können sich Bretagner im Hafen von Ports- nouth finden?“

„Stille!“ sagte Herbel, „wir wollen uns so viel ls möglich dem schwarzen Punkte nähern, den wir or uns haben, und der mir ganz aussieht wie eine Schlupe.“

Er täuschte sich nicht, die Stimme kam von da.

„Stille doch!“

Man schwieg, und man hörte ein Geräusch von udern, die das Meer peitschten.

„Geben wir auf die Barke Acht,“ sagte leise iner von den Flüchtlingen.

„Sie hat kein Licht: sie wird uns nicht sehen.“

Sie kam in der That auf zehn Klafter an den flüchtlingen vorüber, ohne sie zu bemerken; nur etzte sie einen Austausch von Worten mit der Schlupe ort.

„Halte gut Wache, Pitcaern,“ sagte eine Stimme, und in zwei Stunden kommen wir mit Münze zurück.“

„Seid unbesorgt," sprach eine Stimme, welche von Bord kam und ohne Zweifel die von Pitcaern war, „man wird gut Wache halten."

„Aber Tag Gottes!" sagte Numero 3, „wie kommt es, daß Landsleute im Hafen von Portsmouth sind?"

„Ich werde Dir das sogleich erklären," erwiederte Herbel; „mittlerweile sind wir gerettet."

„Mache, daß das bald geschieht," sagte Numero 3, „denn ich fühle mich nicht mehr, so friere ich."

„Ich ebenso," fügte Numero 4 bei.

„Seid ruhig," sprach Herbel; „haltet Euch hier, wenn Ihr könnt, ohne zurückzuweichen oder vorzurücken, und laßt mich machen."

Und wie ein Delphin die Woge durchschneidend, rückte er in der Richtung der Schlupe vor.

Die vier Flüchtlinge näherten sich einander, so viel sie konnten, und schauten mit allen ihren Augen und horchten mit allen ihren Ohren, um für jedes Ereigniß bereit zu sein.

Zuerst sahen sie Pierre Herbel in der durch den Schatten, welchen die Schlupe auswarf, noch dichter gewordenen Dunkelheit verschwinden; sodann hörten sie folgenden Dialog in Niederbretanisch, den zwei Schwimmer, von welchen der Eine von Saint-Brieuc war, der Andere von Guimperlé, ihren Gefährten übersetzen konnten; es war offenbar Pierre Herbel, der ihn hervorrief.

„Oho! Barke, oho! Hülfe!"

Eine Stimme, in der man diejenige erkannte, welche man schon gehört hatte, antwortete:

„Wer verlangt dort Hülfe?"

„Ein Kamerad, ein Landsmann von Wallis!“

„Von Wallis? von welchem Theile von Wallis?“

„Von der Insel Anglesey ... Ei! geschwinde, Hülfe, oder ich sinke unter.“

„Hülfe, Hülfe, das ist bald gesagt; doch was machst Du da mitten im Hafen?“

„Ich bin Matrose an Bord des englischen Schiffes die Krone; man hat mich ungerecht gestraft, ich desertire.“

„Was verlangst Du?“

„Einen Augenblick Ruhe, der mir die Kräfte gibt, das Land zu erreichen.“

„Warum sollte ich mich dem Gefängnisse für einen Menschen aussetzen, den ich nicht kenne? ... Suche das Weite!“

„Wenn ich Dir aber sage, ich sinke unter, wenn ich Dir sage, ich ertrinke!“

Und man hörte, wie die Stimme durch die Welle, welche über den Kopf des Schwimmers hinging, abgeschnitten wurde.

Die Scene war so gut gespielt, daß die Flüchtlinge einen Augenblick glaubten, ihr Kamerad ertrinke wirklich, und sich mehrere Klafter der Schlupe näherten.

Doch die Stimme ließ sich bald aufs Neue hören.

„Herbei!“ sagte sie, „zu Hülfe! Du wirst einen Landsmann nicht umkommen lassen, während Du, um ihn zu retten, nur ein Tau auszuwerfen hast.“

„Vorwärts! drehe Dich nach dem Backbord!“

„Ah! mein Gott! bist Du es nicht, Pitcaern?“

„Doch, ich bin es,“ antwortete der Matrose ertaunt: „Und wer bist Du?“

„Wer ich bin? Das Tau! das Tau! Ich sinke unter . . . ich ertrinke . . . das T . . .“

Zum zweiten Mal ging die Welle über den Kopf des Schwimmers hin.

„Ei! alle Teufel! hier ist es, das Tau! Hälist Du es?“

Man hörte jenes Brummeln des Untersinkenden, der antworten will, dessen Athmungswege aber durch das Wasser versperrt sind.

„Gut!“ rief Pitcaërn, „laß nicht los .... Ah! Du siehst mir aus, wie ein trefflicher Seemann; hätte man das gewußt, so würde man ein auf zwei Rollen laufendes Fauteuil eingeschifft haben, um den Herrn an Bord zu bringen.“

Doch der wallisische Matrose hatte kaum Zeit, seinen Scherz zu vollenden, als Herbel, der über die Schanzverkleidung der Schlupe gestiegen war, seinen Freund Pitcaërn um den Leib packte, rücklings auf das Verdeck warf, ihm das Messer an die Kehle hielt, und seinen Gefährten französisch zurief:

„Herbei, Kameraden! steigt über Backbord! wir sind gerettet!“

Die Flüchtlinge ließen sich das nicht zweimal sagen; sie schwammen hinzu, wobei Jeder alle seine Kräfte anstrengte, und in einem Augenblicke waren alle Vier auf dem Verdecke der Schlupe.

Herbel hielt Pitcaërn unter dem Knie mit dem Messer an der Kehle.

„Bindet und knebelt mir diesen brav Burschen,

ı etwas zu Leide zu thun," sagte Pierre

ı Pitcaërn fuhr er fort:
ber Pitcaërn, Du mußt uns diese kleine
; wir sind keine englischen Deserteurs,
oſen, die von den Pontons entweichen;
nun von Dir Deine Schlupe, um eine
ıach Frankreich zu machen: sobald wir
ılo oder in Saint-Brieuc sind, bist

ragten die Flüchtlinge, „wie kommt es,
ıſchaft einer englischen Schlupe Nieder-
cht?"
: Mannschaft der englischen Schlupe
retaniſch, sondern wir sprechen Gäliſch."
ich gerade so weit als vorher," sagte

r daran, eine Erklärung zu haben?"
während er Pitcaërn, man muß ihm
ſkeit widerfahren laſſen, mit aller Be-
belte.
he, das wäre mir nicht unangenehm."
ol, ich will Dich alſo lehren, was man
ge gelehrt hat."
ch."
ſländer von Wallis sind ganz einfach
von Niederbretagnern, welche vor acht
rt Jahren aus Frankreich ausgewan-
ie Mutterſprache rein und unverdorben
darum sprechen die Gäliſchen Breta-
Bretagner sprechen Gäliſch."
, wenn man ſtudirt hat!" ſagte der

Pariſer; „Herbel, Du wirſt eines Tags Admiral werden.“

Mittlerweile hatte man Pitcaern geknebelt und gebunden.

„Nun,“ ſprach Pierre Herbel, „nun handelt es ſich darum, ſich wieder zu erwärmen, ſeine Kleider trocken zu machen, nachzuſehen, ob in dieſer ſeligen Schlupe ſich nicht etwas findet, was man unter die Zähne ſchieben könnte, und ſich bereit zu halten, bei Tagesanbruch aus dem Hafen auszulaufen.“

„Warum nicht ſogleich?“ fragte der Pariſer.

„Weil man nicht aus dem Hafen ausläuft, Pariſer, ehe das Admiralsſchiff das Thor durch einen Kanonenſchuß geöffnet hat.“

„Das iſt richtig,“ antworteten im Chor die Flüchtlinge.

Einer von den vier Gefährten wurde als Schildwache auf das Bugſpriet geſtellt, und die drei anderen zündeten das Feuer wieder an, das in der Kajüte ſchlummerte.

Zum Unglücke trockneten die von Seewaſſer durchnäßten Kleider nicht leicht. Man ſuchte auf allen Seiten, und man fand Hemden, Hoſen und Kittel, die den Freunden von Pitcaern gehörten; man bekleidete ſich wieder, ſo gut man konnte, und war in dieſe ernſte Beſchäftigung vertieft, als man die Stimme der Schildwache rufen hörte:

„He! da unten! Jedermann aufs Verdeck!“

In einem Augenblicke waren die drei Gefährten an dem Poſten, zu dem man ſie berief.

Nicht ohne Grund hatte man ſie kommen laſſen: man ſah drei bis vier leuchtende Punkte heranrücken,

, so wie sie sich näherten, die Form von Barken Soldaten beladen annahmen. Diese Soldaten chten ein Treibjagen im Hafen.

„Ah!“ sagte Pierre Herbel, „wir werden dem suche nicht entgehen; nun müssen wir mit Dreißig- ; bezahlen. Macht mir Freund Pitcaern ver- winden.“

„Sollen wir ihn ins Wasser werfen?“

„Nein; man muß ihn nur so verbergen, daß nan ihn nicht findet.“

„Sage doch, Pierre,“ sprach der Pariser, „wenn wir ihn in einer Hängematte verbergen und ihm die Decke bis an die Augen ziehen würden, man könnte nicht sehen, daß er geknebelt ist, und wir würden sagen, er sei krank, und fänden einen Vortheil da- bei: da sich ein Kranker nicht ganz angekleidet nieder- legt, so würde Einer von uns eine Weste, Hosen und einen Kittel, Alles ganz gewärmt, erben.“

Der Vorschlag ging einstimmig durch.

„Diejenigen, welche Niederbretanisch sprechen,“ sagte Pierre Herbel, „bleiben bei mir auf dem Ver- decke, während die Anderen Pitcaern Gesellschaft leisten; ich übernehme Alles.“

Hatte Herbel gesagt: „Ich übernehme Alles,“ so wußte man, daß man sich auf ihn verlassen konnte; der Pariser und sein Gefährte gingen auch, Pit- caern schleppend, hinab, während Herbel und die zwei Bretagner den Besuch erwarteten.

Er ließ nicht auf sich warten.

Eine von den Barken wandte sich gegen die Schlupe.

Um gut im Gesichte zu sein, stieg Pierre Herbel auf die Schanzverkleidung.

„Oho! Barke!“ rief der Capitän, der die Abtheilung commandirte.

„Gegenwärtig!“ antwortete niederbretaniſch Pierre Herbel.

„Ah! gut!“ ſagte der Capitän, „wir haben es mit Walliſern zu thun. Iſt Einer da, der die Sprache dieſer Wilden ſpricht?“

„Ich, mein Officier,“ antwortete ein Soldat; „ich bin von Caëremotra.“

„Nun, ſo befrage.“

„Oho! Barke,“ rief der Soldat walliſiſch.

„Gegenwärtig!“ wiederholte Herbel.

„Wer ſeid Ihr?“

„Die Schöne Sophie von Pembroke.“

„Woher kommt Ihr?“

„Von Amſterdam.“

„Was habt Ihr in Ladung?“

„Stockfiſch.“

„Habt Ihr nicht fünf Franzoſen geſehen, die von den Pontons entwichen ſind?“

„Nein! doch wenn wir ſie ſehen, mögen ſie ruhig ſein.“

„Was werdet Ihr ihnen thun!“

„Wir werden ſie behandeln, wie ſie es verdienen.“

„Was ſagen ſie?“ fragte der Capitän.

Der Soldat überſetzte den Dialog.

„Es iſt gut!“ rief der Officier. „Tod den Franzoſen und es lebe König Georg!“

„Hurrah!“ antworteten die drei Bretagner.

Die Barke entfernte ſich.

„Glückliche Reiſe!“ ſagte Pierre Herbel. „Und

in einer halben Stunde Tag ſein wird,
en Anker lichten und uns ſegelfertig

ünf Flüchtlinge brachten eine Stunde in
ſten Bangigkeit zu; endlich ſtreifte eine
nie den öſtlichen Horizont; das iſt das,
ı England die Morgenröthe nennt.
zu gleicher Zeit erſchien ein lebhafter
lgt von einem Knalle, der auf den Wällen
ſich am Ufer brach, an den Flanken eines
n Dreideckers, der wie eine bewegliche
Eingang des Hafens bewachte.
ır das Signal für die Schlupe, den Anker

gte auch nicht eine Secunde um Erlaubniß.
ßte die Flagge Groß-Britanniens auf und
ıen Piſtolenſchuß am Admiralsſchiffe vor-

überfahren ſchwang Herbel, der auf der
idung ſtand, ſeinen Hut und ſchrie mit
ſeiner Lunge:
ḥ für König Georg!"
t an Bord der Schlupe war nicht üppig;
rgleiche mit denen der Pontons waren
der fünf Gefangenen wahre Schmäuſe.
vir ihnen die Gerechtigkeit widerfahren:
ieſer Mahle durfte der unglückliche Pit-
l nehmen. Mit der Gefahr hatte die
ihn aufgehört: man hatte ihm Knebel
abgenommen, und Pierre Herbel hatte
g auf ihn die kymriſche Geſchichte wie-
ıgen, die er ſeinen Gefährten gegeben.

„Oho! Barke!“ rief der Capitän, der die Abtheilung commandirte.

„Gegenwärtig!“ antwortete niederbretanisch Pierre Herbel.

„Ah! gut!“ sagte der Capitän, „wir haben es mit Wallisern zu thun. Ist Einer da, der die Sprache dieser Wilden spricht?“

„Ich, mein Officier,“ antwortete ein Soldat; „ich bin von Caëremotra.“

„Nun, so befrage.“

„Oho! Barke,“ rief der Soldat wallisisch.

„Gegenwärtig!“ wiederholte Herbel.

„Wer seid Ihr?“

„Die Schöne Sophie von Pembroke.“

„Woher kommt Ihr?“

„Von Amsterdam.“

„Was habt Ihr in Ladung?“

„Stockfisch.“

„Habt Ihr nicht fünf Franzosen gesehen, die von den Pontons entwichen sind?“

„Nein! doch wenn wir sie sehen, mögen sie ruhig sein.“

„Was werdet Ihr ihnen thun!“

„Wir werden sie behandeln, wie sie es verdienen.“

„Was sagen sie?“ fragte der Capitän.

Der Soldat übersetzte den Dialog.

„Es ist gut!“ rief der Officier. „Tod den Franzosen und es lebe König Georg!“

„Hürrah!“ antworteten die

Die Barke entfernte sich.

„Glückliche Reise!“ sagte Pierre Und

n, da es in einer halben Stunde Tag sein wird, ıt uns den Anker lichten und uns segelfertig chen."

Unsere fünf Flüchtlinge brachten eine Stunde in : grausamsten Bangigkeit zu; endlich streifte eine iuliche Linie den östlichen Horizont; das ist das, s man in England die Morgenröthe nennt.

Beinahe zu gleicher Zeit erschien ein lebhafter hein, gefolgt von einem Knalle, der auf den Wällen ılief und sich am Ufer brach, an den Flanken eines jestätischen Dreideckers, der wie eine bewegliche stung den Eingang des Hafens bewachte.

Das war das Signal für die Schlupe, den Anker lichten.

Sie fragte auch nicht eine Secunde um Erlaubniß.

Man hißte die Flagge Groß-Britanniens auf und)r auf einen Pistolenschuß am Admiralsschiffe vor- er.

Im Vorüberfahren schwang Herbel, der auf der hanzverkleidung stand, seinen Hut und schrie mit er Macht seiner Lunge:

„Hurrah für König Georg!"

Die Kost an Bord der Schlupe war nicht üppig; h im Vergleiche mit denen der Pontons waren Mahle der fünf Gefangenen wahre Schmäuse.

Lassen wir ihnen die Gerechtigkeit widerfahren: jedem dieser Mahle durfte der unglückliche Pit- ern Theil nehmen. Mit der Gefahr hatte die renge für ihn aufgehört: man hatte ihm Knebel d Bande abgenommen, und Pierre Herbel hatte Beziehung auf ihn die kymrische Geschichte wie- : angefangen, die er seinen Gefährten gegeben.

Pitcaern hatte begriffen, war aber nicht getröstet; nur gelobte er sich fortan, denjenigen zu mißtrauen, welche Gälisch mit ihm sprechen würden.

So oft man ein Schiff im Angesichte hatte, zwang man Pitcaern, ins Zwischendeck hinabzugehen. Man hatte sehr oft Schiffe im Angesicht. — Doch das Fahrzeug war von englischer Construction; es führte ein wesentlich britisches Segelwerk; es hatte an seiner Gabel die drei Leoparden von England, den Löwen von Schottland, die Leier von Irland und sogar die drei Lilien von Frankreich, die erst zwanzig Jahre später verschwanden.

Es ließ sich unmöglich annehmen, eine französische Nußschale wage sich so unter die englischen Kreuzer, und Niemand fiel es ein, fünf französische Gefangene in diesen so ruhig auf dem Verdecke liegenden Matrosen zu sehen, die es dem Winde und den Segeln überließen, ihre Arbeit zu verrichten. Man segelte in der That vor dem Winde, und man brauchte sich um nichts zu bekümmern.

Am andern Morgen, das heißt vierundzwanzig Stunden nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Portsmouth, erblickte man deutlich das Cap de la Hogue.

Es handelte sich darum, den Wind zu pressen, um es nicht zu umschiffen, sonst gerieth man in die Archipele der Inseln Aurigny, Guernesey, Jersey, englische Besitzungen seit Heinrich I., und unbequeme Wüsteneien unserer Küsten.

Man preßte den Wind und segelte gerade auf Beaumont zu.

Es wäre schwer, die Gefühle auszudrücken, die

r Gefar enen überſtrömten, als ſie,
die Erde Frankreichs wie einen Nebel
elbe auf eine ſolidere Weiſe mit ihren
n Häfen, ihren Kriken, ihren Terrain-
rvortreten ſahen.
ſie gar weiße Häuſer mit ihren Rauch-
kten, waren ſie dergeſtalt in dieſe Be-
ieft, daß ſie die engliſche Flagge einzu-
en.
nonenkugel, die das Waſſer hundert
er Schlupe aufſpritzen machte, entzog
iſe.
ſagten die Franzoſen erſtaunt, „was
nn? ſie ſchießen auf uns!“
n, alle Teufel! nicht auf uns ſchießen
ete Herbel, „ſondern auf dieſen blauen

og raſch die Flagge ein; doch es war
ſchöne Sophie war ſignaliſirt. Ueber-
, in Ermangelung der Flagge, ihr gan-
Gang verrathen.
i der Marine wie bei der Bevölkerung:
endſte Engländerin, und wäre ſie in
zogen worden, mitten unter eine Gruppe
treten und Ihr werdet die Engländerin

te alſo die Schlupe doppelt erkannt: an
ire. Herbel mochte auch die Flagge
ziehen, eine zweite Kugel folgte auf die
ug ſo nahe bei der Schönen Sophie
das Waſſer bis auf das Verdeck ſpritzen

„Ah!“ sagte der Pariser, „sie erkennen also offen-
die Freunde nicht?“
„Was ist zu thun?“ fragten die Anderen.
„Vorrücken,“ antwortete Herbel; „es ist wahr-
scheinlich keine französische Flagge an Bord der
Schlupe, und es wird uns dasselbe in jedem Hafen
begegnen, wo wir erscheinen.“
„Gut!“ sagte der Pariser, „man wird wohl ein
Tischtuch, eine Serviette, ein Hemd finden.“
„Ja,“ erwiederte Herbel, „doch mittlerweile sind
wir signalisirt, nicht wahr? wir sind als Engländer
signalisirt . . . und seht, dort macht sich eine Cor-
vette gegen uns segelfertig. In zehn Minuten wird
sie Jagd auf uns machen. Nehmen wir die Jagd
an, so werden wir eingeholt, und in einer Stunde
sind wir in den Grund gebohrt; denn welches Mittel
haben wir, wenn sie auf uns jagen, ihnen begreif-
lich zu machen, wir seien Franzosen. Vorwärts also,
meine Kinder und es lebe Frankreich!“
Es erscholl der einstimmige Ruf: „es lebe Frank-
reich!“ und man fuhr fort, gerade auf Beaumont zu
steuern.
Einen Augenblick hörte das Feuer auf. Man
hätte glauben sollen, die Kanoniere machen sich die
Reflexion, diese Schlupe hätte keine große Chance,
ihre Landung an der französischen Küste zu bewerk-
stelligen.
Nach einer Minute aber zerbrach eine neue Lag
diesmal besser gerichtet, eine Raa und stieß d
Schiffsverkleidung der Schönen Sophie ab.
„Auf,“ rief Herbel, „es ist nicht mehr zu zöge
hängt einen weißen Fetzen an die Spitze eines Bo

macht Zeichen, daß wir parlamentiren

, was Herbel verlangte.
man nun den weißen Fetzen nicht, oder
nicht an das Parlamentiren. Das
fort.
dieser Zeit hatte sich Pierre Herbel

ufels machst Du?" fragte der Pariser;
nen Deinen Hintern zeigen? Das ist

rwiederte Herbel, „doch ich will ihnen
ir sind."
gleicher Zeit stürzte er sich von der
ung köpflings hinab und verschwand
ber nur um zwanzig Minuten weiter
heinen.
te sich schwimmend gerade nach dem

ipe ihrerseits braßte auf, zum Zeichen,
chaus nicht die Absicht, sich von der
rnen.
licke dieses Mannes, der sich ins Wasser
Schiffes, das sich selbst überlieferte, hörte
f; bald sah man ein Fahrzeug dem
ntgegenkommen.
bootsmann, der dieses Fahrzeug com-
r gerade aus Malo.
en Zufall, den nur die Umstände wun-
n, hatte Pierre Herbel seinen ersten
der Küstenfahrerei unter dem alten
ommen.

Die Flüchtlinge ließen sich das nicht zweimal agen. In einem Augenblicke bedeckte sich das kleine Schiff mit Segeln und rückte gegen den Hafen vor, — diesmal nicht mehr unter dem Lärmen des Musetenfeuers, sondern unter dem wiederholten Rufe: „Es lebe Frankreich! es lebe Frankreich!“

Die ganze Bevölkerung von Beaumont war auf dem Hafendamme.

Die fünf Flüchtlinge landeten.

Pierre Herbel küßte die Erde, wie es ein alter Römer gethan hätte.

Die Andern warfen sich dem Ersten dem Besten n die Arme. Was lag daran, wer die Ersten die sten waren? waren es nicht Brüder? . . Der riser wandte sich besonders an seine Schwestern.

Während dieser Zeit schaute der arme Pitcaern se allgemeine Freude sehr traurig an.

„Ei!“ fragte der alte Berthaut, „was für ein rsche ist denn das, der keinen Theil nimmt am ste?“

„Das ist der Engländer, der uns sein Schiff gehen hat,“ erwiederte lachend Pierre Herbel.

„Geliehen!“ sagte Berthaut; „ein Engländer hat ch sein Schiff geliehen? Er komme doch, und wir llen ihn mit Rosen bekränzen.“

Herbel hielt Berthaut zurück, der in seiner Beisterung Pitcaern an sein Herz drücken wollte.

„Alles schön!“ sprach Herbel, „er hat es uns liehen, wie wir Jersey König Georg leihen, mit lt.“

„O! dann ist es etwas Anderes,“ sagte Berthaut. ! Du entweichst nicht nur, sondern während Du

Während er schwamm, erkannte er ihn und rief ihn bei seinem Namen.

Der Seemann hob den Kopf empor, hielt die Hand über seine Augen, verließ das Steuerruder, um nach dem Vordertheile zu laufen, und rief:

„Gott verdamme mich, wenn es nicht Pierre Herbel ist, der zu uns kommt!"

„Pfui doch! Vater Berthaut!" erwiederte Herbel, „es ist ein englischer Fluch, den Ihr mir da zugeschleudert habt, und so empfängt man einen Kameraden, und besonders einen Zögling nicht. Guten Morgen, Vater Berthaut! wie befindet sich Eure Frau? was machen Eure Kinder?"

Und indem er sich an die Barke anklammerte, sagte er:

„Ja, bei Unserer lieben Frau von Saint-Brieuc, ich bin Pierre Herbel, und ich komme von fern, dafür stehe ich Euch!"

Und ganz triefend warf er sich in die Arme des Hochbootsmannes.

Die Schlupe war so nahe bei der Barke, daß die vier Gefährten von Herbel diese kindliche Umarmung sehen konnten.

„Es lebe Frankreich!" riefen sie einstimmig.

Der Ruf gelangte zum Boote.

„Es lebe Frankreich!" antworteten die Matrosen, welche Pierre Herbel aufgenommen hatten.

„Ah!" sagte der Vater Berthaut, „das sind also auch Freunde?"

„Ich glaube wohl, und Ihr werdet selbst urtheilen."

Herbel winkte der Schlupe, herbeizukommen.

Die Flüchtlinge ließen sich das nicht zweimal
en. In einem Augenblicke bedeckte sich das kleine
iff mit Segeln und rückte gegen den Hafen vor,
diesmal nicht mehr unter [illegible]n Lärmen des Mus-
nfeuers, sondern unter dem wiederholten Rufe:
s lebe Frankreich! es lebe Frankreich!"
Die ganze Bevölkerung von Beaumont war auf
i Hafendamme.
Die fünf Flüchtlinge landeten.
Pierre Herbel küßte die Erde, wie es ein alter
mer gethan hätte.
Die Andern warfen sich dem Ersten dem Besten
die Arme. Was lag daran, wer die Ersten die
ten waren? waren es nicht Brüder? . . Der
rifer wandte sich besonders an seine Schwestern.
Während dieser Zeit schaute der arme Pitcaern
e allgemeine Freude sehr traurig an.
„Ei!" fragte der alte Berthaut, „was für ein
rsche ist denn das, der keinen Theil nimmt am
te?"
„Das ist der Engländer, der uns sein Schiff ge-
en hat," erwiederte lachend Pierre Herbel.
„Gelieben!" sagte Berthaut; „ein Engländer hat
h sein Schiff gelieben? Er komme doch, und wir
len ihn mit Rosen bekränzen."
Herbel hielt Berthaut zurück, der in seiner Be-
isterung Pitcaern an sein Herz drücken wollte.
„Alles schön!" sprach Herbel, „er hat es uns
eben, wie wir Jersey König Georg leihen, mit
walt."
„O! dann ist es etwas Anderes," sagte Berthaut.
h! Du entweichst nicht nur, sondern während Du

veichst, machst Du noch Gefangene! Das ist Deine
che! Ein schöner Seemann, und eine hübsche
hlupe, bei meiner Treue! Die Schlupe ist fünf-
ıdzwanzigtausend Livres wie einen Liard werth:
ınftausend Franken Jedem."

„Pitcaërn ist nicht Gefangener," entgegnete
Herbel.

„Wie, Pitcaërn ist nicht Gefangener?"

„Nein, und seine Schlupe wird nicht verkauft
werden."

„Warum nicht?"

„Pitcaërn ist in die Falle gerathen, weil er
Bretanisch spricht und ein gutes Herz hatte; ein dop-
pelter Grund, daß wir ihn als Landsmann be-
handeln."

Herbel winkte sodann dem Walliser und sagte
niederbretanisch zu ihm:

„Komm hierher, Pitcaërn."

Pitcaërn hatte nichts Besseres zu thun, als zu
gehorchen, und er gehorchte; doch traurig, wider
Willen, und trotzend wie ein Bullenbeißer, der seinen
Meister gefunden hat.

„He!" rief Herbel, „alle Niederbretagner möge
hierher kommen."

Es bildete sich ein großer Kreis.

„Meine Freunde," sprach Herbel, indem er ihn
Pitcaërn vorstellte, „das ist ein Landsmann, d
wir heute ein gutes Mahl geben müssen, denn
kehrt morgen früh nach England zurück."

„Bravo!" riefen alle Seeleute, indem sie Pitc
die Hand reichten.

Pitcaërn begriff das nicht; er glaubte, er

o einem ihm unbekannten Winkel des Fürsten-
s Wales gelandet.
Jedermann sprach wallisisch.
Herbel erzählte ihm, was vorging, und was von
und seiner Schlupe beschlossen worden war.
Der arme Teufel wollte nicht daran glauben.
Wir werden es nicht versuchen, eine Scene von
i Schmause zu geben, dessen Helden die fünf Ge-
genen und der brave Pitcaërn waren. Man
hte den Abend bei Tische, die Nacht beim
ize zu.
Am andern Tage geleiteten Gäste, Tänzer und
zerinnen Pitcaërn zur Schönen Sophie zu-
, die er verproviantirt fand, wie sie es nie ge-
en war; sodann half man ihm seine Segel auf-
en und den Anker lichten; endlich, da der Wind
war, lief er majestätisch aus dem Hafen aus,
er dem Rufe: „Es leben die Bretagner! es leben
Walliser!"
Und da das Wetter an diesem Tage und am
ern schön war, so hat man alle Ursache, zu glau-
, der brave Pitcaërn und die Schöne Sophie
n glücklich in England gelandet, und die Erzäh-
g dieses Abenteuers setzt heute noch die Einwohner
Stadt Pembroke in Erstaunen.

XXXVII.

Die Schöne Therese.

Man begreift, daß die von uns soeben erzählten
ignisse, vergrößert durch die bretanische Poesie,

durch die Pariser Aufschneiderei, Pierre
einen Ruf des Muthes und der Klugheit ver-
ten, der ihn rasch ihn die erste Linie unter seinen
ihrten setzte, die ihm um so mehr Dank wußten,
er ihr Gefährte war, als es Jedermann bekannt,
, er einer der ersten Familien, nicht nur von Bre-
me, sondern auch von Frankreich angehörte.
Während der paar Jahre des Friedens, welche
uf die Anerkennung durch England der ameritani-
chen Unabhängigkeit folgten, machte Pierre Herbel,
um seine Zeit nicht zu verlieren, als Second und als
Capitän auf Handelsschiffen, eine Reise in den Golf
von Mexico und zwei Reisen nach Indien, eine nach
Ceylon, die andere nach Calcutta.
Dem zu Folge als der Krieg mit mehr Wuth
als je 1794 und 1795 wieder ausbrach, suchte
Herbel beim Convente um ein Capitänspatent an,
das ihm, kraft seiner früheren Dienste, ohne irgend
eine Schwierigkeit bewilligt wurde.
Mehr noch: da Pierre Herbel wegen seiner Un-
eigennützigkeit und des ganz nationalen Hasses, den
er gegen die Engländer hegte, bekannt war, so er-
mächtigte man ihn, seine Corvette oder seine Brigg
wie er wollte, zu bemannen. Es wurde ihm zu die
sem Ende ein Credit von fünfmalhunderttausen
Franken eröffnet, und man gab im Arsenal von Br
Befehl, den Capitän Herbel alle Waffen nehmen
lassen, die er zur Ausrüstung seines Schiffes
nothwendig erachten würde.
Es war damals auf den Werften von St. M
eine hübsche Brigg von fünf- bis sechshundert To

in ihrem thume mit wahrem
war, wobei er ſich ſagte:
welchem dieſes Schiff gehören würde,
it zwölf Mann Equipage in Friedens-
ıdel mit Indigo und Cochenille zu
ndert und fünfzig Mann in Kriegs-
ie Engländer Jagd zu machen, hätte
ig von Frankreich einſt als ſeinen
ten."
erbel ſeine Commiſſion, ſeinen Credit
derttauſend Franken und ſeine Er-
Rhede von Breſt auszurüſten, hatte,
r Beharrlichkeit als je auf der Werfte
wie eine Seeblume die Schöne
ß.
el hatte die Brigg mit dem Namen
das er liebte, getauft.
nicht lange, um den Handel abzu-
pitän kaufte, im Namen der Regie-
tern die Brigg ab, und konnte folg-
ihrer Conſtruction, nämlich ihr Maſt-
akelwerk leiten.
in Vater für ſeine einzige Tochter,
e Communion machen ſoll, die Co-
e Pierre Herbel für ſeine Brigg hatte.
ſt die Länge und die Dicke der Ma-
aen; er kaufte ſelbſt auf dem Markte
für ihr Segelwerk beſtimmte Tuch;
nen Augen das Kupfer nageln, das
en ſollte, und ließ ihr lebendes Werk
alen, ſo daß ſich in einiger Entfer-
ſskörper mit den Wellen vermengt

and. Er ließ zwölf Stückpforten auf jede Seite und zwei am Hintertheil anbringen; als diese Vorbereitungsarbeit gethan war, berechnete er das Gewicht, welches dem natürlichen Gewichte der Brigg das ihrer völligen Ausrüstung beifügen würde, ersetzte es durch einen Ballast von gleichem Gewichte, fuhr dann längs der Küste von Bretagne hin, nahm zuweilen seinen Flug wie ein Seevogel, der seine Flügel versucht, umsegelte die Spitze von Sillon, kam zwischen der Insel Raz und Saint-Pol-de-Léon durch, umsegelte das Cap Renan und lief in dem Hafen von Brest ein, in seinem Gefolge drei bis vier englische Schiffe schleppend, wie ein hübsches junges Mädchen drei bis vier Verliebte nach sich zieht.

In der That, es wäre eine schöne Prise gewesen, die der Schönen Therese; doch die Schöne Therese war Jungfrau, und suchte gerade in Brest die Mittel, ihre Jungfrauschaft zu bewahren.

Man muß sagen, daß hinsichtlich der Vertheidigung ihr Capitän nichts sparte; sie erhielt in ihr falsches Verdeck einundzwanzig Zwölfpfünder, welche nicht durch Backbord und Steuerbord schauten, und zwei Vierundzwanzigpfünder, die am Vordertheile untergebracht wurden, für den Fall, daß sie, hätte sie es mit einer zu starken Partei zu thun, sich genöthigt sähe, die Flucht zu ergreifen, wo es ihr dann, indeß sie flöhe, nicht unangenehm wäre, wie jene Parthen furchtbaren Andenkens, ihren doppelten Pfeil abzuschießen.

Und dennoch, wenn es nöthig war, daß man in der Schönen Therese nur ein ehrliches Handels-

das seine Geschäfte betrieb, hatte kein Schiff
ıng, der jungfräulicher als der ihre.
ın machten ihre einundzwanzig Zwölfpfünder
:chritt rückwärts, ihre Vierundzwanzigpfünder
)ren ehernen Hals in das falsche Verdeck zu-
ıe Friedensflagge flatterte harmlos an ihrer
, ein Tuchstreifen von derselben Farbe wie sein
dehnte sich über die ganze Linie seiner Stück-
en aus, welche ganz einfach Athemöffnungen
en.

Seine hundertfünfzig Mann Equipage legten sich
ıs falsche Verdeck, und die acht bis zehn Mann,
/e genügen, um das Manöver einer Brigg zu
gen, trieben sich entweder träg auf dem Verdeck
ıher, oder stiegen, um eine frischere Luft zu ge-
ßen, in die Mastkörbe, oder — die Matrosen sind so
unenhaft! — belustigten sich damit, daß sie auf der
oßen oder kleinen Braastange ritten, und von da
oren Kameraden Nachricht über das gaben, was in
den acht bis zehn Orten vorging, welche den kreis-
förmigen Horizont bildeten, den ein Schiff mit sich
führt, sobald es nur noch das Meer unter seinem
Kiele und den Himmel über seinen Masten hat.

Unter diesem friedlichen Gange lief die Brigg
die Schöne Therese sechs Knöpfe in der Stunde
an einem schönen Morgen des Monats September
1798 zwischen der Insel Bourbon und den Inselchen
Amsterdam und St. Paul, das heißt in der großen
Seefurche, die sich von der Meerenge der Sonde bis
Tristan d'Acunha erstreckt, und in die sich natürlich
alle Schiffe ziehen, welche, um nach Europa zurück-

zukehren, das Cap der guten Hoffnung umsegeln müssen.

Man wird uns vielleicht einwenden, sechs Knöpf in der Stunde sei ein sehr kleiner Marsch; worau wir antworten, der Wind sei sanft gewesen, das Schif scheine keine Eile gehabt zu haben, und statt unte allen seinen Segeln zu gehen, habe es sich darau beschränkt, seine große Marssegel, seine Focksegel un seinen großen Klüver zu entfalten.

Was die andern Segel betrifft, man bewahrt sie, wie es scheint, für eine bessere Gelegenheit.

Plötzlich rief eine Stimme, welche vom Himme zu kommen schien:

„Ho! da unten, ho!"

„Holla!" antwortete, ohne sein Spiel zu ver lassen, der Hochbootsmann, der auf dem Vordertheil mit dem Steuermann Karten spielte, „was gibt es?"

„Ein Segel!"

„In welcher Richtung?"

„Unter dem Winde zu uns."

„He! dort," sagte sein Spiel fortsetzend der Hoch bootsmann, „benachrichtige den Capitän."

„Ah! ja, ein Segel! ein Segel!" riefen alle M trosen, welche theils auf dem Verdecke, theils auf d Schanzverkleidung zerstreut waren.

In der That, eine das Schiff, das am Horiz erschien, aufhebende Welle hatte es dem Auge Matrosen sichtbar gemacht, während das Auge e einfachen Passagiers nur den Flug einer den G der Wogen streifenden Möve gesehen hätte.

Bei dem Rufe: „Ein Segel!" sprang ein

anzigjähriger junger Mann auf das

egel?" rief er ebenfalls.

enden Matrosen standen sogleich auf; die-
welche ihren Hut auf dem Kopfe hatten,
ihn in die Hand.

, Capitän," antworteten einstimmig die
l.

er ist da oben?" fragte er.

er Pariser," erwiederten ein paar Stimmen.

e! da oben, hast Du immer noch Dein gutes
t, Pariser," fragte der Capitän, „oder soll ich
mein Fernrohr hinaufschicken?"

„Ah!" rief der Pariser, „unnöthig, ich sehe von
aus die Stunde auf der Uhr der Tuilerien."

„Dann kannst Du uns sagen, was für ein Schiff
ist."

„Es ist eine große Brigg, die wohl sechs bis acht Zähne mehr hat als wir, und den Wind preßt, um sich gegen uns zu wenden."

„Unter welchem Segel fährt es?"

„Unter seinen großen Bramsegeln, seinen Marssegeln, seinem Focksegel, seinem großen Klüver und seiner Brigantine."

„Hat es uns gesehen?"

„Wahrscheinlich, denn es läßt sein großes Segel fallen, und hißt seine Bramsegel auf."

„Ein Beweis, daß es mit uns sprechen will," sagte eine Stimme in der Nähe des Capitäns.

Der Capitän wandte sich um, um zu sehen, wer sich erlaube, in ein Gespräch sich zu mischen, welches so interessant war, wie das, das er führte. Er er-

kannte einen von ſeinen Lieblingsmatroſen, Pierre Berthaut, Sohn des alten Berthaut, der ihn zehn Jahre früher als Flüchtling im Hafen von Beaumont aufgenommen hatte.

„Ah! Du biſt es," ſagte er lachend, indem er ihm auf die Schulter klopfte.

„Ja, Capitän, ich bin es," antwortete der junge Mann, das Lachen durch ein Lachen erwiedernd, wobei er eine doppelte Reihe herrlicher Zähne zeigte.

„Und Du glaubſt, es wolle mit uns ſprechen?"

„Ei! das iſt meine Idee!"

„Nun wohl, mein Junge, benachrichtige den Batteriechef, wir haben ein verdächtiges Segel im Geſichte, damit er ſich in den Stand ſetzt."

Pierre tauchte in eine Lucke und verſchwand.

Der Capitän ſchaute empor und rief:

„He! Pariſer!"

„Capitän!"

„Welchen Gang hat das Schiff?"

„Ganz militäriſch, Capitän, und obgleich es nicht möglich iſt, ſeine Flagge zu ſehen, würde ich für ein Goddamer ſprechen."

„Ihr hört Kameraden? iſt Einer unter Euch, der die geringſte Luſt hat zurückzukehren, und eine Tour auf die Pontons zu machen?"

Fünf bis ſechs Matroſen, welche die engliſche Gaſtfreundſchaft gekoſtet hatten, antworteten einſtimmig:

„Ich nicht! ich nicht, tauſend Donner!"

„Nun denn, wir wollen vor Allem ſchauen, ob man es auf uns abgeſehen hat, und ſind wir in ſeinen Abſichten ſicher, ſo wollen wir ihn mit den unſern bekannt machen. Zieht alle Segel der Schönen

e auf, Kinder, damit wir den Engländern
was die Söhne von St. Malo zu thun
."
n hatte der Capitän Befehl gegeben, als
ff, das sich, wie gesagt, einfach unter seinen
eln, seinem Fockſegel und seinem großen
and, wie eine doppelte Wolke seine Bram-
dann sein großes Segel und zugleich seine
ne entrollte.
Wind in allen seinen Segeln empfangend,
es sich sodann in die Wogen, wie ein kräf-
rsmann die Pflugschaar in die Erde eindrückt.
rat ein Augenblick des Stillschweigens ein,
em, als ob die hundertsechzig Mann, die die
des Schiffes bildeten, von Marmor ge-
ären, man keinen andern Hauch hörte, als
Windes, der die Segel anschwellte und im
bebte.
rend dieses Augenblickes kam Pierre Ber-
n Capitän zurück.
es geschehen?" fragte Herbel.
ist geschehen."
h unsere Stückpforten sind immer bedeckt?"
wissen, daß es Ihres persönlichen Befehles
im sie zu entblößen."
; ist der Augenblick gekommen, so wird man
n."
wollen diese Worte erklären, welche für den
leicht ziemlich unbegreiflich sind.
Capitän war nicht nur ein Original, wie es
l seines Standes beweist, sondern er war
spaßhafter Charakter. Beim ersten Anblicke

ot, einige Launen im Takelwerk nicht zu rechnen, welche zu entdecken man das geübte Auge eines Seemanns haben mußte, bot die Schöne Thereſe einen ebenſo friedlichen Anblick, als ihr Name reizend war.

Abgeſehen von ihren etwas ſchlanken Spieren, welche hätten auf den Glauben bringen können, ſie gehe von den Werften von New-York oder Boſton aus, oder ſtatt einer Ladung Indigo oder Cochenille führe ſie das, was man im Negerrothwälſch eine Ladung Ebenholz nennt, offenbarte nichts an ihr ihr ungeſtümes Weſen und ihren zankſüchtigen Charakter.

Mehr noch: ihre ſorgfältig in das Zwiſchendeck zurückgeſchobenen Kanonen hätten um keinen Preis der Welt ohne die Erlaubniß des Herrn durch die Stückpforten geſchaut. Dieſe Stückpforten ſelbſt waren bedeckt mit einem breiten Streifen wie das lebende Werk des Schiffes angemalten Segeltuchs. Allerdings hob ſich im Augenblicke des Kampfes dieſer Leinwandſtreifen auf wie eine Theaterdecoration und ließ einen lebhaft rothen Streifen ſehen, in deſſen Unterbrechungen die Kanonen, welche es drängte, Luft zu ſchöpfen, wollüſtig ihren ehernen Hals hinausſtreckten.

Sodann, da der Capitän Herbel der Einzige war, dem dieſer luſtige Gedanke gekommen, wußte der Engländer, daß er es mit einem Manne zu thun hatte, der, da er keinen Pardon verlange, auch keinen geben würde.

In dieſen Dispoſitionen erwartete er und ſeine Mannſchaft, daß das Schiff, welches man im Geſicht hatte, ſelbſt ſeine Dispoſitionen kundgebe.

Er hatte nicht nur alle ſeine Segel entfaltet,

nan hatte auch wie Dunstflocken alle seine
emporsteigen sehen; so daß an seinem Bord
ßen Tuch mehr war, den man nicht benützt

ut nun!" sagte der Capitän Herbel, „bekümmern
wir uns nicht mehr um jene: ich mache mich
chig, ihn von hier nach St. Malo zu führen,
daß es uns einen Zoll Terrain abgewinnen
Beliebt es uns, ihn zu erwarten, so wird er
nholen."
lber," sagten drei bis vier Matrosen, die es
drängte, als die andern, „warum sollten wir
igg nicht sogleich erwarten, Capitän?"
i! das ist Eure Sache, Kinder; bittet Ihr mich
big, so werde ich es sicherlich nicht abschlagen."
Lod dem Engländer und es lebe Frankreich!"
nstimmig die Mannschaft.
dun wohl, meine Kinder," sprach der Capitän
l, „das wird für unsern Nachtisch sein. Speisen
erst zu Mittag, und, in Betracht der Feierlich-
r Umstände, soll jeder Mann seine doppelte
Wein und sein Gläschen Rhum haben . . .
rst, Meister Koch?"
ne Viertelstunde nachher saß Jedermann bei
, und aß mit so gutem Appetit, als ob dieses
wie das von Leonidas, nicht das letzte sein

as Mahl war reizend; es erinnerte den Pariser
heitersten Stunden seiner Kindheit; im Namen
sellschaft und mit Erlaubniß des Capitäns, bat
nen Kameraden, Pierre Berthaut, genannt
=Haubon, eines von den charakteristischen

Seemannsliedern zu singen, die er so gut sang, und das, wie das ça ira, die Mitte zwischen der Marseillaise und der Carmagnole hielt.

Pierre Berthaut stand auf, ohne sich im Geringsten bitten zu lassen, und stimmte mit einem Tone, so schallend als eine Trompete, dieses zugleich tolle und furchtbare Lied an, von dem wir bedauern, daß wir weder die Melodie kennen, noch die Worte zu geben vermögen.

Sagen wir indessen, um wahr zu sein, daß, welches Vergnügen auch die Mannschaft im Allgemeinen und der Pariser insbesondere beim Anhören dieses pittoresken Liedes empfanden, sich eine so gewaltige Ungeduld zeigte, daß der Capitän Pierre Herbel genöthigt war, seinen Leuten Stillschweigen aufzuerlegen, damit der Virtuose seine achte Strophe singen konnte.

Man erinnert sich, daß Pierre Berthaut der Liebling des Capitäns war; der Capitän wollte also nicht, daß man ihm die Unart anthat, ihn zu unterbrechen.

Dank dieser Protection sang Pierre Berthaut nicht nur seine achte, sondern auch seine neunte und seine zehnte Strophe.

Hier endigte das Lied.

„Das ist Alles, Capitän," sagte der Sänger.

„Ist es wirklich Alles?" fragte Pierre Herbel.

„Ganz und gar."

„Du brauchtest Dir keinen Zwang anzuthun, wenn es noch andere Strophen hätte," erwiederte der Capitän; „wir haben Zeit."

„Es hat keine andere."

te umher und fragte dann mit

Pariſer? He! Pariſer!"
an meinem Poſten, auf der

des Liedes hatte der Pariſer
Behendigkeit eines Affen das
er ſeinen Poſten nannte.
mit unſerer Inſpection, Pa-
tän, „als wir ſie unterbrachen,
zu machen?"
tte die Ehre, Ihnen zu ſagen,
ganz militäriſchen Gang, und
nach ihrem Goddam."
mehr?"
mer gleich weit entfernt. Doch
r hätte . . ."
ſein eigenes Fernrohr in die
ungen, und ertheilte ihm, um
n, einen Tritt auf den Hintern:
Pariſer, Caſſe-Noiſette *)."
zte nach den Wänden.
mit der Behendigkeit eines Affen
tiegen, ſo ſtieg Caſſe-Noiſette,
Gerechtigkeit widerfahren laſſen,
it eines Eichhörnchens hinauf.
ir, bei Ihnen zu bleiben, Herr
Schiffsjunge.
Capitän verboten?" ſagte der

fand. Er ließ zwölf Stückpforten auf jede Seite und zwei am Hintertheil anbringen; als diese Vorbereitungsarbeit gethan war, berechnete er das Gewicht, welches dem natürlichen Gewichte der Brigg das ihrer völligen Ausrüstung beifügen würde, ersetzte es durch einen Ballast von gleichem Gewichte, fuhr dann längs der Küste von Bretagne hin, nahm zuweilen seinen Flug wie ein Seevogel, der seine Flügel versucht, umsegelte die Spitze von Sillon, kam zwischen der Insel Raz und Saint-Pol-de-Léon durch, umsegelte das Cap Renan und lief in dem Hafen von Brest ein, in seinem Gefolge drei bis vier englische Schiffe schleppend, wie ein hübsches junges Mädchen drei bis vier Verliebte nach sich zieht.

In der That, es wäre eine schöne Prise gewesen, die der Schönen Therese; doch die Schöne Therese war Jungfrau, und suchte gerade in Brest die Mittel, ihre Jungfrauschaft zu bewahren.

Man muß sagen, daß hinsichtlich der Vertheidigung ihr Capitän nichts sparte; sie erhielt in ihr falsches Verdeck einundzwanzig Zwölfpfünder, welche nicht durch Backbord und Steuerbord schauten, und zwei Vierundzwanzigpfünder, die am Vordertheile untergebracht wurden, für den Fall, daß sie, hätte sie es mit einer zu starken Partei zu thun, sich genöthigt sähe, die Flucht zu ergreifen, wo es ihr dann, indeß sie flöhe, nicht unangenehm wäre, wie jene Parthen furchtbaren Andenkens, ihren doppelten Pfeil abzuschießen.

Und dennoch, wenn es nöthig war, daß man in der Schönen Therese nur ein ehrliches Handels-

ff ſah, das ſeine Geſchäfte betrieb, hatte kein Schiff
en Gang, der jungfräulicher als der ihre.
Dann machten ihre einundzwanzig Zwölfpfünder
en Schritt rückwärts, ihre Vierundzwanzigpfünder
en ihren ehernen Hals in das falſche Verdeck zu-
k, die Friedensflagge flatterte harmlos an ihrer
bel, ein Tuchſtreifen von derſelben Farbe wie ſein
l dehnte ſich über die ganze Linie ſeiner Stück-
rten aus, welche ganz einfach Athemöffnungen
rden.
Seine hundertfünfzig Mann Equipage legten ſich
das falſche Verdeck, und die acht bis zehn Mann,
che genügen, um das Manöver einer Brigg zu
chen, trieben ſich entweder träg auf dem Verdeck
her, oder ſtiegen, um eine friſchere Luft zu ge-
ßen, in die Maſtkörbe, oder — die Matroſen ſind ſo
nenhaft! — beluſtigten ſich damit, daß ſie auf der
ßen oder kleinen Braaſtange ritten, und von da
n Kameraden Nachricht über das gaben, was in
acht bis zehn Orten vorging, welche den kreis-
nigen Horizont bildeten, den ein Schiff mit ſich
rt, ſobald es nur noch das Meer unter ſeinem
le und den Himmel über ſeinen Maſten hat.
Unter dieſem friedlichen Gange lief die Brigg
Schöne Thereſe ſechs Knöpfe in der Stunde
einem ſchönen Morgen des Monats September
18 zwiſchen der Inſel Bourbon und den Inſelchen
ſterdam und St. Paul, das heißt in der großen
efurche, die ſich von der Meerenge der Sonde bis
ſtan d'Acunha erſtreckt, und in die ſich natürlich
e Schiffe ziehen, welche, um nach Europa zurück-

zukehren, das Cap der guten Hoffnung umsegeln müssen.

Man wird uns vielleicht einwenden, sechs Knöpfe in der Stunde sei ein sehr kleiner Marsch; worauf wir antworten, der Wind sei sanft gewesen, das Schiff scheine keine Eile gehabt zu haben, und statt unter allen seinen Segeln zu gehen, habe es sich darauf beschränkt, seine große Marssegel, seine Focksegel und seinen großen Klüver zu entfalten.

Was die andern Segel betrifft, man bewahrte sie, wie es scheint, für eine bessere Gelegenheit.

Plötzlich rief eine Stimme, welche vom Himmel zu kommen schien:

„Ho! da unten, ho!“

„Holla!“ antwortete, ohne sein Spiel zu verlassen, der Hochbootsmann, der auf dem Vordertheile mit dem Steuermann Karten spielte, „was gibt es?“

„Ein Segel!“

„In welcher Richtung?“

„Unter dem Winde zu uns.“

„He! dort,“ sagte sein Spiel fortsetzend der Hochbootsmann, „benachrichtige den Capitän.“

„Ah! ja, ein Segel! ein Segel!“ riefen alle Matrosen, welche theils auf dem Verdecke, theils auf der Schanzverkleidung zerstreut waren.

In der That, eine das Schiff, das am Horizont erschien, aufhebende Welle hatte es dem Auge der Matrosen sichtbar gemacht, während das Auge eines einfachen Passagiers nur den Flug einer den Gipfel der Wogen streifenden Möve gesehen hätte.

Bei dem Rufe: „Ein Segel!“ sprang ein sech-

achtundzwanzigjähriger junger Mann auf das
)eck.

„Ein Segel?“ rief er ebenfalls.

Die ſitzenden Matroſen ſtanden ſogleich auf; die-
jen, welche ihren Hut auf dem Kopfe hatten,
men ihn in die Hand.

„Ja, Capitän,“ antworteten einſtimmig die
atroſen.

„Wer iſt da oben?“ fragte er.

„Der Pariſer,“ erwiederten ein paar Stimmen.

„He! da oben, haſt Du immer noch Dein gutes
eſicht, Pariſer,“ fragte der Capitän, „oder ſoll ich
ir mein Fernrohr hinaufſchicken?“

„Ah!“ rief der Pariſer, „unnöthig, ich ſehe von
hier aus die Stunde auf der Uhr der Tuilerien.“

„Dann kannſt Du uns ſagen, was für ein Schiff
es iſt.“

„Es iſt eine große Brigg, die wohl ſechs bis
acht Zähne mehr hat als wir, und den Wind preßt,
um ſich gegen uns zu wenden.“

„Unter welchem Segel fährt es?“

„Unter ſeinen großen Bramſegeln, ſeinen Mars-
ſegeln, ſeinem Fockſegel, ſeinem großen Klüver und
ſeiner Brigantine.“

„Hat es uns geſehen?“

„Wahrſcheinlich, denn es läßt ſein großes Segel
fallen, und hißt ſeine Bramſegel auf.“

„Ein Beweis, daß es mit uns ſprechen will,“
ſagte eine Stimme in der Nähe des Capitäns.

Der Capitän wandte ſich um, um zu ſehen, wer
ſich erlaube, in ein Geſpräch ſich zu miſchen, welches
ſo intereſſant war, wie das, das er führte. Er er-

annte einen von seinen Lieblingsmatrosen, Pierre Berthaut, Sohn des alten Berthaut, der ihn zehn Jahre früher als Flüchtling im Hafen von Beaumont aufgenommen hatte.

„Ah! Du bist es," sagte er lachend, indem er ihm auf die Schulter klopfte.

„Ja, Capitän, ich bin es," antwortete der junge Mann, das Lachen durch ein Lachen erwiedernd, wobei er eine doppelte Reihe herrlicher Zähne zeigte.

„Und Du glaubst, es wolle mit uns sprechen?"

„Ei! das ist meine Idee!"

„Nun wohl, mein Junge, benachrichtige den Batteriechef, wir haben ein verdächtiges Segel im Gesichte, damit er sich in den Stand setzt."

Pierre tauchte in eine Lucke und verschwand.

Der Capitän schaute empor und rief:

„He! Pariser!"

„Capitän!"

„Welchen Gang hat das Schiff?"

„Ganz militärisch, Capitän, und obgleich es nicht möglich ist, seine Flagge zu sehen, würde ich für ein Goddamer sprechen."

„Ihr hört Kameraden? ist Einer unter Euch, der die geringste Lust hat zurückzukehren, und eine Tour auf die Pontons zu machen?"

Fünf bis sechs Matrosen, welche die englische Gastfreundschaft gekostet hatten, antworteten einstimmig:

„Ich nicht! ich nicht, tausend Donner!"

„Nun denn, wir wollen vor Allem schauen, ob man es auf uns abgesehen hat, und sind wir in seinen Absichten sicher, so wollen wir ihn mit den unsern bekannt machen. Zieht alle Segel der Schaluppe

auf, Kinder, damit wir den Engländern
as die Söhne von St. Malo zu thun

hatte der Capitän Befehl gegeben, als
das sich, wie gesagt, einfach unter seinen
ı, seinem Fockſegel und seinem großen
ıd, wie eine doppelte Wolke seine Bram-
nn sein großes Segel und zugleich seine
entrollte.
Zind in allen seinen Segeln empfangend,
ı sich sodann in die Wogen, wie ein kräf-
mann die Pflugſchaar in die Erde eindrückt.
t ein Augenblick des Stillſchweigens ein,
n, als ob die hundertſechzig Mann, die die
des Schiffes bildeten, von Marmor ge-
en, man keinen andern Hauch hörte, als
Zindes, der die Segel anſchwellte und im
ebte.
nd dieſes Augenblickes kam Pierre Ber-
Capitän zurück.
s geſchehen?" fragte Herbel.
t geſchehen."
unſere Stückpforten ſind immer bedeckt?"
iſſen, daß es Ihres perſönlichen Befehles
ſie zu entblößen."
iſt der Augenblick gekommen, ſo wird man
'

ollen dieſe Worte erklären, welche für den
icht ziemlich unbegreiflich ſind.
ıpitän war nicht nur ein Original, wie es
ſeines Standes beweist, ſondern er war
ıaßhafter Charakter. Beim erſten Anblicke

bot, einige Launen im Takelwerk nicht zu rechnen, welche zu entdecken man das geübte Auge eines Seemanns haben mußte, bot die Schöne Thereſe einen ebenſo friedlichen Anblick, als ihr Name reizend war.

Abgeſehen von ihren etwas ſchlanken Spieren, welche hätten auf den Glauben bringen können, ſie gehe von den Werften von New-York oder Boſton aus, oder ſtatt einer Ladung Indigo oder Cochenille führe ſie das, was man im Negerrothwälſch eine Ladung Ebenholz nennt, offenbarte nichts an ihr ihr ungeſtümes Weſen und ihren zankſüchtigen Charakter.

Mehr noch: ihre ſorgfältig in das Zwiſchendeck zurückgeſchobenen Kanonen hätten um keinen Preis der Welt ohne die Erlaubniß des Herrn durch die Stückpforten geſchaut. Dieſe Stückpforten ſelbſt waren bedeckt mit einem breiten Streifen wie das lebende Werk des Schiffes angemalten Segeltuchs. Allerdings hob ſich im Augenblicke des Kampfes dieſer Leinwandſtreifen auf wie eine Theaterdecoration und ließ einen lebhaft rothen Streifen ſehen, in deſſen Unterbrechungen die Kanonen, welche es drängte, Luft zu ſchöpfen, wollüſtig ihren ehernen Hals hinausſtreckten.

Sodann, da der Capitän Herbel der Einzige war, dem dieſer luſtige Gedanke gekommen, wußte der Engländer, daß er es mit einem Manne zu thun hatte, der, da er keinen Pardon verlange, auch keinen geben würde.

In dieſen Dispoſitionen erwartete er und ſeine Mannſchaft, daß das Schiff, welches man im Geſicht hatte, ſelbſt ſeine Dispoſitionen kundgebe.

Er hatte nicht nur alle ſeine Segel entfaltet,

rn man hatte auch wie Dunstflocken alle seine egel emporsteigen sehen; so daß an seinem Bord Fetzen Tuch mehr war, den man nicht benützt

,Gut nun!" sagte der Capitän Herbel, „bekümm wir uns nicht mehr um jene: ich mache mich ischig, ihn von hier nach St. Malo zu führen, daß es uns einen Zoll Terrain abgewinnen Beliebt es uns, ihn zu erwarten, so wird er einholen."

,Aber," sagten drei bis vier Matrosen, die es drängte, als die andern, „warum sollten wir Brigg nicht sogleich erwarten, Capitän?"

,Ei! das ist Eure Sache, Kinder; bittet Ihr mich ndig, so werde ich es sicherlich nicht abschlagen."

,Tod dem Engländer und es lebe Frankreich!" einstimmig die Mannschaft.

,Nun wohl, meine Kinder," sprach der Capitän el, „das wird für unsern Nachtisch sein. Speisen zuerst zu Mittag, und, in Betracht der Feierlichder Umstände, soll jeder Mann seine doppelte on Wein und sein Gläschen Rhum haben . . . hörst, Meister Koch?"

Eine Viertelstunde nachher saß Jedermann bei e, und aß mit so gutem Appetit, als ob dieses l, wie das von Leonidas, nicht das letzte sein

Das Mahl war reizend; es erinnerte den Pariser ie heitersten Stunden seiner Kindheit; im Namen Gesellschaft und mit Erlaubniß des Capitäns, bat einen Kameraden, Pierre Berthaut, genannt te-Haubon, eines von den charakteristischen

Seemannsliedern zu singen, die er so gut sang, und das, wie das ça ira, die Mitte zwischen der Marseillaise und der Carmagnole hielt.

Pierre Berthaut stand auf, ohne sich im Geringsten bitten zu lassen, und stimmte mit einem Tone, so schallend als eine Trompete, dieses zugleich tolle und furchtbare Lied an, von dem wir bedauern, daß wir weder die Melodie kennen, noch die Worte zu geben vermögen.

Sagen wir indessen, um wahr zu sein, daß, welches Vergnügen auch die Mannschaft im Allgemeinen und der Pariser insbesondere beim Anhören dieses pittoresken Liedes empfanden, sich eine so gewaltige Ungeduld zeigte, daß der Capitän Pierre Herbel genöthigt war, seinen Leuten Stillschweigen aufzuerlegen, damit der Virtuose seine achte Strophe singen konnte.

Man erinnert sich, daß Pierre Berthaut der Liebling des Capitäns war; der Capitän wollte also nicht, daß man ihm die Unart anthat, ihn zu unterbrechen.

Dank dieser Protection sang Pierre Berthaut nicht nur seine achte, sondern auch seine neunte und seine zehnte Strophe.

Hier endigte das Lied.

„Das ist Alles, Capitän," sagte der Sänger.

„Ist es wirklich Alles?" fragte Pierre Herbel.

„Ganz und gar."

„Du brauchtest Dir keinen Zwang anzuthun, wenn es noch andere Strophen hätte," erwiederte der Capitän; „wir haben Zeit."

„Es hat keine andere."

er Capitän ſchaute umher und fragte
Stimme:
Wo iſt denn der Pariſer?
Hier, Capitän, an mei
ſtange."
ach Beendigung des Liedes hatte
: That mit der Behendig eines
erreicht, was er ſeinen
Wo waren wir mit unſerer
fragte der Capitän, „als wir ſie
n gutes Mahl zu machen?"
Capitän, ich hatte die Ehre, Ihnen zu ſagen,
rigg habe einen ganz militäriſchen Gang, und
auf eine Meile nach ihrem Goddam."
Was ſiehſt Du mehr?"
Nichts; ſie iſt immer gleich weit entfernt. Doch
ich ein Fernrohr hätte . . ."
r Capitän gab ſein eigenes Fernrohr in die
eines Schiffsjungen, und ertheilte ihm, um
er zu verleihen, einen Tritt auf den Hintern:
ing das dem Pariſer, Caſſe-Noiſette *)."
-Noiſette ſtürzte nach den Wänden.
der Pariſer mit der Behendigkeit eines Affen
Poſten geſtiegen, ſo ſtieg Caſſe-Noiſette,
n ihm dieſe Gerechtigkeit widerfahren laſſen,
eſchwindigkeit eines Eichhörnchens hinauf.
ben Sie mir, bei Ihnen zu bleiben, Herr
fragte der Schiffsjunge.
s Dir der Capitän verboten?" ſagte der

fer.

„Nein," antwortete der Knabe.

„Alles, was nicht verboten ist, ist erlaubt."

Der Knabe setzte sich auf das Ende der Raa, wie ein Groom sich aufs Kreuz hinter einen Stallmeister setzt.

„Nun," fragte der Capitän, „erhellt Dir das Dein Gesicht?"

„Das heißt, Capitän, ich sehe das Schiff, als ob ich darauf wäre."

„Eine oder zwei Reihen Zähne?"

„Eine; aber, bei meiner Treue, ein schönes Gebiß!"

„Wie viel Zähne?"

„Sechsunddreißig."

„Teufel! zehn mehr als wir!"

Man erinnert sich, daß die Schöne Therese vierundzwanzig Kanonen führte, nebst zwei weiteren an ihrem Hintertheile, was sechsundzwanzig machte; nur waren die zwei am Hintertheile diejenigen, welche der Capitän seine Ueberlister nannte, weil sie ein Caliber doppelt so stark als die anderen hatten.

Wenn zum Beispiel eine Brigg, welche Vierundzwanzigpfünder führte, nachdem sie die Schöne Therese an Backbord und an Steuerbord genau betrachtet hatte, bemerkte, sie führe nur Zwölfpfünder, so unternahm die Brigg voll Vertrauen die Verfolgung; die Schöne Therese ergriff die Flucht, und da der Capitän auf ein Klafter die Tragweite einer Kanonkugel kannte, so ließ er die feindliche Brigg bis in die schöne Schußweite seiner Vordertheilstücke heranrücken, und dann begann er, ganz

m Winde und der Brigg laufend, das, was
Kegelſpiel nannte.
i nun Pierre Berthaud ein vortrefflicher Stück-
war, ſo ward er ganz beſonders damit beauf-
die zwei Sechsunddreißigpfünder zu richten,
nn hatte, da man, während er die eine rich-
e andere wieder lud, der Capitän Herbel das
igen, von der Schanze aus die Kanonenkugeln
nterlaß auf dem Verdecke, in den Segeln oder
zenwerk des Schiffes ſich folgen zu ſehen, je
n ihm zu rufen beliebte: „Höher, Pierre!“ oder:
:, Pierre!“
hr hört?“ ſagte der Capitän zu den Matroſen.
Was, Capitän?“
Was der Pariſer ſpricht.“
Was ſpricht er, Capitän?“
r ſagt, der Engländer habe zehn Zähne mehr
r.“
nd unſere Haken, Capitän, rechnen Sie dieſe
hts?“ fragte Pierre Berthaud.
hr ſeid alſo der Meinung, meine Kinder, wir
uns nichts um dieſe zehn Zähne mehr zu be-
rn?“
o wenig als um die andern,“ antwortete
Berthaud; „wir kümmern uns den Teufel um
chen!“
d der Matroſe ließ ſeinen Daumen an ſeinem
inger ſchnalzen.
Gleichviel,“ ſagte der Capitän; „vor Allem
wir wiſſen, mit wem wir zu thun haben.“
d er kehrte zum Pariſer zurück und ſagte
:

„He! Pariſer! Du, der Du Schiffe von allen
nden von Ketzern kennſt, als hätteſt Du ſie über
: Taufe gehalten, kannſt Du mir den Namen von
eſem ſagen?“

Der Pariſer hielt das Fernglas an ſein Auge,
betrachtete die Brigg mit einer Aufmerkſamkeit, welche
bewies, wie groß ſein Verlangen war, dem Vertrauen
ſeines Capitäns zu entſprechen; dann ſchob er, als
ob er nichts mehr zu ſehen hätte, die drei Rohre
des Fernglaſes in einander und ſagte:

„Capitän, es iſt die Calypſo!“

„Bravo!“ rief Pierre Herbel. „Meine Kinder,
wir werden ſie über die Abreiſe von Ulyſſes tröſten.“

Die Mannſchaft, welche dieſe Worte buchſtäblich
nahm, wußte nicht recht, was dieſelben beſagen
wollten, doch ſie begriff, es ſei einer von den unbän-
digen Scherzen, wie ſie Pierre Herbel in dem Augen-
blicke, wo man handgemein werden ſollte, zu mache
pflegte.

Sie empfing daher die Worte des Capitäns r
einem Hurrah von der Stärke desjenigen, welch
auf dem römiſchen Forum ausgeſtoßen, einen v
überfliegenden Raben aus Angſt herabfallen ma

Ein Anderer als dieſer unerſchrockene Seem
würde lange gezögert haben, ehe er einen um
Drittel Stärkeren als er angegriffen hätte; die V
legenheit des feindlichen Schiffes gab aber im E
theile dem Capitän Herbel die Befriedigung,
jeder Mann von Muth fühlt, der mit einem
würdigen Gegner zuſammentrifft.

Sobald das Hurrah erloſchen war, ſchau
der Capitän mit Zufriedenheit alle dieſe

, alle dieſe flammenden Augen, alle dieſe
n Zähne, die ihn umgaben, an, und ſprach
r Stimme:
frage zum letzten Male: ſeid Ihr feſt ent-
"
ja!" antwortete einſtimmig die Mannſchaft.
werdet Euch bis zum Tode wehren?"
zum Tode!" rief man von allen Seiten.
ſogar darüber hinaus!" rief der Pariſer
r Webeleiter.
ı war dieſer Befehl gegeben, als die Binde,
e Batterie der Schönen Thereſe bedeckte,
h einen Zauber verſchwand, und die Ca-
nnte nun auf jeder Seite der Flanken der
n Thereſe zwölf Stückpforten zählen, aus
en ſo viel Achtzehnpfünder wollüſtig ihren
vorſtreckten.
ann glitt Caſſe-Noiſette, der die wichtigen
en eines Pfeifers mit denen eines Schiffs-
verband, von ſeinem hohen Poſten herab,
nd ſich auf dem Verdecke zu gleicher Zeit
Trommler, der mit aufgehobenen Schlegeln
ein Zeichen des Capitäns wartete, um ſei-
diöſen Inſtrumente die erſten Noten zu ent-

Capitän machte dieſes Zeichen.
eich erſcholl der Branle-bas auf der Schö-
ereſe; der Trommler durchlief das Verdeck
ganzen Länge, trat durch die Hinterluke ein
durch die Vorderluke wieder heraus, immer
itung von Caſſe-Noiſette, welcher Mittel ge-
atte, Accompagnement zum Trommelſchlagen

mit Variationen über die Nationalmelodie: Bon voyage, monsieur du Mollet, zu machen.

Die ersten Töne des doppelten Instruments brachten eine energische Wirkung hervor.

In einem Augenblicke war Jeder auf dem Posten, den er unter solchen Umständen einnahm, bewaffnet mit den Waffen, welche die seinigen waren.

Die Marsgäste eilten mit ihren Carabinern in die Mastkörbe; die mit Musketen bewaffneten Leute stellten sich auf den Hinter- und Vordercastellen und auf der Verbindung auf, die Musketonnen wurden montirt, die Kanonen wurden losgemacht und an die Stückpforten geführt; Vorräthe an Granaten wurden an allen Orten aufgehäuft, von denen man sie auf das feindliche Verdeck regnen machen zu können glaubte.

Das ging auf dem Verdeck vor.

Unter dem Verdecke, das heißt im Innern des Schiffes, war die Thätigkeit nicht minder groß.

Die Pulverkammern wurden geöffnet, die Laternen angezündet, die Querwände niedergerissen.

Eine Gruppe Fantasiesoldaten bildete sich: das waren die größten und stärksten Matrosen der Schönen Therese. Jeder hatte die Waffe seiner Wahl genommen: Dieser ein Aexichen, Jener eine Harpune, ein Anderer eine Lanze.

Man hätte glauben sollen, es sei eine Gruppe von Riesen, von denen Jeder ein Muster einer verschwundenen Waffe trage, welche in den Titanenzeiten gedient habe, aber nicht mehr diene seit den fabelhaften Tagen von Antäos, Enkelados und Geryon.

Die Hände in seiner Tasche und in einer Sammtacke, wie ein bürgerlicher Löwe von St. Malo, der uf dem Hafendamme spazieren geht, inspicirte Caitän Herbel das Schiff, richtete an jede Gruppe leine Zeichen der Zufriedenheit und verschenkte eine ngeheure Carotte Tabak, deren Ende aus seiner Tasche hervorstand, wie der Kopf einer sich aufrichenden Schlange.

Als sodann die Inspection beendigt war, sagte er:

„Meine Kinder, Ihr wißt, ich werde wahrscheinich früher oder später heirathen."

„Nein, Capitän, wir wußten das nicht."

„Nun, so setze ich Euch davon in Kenntniß."

„Unsern Dank, Capitän," sprachen die Matrosen. Wann ist die Hochzeit!"

„Oh, was das betrifft, das weiß ich noch nicht; och Eines weiß ich."

„Was, Capitän?"

„Daß ich, wenn ich heirathe, ganz gewiß mit Madame Herbel einen Knaben zeuge."

„Wir hoffen es wohl," sagten lachend die Matosen.

„Gut, meine Söhne, ich verspreche Euch, der weite, der auf das Verdeck der Calypso springt, ird der Pathe dieses Jungen sein."

„Und der Erste?" fragte der Pariser.

„Der Erste?" antwortete der Capitän, „ich erde ihm mit einem Axtstreiche den Schädel spalten:) höre nur, wo ich bin, Niemand passirt vor mir. nd wohl verstanden, meine Kinder, zieht das große egel, die Brigante und den fliegenden Klüver auf,

sonst wird der Engländer nie nahe genug kommen, daß wir das Gespräch anknüpfen können."

„Gut!" sagte der Pariser, „ich sehe wohl, daß der Capitän Kegel spielen will. An Deinen Posten, Pierre Berthaut!"

Pierre Berthaut schaute den Capitän an, um zu sehen, ob er die Aufforderung des Parisers als einen Befehl nehmen sollte.

Herbel nickte mit dem Kopfe.

„Sagen Sie doch, Capitän?" sprach Pierre Berthaut.

„Was, Pierre?" fragte der Capitän, „was gibt es?"

„Nicht wahr, Sie haben nichts gegen Loysa?"

„Nein, mein Junge: warum dies?"

„Weil ich hoffe, sie wird bei unserer Rückkehr nicht nur meine Frau, sondern auch die Pathe Ihres Knaben sein."

„Ehrgeiziger!" rief der Capitän.

In einem Augenblicke waren die vom Capitän bezeichneten Segel aufgegeit, und Pierre Berthaut, an seinem Posten, streichelte seine zwei Sechsundzwölfpfünder, wie es ein Pascha mit seinen zwei Sultaninnen gethan hätte.

XXXVIII.

Das Gefecht.

Da von diesem Augenblicke an der Gang der französischen Brigg schneller wurde, und der des

ien Schiffes derſelbe blieb, ſo fing die Entfer-
welche das gejagte Schiff vom jagenden trennte,
eiſe an, abzunehmen.
r Capitän ſaß auf ſeiner Quartbank und ſchien
tfernung mit einem Compaß zu meſſen.
ſehr es ihn drängte, die Kegelpartie zu be-
, war der Capitän Pierre Herbel doch nicht
ge, welcher das Feuer eröffnete.
ne Zweifel hatte die feindliche Brigg nicht das
der Entfernung, denn man ſah es gewiſſe
aufgeien, ſo daß die Calypſo, ſtatt ihres
:theils, eine von ihren Flanken bot. Zugleich
e ſich ein Dampfſtreifen längs ſeinen Stück-
i aus, und ehe man das Knallen ſeiner Achtzehn-
r hörte, ſchlug ein Kugelnhagel auf drei bis
abellängen von der Schönen Thereſe ins

ſs ſcheint, unſere Freunde, die Engländer,
Pulver und Kugeln, von denen ſie nicht wiſſen,
ie damit machen ſollen," ſagte der Capitän
; „wir werden ſparſamer ſein als ſie, nicht
Pierre?"
ſi! Sie wiſſen, Capitän," erwiederte Pierre,
nach Ihrer Fantaſie; ſagen Sie, man ſoll an-
, ſo wird man anfangen."
Gut!" ſprach der Capitän; „laßt ſie noch ein
Klafter herbeikommen, wir haben Zeit."
Ja," ſagte der Pariſer, „es iſt Mondſchein.
apitän, nicht wahr, das muß ſchön ſein, ein
t beim Mondſcheine? Sie müßten ſich damit
·en: das iſt nichts Gewöhnliches."

„Höre, das ist eine Idee!“ rief der Capitän. „Sprich, wird Dir das Vergnügen machen, Pariser?“

„Bei meinem Ehrenworte, ich werde Ihnen dankbar dafür sein.“

„Ah!“ sagte der Capitän, „man muß etwas für seine Freunde thun.“

Er zog seine Uhr und sprach:

„Es ist fünf Uhr Abends, meine Kinder; wir werden die Calypso bis elf Uhr belustigen; um elf Uhr fünf Minuten entern wir sie; um ein Viertel nach elf Uhr wird sie genommen sein; um halb zwölf Uhr wird Jeder in seiner Hängematte liegen: die Schöne Thereſe ist ein wohlerzogenes Mädchen, das frühzeitig zu Bette geht, sogar an den Balltagen.“

„Um so mehr als es um halb zwölf Uhr keinen Tänzer mehr geben wird, der Fußweh hat,“ bemerkte der Pariser.

„Capitän,“ sagte Pierre Berthaut, „Capitän, die Hand juckt mich!“

„Nun denn,“ erwiederte Herbel, „so schicke ihnen ein paar Kugeln zu; doch ich erkläre Dir, daß diese für Deine Rechnung sind, und nicht für die meinige.“

„Ah!“ sagte Pierre Berthaut, „wir werden sehen, was wir sehen.“

„Warte noch einen Augenblick, Pierre, warte noch einen Augenblick, daß uns der Pariser ein wenig sagt, was sie dort machen.“

„In fünf Secunden sollen Sie das wissen, Capitän,“ antwortete der Pariser, während er auf die Fi tange stieg; denn diesmal waren beide Schiffe

ıg bei einander, daß er nicht nöthig hatte,
berstange hinaufzusteigen.
ıe Schwester Anna," fragte der Capitän,
ı nichts kommen?"
ehe das Meer, das grün wird," entgegnete
:r, „und die Flagge Seiner Großbritanni-
eſtät, welche blinkt."
zwiſchen dem Meer und der Flagge?"
Capitän.
:he Jeden an ſeinem Poſten für den Kampf,
iere bei ihrer Batterie, die Marineſoldaten
erbindung und auf den Caſtellen; ich ſehe
n Capitän, der ſein Sprachrohr an den
t."
Pariſer," ſagte der Capitän, „welch ein
daß Dein Ohr nicht ſo fein iſt, als Deine
)arf ſind! Du würdeſt uns wiederholen,
richt."
' erwiederte der Pariſer, „horchen Sie
Sie werden es erfahren."
Pariſer hatte nicht vollendet, als zwei Blitze
rtheile der feindlichen Brigg hervorgingen,
ſich hören ließ, und zwei Kugeln im Kiel-
Schönen Thereſe recochirten.
ah!" rief der Capitän, „es ſcheint, das iſt
tanz zu vier. Pierre auf! auf! Der Ca-
t ſeine Hand der Dame. En avant deux,
n avant deux!"
Capitän hatte ſeinerſeits kaum vollendet,
: Berthaut, nachdem er ſich einen Augen-
as Stück geneigt hatte, ſich wieder erhob
das Zündlicht an das Zündloch hielt.

Der Schuß ging los.

Man hätte glauben sollen, der Capitän folge der Furche der Kugel in der Luft.

Die Kugel drang in das Vordertheil ein.

Fast in demselben Momente wurde der zweite Knall hörbar, und die zweite Kugel folgte der ersten so rasch, daß man hätte denken können, sie laufe ihr nach.

„Das ist mehr werth!" rief Pierre Berthaut ganz freudig, als er einen ungeheuren Splitter von der Wand des Vordertheils springen sah. „Was sagen Sie dazu, Capitän?"

„Ich sage, Du verlierst Deine Zeit, Freund Pierre."

„Wie! ich verliere meine Zeit?"

„Allerdings. Hast Du ihm zwanzig Kugeln in den Leib gejagt, so wirst Du doch nur dem Zimmermann Arbeit gegeben haben. Eine volle Salve, alle Teufel! ziele nach dem Mastwerk! zerschmettere ihr die Beine und die Flügel: das Holz und die Leinwand sind in diesem Augenblicke kostbarer für sie als das Fleisch."

Während dieses Dialogs hatte die Calypso der Schönen Therese fortwährend Terrain abgewonnen; diese gab Feuer mit ihren zwei Vorderkanonen; eine von ihren Kugeln starb auf einen Pistolenschuß vom Hintertheile der Brigg, während die andere, ricochirend, die Flanke der Schönen Therese traf, jedoch ins Wasser fiel, nachdem sie kaum ihre Spur bezeichnet hatte.

„Hören Sie, Capitän," sprach Pierre Berthaut, während er sich auf eine der zwei Kanonen aus-

te, „ich glaube, wir sind in einer guten Entfer-
g, und wenn Sie auf mich hören wollen, so wer-
wir uns hier behaupten."
„Was muß man zu diesem Ende thun?"
„Die Schöne Therese wieder unter alle Se-
setzen. Ah! könnte ich zugleich beim Steuerruder
bei meinen Stücken sein, ich stünde Ihnen dafür,
itän, daß ich fahren würde, um nicht einen zwi-
uns ausgebreiteten Jungfernfaden zu zerreißen."
„Spannt das große Segel, den fliegenden Klüver
die Brigantine aus!" rief der Capitän, indeß
re Berthaut die Lunte an's Zündloch hielt und
er gab.
Diesmal ging die Kugel über die Wasserlinie
zerbrach das Ende der Raa.
„Das ist das, was wir einen Manchettenschuß
nen," sagte der Capitän Herbel. „Auf! Pierre,
Louisd'or Prämie auf dem ersten Boden, wo
landen, mit den Kameraden zu verzehren, zer-
ietterst Du mir seinen Fockmast oder seinen gro-
Mast zwischen der Hauptmarsstange und der
marsstange."
„Hurrah für den Capitän!" rief die Mannschaft.
„Darf man sich der Stangenkugeln bedienen?"
„Bei Gott!" antwortete der Capitän, „bediene
) der Dinge, die Dir belieben."
Pierre Berthaut forderte vom Hochbootsmann
Wurfgeschoß, dessen er bedurfte; dieser ließ einen
ufen Patronen holen, Kugeln enthaltend, von de-
zwei und zwei mittelst einer Kette an einander
stigt waren.

Sobald man das zweite Stück geladen hatte, zielte Pierre Berthaut und gab Feuer.

Die Kugel durchlöcherte die Focke und das große Segel auf einen halben Fuß vom Mast.

„Ah! ah!“ rief der Capitän, „die Intention ist da.“

Die ganze Mannschaft hatte sich allmälig dem Hintercastelle genähert.

Ein Theil der Matrosen war, um das Schauspiel besser zu sehen, auf die Wände gestiegen. Die Marsgäste, welche in den Mastkörben saßen, verhielten sich so ruhig, als wären sie in einer ersten Loge bei einem Gratisschauspiele gewesen.

Pierre Berthaut ließ die zwei Stücke mit den neuen Patronen laden.

„Oho! Capitän!“ rief der Pariser.

„Nun, was gibt es Neues, Bürger Mauffelard?“

„Capitän, sie sind damit beschäftigt, eine Kanone vom Hintertheile nach dem Vordertheile zu rollen, und die zwei Kanonen vom Vordertheile nach dem Hintertheile.“

„Was denkst Du hiervon, Pariser?“

„Ich denke, sie werden es müde sein, Orangen zu empfangen und uns Kirschen zu geben, und wir werden es nun auch mit Sechsunddreißigpfündern zu thun haben.“

„Du hörst, Pierre?“

„Ja, Capitän.“

„Pierre, zehn Louisd'or.“

„Capitän, man würde schon um der Ehre willen sein Bestes thun; wollen Sie auch beurtheilen: ‚Feuer!‘“

Indem er sich selbst Feuer befahl, hielt Pierre Lunte an's Zündloch, der Schuß ging los, und neuer Riß entstand in den Segeln.

Beinahe in demselben Momente antwortete die lypso durch einen ähnlichen Knall und eine el, welche das Ende der Raa des Obermastes riß, schnitt einen Mann auf dem Tauwerk wei.

„Ei! sprich doch, Pierre," rief der Pariser, rst Du uns nur so abraupen lassen?"

„Tausend Donner!" sagte Pierre, „es scheint, haben auch Sechsunddreißigpfünder! Warte, te, Pariser, und Du sollst sehen!"

Diesmal zielte Pierre Berthaut mit einer ganz nderen Aufmerksamkeit, richtete sich rasch auf, dem er gezielt hatte, und hielt die Lunte an's dloch, — Alles im Zeitraum einer Secunde.

Diesmal sah man nichts, doch man hörte ein etzliches Krachen.

Der große Mast schwankte einen Augenblick, als te er nicht, ob er vorwärts oder rückwärts fallen e; dann neigte er sich vorwärts, und ein wenig der großen Stange gebrochen, fiel er auf das deck und überhäufte es mit Segeltuch; die Kette Kugel hatte ihn in der Mitte durchschnitten.

„Bei meiner Treue!" rief der Capitän ganz dig, „ich habe von einem Buche, betitelt: les isons dangereuses*) sprechen hören; solltest Du

---

*) Ein höchst lasciver Roman.

mit Variationen über die Nationalmelodie: Bon voyage, monsieur du Mollet, zu machen.

Die ersten Töne des doppelten Instruments brachten eine energische Wirkung hervor.

In einem Augenblicke war Jeder auf dem Posten, den er unter solchen Umständen einnahm, bewaffnet mit den Waffen, welche die seinigen waren.

Die Marsgäste eilten mit ihren Carabinern in die Mastkörbe; die mit Musketen bewaffneten Leute stellten sich auf den Hinter- und Vordercastellen und auf der Verbindung auf, die Musketonnen wurden montirt, die Kanonen wurden losgemacht und an die Stückpforten geführt; Vorräthe an Granaten wurden an allen Orten aufgehäuft, von denen man sie auf das feindliche Verdeck regnen machen zu können glaubte.

Das ging auf dem Verdeck vor.

Unter dem Verdecke, das heißt im Innern des Schiffes, war die Thätigkeit nicht minder groß.

Die Pulverkammern wurden geöffnet, die Laternen angezündet, die Querwände niedergerissen.

Eine Gruppe Fantasiesoldaten bildete sich: das waren die größten und stärksten Matrosen der Schönen Therese. Jeder hatte die Waffe seiner Wahl genommen: Dieser ein Aextchen, Jener eine Harpune, ein Anderer eine Lanze.

Man hätte glauben sollen, es sei eine Gruppe von Riesen, von denen Jeder ein Muster einer verschwundenen Waffe trage, welche in den Titanenzeiten gedient habe, aber nicht mehr diene seit den fabelhaften Tagen von Antäos, Enkelados und Geryon.

Die Hände in seiner Tasche und in einer Sammt-
ke, wie ein bürgerlicher Löwe von St. Malo, der
f dem Hafendamme spazieren geht, inspicirte Ca-
:än Herbel das Schiff, richtete an jede Gruppe
ine Zeichen der Zufriedenheit und verschenkte eine
geheure Carotte Tabak, deren Ende aus seiner
ıfche hervorstand, wie der Kopf einer sich aufrich-
ıden Schlange.

Als sodann die Inspection beendigt war, sagte er:

„Meine Kinder, Ihr wißt, ich werde wahrschein-
h früher oder später heirathen."

„Nein, Capitän, wir wußten das nicht."

„Nun, so setze ich Euch davon in Kenntniß."

„Unsern Dank, Capitän," sprachen die Matrosen.
Dann ist die Hochzeit!"

„Oh, was das betrifft, das weiß ich noch nicht;
ch Eines weiß ich."

„Was, Capitän?"

„Daß ich, wenn ich heirathe, ganz gewiß mit
adame Herbel einen Knaben zeuge."

„Wir hoffen es wohl," sagten lachend die Ma-
ɔfen.

„Gut, meine Söhne, ich verspreche Euch, der
veite, der auf das Verdeck der Calypso springt,
rd der Pathe dieses Jungen sein."

„Und der Erste?" fragte der Pariser.

„Der Erste?" antwortete der Capitän, „ich
rde ihm mit einem Axtstreiche den Schädel spalten:
höre nur, wo ich bin, Niemand passirt vor mir.
ıd wohl verstanden, meine Kinder, zieht das große
:gel, die Brigante und den fliegenden Klüver auf,

ſonſt wird der Engländer nie nahe genug kommen, daß wir das Geſpräch anknüpfen können."

„Gut!" ſagte der Pariſer, „ich ſehe wohl, daß der Capitän Kegel ſpielen will. An Deinen Poſten, Pierre Berthaut!"

Pierre Berthaut ſchaute den Capitän an, um zu ſehen, ob er die Aufforderung des Pariſers als einen Befehl nehmen ſollte.

Herbel nickte mit dem Kopfe.

„Sagen Sie doch, Capitän?" ſprach Pierre Berthaut.

„Was, Pierre?" fragte der Capitän, „was gibt es?"

„Nicht wahr, Sie haben nichts gegen Loyſa?"

„Nein, mein Junge: warum dies?"

„Weil ich hoffe, ſie wird bei unſerer Rückkehr nicht nur meine Frau, ſondern auch die Pathe Ihres Knaben ſein."

„Ehrgeiziger!" rief der Capitän.

In einem Augenblicke waren die vom Capitän bezeichneten Segel aufgegeit, und Pierre Berthaut, an ſeinem Poſten, ſtreichelte ſeine zwei Sechsundbreißigpfünder, wie es ein Paſcha mit ſeinen zwei Sultaninnen gethan hätte.

XXXVIII.

Das Gefecht.

Da von dieſem Augenblicke an der Gang der franzöſiſchen Brigg ſchneller wurde, und der des

chen Schiffes derſelbe blieb, ſo fing die Entfer-
, welche das gejagte Schiff vom jagenden trennte,
nweiſe an, abzunehmen.

Der Capitän ſaß auf ſeiner Quartbank und ſchien Entfernung mit einem Compaß zu meſſen.

So ſehr es ihn drängte, die Kegelpartie zu be-
ien, war der Capitän Pierre Herbel doch nicht enige, welcher das Feuer eröffnete.

Ohne Zweifel hatte die feindliche Brigg nicht das übl der Entfernung, denn man ſah es gewiſſe jel aufgeien, ſo daß die Calypſo, ſtatt ihres dertheils, eine von ihren Flanken bot. Zugleich itete ſich ein Dampfſtreifen längs ſeinen Stück-cten aus, und ehe man das Knallen ſeiner Achtzehn-nder hörte, ſchlug ein Kugelnhagel auf drei bis Kabellängen von der Schönen Thereſe ins er.

„Es ſcheint, unſere Freunde, die Engländer, en Pulver und Kugeln, von denen ſie nicht wiſſen, ſie damit machen ſollen,“ ſagte der Capitän bel; „wir werden ſparſamer ſein als ſie, nicht r, Pierre?“

„Ei! Sie wiſſen, Capitän,“ erwiederte Pierre, nz nach Ihrer Fantaſie; ſagen Sie, man ſoll an-gen, ſo wird man anfangen.“

„Gut!“ ſprach der Capitän; „laßt ſie noch ein r Klafter herbeikommen, wir haben Zeit.“

„Ja,“ ſagte der Pariſer, „es iſt Mondſchein. ! Capitän, nicht wahr, das muß ſchön ſein, ein echt beim Mondſcheine? Sie müßten ſich damit aliren: das iſt nichts Gewöhnliches.“

„Höre, das iſt eine Idee!“ rief der Capitän. „Sprich, wird Dir das Vergnügen machen, Pariſer?“

„Bei meinem Ehrenworte, ich werde Ihnen dankbar dafür ſein.“

„Ah!“ ſagte der Capitän, „man muß etwas für ſeine Freunde thun.“

Er zog ſeine Uhr und ſprach:

„Es iſt fünf Uhr Abends, meine Kinder; wir werden die Calypſo bis elf Uhr beluſtigen; um elf Uhr fünf Minuten entern wir ſie; um ein Viertel nach elf Uhr wird ſie genommen ſein; um halb zwölf Uhr wird Jeder in ſeiner Hängematte liegen: die Schöne Thereſe iſt ein wohlerzogenes Mädchen, das frühzeitig zu Bette geht, ſogar an den Balltagen.“

„Um ſo mehr als es um halb zwölf Uhr keinen Tänzer mehr geben wird, der Fußweh hat,“ bemerkte der Pariſer.

„Capitän,“ ſagte Pierre Berthaut, „Capitän, die Hand juckt mich!“

„Nun denn,“ erwiederte Herbel, „ſo ſchicke ihnen ein paar Kugeln zu; doch ich erkläre Dir, daß dieſe für Deine Rechnung ſind, und nicht für die meinige.“

„Ah!“ ſagte Pierre Berthaut, „wir werden ſehen, was wir ſehen.“

„Warte noch einen Augenblick, Pierre, warte noch einen Augenblick, daß uns der Pariſer ein wenig ſagt, was ſie dort machen.“

„In fünf Secunden ſollen Sie das wiſſen, Capitän,“ antwortete der Pariſer, während er auf die Fockſtange ſtieg; denn diesmal waren beide Schiffe

)e genug bei einander, daß er nicht nöthig hatte, zur Oberstange hinaufzusteigen.

„Meine Schwester Anna," fragte der Capitän, :hst Du nichts kommen?"

„Ich sehe das Meer, das grün wird," entgegnete Pariser, „und die Flagge Seiner Großbritanni- n Majestät, welche blinkt."

„Und zwischen dem Meer und der Flagge?" zte der Capitän.

„Ich sehe Jeden an seinem Posten für den Kampf, Kanoniere bei ihrer Batterie, die Marinesoldaten der Verbindung und auf den Castellen; ich sehe lich den Capitän, der sein Sprachrohr an den nd setzt."

„Ah! Pariser," sagte der Capitän, „welch ein zlück, daß Dein Ohr nicht so fein ist, als Deine gen scharf sind! Du würdest uns wiederholen, s er spricht."

„Oh!" erwiederte der Pariser, „horchen Sie st, und Sie werden es erfahren."

Der Pariser hatte nicht vollendet, als zwei Blitze i Vordertheile der feindlichen Brigg hervorgingen, Knall sich hören ließ, und zwei Kugeln im Kiel- fer der Schönen Therese recochirten.

„Ah! ah!" rief der Capitän, „es scheint, das ist Contretanz zu vier. Pierre auf! auf! Der Ca- ier gibt seine Hand der Dame. En avant deux, rre, en avant deux!"

Der Capitän hatte seinerseits kaum vollendet, Pierre Berthaut, nachdem er sich einen Augen- k auf das Stück geneigt hatte, sich wieder erhob selbst das Zündlicht an das Zündloch hielt.

Der Schuß ging los.

Man hätte glauben ſollen, der Capitän folge der Furche der Kugel in der Luft.

Die Kugel drang in das Vordertheil ein.

Faſt in demſelben Momente wurde der zweite Knall hörbar, und die zweite Kugel folgte der erſten ſo raſch, daß man hätte denken können, ſie laufe ihr nach.

„Das iſt mehr werth!“ rief Pierre Berthaut ganz freudig, als er einen ungeheuren Splitter von der Wand des Vordertheils ſpringen ſah. „Was ſagen Sie dazu, Capitän?“

„Ich ſage, Du verlierſt Deine Zeit, Freund Pierre.“

„Wie! ich verliere meine Zeit?“

„Allerdings. Haſt Du ihm zwanzig Kugeln in den Leib gejagt, ſo wirſt Du doch nur dem Zimmermann Arbeit gegeben haben. Eine volle Salve, alle Teufel! ziele nach dem Maſtwerk! zerſchmettere ihr die Beine und die Flügel: das Holz und die Leinwand ſind in dieſem Augenblicke koſtbarer für ſie als das Fleiſch.“

Während dieſes Dialogs hatte die Calypſo der Schönen Thereſe fortwährend Terrain abgewonnen; dieſe gab Feuer mit ihren zwei Vorderkanonen; eine von ihren Kugeln ſtarb auf einen Piſtolenſchuß vom Hintertheile der Brigg, während die andere, ricochirend, die Flanke der Schönen Thereſe traf, jedoch ins Waſſer fiel, nachdem ſie kaum ihre Spur bezeichnet hatte.

„Hören Sie, Capitän,“ ſprach Pierre Berthaut, während er ſich auf eine der zwei Kanonen aus-

rechte, „ich glaube, wir sind in einer guten Entfer-
ung, und wenn Sie auf mich hören wollen, so wer-
en wir uns hier behaupten."

„Was muß man zu diesem Ende thun?"

„Die Schöne Therese wieder unter alle Se-
el setzen. Ah! könnte ich zugleich beim Steuerruder
nd bei meinen Stücken sein, ich stünde Ihnen dafür,
apitän, daß ich fahren würde, um nicht einen zwi-
hen uns ausgebreiteten Jungfernfaden zu zerreißen."

„Spannt das große Segel, den fliegenden Klüver
nd die Brigantine aus!" rief der Capitän, indeß
ierre Berthaut die Lunte an's Zündloch hielt und
euer gab.

Diesmal ging die Kugel über die Wasserlinie
nd zerbrach das Ende der Raa.

„Das ist das, was wir einen Manchettenschuß
ennen," sagte der Capitän Herbel. „Auf! Pierre,
ehn Louisd'or Prämie auf dem ersten Boden, wo
ir landen, mit den Kameraden zu verzehren, zer-
chmetterst Du mir seinen Fockmast oder seinen gro-
en Mast zwischen der Hauptmarsstange und der
ormarsstange."

„Hurrah für den Capitän!" rief die Mannschaft.

„Darf man sich der Stangenkugeln bedienen?"

„Bei Gott!" antwortete der Capitän, „bediene
ich der Dinge, die Dir belieben."

Pierre Berthaut forderte vom Hochbootsmann
as Wurfgeschoß, dessen er bedurfte; dieser ließ einen
aufen Patronen holen, Kugeln enthaltend, von de-
en zwei und zwei mittelst einer Kette an einander
efestigt waren.

Sobald man das zweite Stück geladen hatte, zielte Pierre Berthaut und gab Feuer.

Die Kugel durchlöcherte die Focke und das große Segel auf einen halben Fuß vom Mast.

„Ah! ah!“ rief der Capitän, „die Intention ist da.“

Die ganze Mannschaft hatte sich allmälig dem Hintercastelle genähert.

Ein Theil der Matrosen war, um das Schauspiel besser zu sehen, auf die Wände gestiegen. Die Marsgäste, welche in den Mastkörben saßen, verhielten sich so ruhig, als wären sie in einer ersten Loge bei einem Gratisschauspiele gewesen.

Pierre Berthaut ließ die zwei Stücke mit den neuen Patronen laden.

„Oho! Capitän!“ rief der Pariser.

„Nun, was gibt es Neues, Bürger Mauffelard?“

„Capitän, sie sind damit beschäftigt, eine Kanone vom Hintertheile nach dem Vordertheile zu rollen, und die zwei Kanonen vom Vordertheile nach dem Hintertheile.“

„Was denkst Du hiervon, Pariser?“

„Ich denke, sie werden es müde sein, Orangen zu empfangen und uns Kirschen zu geben, und wir werden es nun auch mit Sechsunddreißigpfündern zu thun haben.“

„Du hörst, Pierre?“

„Ja, Capitän.“

„Pierre, zehn Louisd'or.“

„Capitän, man würde schon um der Ehre willen sein Bestes thun; wollen Sie auch beurtheilen: „„Feuer!““

ndem er sich selbst Feuer befahl, hielt Pierre
unte an's Zündloch, der Schuß ging los, und
euer Riß entstand in den Segeln.
Beinahe in demselben Momente antwortete die
psso durch einen ähnlichen Knall und eine
l, welche das Ende der Raa des Obermastes
ß, schnitt einen Mann auf dem Tauwerk
ei.
Ei! sprich doch, Pierre," rief der Pariser,
st Du uns nur so abraupen lassen?"
Tausend Donner!" sagte Pierre, „es scheint,
aben auch Sechsunddreißigpfünder! Warte,
, Pariser, und Du sollst sehen!"
Diesmal zielte Pierre Berthaut mit einer ganz
deren Aufmerksamkeit, richtete sich rasch auf,
em er gezielt hatte, und hielt die Lunte an's
loch, — Alles im Zeitraum einer Secunde.
Diesmal sah man nichts, doch man hörte ein
zliches Krachen.
Der große Mast schwankte einen Augenblick, als
e er nicht, ob er vorwärts oder rückwärts fallen
; dann neigte er sich vorwärts, und ein wenig
der großen Stange gebrochen, fiel er auf das
eck und überhäufte es mit Segeltuch; die Kette
ugel hatte ihn in der Mitte durchschnitten.
Bei meiner Treue!" rief der Capitän ganz
ig, „ich habe von einem Buche, betitelt: les
ons dangereuses*) sprechen hören; solltest Du

---

*) Ein höchst lasciver Roman.

es zufällig gelesen haben, Pierre? Du hast Deine zehn Louisd'or gewonnen, mein Freund."

„Und man wird auf die Gesundheit des Capitäns trinken!" rief die ganze Mannschaft.

„Nun gehört die Calypso uns, als gäbe man sie uns umsonst," sagte Herbel; „nur wollen wir den Mond erwarten, nicht wahr Pariser?"

„Ich glaube, das wird klug sein," antwortete der Pariser; „denn es wird Nacht, und bei dem Geschäfte, das wir noch zu verrichten haben, ist es nicht übel, zu sehen, wohin man den Fuß setzt."

„Und ich," sagte der Capitän, „ich verspreche Euch, da Ihr sehr vernünftig gewesen seid, ein Feuerwerk."

Die Abenddämmerung war wirklich gekommen und die Nacht rückte mit der in den Tropenbreiten eigenthümlichen Geschwindigkeit heran.

Da diese Nacht, so lange sie ohne Mond wäre, sehr dunkel zu sein drohte, so befahl der Capitän Herbel, um den Engländern seine Absicht, in der Nacht nicht zu verschwinden, deutlich zu bezeichnen, Laternen an seinen Oberstangen aufzuhissen.

Die Laternen wurden aufgehißt.

Der Engländer seinerseits, — zum Zeichen, daß er die Partie nur als angefangen betrachte, ließ zwei Schiffslaternen aufziehen, wie es sein Gegner gethan hatte.

Auf beiden schien man mit gleicher Ungeduld den Aufgang des Mondes zu erwarten.

Die zwei Schiffe hatten ihre Segel maskirt, daß sie fast aufgebraßt lagen; sie sahen in der Finsterniß aus wie zwei über die See hinlaufende Wolken, er-

che Wolken, die in ihren Flanken den Blitz
n Sturm verbargen.
ı eilf Uhr ging der Mond auf.
gleich verbreitete sich eine sanfte Helle in der
häre, und das Meer glasirte sich mit Silber.
r Capitän Herbel zog seine Uhr.
leine Kinder," sprach er, „ich sagte Euch, ein
nach eilf Uhr werde die Calypso genommen
nd um halb zwölf Uhr werden wir in unsern
atten liegen; wir haben also keine Zeit zu
n. Bekümmern wir uns nicht um den Feind:
) thun, was ihm beliebt. Vernehmt, was wir
ı haben... Hat Pierre Berthaut sein Gespann
Vordertheil gebracht?"
a, Capitän," antwortete Pierre.
st Alles mit Hagelpatronen geladen?"
a, Capitän."
Wir gehen gerade auf den Engländer los.
Berthaut fängt damit an, daß er ihn mit
Sultaninnen begrüßt; gut! wir senden ihm
Salve vom Backbord zu: sehr gut! wir drehen
, wir entern die Brigg und werfen unsere
aus. Dann senden wir ihm unsere Salve
teuerbord zu: vortrefflich! Da er seinen großen
verloren hat und bebende ist wie ein Mensch,
is Bein zerschmettert worden, so sendet er uns
ganze Salve vom Steuerbord zu; achtzehn
dzwanzigpfünder für vierundzwanzig Achtzehn-
r und zwei Sechsunddreißigpfünder. Macht
bertrag, und Ihr werdet sehen, daß wir einen
Nutzen von acht Kanonenschüssen haben. Nun

laßt uns anlegen, und das Uebrige ist meine Sache. Auf, meine Kinder, vorwärts, und es lebe Frankreich!"

Ein ungeheurer Ruf: „Es lebe Frankreich!" schien sich aus dem Schooße des Meeres zu erheben und dem Engländer zu verkündigen, der Kampf werde sogleich wieder beginnen.

Zu gleicher Zeit manövrirte die Schöne Therese, um den Vortheil des Windes zu erlangen.

Das Resultat hievon war, daß, indeß sie Anfangs den Anschein hatte, als entfernte sie sich von der Calypso, in einem gegebenen Augenblicke, und da sie fühlte, sie habe den Wind hinter sich, die Schöne Therese gerade dem Feinde zusegelte und über ihn herfiel, wie der Seeadler über seine Beute.

Bewunderungswürdig bei der Mannschaft des Capitäns Herbel war ihr passiver Gehorsam.

Hätte der Capitän befohlen, geraden Weges nach Malström zu segeln, — nach diesem berüchtigten Schlunde der scandinavischen Mährchen ... der die Dreidecker so leicht verschlingt, als Saturn seine Kinder verschlang, — der Steuermann wäre unmittelbar nach Malström gefahren.

Was befohlen war, wurde buchstäblich vollzogen.

Pierre Berthaut sandte zwei Hagelschüsse beinahe zu gleicher Zeit ab, wo die Schöne Therese die Backbordsalve von ihrem Feinde erhielt; dann donnerte ihre Backbordsalve ebenfalls; hiernach, und ehe es der Calypso, von Schmerzen ergriffen, wie sie war, einfiel, zu drehen, um ihr ihre Steuerbordsalve zuzusenden, eilte das Bugspriet der Schönen Therese, mit Menschen beladen wie eine Weinrebe mit Trauben, in die Wände des großen Masts, wäh-

man unter dem Krachen des Tauwerks den
in rufen hörte:
Feuer! meine Kinder! eine letzte Salve! rasirt
e ein Ponton, und dann werden wir sie er-
i wie eine Festung."
völf mit Hagelpatronen geladene Kanonen schienen
esem Befehle vor Freude zu brüllen.
n Flammenstrahl warf einen düstern Schein
e Calypso, eine dichte Wolke verbreitete sich
m Verdecke; man hörte das Krachen von Holz
das Gebrülle des Schmerzes, sodann die
ne des Capitäns, rufend, als geböte sie dem
ie:
Entert, meine Kinder!"
n demselben Augenblicke sprang der Erste, wie
eine Gewohnheit war, der Capitän Herbel auf
Verdeck der Calypso.
och er war noch nicht fest auf seinen Füßen,
m eine Stimme ins Ohr sagte:
Gleichviel, Capitän, ich werde der Pathe Ihres
Kindes sein."
s war die Stimme von Pierre Berthaut.
n derselben Minute glitten vom Bogspriet, das
usströmte wie eine Aehre, von den Raaen, von
Bänden, vom Takelwerk die Matrosen auf das
ck der Calypso, wo fünf Sekunden lang die
chen gedrängt wie der Hagel eines Sommer-
es fielen.
Das sodann auf dem Verdecke der Calypso
ng, läßt sich unmöglich beschreiben: es war ein
zlicher Durcheinander, ein Kampf Leib an Leib,
llgemeines Hallali, ein Hexensabbat, unter dem

laßt uns anlegen, und das Uebrige ist meine Sache. Auf, meine Kinder, vorwärts, und es lebe Frankreich!"

Ein ungeheurer Ruf: „Es lebe Frankreich!" schien sich aus dem Schooße des Meeres zu erheben und dem Engländer zu verkündigen, der Kampf werde sogleich wieder beginnen.

Zu gleicher Zeit manövrirte die Schöne Therese, um den Vortheil des Windes zu erlangen.

Das Resultat hievon war, daß, indeß sie Anfangs den Anschein hatte, als entfernte sie sich von der Calypso, in einem gegebenen Augenblicke, und da sie fühlte, sie habe den Wind hinter sich, die Schöne Therese gerade dem Feinde zusegelte und über ihn herfiel, wie der Seeadler über seine Beute.

Bewunderungswürdig bei der Mannschaft des Capitäns Herbel war ihr passiver Gehorsam.

Hätte der Capitän befohlen, geraden Weges nach Malström zu segeln, — nach diesem berüchtigten Schlunde der scandinavischen Mährchen ... der die Dreidecker so leicht verschlingt, als Saturn seine Kinder verschlang, — der Steuermann wäre unmittelbar nach Malström gefahren.

Was befohlen war, wurde buchstäblich vollzogen.

Pierre Berthaut sandte zwei Hagelschüsse beinahe zu gleicher Zeit ab, wo die Schöne Therese die Backbordsalve von ihrem Feinde erhielt; dann donnerte ihre Backbordsalve ebenfalls; hiernach, und ehe es der Calypso, von Schmerzen ergriffen, wie sie war, einfiel, zu drehen, um ihr ihre Steuerbordsalve zuzusenden, eilte das Bugspriet der Schönen Therese, mit Menschen beladen wie eine Weinrebe mit Trauben, in die Wände des großen Masts, wäh-

man zum großen Erstaunen von Jedem den Capitän Herbel weder sah, noch hörte.

Nach Verlauf von fünf Minuten jedoch erblickte man ihn, aus einer Luke hervorkommend. Eine Fackel, die er in der Hand hielt, beleuchtete sein von Pulver schwarzes und von Blut rothes Gesicht.

„Alle an Bord der Schönen Therese, Kinder!“ rief er, „der Engländer wird in die Luft springen!“

Die Wirkung dieser Worte war magisch: die angefangene Blasphemie erlosch, der aufgehobene Arm hielt an.

Plötzlich drang aus dem Innern hervor der entsetzliche Schrei:

„Feuer!“

Sogleich begann die Mannschaft der Schönen Therese mit demselben Eifer, den sie angewandt hatte, um an Bord der feindlichen Brigg zu springen, diese zu verlassen, indem sie sich an alles Tauwerk anklammerte und von einem Bord auf das andere sprang, während der Capitän, Pierre Berthaut und das, was man hätte die Gruppe der Riesen nennen können, nämlich die Männer, die wir vor dem Kampfe gezeigt haben, bewaffnet mit fantastischen Waffen, den Rückzug unterstützten.

Er bewerkstelligte sich, ehe der Engländer sich von seinem Erstaunen erholt hatte, und während zwei Männer das Bogspriet von dem Tauwerk, wo es festgefaßt war, mit der Axt in der Hand losmachten, hörte man eine Stimme rufen:

„Braßt Backbord vornen! hißt die Klüver! gei das große Segel und die Brigantine auf, Alles a Steuerbord.“

iese mit der mächtigen Stimme, die den pas-
Gehorsam auferlegt, befohlenen verschiedenen
vers, wurden so rasch vollzogen, daß man, was
ie Befehle des englischen Capitäns waren, die
Schiffe nicht an einander binden konnte, und
ie Schöne Therese, als begriffe sie, welcher
r sie preisgegeben war, sich von den Wänden
eindlichen Schiffes losmachte, indem sie ihre
abhackte und ihr Tauwerk durchschnitt, denn
te keinen andern Gedanken mehr als den, der
cklichen Ansteckung der Flammen zu entkommen.
r Capitän Herbel konnte es indessen nicht ver-
n, daß ihm die feindliche Brigg, sich durch eine
Anstrengung um sich selbst drehend, ihre ganze
rdsalve als einen letzten Abschied des Hasses
er Rache zusandte. Doch die Mannschaft war
cklich, sich der entsetzlichen Gefahr, der sie ihren
überließ, entkommen zu fühlen, daß man kaum
n Fall von drei bis vier Todten und auf das
ei von fünf bis sechs Verwundeten merkte.
lnd nun, Kinder," sagte der Capitän, „das
verk, das ich Euch versprochen habe. Gebt Acht!"
n dichter Rauch fing an durch die Luken der
)en Brigg hervorzudringen, während ein Dampf
r Art an den Stückpforten erschien und die
ung der Kanonen verschleierte.
an hörte die Stimme des englischen Capitäns,
ft durch das Sprachrohr, rufen:
:ie Boote in See!"
f der Stelle wurde das Manöver vollzogen
er Boote schwammen um die Brigg.
:as Boot vom Hintertheil und das Boot von

Douine für die Marinesoldaten!" rief der Capitän; „die zwei Seitenboote für die Matrosen. Laßt die Verwundeten zuerst hinab."

Die Soldaten und Offiziere der Schönen Therese schauten einander an. Hier, und unter ihren Augen, trat die Ueberlegenheit der englischen Disciplin hervor. Das Manöver, das an Bord der Calypso mit so großer Regelmäßigkeit ausgeführt wurde, als ob das Schiff eine einfache Uebung im Hafen von Portsmouth oder im Meerbusen von Salmay gemacht hätte, wäre aller Wahrscheinlichkeit an Bord eines französischen Schiffes unmöglich gewesen.

Die Verwundeten wurden zuerst hinabgelassen; ihre Zahl war groß; man vertheilte sie in die vier Boote; dann nahmen mit vollkommener Ordnung die Marinesoldaten Platz in den zwei Booten, die man ihnen zugeschieden hatte.

Der Capitän saß auf seiner Quartbank, und gab seine Befehle mit derselben Ruhe, als hätte er nicht eine Mine unter seinen Beinen gehabt.

Von diesem Augenblicke an hörte der Ort der Scene auf, sichtbar zu sein; dichter durch alle Oeffnungen hervordringend, umhüllte der Rauch das Schiff mit einem Schleier, durch den sich unmöglich etwas unterscheiden ließ.

Von Zeit zu Zeit schienen sich Feuerschlangen längs den Masten hinzurollen; alsdann gingen einige Kanonen, welche geladen geblieben waren, weil man keine Zeit gehabt hatte, sie zu entladen, von selbst los; hierauf sah man aus dem Brande ein Boot dann zwei, dann drei hervorkommen; — plötzlich wurde ein Knall hörbar, das Schiff öffnete sich wi

rater eines Vulkans, die Luft beſtreifte ſich mit
nmten Trümmern, welche Rieſenraketen ähnlich
Himmel aufſtiegen.

Das war das vom Capitän Herbel verſprochene
erwerk.

Alles fiel ins Meer zurück, Alles erloſch, Alles
ſank wieder in Dunkelheit, und nichts blieb vom
ſen, der ſich einen Augenblick vorher in den
mmen krümmte; nur drei Barken durchfurchten
Meer, ſich mit aller Gewalt der Ruder entfernend.

Der Capitän Herbel hütete ſich wohl, ſie zu ver-
gen; und ſogar, als eine von dieſen Barken unter
n Feuer der Backbordbatterie der Schönen
ereſe vorüberkam, nahmen die Matroſen und der
pitän ſelbſt ihre Hüte ab, um dieſe Braven zu
grüßen, welche, der Gefahr des Brandes entkom-
n, einer andern minder nahen, minder ſichtbaren,
r nicht minder großen: der doppelten Gefahr des
urmes und des Hungers, trotzen ſollten.

Das vierte Boot, der Capitän und das letzte
rtel der Mannſchaft, war in die Luft geſprengt
rden.

Herbel und ſeine Leute folgten mit den Augen
drei Booten bis zu dem Momente, wo ſie die-
en in der finſtern Unermeßlichkeit völlig aus dem
ſichte verloren.

Alsdann zog der Capitän Herbel ſeine Uhr und
ach:

„Meine Kinder, es iſt Mitternacht vorüber; doch
meiner Treue, an Feſttagen iſt es wohl erlaubt,
ein wenig ſpäter als gewöhnlich ſchlafen zu legen.“

Und fragt man uns nun, warum der Capitän

Herbel, ſtatt die drei Viertel der Mannſchaft der Calypſo zu Gefangenen zu machen, ſie ſo entſchlüpfen ließ, ſo antworten wir, die Schöne Thereſe, welche ſchon hundert und zwanzig Mann führte, habe ſich nicht mit einem hundert Gefangenen überlaſten können.

Fragen uns endlich, ſich mit dieſer Antwort nicht begnügend, einige ſchwierigere Leſer, warum dann der Capitän, der mit drei Kanonenſchüſſen die drei Boote in den Grund bohren konnte, dieſe drei Schüſſe nicht gethan habe, ſo antworten wir . . .

Nein, wir werden nicht antworten.

ierem Ver ge ist ferner erschienen und durch
ndlungen zu beziehen:

A. Wetterbergh,

(Onkel Adam)

mtliche Romane.

ndchen kostet 2 Ngr. oder 6 kr. rh.
ıd wird einzeln abgegeben.

Bis jetzt sind erschienen:

der aus dem Alltagsleben . .	6	**Bdchn.**
nrebilder aus dem Alltagsleben	18	„
ne	4	„
rradjunkt. Ein Genrebild . .	3	„
schen am Gatterthore bei Nygard	1	„
argemälde	9	„
ı Arbeit. Ein Genrebild . . .	9	„
ine Erzählung.	3	„
erne Löffel	4	„
lückskind	1	„
ı Handel	3	„
Sellners Reichthümer	7	„
e Genrebilder	4	„

Haddäus Kosciuszko.

Historischer Roman

von

Heribert Rau

3 Bde. eleg. geh. Thlr. 1. 24 Ngr. oder 3 fl. rhein.

Es ist wohl unbestritten, daß der Verfasser dieses Romans einer unserer beliebtesten Schriftsteller ist. Haben doch seine Romane wie seine wissenschaftlichen Werke in ganz Deutschland, ja sogar in Amerika großes Aufsehen gemacht, sowie mehrere der letzteren in verschiedene Sprachen übersetzt wurden. Unter diesen zeichnet sich vor allen das oben genannte Werk aus. Nicht nur daß die Wahl des Helden eine sehr glückliche genannt werden darf, da schon bei dem Namen Kosciuszko alle edleren Herzen diesseits und jenseits des Oceans höher schlagen — es ist dem Verfasser auch gelungen, die Schicksale desselben mit einer solchen Treue und doch zugleich poetischen Verklärung darzustellen, daß sie uns bis zum letzten Momente fesseln und zum innigsten Mitgefühle hinreißen.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Die Mohicaner von Paris.

---

alvator.

Von

Alexandre Dumas.

us dem Franzöſiſchen

von

Dr. Auguſt Zoller.

Vierter Band.

Stuttgart.
Franckh'ſche Verlagshandlung.
1856.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

XXXIX.

Die Hochzeit eines Freibeuters.

nd der zehn Jahre, welche auf die von
:n erzählten Ereigniſſe folgten — um, nach
ewohnheit, durch Thatſachen, und nicht
einfache Erzählung einen Begriff vom
unſerer Helden zu geben, — ſchritt der
erbel, deſſen Art zu verfahren man ge-
immer weiter fort auf dem Wege, den er
jen hatte.
eſchränken uns in Betreff deſſen, was den
Seemann betrifft, darauf, daß wir aus
:alen jener Zeit Notizen über ſeine Priſen

an-Sebaſtian, ein portugieſiſches Schiff,
itra auf Isle de France gefrachtet, deſſen
ei Millionen werth war — Herbel erhielt
Theil viermal hunderttauſend Livres.
harlotte, ein holländiſches Schiff von
t ſechzig Tonnen, zwölf Kanonen und ſiebzig
uipage. — Die Charlotte wurde um ſechs-
:rttauſend Livres verkauft.
ldler, eine engliſche Goëlette von hundert

ıd sechzig Tonnen, um hundertfünfzigtausend Livres ɜrkauft.

Der San-Jago und der Karl III., spanische Schiffe, um sechsmal hunderttausend Livres verkauft.

Der Argos, ein russisches Schiff von sechshundert Tonnen.

Der Hercules, eine englische Brigg von sechshundert Tonnen.

Der Glorieux, ein englischer Kutter, u. s. w. u. s. w.

Dieser von den officiellen Blättern jener Zeit veröffentlichten Liste könnten wir noch die Nomenclatur von dreißig bis vierzig anderen Schiffen beifügen; doch es ist nie unsere Absicht gewesen, eine Biographie vom Capitän Herbel zu schreiben; wir wünschen nur unsern Lesern eine Idee von seinem Charakter zu geben.

Im Winter von 1800 nach St. Malo zurückgekehrt, mit seinem treuen Pierre Berthaud, empfing er von seinen Landsleuten alle möglichen Zeugnisse von Sympathie. Ueberdies erwartete ihn ein Brief vom ersten Consul, der ihn einlud, nach Paris zu kommen.

Bonaparte fing damit an, daß er dem wackern Maluiner über seine fabelhaften Kreuzfahrten sein Compliment machte: dann bot er ihm die Epauletten eines Capitäns und das Commando über eine Fregatte der republikanischen Marine an.

Pierre Herbel schüttelte jedoch den Kopf.

„Was verlangen Sie denn?“ fragte der erste Consul erstaunt.

„Ich wäre sehr in Verlegenheit, sollte ich es
en sagen," antwortete Herbel.
‚Sie sind also bedeutend ehrgeizig?"
„Im Gegentheile, ich finde das, was Sie mir
eten, zu schön für mich."
„Sie wollen also nicht der Republik dienen?"
„Doch; ich will ihr aber auf meine Weise dienen."
„Wie dies?"
‚Als Corsar . . . Lassen Sie mich Ihnen die
rheit sagen."
„Sprechen Sie."
„Sobald ich befehle, bin ich ein trefflicher See-
n; sobald ich gehorchen muß, bin ich nicht so viel
h, als der Letzte von meinen Matrosen."
„Man muß indessen immer Jemand gehorchen."
„Bei meiner Treue," erwiederte der Capitän,
jetzt, Bürger Consul, habe ich nur Gott gehorcht,
dabei, wenn er mir durch seinen ersten Ordon-
offizier Seine Excellenz den Wind sagen ließ,
oll die Segel aufgeien und vor Topp und Takel
en, ist es mir mehr als einmal begegnet, berge-
bin ich vom Dämon der Unbotmäßigkeit besessen,
ich mit meinen unteren Segeln, meiner Brigan-
und meinem Klüver die See hielt. Was besagen
daß ich, wenn ich Fregattencapitän wäre, nicht
Gott, sondern auch meinem Viceadmiral, meinem
iral, dem Marineminister, was weiß ich? gehor-
müßte, und das sind zu viel Herren für einen
:er."
‚Ah!" sagte der erste Consul, „ich sehe wohl,
haben nicht vergessen, daß Sie von der Familie

der Courtenay ſtammen, und daß Ihre Ahnen in Conſtantinopel regiert haben."

„Es iſt wahr, Bürger erſter Conſul, ich habe das nicht vergeſſen."

„Ich kann Sie aber nicht zum Kaiſer von Conſtantinopel ernennen?"

„Nein, Bürger, doch Sie können etwas Anderes thun."

„Ja, ich kann Ihnen ein Majorat für Ihren älteſten Sohn conſtituiren, Sie die Tochter von einem meiner Generale heirathen laſſen, wollen Sie ſich mit dem Ruhme verbinden, einer meiner Lieferanten, wollen Sie ſich mit dem Gelde verbinden?"

„Bürger erſter Conſul, ich habe drei Millionen, was wohl ſo viel werth iſt als ein Majorat, und was meine Verheirathung betrifft, ſo iſt das meine Sache."

„Sie heirathen eine Prinzeſſin von der Pfalz, eine deutſche Markgräfin?"

„Ich heirathe ein armes Mädchen Namens Thereſe, das ich ſeit acht Jahren liebe, und das ſeit acht Jahren auf mich wartet."

„Teufel!" rief Bonaparte, „ich habe kein Glück; dort Saint-Jean-d'Acre, und Sie hier! . . . Was gedenken Sie alſo zu thun?"

„Hören Sie, Bürger! zuerſt will ich heirathen, ich habe große Eile, und wäre es nicht Ihnen zu Liebe geweſen, ich ſtehe Ihnen dafür, ich hätte St. Malo nicht vor der Hochzeit verlaſſen."

„Gut; doch ſind Sie einmal verheirathet?"

„Ruhig den Frieden genießen, meine drei Millionen verzehren, und wie der Schäfer von Virgil ſagen:

Melibaee deus nobis haec otia fecit!“
rger Capi in, ich verſtehe nicht ſehr gut La-

. nicht wahr, beſonders wenn es ſich um den
handelt? Ich verlange von Ihnen keinen
hrigen Frieden; nein, nur die Zeit, ein paar
en Honigmonat zu genießen, nicht mehr.
, hienach, bei dem erſten Kanonenſchuſſe,
. . . nun wohl, die Schöne Thereſe iſt
t ganz geſchlagen.“
vermag alſo nichts für Sie?“
i meiner Treue, ich ſuche.“
o Sie finden nicht?“
n, doch finde ich, ſo werde ich Ihnen ſchrei-
vahr ich Herbel heiße.“
kann nicht einmal der Pathe Ihres erſten
ſein?“
ſpielen unglücklich, Bürger Conſul, mein
verpfändet.“
m denn?“
rre Berthaud, genannt Monte-Hauben, mei-
chbootsmanne.“
o dieſer Burſche kann mir nicht ſeinen Platz
Capitän?“
! ja wohl, er würde ihn nicht dem Kaiſer
na abtreten; über dies iſt nichts zu ſagen:
ihn mit ſeiner Degenſpitze gewonnen.“
e ſo?“
dem er als der Zweite an Bord der Ca-
prang . . . und unter uns, die wir Tapfere
e ich, indem er zuerſt darauf ſprang . . . nun,
die Augen darüber geſchloſſen.“

„Gleichviel, Capitän, obſchon ich nicht glücklich mit Ihnen bin, erlauben Sie mir doch wohl, nicht wahr, daß ich mich nach Ihnen erkundige?“

„Haben Sie Krieg, Bürger erſter Conſul, und ich werde Ihnen Nachrichten von mir geben, das verſpreche ich Ihnen.“

„Wohlan, von einem ſchlechten Zahler muß man nehmen, was man kann; auf Wiederſehen, wenn wir Krieg haben.“

„Auf Wiederſehen, Bürger erſter Conſul!“

Pierre Herbel ging bis zur Thüre und kam dann wieder zurück.

„Das heißt auf Wiederſehen,“ ſagte er, „nein, ich kann mich nicht hiezu verbindlich machen.“

„Warum nicht?“

„Weil Sie ein Landgeneral ſind, und ich ein Seemann bin; es iſt aber keine Wahrſcheinlichkeit, daß wir, wenn wir, Sie in Italien oder in Deutſchland, ich im Atlantiſchen Meere oder im Indiſchen Meere ſein werden, oft zuſammentreffen; alſo viel Glück in Ihren Feldzügen, Bürger erſter Conſul.“

„Und Ihnen wünſche ich viel Glück bei Ihren Kreuzfahrten.“

Hienach trennten ſich der Capitän und der erſte Conſul, um ſich erſt fünfzehn Jahre ſpäter in Rochefort wieder zu ſehen.

Drei Tage nach ſeinem Abgange aus den Tuilerien trat Pierre Herbel mit offenen Armen in das Häuschen von Thereſe Brea ein, das im Dorfe Plancoët, am Arquenon, vier bis fünf Meilen von St. Malo lag.

se stieß einen Freudenschrei aus und warf
e in die .
atte ihn drei Jahre nicht gesehen. Therese
e Rückkehr nach St. Malo und sodann seine
ach Paris an demselben Tage erfahren.
Andere als Therese wäre in Verzweiflung
nd hätte sich gefragt, welche wichtige An-
t bei ihrem Geliebten das Verlangen, sie
sehen, überwiegen könne, doch dem Worte
e vertrauend kniete sie in Notre-Dame in
nieder, und begnügte sich damit, daß sie
seine Rückkehr dankte, ohne daß es ihr ein-
nschaft über die darauf gefolgte unerwartete
i verlangen.
r That, wie gesagt, in Paris eine Stunde
r Audienz angelangt, war Pierre Herbel
ade nach derselben wieder abgereist . . .
wesenheit dauerte also nur sechs Tage. —
s Tage schienen Therese allerdings sechs
erte.
e ihren Geliebten erblickte, war auch die
, welche sie in seine Arme trieb, sehr rasch,
Schrei, der ihrem Munde oder vielmehr
zen entschlüpfte, sehr freudig.
' fragte Pierre Herbel, nachdem er von den
beresens zwei gute, ganz mit Thränen gefüllte,
mmen hatte; „wann die Hochzeit, Therese?"
n Du willst," antwortete diese; „ich bin
Jahren bereit, und unser Aufgebot ist seit
en angeschlagen."
haben also nur den Maire und den Pfar-
untniß zu setzen?"

„Ah! mein Gott, ja!“

„Thun wir das, Thereſe; ich bin nicht der An- t von denjenigen, welche ſagen: „„Er hat ſechs ihre gewartet, er kann auch noch länger warten.““ ein, ganz im Gegentheil ſage ich: „„Ich habe ſechs ahre gewartet, das iſt ziemlich hübſch und ich will icht mehr warten.““

Ohne Zweifel war Thereſe derſelben Anſicht wie ihr Bräutigam, denn er hatte dieſe letzten Worte nicht vollendet, als ihr Shawl auf ihren Schultern und ihre Haube auf ihrem Kopfe waren.

Pierre Herbel nahm ſie beim Arme.

Wie ſehr ſich auch der Maire und der Pfarrer beeilten, man mußte drei Tage warten. Während dieſer drei Tage war der Capitän wie ein Ver- rückter.

Am dritten Tage, als der Maire ſprach: „Im Namen des Geſetzes ſeid Ihr verbunden,“ ſagt Pierre Herbel:

„Das iſt ein Glück; hätte das noch länger a geſtanden, heute Abend legte ich an.“

Neun Monate nachher, auf den Tag, ge Thereſe einen ſtarken Knaben, deſſen Pathe, v dem gegebenen Worte, Pierre Berthaud, gen Monte-Haubon, war; man ſchrieb ihn auch in Civilregiſtern von St. Malo unter dem N Pierre Herbel von Courtenay — das heißt Vic ein . . . Er war doppelt Pierre: Pierre durch Vater, Pierre durch ſeinen Pathen.

Wir haben geſagt, wie, um ſich nach der der Zeit zu richten, der junge Maler ſeinen latiniſirt und dem ein wenig gemeinen Nam

lpostels, den aristokratischen Namen
bstituirt hatte.
eduld, liebe Leser, wir haben noch nicht
igt mit seinem Seeräuber von
ter, wie ihn der General Herbel nannte.
nigmonat des Capitäns dauerte gerade
welche der Friede von Amiens dauerte;
ns: er dauerte ein paar Tage länger.
eschichtsschreiber für Einen werden Ihnen
n Sie sich die Mühe nehmen, sie zu fra-
er Vertrag von 1802 gebrochen wurde;
ann Ihnen sagen, wie der Honigmonat
digen Capitäns endigte.
ge der Friede gedauert hatte, war Alles
in der Wirthschaft von Herbel gewesen.
ine Frau, welche sanft und liebevoll wie
ar, an; er vergötterte seinen Sohn, von
auptete — und zwar vielleicht mit Recht
as schönste Kind, nicht nur von St. Malo,
h von der ganzen Bretagne und von ganz
Kurz, er war der glücklichste Mensch der
äre nicht der Krieg ausgebrochen, so würde
nd der Ruhe Monate lang, Jahre lang,
eicht gedauert haben, ohne daß eine einzige
Heiterkeit seines Himmels getrübt hätte.
r Sturm häufte sich auf der Seite von
f. Die englische Regierung hatte den
r gezwungen gemacht; um dazu zu ge-
te die Coalition vom Kaiser Paul I. mit
änemark und Schweden das Ministerium
und den Redner Addington zum Lord
ammer ernennen müssen. Unglücklicher-

je bestand dieser Friede nur auf der Oberfläche; Ermordung von Kaiser Paul machte den Haupt- in des Gewölbes fallen: die Engländer beklagten h, Frankreich räume zu langsam Rom, Neapel nd die Insel Elba; Frankreich beklagte sich, England äume Malta und Aegypten gar nicht. Bonaparte, m für jedes Ereigniß bereit zu sein, traf Anstalten zu einer Expedition nach St. Domingo. Der politische Barometer bezeichnete einen nahe bevorstehenden Krieg.

Seitdem diese Expedition, obgleich noch im Projekte, den Seehäfen Frankreichs die fieberhafte Aufregung verliehen hatte, die den Seekriegen vorangeht, war der Capitän Herbel auch fieberhaft und aufgeregt geworden. Das Familienleben war nie die Sache dieses abenteuerlichen Temperaments gewesen: das war für ihn eine jener blühenden Inseln des Oceans, wo ein Seemann einen mehr oder einen minder langen Aufenthalt machen kann, jedoch nichts Anderes. Das wahre Element des Capitäns war die See; die See, die ihn am Ufer aufgenommen hatte, reclamirte ihn, wie eine eifersüchtige Geliebte ihren Liebhaber reclamirt und zog ihn unwillkürlich an sich; von heiter, wie es bis dahin gewesen, war sein Gesicht traurig geworden; er erkundigte sich bei jeder Fischerbarke nach dem Tage, wenn die Feindseligkeiten beginnen würden; ganze Tage brachte er auf dem höchsten Gestade zu, die Augen verloren in der doppelten Unermeßlichkeit des Himmels und der Wogen.

Thereſe, welche in ihm und durch ihn zu sehen schien, bemerkte diese Veränderung und wußte lange

Umstand, sie dieselbe zuschreiben sollte.
Laune, diese finstere Schweigsamkeit
von den Gewohnheiten ihres Mannes,
ak, jedoch ohne mit ihm darüber zu

f indessen, daß früher oder später eine
tfinden mußte, als sie in einer Nacht
die wüthenden Bewegungen, die der
e, und das seltsame Geschrei, das er
eweckt wurde.
te, er sei mitten in der Schlacht und
ibeskräften.
rauf! auf die Engländer! zum Entern,
ie Republik!"
f war äußerst heftig, doch nach einigen
gte er, ohne Zweifel wie der des Cid,
ng von Streitern.
tän, der sich halb aufgerichtet hatte,
opf wieder auf sein Kissen und rief:
die Flagge, englischer Hund! Sieg!

ersank in den friedlichen Schlaf des

n war der armen Therese Alles erklärt.
rmelte sie, denn ihr Schlaf verschwand
ihres Mannes, „er hat mir, ohne es
Ursache seiner schlimmen Stunden ge-
Pierre, aus Liebe für mich ist er hier
ieben, Gefangener im Hause, seinen
er schlagend, wie ein Löwe im Käfig.
ise, dieses friedliche Leben ist nicht für
mein armer Pierre! Du brauchst Raum,

die freie Luft des Himmels über Dir, die See unter Deinen Füßen, Du brauchst die großen Stürme und die großen Schlachten, den Zorn der Menschen und den Zorn Gottes. Ich hatte nichts gesehen, nichts begriffen, nichts errathen, ich liebte Dich! Verzeih' mir, mein theurer Pierre!"

Und Thereſe erwartete den Morgen mit Todesangſt.

Als der Tag gekommen war, ſprach ſie mit einer Stimme, die ſie feſt zu machen ſuchte:

„Pierre, Du langweilſt Dich hier!"

„Ich?" erwiederte Pierre.

„Ja."

„Glaube das nicht."

„Pierre, Du haſt nie gelogen; bleibe, ſogar für mich, offenherzig und ehrlich wie ein Seemann."

Pierre ſtammelte.

„Dein müßiges Leben gereicht Dir zum Verderben," fuhr Thereſe fort.

„Deine Liebe entzückt mich," ſagte Pierre.

„Du mußt aufbrechen, Pierre, wir werden Krieg haben."

„Ja, in der That, Jedermann ſagt das."

„Und Du, mein Theuerſter, haſt die Feindſeligkeiten begonnen."

„Was willſt Du damit ſagen?" fragte Pierre erſtaunt.

Thereſe erzählte ihm ſeinen Traum von der vorhergehenden Nacht.

„Ah! ja," ſagte Pierre, „was das betrifft, das iſt möglich; meine ganze Nacht war nur ein langer Traum und ein erbitterter Kampf."

„Und aus der Leidenſchaft, mit der Du bei die-
Kampfe, ſo eingebildet er auch war, zu Werke
ſt, entnahm ich, die Zeit unſeres ruhigen Lebens
orüber; Dein wahres Leben ſei da, wo es Ge-
en zu trotzen und Ruhm zu erwerben gebe; ich
auch einen großen Entſchluß gefaßt, mein
ınd!“

„Welchen?“

„Dich aufzumuntern, ſobald als möglich in See
ehen.“

„Du! liebe Thereſe des guten Gottes!“

„Ich, Pierre; die Vorſehung hat uns zwei ver-
dene Aufgaben zugewieſen, mein Freund: ich
ſieben Jahre auf Dich gewartet, und war glück-
auf Dich zu warten. Du biſt gekommen und
aus mir zwei Jahre lang die glücklichſte Frau
Welt gemacht. Du wirſt wieder abreiſen, Pierre,
ich werde aufs Neue Deine Rückkehr erwarten;
dieſmal werde ich an der Wiege unſeres Kin-
warten, und das Warten wird mir leichter ſein.
habe das theure Kind viele Dinge zu lehren,
bei ihm mein Mutterwerk zu vollbringen. Ich
ɔe mit ihm von Dir ſprechen, ich werde ihm
ıe Kämpfe erzählen, von denen das Gerücht bis
uns gelangen wird. Sodann werden wir alle
e das hohe Geſtade erſteigen, in der Hoffnung,
ı Schiff am Horizont erſcheinen zu ſehen. Und
mein Freund, werden wir Beide vor dem Herrn
Pflicht erfüllen, die uns auferlegt iſt. Als Mann
t Du Dein Vaterland vertheidigen, als Weib
ɔe ich unſer Kind erziehen; und der Herr wird
ſegnen.“

Pierre war kein sehr demonstrativer Verliebter; doch bei diesen letzten Worten glaubte er die Stirne seiner Frau wie die der Jungfrau von Plancoët glänzen zu sehen, und er fiel ihr zu Füßen.

„Du versprichst mir also, nicht unter meiner Abwesenheit zu leiden?“ fragte er sie.

„Nicht leiden, Pierre,“ antwortete Therese, „das hieße Dich nicht lieben! Ich werde also leiden, doch ich werde mich erinnern, daß Du glücklich bist, und Dein Glück wird mir mehr Freude bereiten, als mir Deine Abwesenheit Gram verursacht haben wird.“

Pierre warf sich seiner Frau in die Arme; dann stürzte er aus dem Hause, lief in den Straßen von St. Malo umher, rief alle seine alten Matrosen bei ihren Namen und beauftragte seinen Freund, Pierre Berthaud, Alle diejenigen, welche er unterwegs oder in ihren Wohnungen treffen würde, zu sammeln.

Und acht Tage nachher lief, gründlich neu ausgerüstet, frisch angemalt, mit ihrer alten wohlbekannten Equipage, vermehrt durch etwa zwanzig Mann, mit ihren einundzwanzig Achtzehnpfündern und ihren zwei Sechsunddreißigpfündern, die schöne Therese aus dem Hafen von St. Malo aus, um die indischen Seegegenden wiederzusehen, wo Pierre Herbel zuerst seinen furchtbaren Ruf als Corsar erlangt hatte, der dem seines Freundes und Landsmannes Surcouf die Wagschale hielt.

Am 6. Mai 1802 auslaufend, nahm die Schöne Therese schon am 8. desselben Monats, nach einem zehnstündigen Kampfe, ein Sklavenschiff, das sechzehn Zwölfpfünder führte.

). caperte sie ein portugiesisches Schiff von
anonen und siebzig Mann Equipage.
5. enterte sie einen Handelsdreimaster,
ndischer Flagge, befrachtet mit fünftausend
is und fünfhundert Fässern Zucker.
). Juni, in einer Nacht ähnlich der, wo
apitän Herbel die Calypso haben ver-
en, machte sie einen englischen Dreimaster
er, wenn nicht unter dem Commando, doch
unter der Führung von Pierre Berthaud
m, welcher eben zum Grade eines Lieute-
ben worden war.
ıfang des Juli endlich, nach achtzehn Ge-
fünfzehn Prisen ging die Schöne The-
Isle de France vor Anker, von wo sie,
aller Art beladen, erst 1805, das heißt
Schlacht bei Austerlitz, zurückkehrte.
: hatte ihrem Manne Wort gehalten; alle
: sie mit ihrem schon über drei Jahr
e das schroffe Gestade erstiegen; so daß,
Gegenstände bemerkbar wurden, Pierre
f der Küste eine Frau und ein Kind
n vermochte, die ihm Willkommzeichen

: hatte die Brigg ihres Gatten erkannt,
dieser sie hatte erkennen und sogar nur
n können.

XL.

Malmaiſon.

Es kam 1815.

Man war am 6. Juli; Waterloo rauchte noch am Horizont.

Am 21. Juni, Morgens um ſechs Uhr, war Napoleon nach dem Elyſée zurückgekehrt; am 22. unterzeichnete er folgende Erklärung:

„Franzoſen!

„Als ich den Krieg begann, um die Unabhängigkeit der Nation zu behaupten, zählte ich auf das Zuſammenwirken aller Anſtrengungen, aller Willenskräfte und den Beiſtand aller nationalen Autoritäten. Ich hatte Grund, auf glücklichen Erfolg zu hoffen, und trotzte allen Erklärungen der Mächte gegen mich. Die Umſtände ſcheinen ſich geändert zu haben: ich biete mich als Opfer dem Haſſe der Feinde Frankreichs. Möchten ſie aufrichtig ſein in ihren Erklärungen und immer nur gegen meine Perſon feindlich geſinnt geweſen ſein! Mein politiſches Leben iſt beendigt, und ich proclamire meinen Sohn, unter dem Titel Napoleon II., zum Kaiſer der Franzoſen. Die gegenwärtigen Miniſter werden proviſoriſch den Regierungsconſeil bilden. Das Intereſſe, das ich für meinen Sohn hege, verbindet mich, die Kammern einzuladen, ohne Verzug die Regentſchaft durch das Geſetz zu organiſiren. Vereinigt Euch Alle für das

entliche Wohl und um eine unabhängige Nation bleiben.

Gegeben im Palais de l'Elysée, am 22. Juli 1815.

Napoleon."

Vier Tage, nachdem er diese Erklärung unterchnet hatte, am 26. Juni erhielt Napoleon — wie n sieht, fast als Antwort auf seine Entsagung — genden Beschluß:

„Die Regierungs-Commission beschließt, wie folgt:

„Art. 1. Der Marine-Minister wird Befehle ben, daß zwei Fregatten vom Hafen von Rochefort sgerüstet werden, um Napoleon Bonaparte ch den Vereinigten Staaten zu transportiren.

„Art. 2. Es wird ihm, bis zum Punkte der nschiffung, wenn er es wünschte, eine genügende corte, unter den Befehlen des Generals Becker geben werden, die zu seiner Sicherheit bevollmächt ist.

„Art. 3. Der General-Director der Posten wird nerseits alle auf den Dienst der Relais bezüglichen fehle ertheilen.

„Art. 4. Der Marine-Minister wird Befehle assen, um die Rückkehr der Fregatten sogleich nach n Ausschiffen zu sichern.

„Art. 5. Die Fregatten werden die Rhede von chefort nicht verlassen, ehe die verlangten Geleitsefe angelangt sind.

„Art. 6. Die Minister der Marine, des Krie- und der Finanzen sind, Jeder in dem, was ihn

der Courtenay ſtammen, und daß Ihre Ahnen in Conſtantinopel regiert haben."

„Es iſt wahr, Bürger erſter Conſul, ich habe das nicht vergeſſen."

„Ich kann Sie aber nicht zum Kaiſer von Conſtantinopel ernennen?"

„Nein, Bürger, doch Sie können etwas Anderes thun."

„Ja, ich kann Ihnen ein Majorat für Ihren älteſten Sohn conſtituiren, Sie die Tochter von einem meiner Generale heirathen laſſen, wollen Sie ſich mit dem Ruhme verbinden, einer meiner Lieferanten, wollen Sie ſich mit dem Gelde verbinden?"

„Bürger erſter Conſul, ich habe drei Millionen, was wohl ſo viel werth iſt als ein Majorat, und was meine Verheirathung betrifft, ſo iſt das meine Sache."

„Sie heirathen eine Prinzeſſin von der Pfalz, eine deutſche Markgräfin?"

„Ich heirathe ein armes Mädchen Namens Thereſe, das ich ſeit acht Jahren liebe, und das ſeit acht Jahren auf mich wartet."

„Teufel!" rief Bonaparte, „ich habe kein Glück; dort Saint-Jean-d'Acre, und Sie hier! . . . Was gedenken Sie alſo zu thun?"

„Hören Sie, Bürger! zuerſt will ich heirathen, ich habe große Eile, und wäre es nicht Ihnen zu Liebe geweſen, ich ſtehe Ihnen dafür, ich hätte St. Malo nicht vor der Hochzeit verlaſſen."

„Gut; doch ſind Sie einmal verheirathet?"

„Ruhig den Frieden genießen, meine drei Millionen verzehren, und wie der Schäfer von Virgil ſagen:

deus no c otia fecit!"
:än, ich verſ nicht ſehr gut La=

ır, beſonders wenn es ſich um den
Ich verlange von Ihnen keinen
eden; nein, nur die Zeit, ein paar
monat zu genießen, nicht mehr.
, bei dem erſten Kanonenſchuſſe,
wohl, die Schöne Thereſe iſt
ſchlagen."
alſo nichts für Sie?"
Treue, ich ſuche."
en nicht?"
ıde ich, ſo werde ich Ihnen ſchrei=
herbel heiße."
ıt einmal der Pathe Ihres erſten

:nglücklich, Bürger Conſul, mein
:t."

aud, genannt Monte=Hauben, mei=
ıne."
ıurſche kann mir nicht ſeinen Platz
."

, er würde ihn nicht dem Kaiſer
en; über dies iſt nichts zu ſagen:
einer Degenſpitze gewonnen."

ls der Zweite an Bord der Ca=
. und unter uns, die wir Tapfere
m er zuerſt darauf ſprang ... nun,
n darüber geſchloſſen."

„Gleichviel, Capitän, obschon ich nicht glücklich mit Ihnen bin, erlauben Sie mir doch wohl, nicht wahr, daß ich mich nach Ihnen erkundige?“

„Haben Sie Krieg, Bürger erster Consul, und ich werde Ihnen Nachrichten von mir geben, das verspreche ich Ihnen.“

„Wohlan, von einem schlechten Zahler muß man nehmen, was man kann; auf Wiedersehen, wenn wir Krieg haben.“

„Auf Wiedersehen, Bürger erster Consul!“

Pierre Herbel ging bis zur Thüre und kam dann wieder zurück.

„Das heißt auf Wiedersehen,“ sagte er, „nein, ich kann mich nicht hiezu verbindlich machen.“

„Warum nicht?“

„Weil Sie ein Landgeneral sind, und ich ein Seemann bin; es ist aber keine Wahrscheinlichkeit, daß wir, wenn wir, Sie in Italien oder in Deutschland, ich im Atlantischen Meere oder im Indischen Meere sein werden, oft zusammentreffen; also viel Glück in Ihren Feldzügen, Bürger erster Consul.“

„Und Ihnen wünsche ich viel Glück bei Ihren Kreuzfahrten.“

Hienach trennten sich der Capitän und der erste Consul, um sich erst fünfzehn Jahre später in Rochefort wieder zu sehen.

Drei Tage nach seinem Abgange aus den Tuilerien trat Pierre Herbel mit offenen Armen in das Häuschen von Therese Brea ein, das im Dorfe Plancoët, am Arquenon, vier bis fünf Meilen von St. Malo lag.

ceſe ſtieß einen Freudenſchrei aus und warf
rre in die Arme.
e hatte ihn drei Jahre nicht geſehen. Thereſe
eine Rückkehr nach St. Malo und ſodann ſeine
nach Paris an demſelben Tage erfahren.
e Andere als Thereſe wäre in Verzweiflung
t und hätte ſich gefragt, welche wichtige An-
heit bei ihrem Geliebten das Verlangen, ſie
zu ſehen, überwiegen könne, doch dem Worte
erre vertrauend kniete ſie in Notre-Dame in
et nieder, und begnügte ſich damit, daß ſie
ir ſeine Rückkehr dankte, ohne daß es ihr ein-
chenſchaft über die darauf gefolgte unerwartete
zu verlangen.
der That, wie geſagt, in Paris eine Stunde
ner Audienz angelangt, war Pierre Herbel
tunde nach derſelben wieder abgereiſt . . .
Abweſenheit dauerte alſo nur ſechs Tage. —
ſechs Tage ſchienen Thereſe allerdings ſechs
nderte.
ſie ihren Geliebten erblickte, war auch die
ung, welche ſie in ſeine Arme trieb, ſehr raſch,
r Schrei, der ihrem Munde oder vielmehr
Herzen entſchlüpfte, ſehr freudig.
h!" fragte Pierre Herbel, nachdem er von den
n Thereſens zwei gute, ganz mit Thränen gefüllte,
enommen hatte; „wann die Hochzeit, Thereſe?"
ann Du willſt," antwortete dieſe; „ich bin
en Jahren bereit, und unſer Aufgebot iſt ſeit
hren angeſchlagen."
ir haben alſo nur den Maire und den Pfar-
Kenntniß zu ſetzen?"

„Ah! mein Gott, ja!“

„Thun wir das, Thereſe; ich bin nicht der Anſicht von denjenigen, welche ſagen: „„Er hat ſechs Jahre gewartet, er kann auch noch länger warten.““ Nein, ganz im Gegentheil ſage ich: „„Ich habe ſechs Jahre gewartet, das iſt ziemlich hübſch und ich will nicht mehr warten.““

Ohne Zweifel war Thereſe derſelben Anſicht wie ihr Bräutigam, denn er hatte dieſe letzten Worte nicht vollendet, als ihr Shawl auf ihren Schultern und ihre Haube auf ihrem Kopfe waren.

Pierre Herbel nahm ſie beim Arme.

Wie ſehr ſich auch der Maire und der Pfarrer beeilten, man mußte drei Tage warten. Während dieſer drei Tage war der Capitän wie ein Verrückter.

Am dritten Tage, als der Maire ſprach: „Im Namen des Geſetzes ſeid Ihr verbunden,“ ſagte Pierre Herbel:

„Das iſt ein Glück; hätte das noch länger angeſtanden, heute Abend legte ich an.“

Neun Monate nachher, auf den Tag, gebar Thereſe einen ſtarken Knaben, deſſen Pathe, nach dem gegebenen Worte, Pierre Berthaud, genannt Monte-Haubon, war; man ſchrieb ihn auch in den Civilregiſtern von St. Malo unter dem Namen Pierre Herbel von Courtenay — das heißt Vicomte, ein . . . Er war doppelt Pierre: Pierre durch ſeinen Vater, Pierre durch ſeinen Pathen.

Wir haben geſagt, wie, um ſich nach der Mode der Zeit zu richten, der junge Maler ſeinen Namen latiniſirt und dem ein wenig gemeinen Namen des

,els, den mehr aristokratischen Namen
ituirt hatte.
,uld, liebe Leser, wir haben noch nicht
,gt mit seinem Seeräuber von
ter, wie ihn der General Herbel nannte.
nigmonat des Capitäns dauerte gerade
,elche der Friede von Amiens dauerte;
,ns: er dauerte ein paar Tage länger.
Geschichtsschreiber für Einen werden Ihnen
,enn Sie sich die Mühe nehmen, sie zu fra-
,e der Vertrag von 1802 gebrochen wurde;
,in kann Ihnen sagen, wie der Honigmonat
; würdigen Capitäns endigte.
lange der Friede gedauert hatte, war Alles
fflich in der Wirthschaft von Herbel gewesen.
,etete seine Frau, welche sanft und liebevoll wie
Engel war, an; er vergötterte seinen Sohn, von
er behauptete — und zwar vielleicht mit Recht
es sei das schönste Kind, nicht nur von St. Malo,
,dern auch von der ganzen Bretagne und von ganz
rankreich. Kurz, er war der glücklichste Mensch der Welt, und wäre nicht der Krieg ausgebrochen, so würde dieser Zustand der Ruhe Monate lang, Jahre lang, immer vielleicht gedauert haben, ohne daß eine einzige Wolke die Heiterkeit seines Himmels getrübt hätte.

Doch der Sturm häufte sich auf der Seite von England auf. Die englische Regierung hatte den Frieden nur gezwungen gemacht; um dazu zu gelangen, hatte die Coalition vom Kaiser Paul I. mit Preußen, Dänemark und Schweden das Ministerium Pitt stürzen und den Redner Addington zum Lord der Schatzkammer ernennen müssen. Unglücklicher-

weise bestand dieser Friede nur auf der Oberfläche; die Ermordung von Kaiser Paul machte den Hauptstein des Gewölbes fallen: die Engländer beklagten sich, Frankreich räume zu langsam Rom, Neapel und die Insel Elba; Frankreich beklagte sich, England räume Malta und Aegypten gar nicht. Bonaparte, um für jedes Ereigniß bereit zu sein, traf Anstalten zu einer Expedition nach St. Domingo. Der politische Barometer bezeichnete einen nahe bevorstehenden Krieg.

Seitdem diese Expedition, obgleich noch im Projekte, den Seehäfen Frankreichs die fieberhafte Aufregung verliehen hatte, die den Seekriegen vorangeht, war der Capitän Herbel auch fieberhaft und aufgeregt geworden. Das Familienleben war nie die Sache dieses abenteuerlichen Temperaments gewesen: das war für ihn eine jener blühenden Inseln des Oceans, wo ein Seemann einen mehr oder einen minder langen Aufenthalt machen kann, jedoch nichts Anderes. Das wahre Element des Capitäns war die See; die See, die ihn am Ufer aufgenommen hatte, reclamirte ihn, wie eine eifersüchtige Geliebte ihren Liebhaber reclamirt und zog ihn unwillkürlich an sich; von heiter, wie es bis dahin gewesen, war sein Gesicht traurig geworden; er erkundigte sich bei jeder Fischerbarke nach dem Tage, wenn die Feindseligkeiten beginnen würden; ganze Tage brachte er auf dem höchsten Gestade zu, die Augen verloren in der doppelten Unermeßlichkeit des Himmels und der Wogen.

Therese, welche in ihm und durch ihn zu sehen schien, bemerkte diese Veränderung und wußte lange

welchem U ande sie dieselbe zuschreiben sollte.
bizarre Laune, diese finstere Schweigsamkeit
so fern von den Gewohnheiten ihres Mannes,
e erschrak, jedoch ohne mit ihm darüber zu
n.
e begriff indessen, daß früher oder später eine
ung stattfinden mußte, als sie in einer Nacht
h durch die wüthenden Bewegungen, die der
n machte, und das seltsame Geschrei, das er
ß, aufgeweckt wurde.
träumte, er sei mitten in der Schlacht und
aus Leibeskräften.
Drauf! drauf! auf die Engländer! zum Entern,
3 lebe die Republik!"
r Kampf war äußerst heftig, doch nach einigen
en endigte er, ohne Zweifel wie der des Cid,
nangelung von Streitern.
r Capitän, der sich halb aufgerichtet hatte,
t dem Kopf wieder auf sein Kissen und rief:
Streich' die Flagge, englischer Hund! Sieg!

d er versank in den friedlichen Schlaf des

n da an war der armen Therese Alles erklärt.
h!" murmelte sie, denn ihr Schlaf verschwand
Traume ihres Mannes, „er hat mir, ohne es
en, die Ursache seiner schlimmen Stunden ge-
Armer Pierre, aus Liebe für mich ist er hier
tet geblieben, Gefangener im Hause, seinen
ns Gitter schlagend, wie ein Löwe im Käfig.
h begreife, dieses friedliche Leben ist nicht für
macht, mein armer Pierre! Du brauchst Raum,

die freie Luft des Himmels über Dir, die See unter Deinen Füßen, Du brauchst die großen Stürme und die großen Schlachten, den Zorn der Menschen und den Zorn Gottes. Ich hatte nichts gesehen, nichts begriffen, nichts errathen, ich liebte Dich! Verzeih' mir, mein theurer Pierre!"

Und Thereſe erwartete den Morgen mit Todesangſt.

Als der Tag gekommen war, ſprach ſie mit einer Stimme, die ſie feſt zu machen ſuchte:

„Pierre, Du langweilſt Dich hier!"

„Ich?" erwiederte Pierre.

„Ja."

„Glaube das nicht."

„Pierre, Du haſt nie gelogen; bleibe, ſogar für mich, offenherzig und ehrlich wie ein Seemann."

Pierre ſtammelte.

„Dein müßiges Leben gereicht Dir zum Verderben," fuhr Thereſe fort.

„Deine Liebe entzückt mich," ſagte Pierre.

„Du mußt aufbrechen, Pierre, wir werden Krieg haben."

„Ja, in der That, Jedermann ſagt das."

„Und Du, mein Theuerſter, haſt die Feindſeligkeiten begonnen."

„Was willſt Du damit ſagen?" fragte Pierre erſtaunt.

Thereſe erzählte ihm ſeinen Traum von der vorhergehenden Nacht.

„Ah! ja," ſagte Pierre, „was das betrifft, das iſt möglich; meine ganze Nacht war nur ein langer Traum und ein erbitterter Kampf."

aus der Leidenſchaft, mit der Du bei die-
ſe, ſo eingebildet er auch war, zu Werke
nahm ich, die Zeit unſeres ruhigen Lebens
c; Dein wahres Leben ſei da, wo es Ge-
trotzen und Ruhm zu erwerben gebe; ich
einen großen Entſchluß gefaßt, mein

)en?"
aufzumuntern, ſobald als möglich in See

liebe Thereſe des guten Gottes!"
Pierre; die Vorſehung hat uns zwei ver-
Aufgaben zugewieſen, mein Freund: ich
1 Jahre auf Dich gewartet, und war glück-
Dich zu warten. Du biſt gekommen und
mir zwei Jahre lang die glücklichſte Frau
emacht. Du wirſt wieder abreiſen, Pierre,
erde aufs Neue Deine Rückkehr erwarten;
al werde ich an der Wiege unſeres Kin-
1, und das Warten wird mir leichter ſein.
das theure Kind viele Dinge zu lehren,
)m mein Mutterwerk zu vollbringen. Ich
ihm von Dir ſprechen, ich werde ihm
npfe erzählen, von denen das Gerücht bis
elangen wird. Sodann werden wir alle
hohe Geſtade erſteigen, in der Hoffnung,
ff am Horizont erſcheinen zu ſehen. Und
Freund, werden wir Beide vor dem Herrn
erfüllen, die uns auferlegt iſt. Als Mann
Dein Vaterland vertheidigen, als Weib
unſer Kind erziehen; und der Herr wird
n."

die freie Luft d
Deinen Füßen,
die großen Schl
den Zorn Gotte
begriffen, nichts
mir, mein theu
Und There
angst.
Als der Ta
Stimme, die
„Pierre,
„Ich?“ er
„Ja.“
„Glaube
„Pierre,
mich, offenher
Pierre st
„Dein m
ben,“ fuhr
„Deine
„Du mu
haben.“
„Ja, i
„Und
keiten bego
„Was
erstaunt.
There
vorhergeh
„Ah!
ist möglich
Traum

. caperte sie ein portugiesisches Schiff von
monen und siebzig Mann Equipage.
. enterte sie einen Handelsdreimaster,
idischer Flagge, befrachtet mit fünftausend
is und fünfhundert Fässern Zucker.
5. Juni, in einer Nacht ähnlich der, wo
Kapitän Herbel die Calypso haben ver-
)en, machte sie einen englischen Dreimaster
der, wenn nicht unter dem Commando, doch
3 unter der Führung von Pierre Berthaud
m, welcher eben zum Grade eines Lieute-
oben worden war.
Anfang des Juli endlich, nach achtzehn Ge-
d fünfzehn Prisen ging die Schöne The-
Isle de France vor Anker, von wo sie,
aller Art beladen, erst 1805, das heißt
Schlacht bei Austerlitz, zurückkehrte.
se hatte ihrem Manne Wort gehalten; alle
te sie mit ihrem schon über drei Jahr
)e das schroffe Gestade erstiegen; so daß,
: Gegenstände bemerkbar wurden, Pierre
if der Küste eine Frau und ein Kind
en vermochte, die ihm Willkommzeichen

se hatte die Brigg ihres Gatten erkannt,
: dieser sie hatte erkennen und sogar nur
'en können.

Pierre war kein sehr demonstrativer Verliebter; doch bei diesen letzten Worten glaubte er die Stirne seiner Frau wie die der Jungfrau von Plancoët glänzen zu sehen, und er fiel ihr zu Füßen.

„Du versprichst mir also, nicht unter meiner Abwesenheit zu leiden?“ fragte er sie.

„Nicht leiden, Pierre,“ antwortete Therese, „das hieße Dich nicht lieben! Ich werde also leiden, doch ich werde mich erinnern, daß Du glücklich bist, und Dein Glück wird mir mehr Freude bereiten, als mir Deine Abwesenheit Gram verursacht haben wird.“

Pierre warf sich seiner Frau in die Arme; dann stürzte er aus dem Hause, lief in den Straßen von St. Malo umher, rief alle seine alten Matrosen bei ihren Namen und beauftragte seinen Freund, Pierre Berthaud, Alle diejenigen, welche er unterwegs oder in ihren Wohnungen treffen würde, zu sammeln.

Und acht Tage nachher lief, gründlich neu ausgerüstet, frisch angemalt, mit ihrer alten wohlbekannten Equipage, vermehrt durch etwa zwanzig Mann, mit ihren einundzwanzig Achtzehnpfündern und ihren zwei Sechsunddreißigpfündern, die schöne Therese aus dem Hafen von St. Malo aus, um die indischen Seegegenden wiederzusehen, wo Pierre Herbel zuerst seinen furchtbaren Ruf als Corsar erlangt hatte, der dem seines Freundes und Landsmannes Surcouf die Wagschale hielt.

Am 6. Mai 1802 auslaufend, nahm die Schöne Therese schon am 8. desselben Monats, nach einem zehnstündigen Kampfe, ein Sklavenschiff, das sechzehn Zwölfpfünder führte.

te sie ein portugiesisches Schiff von
und siebzig Mann Equipage.
rte sie einen Handelsdreimaster,
Flagge, befrachtet mit fünftausend
fünfhundert Fässern Zucker.
, in einer Nacht ähnlich der, wo
Herbel die Calypso haben ver-
chte sie einen englischen Dreimaster
n nicht unter dem Commando, doch
der Führung von Pierre Berthaud
cher eben zum Grade eines Lieute-
rden war.
es Juli endlich, nach achtzehn Ge-
hn Prisen ging die Schöne The-
France vor Anker, von wo sie,
Art beladen, erst 1805, das heißt
bei Austerlitz, zurückkehrte.
ihrem Manne Wort gehalten; alle
nit ihrem schon über drei Jahr
schroffe Gestade erstiegen; so daß,
stände bemerkbar wurden, Pierre
Küste eine Frau und ein Kind
nochte, die ihm Willkommzeichen

die Brigg ihres Gatten erkannt,
sie hatte erkennen und sogar nur
en.

XL.

Malmaiſon.

Es kam 1815.

Man war am 6. Juli; Waterloo rauchte noch am Horizont.

Am 21. Juni, Morgens um ſechs Uhr, war Napoleon nach dem Elyſée zurückgekehrt; am 22. unterzeichnete er folgende Erklärung:

„Franzoſen!

„Als ich den Krieg begann, um die Unabhängigkeit der Nation zu behaupten, zählte ich auf das Zuſammenwirken aller Anſtrengungen, aller Willenskräfte und den Beiſtand aller nationalen Autoritäten. Ich hatte Grund, auf glücklichen Erfolg zu hoffen, und trotzte allen Erklärungen der Mächte gegen mich. Die Umſtände ſcheinen ſich geändert zu haben: ich biete mich als Opfer dem Haſſe der Feinde Frankreichs. Möchten ſie aufrichtig ſein in ihren Erklärungen und immer nur gegen meine Perſon feindlich geſinnt geweſen ſein! Mein politiſches Leben iſt beendigt, und ich proclamire meinen Sohn, unter dem Titel Napoleon II., zum Kaiſer der Franzoſen. Die gegenwärtigen Miniſter werden proviſoriſch den Regierungsconſeil bilden. Das Intereſſe, das ich für meinen Sohn hege, verbindet mich, die Kammern einzuladen, ohne Verzug die Regentſchaft durch das Geſetz zu organiſiren. Vereinigt Euch Alle für das

um eine unabhängige Nation

s de l'Elysée, am 22. Juli 1815.
Napoleon."

achdem er diese Erklärung unter-
1 26. Juni erhielt Napoleon — wie
als Antwort auf seine Entsagung —
gluß:

ierungs-Commission beschließt, wie folgt:

Der Marine-Minister wird Befehle
wei Fregatten vom Hafen von Rochefort
werden, um Napoleon Bonaparte
Vereinigten Staaten zu transportiren.
. 2. Es wird ihm, bis zum Punkte der
ung, wenn er es wünschte, eine genügende
:, unter den Befehlen des Generals Becker
n werden, die zu seiner Sicherheit bevollmäch-
st.

Art. 3. Der General-Director der Posten wird
seits alle auf den Dienst der Relais bezüglichen
ehle ertheilen.

„Art. 4. Der Marine-Minister wird Befehle
lassen, um die Rückkehr der Fregatten sogleich nach
dem Ausschiffen zu sichern.

„Art. 5. Die Fregatten werden die Rhede von Rochefort nicht verlassen, ehe die verlangten Geleitsbriefe angelangt sind.

„Art. 6. Die Minister der Marine, des Krieges und der Finanzen sind, Jeder in dem, was ihn

betrifft, mit dem Vollzuge gegenwärtigen Beschlusses beauftragt.

„Unterzeichnet: Herzog von Otranto, Graf Grenier, Graf Carnot, Baron Quinette, Caulincourt, Herzog von Vicenza."

Kraft einer neuen Entschließung des Gouvernements, ermächtigte am andern Tage der Herzog von Otranto den Kaiser, gegen motivirte Quittung zu empfangen: einen Silberservice von zwölf Gedecken; den Porcellanservice, genannt die Hauptquartiere; sechs Services von zwölf Gedecken von Leinendamast; sechs Services von Officeleinwand; zwölf Paar Tücher von erster Wahl; zwölf Paar Servicetücher; sechs Dutzend Zimmerservietten; zwei Reisewagen; drei Sättel und Zäume eines Generaloffiziers; drei Piqueursättel und Zäume; vierhundert Bände aus der Bibliothek von Rambouillet zu nehmen; verschiedene Landkarten; endlich hunderttausend Franken für die allgemeinen Reisekosten. — Das war das letzte Trousseau des Kaisers.

An demselben Tage, gegen vier Uhr Abends, erhielt der General Graf Becker, der mit der Bewachung desjenigen, welchen man schon nicht mehr Napoleon Bonaparte nannte, beauftragt war, vom Marschall Kriegsminister, Fürsten von Eckmühl, folgenden Brief; der Letztere nannte wenigstens noch seinen ehemaligen Herrn Kaiser und Majestät; das machte ihn aber, wie man sehen wird, zu nichts

lich, und dann weiß man, was
wohnheit ist.

„Herr General!
ch habe die Ehre, Ihnen beifolg
u überſenden, welchen die Regierung
dem Kaiſer Napoleon zu eröffnen
wobei Sie Seiner Majeſtät b
ſtände ſeien ſo gebieteriſch
nz nothwendig zur Abreiſe entſchl
nach der Inſel Aix zu begeben.
ieſer Beſchluß iſt ſowohl im Intereſſe der Per-
s Kaiſers als des Staates, der ihm theuer
uß, gefaßt worden.
ollte der Kaiſer bei der Notification, die Sie
n dieſem Beſchluſſe machen werden, keine Ent-
g faſſen, ſo würden Sie die thätigſte Ueber-
üben, ſowohl, daß ſich Seine Majeſtät nicht
maiſon entfernen kann, als auch um jedem
gegen ſeine Perſon zuvorzukommen. Sie
dann alle Zugänge bewachen, welche gegen
n von allen Seiten münden. Ich ſchreibe
cteur der Gendarmerie und dem Comman-
Platzes Paris, daß ſie zu Ihrer Verfü-
endarmerie und die Truppen ſtellen, die
zen dürften.
ederhole Ihnen, Herr General, daß die-
ganz für das Intereſſe des Staats und
nliche Sicherheit des Kaiſers gefaßt wor-
ine raſche Ausführung iſt unerläßlich;
Seiner Majeſtät und ihrer Familie
ab.

„Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, General, daß alle dieſe Maßregeln ſo geheim als nur immer möglich genommen werden müſſen.

„Der Marſchall Kriegsminiſter
Fürſt von Eckmühl.“

Eine Stunde nachher empfing derſelbe General Becker vom Herzog von Otranto folgenden weiteren Brief, der ihm durch den Kriegsminiſter zugeſandt wurde:

„Herr General,

„Die Commiſſion erinnert Sie an die Inſtructionen, die Ihnen vor einer Stunde zugeſandt worden ſind. Sie müſſen den Beſchluß vollziehen laſſen, ſo wie ihn die Commiſſion geſtern gefaßt hat, und wonach Napoleon auf der Rhede der Inſel Aix bis zur Ankunft ſeiner Päſſe bleiben wird.

„Es iſt für das Wohl des Staates, der ihm nicht gleichgültig zu ſein vermöchte, von Wichtigkeit, daß er dort bleibt, bis ſein Schickſal und das ſeiner Familie auf eine definitive Art geregelt worden ſind. Man wird alle Mittel anwenden, damit dieſe Unterhandlung zu ſeiner Zufriedenheit ausfällt.

„Die franzöſiſche Ehre iſt dabei betheiligt; mittlerweile aber muß man alle Vorſichtsmaßregeln für die perſönliche Sicherheit von Napoleon, und damit er den ihm momentan angewieſenen Aufenthaltsort nicht verläßt, nehmen.

„Herzog von Otranto.“

m 25. hatte der Kaiser, von der Regie-
ssion aufgefordert, das Elysée verlassen
h Malmaison zurückgezogen, das noch voll
nnerung an Josephine.
s Briefes vom Herzog von Otranto und
)en Ermahnungen der provisorischen Re-
nte sich Napoleon nicht entschließen, ab-
m 28. Juni dictirte er folgenden Brief
Becker. — Wohlverstanden, obgleich vom
t, übernahm doch der Graf Becker die
ichkeit davon. Er war an den Kriegs-
:ssirt.

Monseigneur,

n sie vom Beschlusse der Regierung, ihre
Rochefort betreffend, Kenntniß genom-
:ine Majestät der Kaiser mich beauftragt,
rchlaucht zu eröffnen, sie verzichte auf
in Betracht daß sie, da die Communi-
)t frei seien, keine genügende Garantie
erheit ihrer Person finde.
'sem Bestimmungsorte ankommend, be-
überdies der Kaiser als Gefangener, da
: von der Insel Aix der Ankunft der
;eordnet ist, die man ihm ohne Zweifel
wird, um sich nach America zu begeben.
lge dieser Interpretation ist der Kaiser
seinen Spruch in Malmaison zu empfan-
s über sein Loos vom Herzog von Wel-
n die Regierung diese Resignation mit-
, statuirt worden ist, wird Napoleon in

Malmaiſon bleiben, überzeugt, man werde nichts gegen ihn unternehmen, was nicht der Nation und der Regierung würdig iſt.

„Graf Becker.“

Eine ſolche Antwort mußte ſtrenge Maßregeln herbeiführen.

Im Verlaufe des Tages kam eine Depeſche, man glaubte Anfangs, es handle ſich um die Abreiſe des Kaiſers, Napoleon öffnete ſie und las wie folgt:

Befehl des Kriegsminiſters an den General Becker.

Paris den 28. Juni 1815.

„Herr General,

„Sie werden einen Theil der Garde, die ſich in Rueil befindet, unter Ihre Befehle nehmen und die Brücke von Chatou in Brand ſtecken und völlig zerſtören.

„Ich laſſe gleichfalls von den Truppen, welche in Courbenoir ſind, die Brücke von Bezons zerſtören.

„Ich ſchicke einen meiner Adjutanten für dieſe Operation dahin.

„Ich werde auch Truppen nach Saint-Germain abſenden, mittlerweile bleiben Sie jedoch auf dieſer Straße.

„Der Offizier, der Ihnen dieſen Brief bringt, iſt beauftragt, mir ſelbſt die Meldung über den Vollzug dieſes Befehles zurückzubringen.“

General Becker erwartete die Entschließung
ıfers.
:r Kaiser gab ihm mit der größten Ruhe den
zurück.
Was gebietet Seine Majestät?" fragte der Graf

assen Sie den Befehl, den man Ihnen ge-
vollziehen."
:r General Becker ließ den Befehl auf der
vollziehen.
ı Abend berief man den General nach Paris:
g um acht Uhr ab.
ıpoleon wollte nicht vor der Rückkehr des Ge-
zu Bette gehen. Er wünschte zu wissen, was
:n diesem und dem Kriegsminister vorgegan-
ar.
n elf Uhr kam der General zurück.
:r Kaiser ließ ihn sogleich zu sich rufen.
lun," fragte er ihn, sobald er ihn erblickte,
trägt sich in Paris zu?"
Seltsame Dinge, Sire, welche Eure Majestät
glauben wird."
Sie irren sich, General: seit 1814 bin ich von
ngläubigkeit geheilt. Sagen Sie also, was
:sehen haben."
Besehen! ja, Sire, man sollte glauben, Eure
ät habe die Divinitationsgabe. Als ich in
)otel des Ministers kam, begegnete ich einer
ı, welche vom Fürsten wegging, und der ich
gs keine große Aufmerksamkeit schenkte."
Und wer war diese Person?" sagte Napoleon
ıldig.

für Napoleon II., der Rückkehr der Bour-
:ht günstig.""
.n," fragte lebhaft der Kaiser, „was hat er
ɔrtet?"
chts, Sire; er kehrte in sein Cabinet zurück
ɜ mir einen neuen Befehl zum Abgange zu-

General brachte in der That einen Befehl,
em gesagt war, wenn Napoleon nach vierund-
Stunden abzugehen säume, stehe man nicht
r seine Person.
h der Kaiser blieb wie unempfindlich für die-
ehl.
der sich über nichts mehr wundern sollte,
e sich doch noch über Eines: daß die Rück-
Bourbonen mit Herrn von Vitrolles durch
:sten von Eckmühl unterhandelt wurde, der
apoleons, Rückkehr negocirt hatte; durch den-
Mann, den ihm nach der Insel Elba Herr
von Chaboulon geschickt hatte, um seine Auf-
keit auf den Zustand der Dinge zu lenken
ı zu sagen, Frankreich sei für ihn offen und
ihn.
in der That, als die Kunde von der Lan-
m, war der ehemalige Chef des Generalstabs
poleon dergestalt compromittirt, daß er sich
flucht von Herrn Pasquier erbat, dem Ober-
:te der Invaliden, den er beim Heere gekannt
nd auf dessen Ergebenheit er, wie er wußte,
durfte.
oleon täuschte sich: es gab also noch andere
die ihn in Erstaunen setzen konnten.

„Der Fürst war besorgt, es mir selbst mitzu-
ilen. „„Haben Sie den Mann erkannt, der mich
eben verläßt?““ fragte er. „„Ich habe nicht auf
t Acht gegeben,““ antwortete ich. „„Nun, es ist
:rr von Vitrolles, Agent von Ludwig XVIII.““

Napoleon konnte ein leichtes Beben nicht be-
wältigen.

Der General Becker fuhr fort:

„„Nun wohl, mein lieber General,““ sagte der
Kriegsminister zu mir, „„es ist Herr von Vitrolles,
Agent von Ludwig XVIII.; er kommt im Auftrage
Seiner Majestät (Ludwig XVIII. war wieder Ma-
estät geworden), um mir Vorschläge zu unterbreiten,
)ie ich für das Land ganz annehmbar gefunden habe;
o daß ich, wenn die meinigen gebilligt werden, mor-
gen die Tribune besteige, um das Gemälde unserer
Lage zu entwerfen, und die Nothwendigkeit fühlbar
u machen, Projecte anzunehmen, die ich für die
Sache der Nation ersprießlich erachte.““

„Also,“ murmelte Napoleon, „die Sache der
Nation ist nun die Rückkehr der Bourbonen . . .
Und Sie haben nichts hierauf geantwortet, Ge-
neral?“

„Doch, Sire: „„Herr Marschall,““ erwiederte
ich, „„ich kann Ihnen mein Erstaunen, Sie einen
Entschluß fassen zu sehen, der über das Schicksal
)es Reiches zu Gunsten einer zweiten Restauration
)estimmen muß, nicht verbergen: hüten Sie sich, sich
eine solche Verantwortlichkeit aufzubürden. Es gibt
)ielleicht noch Mittel, um den Feind zurückzutreiben,
und die Meinung der Kammer scheint mir, nach ihrem

r Napoleon II., der Rückkehr der Bour-
t günstig.""
," fragte lebhaft der Kaiser, „was hat er
et?"
s, Sire; er kehrte in sein Cabinet zurück
mir einen neuen Befehl zum Abgange zu-

General brachte in der That einen Befehl,
gesagt war, wenn Napoleon nach vierund-
stunden abzugehen säume, stehe man nicht
seine Person.
der Kaiser blieb wie unempfindlich für die-
l.
er sich über nichts mehr wundern sollte,
sich doch noch über Eines: daß die Rück-
Bourbonen mit Herrn von Vitrolles durch
n von Eckmühl unterhandelt wurde, der
oleons, Rückkehr negocirt hatte; durch den-
nn, den ihm nach der Insel Elba Herr
n Chaboulon geschickt hatte, um seine Auf-
t auf den Zustand der Dinge zu lenken
u sagen, Frankreich sei für ihn offen und
n.
n der That, als die Kunde von der Lan-
war der ehemalige Chef des Generalstabs
eon dergestalt compromittirt, daß er sich
cht von Herrn Pasquier erbat, dem Ober-
der Invaliden, den er beim Heere gekannt
auf dessen Ergebenheit er, wie er wußte,
rfte.
eon täuschte sich: es gab also noch andere
ihn in Erstaunen setzen konnten.

ı Befehl zu seiner Abreise für

aber die Anstalten zur Abreise
trug sich eine Scene zu, deren
en konnten.
enigen, welche mit dem tiefsten
unschlüssig, unter der Hand Got-
ysée, sodann in Malmaison hat-
sehen, war unser alter Freund
sem Augenblicke seine beharrliche
Kaiser unter Schloß und Riegel
mit seinem Leben bezahlen wird.
hr von Napoleon hatte er nicht
ehemaligen General ehrerbietigst
nem Lande wie Frankreich sei nie
e Marschälle seien vergeßlich, die
nkbar, der Senat sei schändlich;
die Armee bleiben treu.
es fern von sich werfen, wieder-
i, und bei diesem großen Zwei-
t und das Heer appelliren.
Morgens trat nun ein Ereigniß
n, unbeugsamen Rathgeber voll-
eben schien.
r Morgens wurden alle Geäch-
on, — diejenigen, welche dieses
waren schon geächtet, — alle Ge-
ison wurden durch das wüthende
Napoleon! Nieder mit den Bour-
den Verräthern!" aufgeweckt.
ch, was dieses Geschrei besagen
icht mehr gehört hatte seit dem

ıti allein ſchien mit dem, was vor=
ıu ſein. Er ſtand ganz angekleidet
das vor dem des Kaiſers kam.
ur gerufen hatte, um ſich zu erkun=
ein Lärm dies ſei, trat er ein.
: Blicke richteten ſich auf das Bett:
er. Der Kaiſer war in der an das
ıden Bibliothek; am Fenſter ſitzend,
ıe.
e hörte, fragte er, ohne daß er ſich

:s?"
e eine ihm bekannte Stimme, „hören

„„Es lebe der Kaiſer! Nieder mit
Nieder mit den Verräthern!""
lächelte traurig.
ann, mein lieber Herr Sarranti?"

ſt die Diviſion Broyer, welche von
ickkommt und vor den Gittern des
emacht hat."
ſprach der Kaiſer mit demſelben Tone,
)e oder vielmehr mit derſelben Gleich=

„Hernach, Sire? ... Dieſe Braven wollen nicht weiter gehen; ſie haben erklärt, man müſſe ihnen ihren Kaiſer zurückgeben, oder ſie werden, wenn ihre Chefs nicht ihre Dolmetſcher bei Ihnen ſein wollen, ſelbſt Eure Majeſtät holen und Sie an ihre Spitze ſtellen."

„Hernach?" fragte Napoleon.

Sarranti unterdrückte einen Seufzer; er kannte den Kaiſer: das war nicht Gleichgültigkeit, das war Entmuthigung.

„Sire," erwiederte Sarranti, „der General Broyer iſt da und bittet um Erlaubniß, eintreten zu dürfen, um Eurer Majeſtät den Wunſch Ihrer Soldaten zu Füßen zu legen."

„Er trete ein!" erwiederte der Kaiſer, während er aufſtand und ſein Buch offen auf das Fenſter legte wie ein Menſch, der eine Lecture, die ihn intereſſirt, nur unterbricht.

Der General Broyer trat ein.

„Sire," ſagte er, indem er ſich ehrfurchtsvoll vor Napoleon verbeugte, „meine Diviſion und ich, wir kommen, um uns Eurer Majeſtät zu Befehlen zu ſtellen."

„Sie kommen zu ſpät, General!"

„Das iſt nicht unſere Schuld, Sire; in der Hoffnung, rechtzeitig anzukommen, um Paris zu vertheidigen, haben wir zehn, zwölf und ſogar fünfzehn Meilen im Tage gemacht."

„General," ſprach Napoleon, „ich habe abgedankt."

„Als Kaiſer, Sire: nicht als General."

Ein Blitz zuckte in den Augen von Napoleon.

ein Bruder."
Prinz Lucian, Ihr Bruder, hat nicht
er am 1. Brumaire Präsident des
nfhundert war."
rach beharrlich Herr Sarranti, „mer-
auf, die Stimme dieser zehntausend
e unter Ihren Fenstern stehen und
ebe der Kaiser!"" das ist des Volkes
st die letzte Anstrengung Frankreichs;
s ist die letzte Gunst des Glückes . . .
men Frankreichs, im Namen Ihres

) ist undankbar," murmelte Napoleon.
asphemie, Sire! eine Mutter ist nie

hn ist in Wien!"
jestät weiß den Weg dahin."
hm ist gestorben auf den Ebenen von

innern Sie sich dessen, was Sie in
hre 1796 sagten: „„Die Republik ist
; ein Blinder oder ein Narr, der ihre
würde!""
denken Sie, daß ich hier zehntausend
, begeisterter Truppen habe, welche
chten," fügte der General Broyer bei.

Der Kaiser blieb einen Augenblick nachdenkend und sagte dann:

„Lassen Sie meinen Bruder Jerome rufen.“

Einen Augenblick nachher trat der Jüngste der Brüder des Kaisers ein, der Einzige, der ihm treu geblieben war, der, von der Liste der Souverains gestrichen, als Soldat gestritten hatte, — noch bleich von zwei Wunden, die er, die eine bei Quatre-Baas, die andere beim Pachthofe von Hougoumont erhalten, und von den Strapazen, die er, den Rückzug des Heeres unterstützend, ausgestanden.

Der Kaiser reichte ihm die Hand; dann sagte er ungestüm und ohne Eingang:

„Jerome, was hast Du in die Hände des Marschalls Soult übergeben?“

„Das erste, zweite und sechste Corps, Sire.“

„Reorganisirt?“

„Vollständig.“

„Wie viel Mann?“

„Achtunddreißig bis vierzig tausend Mann.“

„Und Sie sagen, General? . . .“ fuhr der Kaiser sich an Broyer wendend fort.

„Zehntausend Mann.“

„Und zweiundvierzigtausend in die Hände des Marschalls Grouchy: zweiundvierzigtausend Mann frische Truppen,“ fügte Jerome bei.

„Versucher!“ murmelte Napoleon.

„Sire! Sire!“ rief Sarranti, die Hände faltend, „Sie sind auf dem Wege Ihres Heiles. Vorwärts! vorwärts!“

„Es ist gut, ich danke Dir, Jerome; entferne Dich nicht, ich werde Deiner vielleicht bedürfen. —

ſie meine ſehle in Rueil. —
)ich an den Tiſch und ſchreibe."
der General gingen, ſich ver-
)as Herz voller Hoffnung.
ieb allein beim Kaiſer.
: der Feder in der Hand und

Napoleon.

:

igscommiſſion."
canti, indem er die Feder von
Leute ſchreibe ich nicht."
ſt nicht an dieſe Leute?"

Leute perſönliche Feinde Eurer

von mir."
r, Sire; es gibt Wohlthaten,
man ſie nur mit Undank loh-

Dir."
nd auf, verbeugte ſich, und
: wieder aufgehoben, auf den

r Kaiſer.
icht mehr in den Zeiten, wo
h einen Sklaven tödten ließen;
miſſion ſchreiben heißt Sie ſo
ich Ihnen ein Meſſer in die

Sodann, da der Kaiser nicht antwortete, sagte Sarranti:

„Sire! Sire! man muß das Schwert ergreifen und nicht die Feder; man muß an die Nation appelliren, und nicht an Menschen, die, ich wiederhole es, Ihre Feinde sind: sie mögen erfahren, daß Sie die Feinde in dem Augenblicke schlagen, wo sie Eure Majestät auf der Straße nach Rochefort glauben werden."

Der Kaiser kannte seinen Landsmann, er wußte, nichts würde ihn sich beugen machen, nicht einmal ein Befehl von ihm.

„Es ist gut," sagte er, „schicken Sie mir den General Becker."

Sarranti ging ab: der General Becker trat ein.

„General," sprach Napoleon, „ich theile Ihnen mit, daß ich meine Abreise um einige Stunden verschoben habe, um Sie nach Paris zu schicken, wo Sie der Regierung neue Vorschläge vorlegen sollen."

„Neue Vorschläge, Sire?" fragte der General erstaunt.

„Ja," erwiederte der Kaiser, „ich verlange das Commando des Heeres im Namen von Napoleon II. wieder zu übernehmen."

„Sire, darf ich Ihnen ehrerbietigst bemerken, daß eine solche Botschaft besser von einem Offizier des kaiserlichen Hauses vollzogen würde, als von einem Mitgliede der Kammer und einem Commissär der Regierung, dessen Instructionen sich auf die Begleitung Eurer Majestät beschränken."

„General," erwiederte der Kaiser, „ich hege alles Vertrauen zu Ihrer Redlichkeit, und darum beauf-

ich Sie n : dieſer Sendung, im Vorzuge vor Andern."

Sire, da meine Ergebenheit Eurer Majeſtät h ſein kann," antwortete der General, „ſo zö- ich nicht, ihr zu gehorchen; doch ich wünſchte iebene Inſtructionen zu haben."

Setzen Sie ſich hierher, General, und ſchreiben

)er Kaiſer dictirte und der General Becker ſchrieb:

An die Regierungscommiſſion.

„Meine Herren.

Die Lage Frankreichs, die Wünſche der Patrio- nd endlich der Ruf der Soldaten fordern meine nwart, um Frankreich zu retten. Nicht mehr kaiſer verlange ich das Commando, ſondern als ral.

Achtzigtauſend Mann ſammeln ſich unter Paris: ind dreißigtauſend mehr, als ich je unter der gehabt habe beim Feldzuge von 1814, und)ch habe ich damals gegen die drei großen Heere ußland, Oeſterreich und Preußen geſtritten, und kreich wäre ſiegreich aus dem Kampfe hervor- igen ohne die Capitulation von Paris; es ſind h fünfundvierzigtauſend Mann mehr, als ich , da ich die Alpen überſtieg und Italien eroberte. Ich verpfände mein Soldatenwort, daß ich, em ich den Feind zurückgeſchlagen, mich nach Vereinigten Staaten begebe, um mein Geſchick rfüllung gehen zu laſſen.

„Napoleon."

Der General Becker verſuchte nicht die geringſte Bemerkung mehr; als Soldat ſah er ein, daß Alles ies möglich war.

Er ging ab.

Napoleon wartete mit Bangigkeit; es war vielleicht das erſte Mal, daß ſeine Geſichtsmuskeln die Erregung ſeiner Seele verriethen.

Mit der Thätigkeit ſeines ungeheuren Genies hatte er Alles wieder hergeſtellt, Alles wieder aufgebaut; er dictirte einen, wenn nicht ruhmwürdigen, doch wenigſtens ehrenhaften Frieden; er verließ Frankreich nicht als Flüchtling, ſondern als ein Retter.

Zwei Stunden lang liebkoſte er dieſen ſtrahlenden Traum.

Sein Auge leuchtete in die Allee, durch welche der General zurückkommen mußte; ſein Ohr horchte auf jedes Geräuſch. Von Zeit zu Zeit verweilte ſein Blick mit Wohlgefallen auf ſeinem Degen, der quer auf den Armen eines Lehnſtuhles lag: er begriff endlich, daß dies ſein wahres Scepter war.

Alles ließ ſich alſo noch gut machen, die Ankunft von Blücher, die Abweſenheit von Grouchy! der große Traum von 1814 von einer Schlacht, welche unter den Mauern von Paris die feindliche Armee vernichten werde, dieſer große Traum konnte ſich verwirklichen. Ohne Zweifel würden es dieſe Männer, an die er ſich wandte, verſtehen wie er; wie er würden ſie in eine Seite der Wagſchale die Ehre Frankreichs, in die andere ſeine Erniedrigung werfen, und ſie würden nicht zögern.

Etwas wie ein Blitz zuckte vor den Augen des

aiſers hin: das war der Reflex der
Scheiben eines Wagens.
n hielt an; ein Mann ſtieg aus: es
cal Becker.
ſtrich mit einer Hand über ſeine Stirne,
ere auf ſeine Bruſt. Mußte er nicht
armor werden?
:al trat ein.
cagte lebhaft der Kaiſer.
:al Becker verbeugte ſich, ohne zu ant=
erreichte ihm ein Papier.
iederholte der Kaiſer, der das Papier
hinenmäßigen Miene nahm.
wiederte der General Becker, „indem
: Majeſtät mit der Betrübniß nähere,
inem Geſichte leſen kann, glaube ich
bar zu machen, daß mir meine Miſſion
ſt.“
entfaltete langſam das Papier und las:

ſoriſche Regierung kann die Vorſchläge
, die ihr der General Bonaparte macht,
nur noch einen Rath zu geben: den,
zureiſen, in Betracht, daß die Preußen
s marſchiren.

„Herzog von Otranto.“

: las dieſe Zeilen, ohne daß eine ein=
es Geſichtes die Erregung ſeines In=
dann ſprach er mit vollkommen ruhiger

„Geben Sie Befehle für dieſe Abreiſe, General, und wenn ſie vollzogen ſind, melden Sie es mir.“

An demſelben Tage, und als es fünf Uhr Nachmittags ſchlug, verließ der Kaiſer Malmaiſon.

Am Fußtritte ſeines Wagens fand er Sarranti wieder, der ihm als Stütze den Arm bot, welcher ſich einbog.

„Ah!“ fragte Napoleon, indem er die Hand auf dieſen Arm legte, „hat man den General Brayer benachrichtigt, er könnte ſeinen Marſch nach Paris fortſetzen?“

„Nein, Sire,“ erwiederte Sarranti, „und es iſt noch Zeit . . .“

Napoleon ſchüttelte den Kopf.

„Ah! Sire,“ murmelte der Corſe, „Sie haben kein Vertrauen mehr zu Frankreich.“

„Doch,“ erwiederte Napoleon, „aber ich habe kein Vertrauen mehr zu meinem Genie.“

Und er ſtieg in den Wagen, deſſen Schlag ſich hinter ihm ſchloß.

Die Pferde gingen im Galopp ab.

Es handelte ſich darum, in Verſailles vor den Preußen anzukommen.

XLI.

Rochefort.

Am 3. Juli, an demſelben Tage, wo der Feind in Paris einzog, traf der Kaiſer in Rochefort ein.

Auf der ganzen Reiſe war Napoleon traurig,

ig. Er ſprach wenig; die paar Worte, die chlüpften, bezeichneten die Richtung ſeines s: wie die Magnetnadel beharrlich den Nor-, ſo wandte ſich dieſer Gedanke hartnäckig rankreich zu; doch von ſeiner Frau, von ohne kein Wort.

da er von Zeit zu Zeit eine Priſe aus ksdoſe des Generals Becker nahm, bemerkte ieſe Doſe mit dem Porträt von Marie Louiſe t war, er glaubte ſich zu täuſchen und).

General begriff, und reichte die Doſe dem

r nahm ſie, ſchaute ſie einen Augenblick an, ſie zurück, ohne ein Wort vernehmen zu

leon ſtieg in der Marinepräfectur ab.

letzte Hoffnung, — wir ſagen mehr, — e Ueberzeugung blieb ihm: er werde von iſoriſchen Regierung zurückgerufen werden. ge Stunden, nachdem er ſein Quartier in inepräfectur genommen hatte, kam ein Cou- nd brachte einen Brief von der Regierungs- en; er war an den General Becker adreſſirt. Kaiſer warf einen raſchen Blick auf das rkannte es und ſchien mit Ungeduld darauf n, daß der General dieſen Brief öffne. Der begriff die Ungeduld des Kaiſers und öff-

lerweile wechſelte Napoleon einen Blick mit arranti, der den Courier eingeführt hatte. Blicke des Corſen ſtanden ſichtbar die Worte

geſchrieben: „Ich muß Sie nothwendig ſprechen;“ doch der Geiſt Napoleons war anderswo. Obgleich er im Blicke ſeines Landsmannes geleſen hatte, wandte ſich doch ſein Geiſt der Depeſche zu.

Der General hatte ſchon Zeit gehabt, ihn zu leſen, und da er das Verlangen des Kaiſers, ihn ebenfalls zu leſen wahrnahm, ſo reichte er ihm denſelben ſtillſchweigend.

Man wird beurtheilen, ob er geeignet war, die Hoffnungen von demjenigen zu beſtätigen, der, ſchon geächtet, Gefangener ſein ſollte.

Es folgt hier der Text dieſer Depeſche.

„Herr General Becker!

„Die Regierungscommiſſion hat Ihnen Inſtructionen in Betreff der Abreiſe aus Frankreich von Napoleon Bonaparte gegeben.

„Ich zweifle nicht an Ihrem Eifer, den Erfolg Ihres Auftrags zu ſichern; in der Abſicht, Sie dabei, ſo viel als von mir abhängt, zu erleichtern, befehle ich den in la Rochelle und Rochefort commandirenden Generalen, Ihnen bewaffneten Beiſtand zu gewähren und mit ihren Mitteln die Maßregeln zu unterſtützen, die Sie zu Vollführung der Befehle der Regierung zu ergreifen für geeignet erachten werden.

„Empfangen Sie u. ſ. w.

„Für den Kriegsminiſter.

„Der Staatsrath Generalſecretär.

„Baron Marchand.“

Alſo, falls Napoleon zögern ſollte, dem Befehle, r ihn aus Frankreich jagte, zu gehorchen, hatte

General Becker fortan das Mittel, ihn beim Kra
acken, und ihn mit Gewalt gehen zu machen.
Napoleon ließ seinen Kopf auf seine Brust sink
Es vergingen einige Minuten; er schien in ei
Träumerei versunken.
Als er das Haupt wieder erhob, war der Ge
l Becker weggegangen, um der Commission zu
orten. Nur Sarranti stand vor ihm.
„Nun, was willst Du noch von mir?“ fragte ihn
Kaiser mit einer Bewegung der Ungeduld.
„In Malmaison wollte ich Frankreich retten,
; hier will ich Sie retten.“
Der Kaiser zuckte die Achseln; er schien völlig
e seinem Geschicke gebeugt zu sein: dieser letzte
f hatte seine letzten Hoffnungen gebrochen.
„Mich retten?“ erwiederte er. „Wir werden
n in den Vereinigten Staaten sprechen.“
„Ja, doch da Sie nie nach den Vereinigten Staaten
n werden, Sire, so lassen Sie uns hier davon
n, wenn Sie rechtzeitig sprechen wollen.“
„Nie, ich werde nie nach den Vereinigten Staaten
? Was wird mich davon abhalten?“
s englische Geschwader, das in zwei Stunden
en von Rochefort blockiren wird.“
r hat Dir diese Nachricht gegeben?“
Capitän einer Brigg, der so eben in Rhede
rt ist.“
ich diesen Capitän sprechen?“
artet, daß ihm Eure Majestät die Ehre
zu empfangen.“
o wartet er?“
Sire,“ erwiederte Sarranti.

d er deutete auf die Thüre seines Zimmers.

r trete ein," sprach der Kaiser.

Wünscht Eure Majestät nicht zuvor lange und

mit ihm zu reden?"

"Bin ich nicht schon Gefangener?" fragte Napo-

mit Bitterkeit.

"Nach der Nachricht, die Ihnen mitgetheilt wor-

t ist, wird es Niemand erstaunlich finden, daß

ure Majestät sich eingeschlossen hat."

"Schiebe den Riegel vor und laß Deinen Capi-

än eintreten."

Sarranti gehorchte.

Sobald die Thüre mit dem Riegel geschlossen,

führte er denjenigen ein, dessen Besuch er gemeldet hatte.

Es war ein Mann von sechsundvierzig bis acht-

undvierzig Jahren, als einfacher Seemann gekleidet,

er trug keine der Insignien des Grades, unter wel-

chem er angekündigt worden war.

"Nun," fragte der Kaiser Sarranti, der sich weg-

zugehen anschickte, "wo ist denn Dein Capitän?"

"Ich bin es, Sire," antwortete derjenige, welcher

so eben eingetreten war.

"Warum tragen Sie nicht die Uniform der Ma-

rineoffiziere?"

"Weil ich kein Offizier von der Marine bin,

Sire."

"Was sind Sie denn?"

"Ich bin ein Corsar."

Napoleon warf auf diesen Mann einen Blick

der nicht von einer gewissen Verachtung frei war

als er aber auf sein Gesicht kam, verweilte dies

Blick glänzend und starr darauf.

ah!" ſagte er, „es iſt nicht das erſte Mal, Sie ſehe."
ein, Sire, das dritte Mal."
das erſte Mal . . .?"
r Kaiſer ſuchte einen Augenblick in ſeinem tniß.
das erſte Mal . . ." erwiederte der Seemann, s abnehmende Gedächtniß des großen Mannes erſtützen.
ein, laſſen Sie mich ſuchen," unterbrach Na- ; „Sie gehören zu meinen guten Erinnerungen,) liebe es, mich mit meinen alten Freunden nenzufinden. Das erſte Mal, als ich Sie ſah, ; im Jahre 1800; ich wollte Sie zum Schiffs- n machen, Sie ſchlugen es aus!"
das iſt wahr, Sire, ich habe immer meine it Allem vorgezogen."
das zweite Mal war es bei meiner Rückkehr r Inſel Elba; ich hatte einen Aufruf an den tismus Frankreichs ergehen laſſen: Sie kamen ten mir drei Millionen an, ich nahm ſie an."
das heißt, gegen Geld, von dem ich nicht wußte, h damit thun ſollte, gaben Sie mir Canal- und Anweiſungen auf Holzſchläge."
dun ſehe ich Sie zum dritten Male wieder, wie immer, in einem äußerſten Augenblicke. vollen Sie diesmal von mir, Capitän Pierre ."
r Capitän bebte vor Freude; der Kaiſer er- ſich aller Umſtände, erinnerte ſich ſogar ſei- amens.

„Was ich will? Ich will es verſuchen, Sie zu retten.“

„Vor Allem ſagen Sie mir, welche Gefahr mich bedroht.“

„Die, von den Engländern gefangen genommen zu werden.“

„Was mir Sarranti ſagte, iſt alſo wahr? der Hafen von Rochefort iſt blockirt?“

„Noch nicht, Sire; doch in einer Stunde wird er es ſein.“

Der Kaiſer blieb einen Moment nachdenkend.

„Jeden Augenblick erwarte ich Geleitsbriefe,“ ſagte er.

Herbel ſchüttelte den Kopf.

„Sie glauben nicht, daß ich ſie bekomme?“

„Nein, Sire.“

„Was iſt denn, nach Ihrer Meinung, die Abſicht der verbündeten Souverains.“

„Die, Sie zum Gefangenen zu machen, Sire.“

„Ich habe ſie aber auch in meiner Hand gehalten, und ich habe ſie wieder freigelaſſen und ihnen ihre Throne zurückgegeben.“

„Sie haben vielleicht Unrecht gehabt, Sire.“

„Und kommen Sie nur, um mich von der Gefahr zu unterrichten?“

„Ich komme, um mein Leben zur Verfügung Eurer Majeſtät zu ſtellen, wenn ihr mein Leben nützen kann.“

Der Kaiſer ſchaute dieſen Mann an, der ſich mit ſo viel Einfachheit ausdrückte, daß man nicht bezweifeln konnte, er ſei bereit zu thun, was er verſprach.

ie für einen Republikaner," sagte

in der That, Sire."
en Sie denn nicht in mir einen

: Allem Patriot bin. Ah! ja, ich
var aus tiefstem Herzen, daß Sie
igton, der Nation das Depot ihrer
ehrt zurückgegeben; haben Sie aber
rei gemacht, so haben Sie es we-
emacht, darum sage ich Ihnen:
uf dem Gipfel des Ruhmes hätten
iedergesehen, Sire.""
n, da ich unglücklich bin, und den
eschickes erreicht habe, kommen Sie,
Ihr Vermögen angeboten, um mir
ieten. Geben Sie mir die Hand,
ich habe Ihnen nur noch meinen
rgebenheit auszusprechen."
: dieselbe an, Sire?"
is wollen Sie mir anbieten?"
, Sire. Wollen Sie nach Paris
s Vendée-Heer unter den Befehlen
narque, die Gironde-Armee unter
Generals Clausel sind zu Ihrer
ots kann leichter sein, als die pro-
ng als Verräther zu decretiren und
Spitze von fünfundzwanzig tausend
derttausend fanatisirten Bauern zu

ine zweite Rückkehr von der Insel
l nicht wieder anfangen. Und dann

bin ich müde, mein Herr; und wünſche auszuruhen und zu ſehen, was, wenn ich nicht mehr da bin, die Welt an meinen Platz ſtellen wird. Gehen wir zu dem zweiten über, was Sie mir angeboten haben."

„Sire, ein Mann, für den ich ſtehe, wie für mich ſelbſt, Pierre Berthaud, mein Second, hat eine Corvette an der Mündung der Seudre; Sie ſteigen zu Pferde, Sie reiten durch die Salzſümpfe, Sie werfen ſich in eine Feluke, Sie fahren durch die Paſſe de Maumaſſon hinaus, Sie vermeiden die Engländer, und Sie treffen in See mit dem amerikaniſchen Schiffe der Adler zuſammen. Sie ſehen, der Name iſt ein gutes Vorzeichen."

„Das heißt fliehen, mein Herr, fliehen wie ein Schuldiger, der entweicht, und nicht aus Frankreich weggehen wie ein Kaiſer, der vom Throne ſteigt!... Ihr drittes Mittel?"

„Das dritte iſt das gewagteſte, doch ich ſtehe dafür."

„Laſſen Sie hören."

„Zwei franzöſiſche Fregatten, der Saul und die Meduſa, welche unter der Protection der Batterien der Inſel Aix vor Anker liegen, ſind von der franzöſiſchen Regierung Eurer Majeſtät zur Verfügung geſtellt?"

„Ja, doch wenn der Hafen blockirt iſt?"

„Wollen Sie, Sire... Ich kenne die zwei Commandanten dieſer zwei Fregatten, zwei der bravſten Offiziere: der Capitän Philibert und der Capitän Bonet."

„Nun?"

„Wählen Sie dasjenige von den beiden Schiffen,

wollen. Die Meduſa, zum Bei-
Schnellſeglerin. Die Blockade be-
ſchiffen, dem Bellerophon von
und dem Superbe, von achtzig
erde mich an den Bellerophon
z anhängen; der Capitän Philibert
Superbe mit dem Saul anhän-
wohl eine Stunde, bis ſie uns in
ohrt haben! Während dieſer Zeit
der Meduſa, und diesmal nicht
g, ſondern wie ein Sieger unter
gen von Flammen."
de mir den Verluſt von zwei Schiffen
gen zum Vorwurfe zu machen haben,
"

Herbel ſchaute Napoleon mit Er-

ereſina, Sire! und Leipzig, Sire!
ire!"
ür Frankreich; und für Frankreich
ht, das Blut der Franzoſen zu ver-
l wäre es für mich, und zwar für

üttelte den Kopf.
derholte er noch feſter als das erſte

i ſchrieb er an den Prinz-Regenten
rief, der ſo unſelig geſchichtlich ge-

„Königliche Hoheit!

„Den Factionen, welche mein Land theilen, und er Feindschaft der Großmächte Europas preisgegeben, habe ich meine politische Laufbahn vollbracht, und ich will mich, wie Themistokles, an den Herd des britischen Volkes setzen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, welche ich von Eurer Hoheit reclamire, als den des mächtigsten, des beharrlichsten und des edelmüthigsten von meinen Feinden.

„Napoleon."

Am anderen Tage, den 15. Juli, begab sich Napoleon an Bord des Bellerophon.

Am 15. October landete er in St. Helena.

Als er den Fuß auf die verfluchte Insel setzte, stützte er sich auf den Arm von Herrn Sarranti, und er flüsterte ihm ins Ohr:

„Oh! daß ich den Vorschlag des Capitäns Herbel nicht angenommen habe!"

XLII.

Die Vision.

Der Rest der Geschichte des Capitäns Herbel ist leicht zu begreifen und kurz zu erzählen.

Wie Alles, was an der Rückkehr von 1815 Theil genommen hatte, wurde Pierre Herbel verfolgt.

Erschoß man ihn nicht wie Ney und Labedoyère, so war dies so, weil er den Bourbonen keinen Eid

und weil man wahrhaftig nicht ge-
rauf man den Proceß hätte gründen
die Canalactien, die ihm der Kaiser
es Geld gegeben, verloren ihren gan-
Anweisungen auf Holzschläge wurden
; die Schöne Therese wurde als
f in Beschlag genommen und confis-
quier endlich, bei dem der Rest vom
Capitäns war, fand sich, da er sich
ischen Ereignisse zu Grunde gerichtet
seine Bilanz niederzulegen, und gab

ı ganzen ungeheuren Vermögen ver-
Herbel nur etwa fünfzigtausend Fran-
kleinen Pachthof zu retten.
thaud war glücklicher oder vielmehr
en als er: von der Reaction von 1814
utte er die von 1815 nicht erwarten
ı mit seiner Corvette, auf der er zu-
hatte, was er besaß, fort.
über aus ihm und seiner Mannschaft
emand wußte es, und man erfuhr
. Man nahm an, das Schiff sei bei
mit Mann und Maus untergegangen,
e, wenn sich dies so zugetragen, Pierre
Tod eines Seemanns gestorben war,
für ihn gebetet, Pierre Herbel Mes-
n lassen, und der Eine und der An-
atte zu seinem Täufling als von einem
d von einem zweiten Vater für ihn,
iederkäme, gesprochen, dann hatten,
Augenblick durch den Gießbach, der

ſich darein wirft, oder durch die Lawine, die darein fällt, beunruhigte Fluß, die Dinge des Lebens wieder ihren Lauf genommen, und nach drei Jahren, wenn man von Pierre Berthaud ſprach, ſagte Herbel mit einem Seufzer: „Armer Pierre!“ Thereſe wiſchte eine Thräne ab und murmelte ein Gebet, und das Kind fragte: „Das war mein Pathe, nicht wahr, Papa? Ich liebe meinen Pathen ſehr!“

Und Alles war abgethan.

Ueberdies hatte Pierre Herbel als Philoſoph ſeinen perſönlichen Ruin ertragen. Auf die Quote des väterlichen Vermögens beſchränkt, hätte er nicht mehr gehabt, als er hatte, wenn er eben ſo viel gehabt hätte.

Bei der Rückkehr ſeines Bruders nach Frankreich machte er dieſem den Vorſchlag, ſeinen Pachthof zu verkaufen und den Reſt ſeines Vermögens mit ihm zu theilen.

Der General Herbel ſchlug es aus, indem er ſeinen Bruder als Piraten behandelte. Sodann bekam er ſeinerſeits einen ungeheuren Antheil an der den Emigranten bewilligten Entſchädigungsmilliarde, bot Pierre keine Theilung mit ihm an, — Pierre würde das nicht getheilt haben, ſelbſt wenn er es ihm angeboten hätte, — und jeder Bruder fuhr fort, den andern auf ſeine Weiſe zu lieben, das heißt der Capitän von ganzem Herzen, der General mit einem Theile ſeines Geiſtes.

Was den Knaben betrifft, ſo weiß man ſchon ungefähr, wie er erzogen wurde.

Er wuchs heran.

Man ſchickte ihn nach Paris; er wurde in einem

lléges der Hauptstadt untergebracht.
d die Mutter, welche alle Tage von
Vermögen nahmen, um den Sohn zu
eßen St. Malo aus Sparsamkeit und
em Pachthofe mit zwölf bis vierzehn-
en Einkommen: die Erziehung von
ng das Uebrige.
1820 eröffnete der Capitän Herbel, —
t fünfzig Jahre alt war und vor Lange-
s um seinen Pachthof wachsen zu sehen,
Capitän Herbel eröffnete eines Tags
in Rheder von Havre habe ihm Vor-
reff einer Reise nach West-Indien ge-

schlossen abzugehen und an dem Unter-
zu nehmen, um es zu versuchen, das
Pierre zu verdoppeln.
eil, den der Capitän nahm, betrug
Franken.
age des Glückes waren vorüber! Von
ren Sturme im Golf von Mexico über-
sein Dreimaster auf die Alacranas ge-
lsbänke, welche noch viel erschrecklicher
des Alterthums, — das Schiff ver-
pitän und die besten Schwimmer der
reichten die Korallenspitzen, welche aus
rvorragten, klammerten sich daran an
ach Verlauf von drei Tagen, sterbend
nd gelähmt vor Müdigkeit, von einem
isse aufgenommen.
te nur noch nach Hause zurückzukehren;
apitän, der nach der Havannah segelte,

Und er deutete auf die Thüre seines Zimmers.

„Er trete ein," sprach der Kaiser.

„Wünscht Eure Majestät nicht zuvor lange und ruhig mit ihm zu reden?"

„Bin ich nicht schon Gefangener?" fragte Napoleon mit Bitterkeit.

„Nach der Nachricht, die Ihnen mitgetheilt worden ist, wird es Niemand erstaunlich finden, daß Eure Majestät sich eingeschlossen hat."

„Schiebe den Riegel vor und laß Deinen Capitän eintreten."

Sarranti gehorchte.

Sobald die Thüre mit dem Riegel geschlossen, führte er denjenigen ein, dessen Besuch er gemeldet hatte.

Es war ein Mann von sechsundvierzig bis achtundvierzig Jahren, als einfacher Seemann gekleidet, er trug keine der Insignien des Grades, unter welchem er angekündigt worden war.

„Nun," fragte der Kaiser Sarranti, der sich wegzugehen anschickte, „wo ist denn Dein Capitän?"

„Ich bin es, Sire," antwortete derjenige, welcher so eben eingetreten war.

„Warum tragen Sie nicht die Uniform der Marineoffiziere?"

„Weil ich kein Offizier von der Marine bin, Sire."

„Was sind Sie denn?"

„Ich bin ein Corsar."

Napoleon warf auf diesen Mann einen Bli der nicht von einer gewissen Verachtung frei wo als er aber auf sein Gesicht kam, verweilte die Blick glänzend und starr darauf.

!" sagte er, „es ist nicht das erste Mal,
sehe."
Sire, das dritte Mal."
:ste Mal . . .?"
iser suchte einen Augenblick in seinem

:rste Mal . . ." erwiederte der Seemann,
onehmende Gedächtniß des großen Mannes
itzen.
. lassen Sie mich su " unterbrach Na-
Sie gehören zu meir i gi innerungen,
:be es, mich mit m auen Freunden
ufinden. Das erste i, als ich Sie sah,
i Jahre 1800; ich wollte Sie zum Schiffs-
iachen, Sie schlugen es aus!"
ist wahr, Sire, ich habe immer meine
llem vorgezogen."
zweite Mal war es bei meiner Rückkehr
nsel Elba; ich hatte einen Aufruf an den
us Frankreichs ergehen lassen: Sie kamen
mir drei Millionen an, ich nahm sie an."
heißt, gegen Geld, von dem ich nicht wußte,
amit thun sollte, gaben Sie mir Canal-
d Anweisungen auf Holzschläge."
sehe ich Sie zum dritten Male wieder,
immer, in einem äußersten Augenblicke.
en Sie diesmal von mir, Capitän Pierre

:apitän bebte vor Freude; der Kaiser er-
h aller Umstände, erinnerte sich sogar sei-
ns.

„Was ich will? Ich will es verſuchen, Sie zu retten.“

„Vor Allem ſagen Sie mir, welche Gefahr mich bedroht.“

„Die, von den Engländern gefangen genommen zu werden.“

„Was mir Sarranti ſagte, iſt alſo wahr? der Hafen von Rochefort iſt blockirt?“

„Noch nicht, Sire; doch in einer Stunde wird er es ſein.“

Der Kaiſer blieb einen Moment nachdenkend.

„Jeden Augenblick erwarte ich Geleitsbriefe,“ ſagte er.

Herbel ſchüttelte den Kopf.

„Sie glauben nicht, daß ich ſie bekomme?“

„Nein, Sire.“

„Was iſt denn, nach Ihrer Meinung, die Abſicht der verbündeten Souverains.“

„Die, Sie zum Gefangenen zu machen, Sire.“

„Ich habe ſie aber auch in meiner Hand gehalten, und ich habe ſie wieder freigelaſſen und ihnen ihre Throne zurückgegeben.“

„Sie haben vielleicht Unrecht gehabt, Sire.“

„Und kommen Sie nur, um mich von der Gefahr zu unterrichten?“

„Ich komme, um mein Leben zur Verfügung Eurer Majeſtät zu ſtellen, wenn ihr mein Leben nützen kann.“

Der Kaiſer ſchaute dieſen Mann an, der ſich mit ſo viel Einfachheit ausdrückte, daß man nicht bezweifeln konnte, er ſei bereit zu thun, was er verſprach.

hielt Sie für einen Republikaner," sagte

bin es in der That, Sire."
um sehen Sie denn nicht in mir einen

ich vor Allem Patriot bin. Ah! ja, ich
und zwar aus tiefstem Herzen, daß Sie
Washington, der Nation das Depot ihrer
unversehrt zurückgegeben; haben Sie aber
nicht frei gemacht, so haben Sie es we-
groß gemacht, darum sage ich Ihnen:
) und auf dem Gipfel des Ruhmes hätten
nicht wiedergesehen, Sire.""
und nun, da ich unglücklich bin, und den
Mißgeschickes erreicht habe, kommen Sie,
Sie mir Ihr Vermögen angeboten, um mir
anzubieten. Geben Sie mir die Hand,
Herbel; ich habe Ihnen nur noch meinen
Ihre Ergebenheit auszusprechen."
ten Sie dieselbe an, Sire?"
doch was wollen Sie mir anbieten?"
Dinge, Sire. Wollen Sie nach Paris
? Das Vendée-Heer unter den Befehlen
als Lamarque, die Gironde-Armee unter
len des Generals Clausel sind zu Ihrer
. Nichts kann leichter sein, als die pro-
Regierung als Verräther zu decretiren und
an der Spitze von fünfundzwanzig tausend
und hunderttausend fanatisirten Bauern zu
."
wäre eine zweite Rückkehr von der Insel
ich will nicht wieder anfangen. Und dann

bin ich müde, mein Herr; und wünſche auszuruhen und zu ſehen, was, wenn ich nicht mehr da bin, die Welt an meinen Platz ſtellen wird. Gehen wir zu dem zweiten über, was Sie mir angeboten haben."

„Sire, ein Mann, für den ich ſtehe, wie für mich ſelbſt, Pierre Berthaud, mein Second, hat eine Corvette an der Mündung der Seudre; Sie ſteigen zu Pferde, Sie reiten durch die Salzſümpfe, Sie werfen ſich in eine Feluke, Sie fahren durch die Paſſe de Maumaſſon hinaus, Sie vermeiden die Engländer, und Sie treffen in See mit dem amerikaniſchen Schiffe der Adler zuſammen. Sie ſehen, der Name iſt ein gutes Vorzeichen."

„Das heißt fliehen, mein Herr, fliehen wie ein Schuldiger, der entweicht, und nicht aus Frankreich weggehen wie ein Kaiſer, der vom Throne ſteigt!... Ihr drittes Mittel?"

„Das dritte iſt das gewagteſte, doch ich ſtehe dafür."

„Laſſen Sie hören."

„Zwei franzöſiſche Fregatten, der Saul und die Meduſa, welche unter der Protection der Batterien der Inſel Aix vor Anker liegen, ſind von der franzöſiſchen Regierung Eurer Majeſtät zur Verfügung geſtellt?"

„Ja, doch wenn der Hafen blockirt iſt?"

„Wollen Sie, Sire... Ich kenne die zwei Commandanten dieſer zwei Fregatten, zwei der bravſten Offiziere: der Capitän Philibert und der Capitän Bonet."

„Nun?"

„Wählen Sie dasjenige von den beiden Schiffen,

eigen wollen. Die Meduſa, zum Bei-
e beſte Schnellſeglerin. Die Blockade be-
zwei Schiffen, dem Bellerophon von
zig, und dem Superbe, von achtzig
Ich werde mich an den Bellerophon
: Brigg anhängen; der Capitän Philibert
an den Superbe mit dem Saul anhän-
rauchen wohl eine Stunde, bis ſie uns in
d gebohrt haben! Während dieſer Zeit
ie mit der Meduſa, und diesmal nicht
lüchtling, ſondern wie ein Sieger unter
umphbogen von Flammen."
ich werde mir den Verluſt von zwei Schiffen
Equipagen zum Vorwurfe zu machen haben.
! Nie!"
Capitän Herbel ſchaute Napoleon mit Er-
t.
die Bereſina, Sire! und Leipzig, Sire!
rloo, Sire!"
war für Frankreich; und für Frankreich
as Recht, das Blut der Franzoſen zu ver-
Diesmal wäre es für mich, und zwar für
t."
con ſchüttelte den Kopf.
nn wiederholte er noch feſter als das erſte
Wort:

3. Mai ſchrieb er an den Prinz-Regenten
nten Brief, der ſo unſelig geſchichtlich ge-
t:

n ich müde, mein Herr; und wünſche auszuruhen
ıb zu ſehen, was, wenn ich nicht mehr da bin, die
Welt an meinen Platz ſtellen wird. Gehen wir zu
em zweiten über, was Sie mir angeboten haben."

„Sire, ein Mann, für den ich ſtehe, wie für mich ſelbſt, Pierre Berthaud, mein Second, hat eine Corvette an der Mündung der Seudre; Sie ſteigen zu Pferde, Sie reiten durch die Salzſümpfe, Sie werfen ſich in eine Feluke, Sie fahren durch die Paſſe de Maumaſſon hinaus, Sie vermeiden die Engländer, und Sie treffen in See mit dem amerikaniſchen Schiffe der Adler zuſammen. Sie ſehen, der Name iſt ein gutes Vorzeichen."

„Das heißt fliehen, mein Herr, fliehen wie ein Schuldiger, der entweicht, und nicht aus Frankreich weggehen wie ein Kaiſer, der vom Throne ſteigt!... Ihr drittes Mittel?"

„Das dritte iſt das gewagteſte, doch ich ſtehe dafür."

„Laſſen Sie hören."

„Zwei franzöſiſche Fregatten, der Saul und di Meduſa, welche unter der Protection der Batterie der Inſel Aix vor Anker liegen, ſind von der fra zöſiſchen Regierung Eurer Majeſtät zur Verfügu geſtellt?"

„Ja, doch wenn der Hafen blockirt iſt?"

„Wollen Sie, Sire... Ich kenne die zwei C mandanten dieſer zwei Fregatten, zwei der brav Offiziere: der Capitän Philibert und der Cap Bonet."

„Nun?"

„Wählen Sie dasjenige von den beiden Sch

vollen. Die Meduſa, zum Bei-
Schnellſeglerin. Die Blockade be-
hiffen, dem Bellerophon von
ıd dem Superbe, von achtzig
rde mich an den Bellerophon
anhängen; der Capitän Philibert
Superbe mit dem Saul anhän-
wohl eine Stunde, bis ſie uns in
ırt haben! Während dieſer Zeit
ıer Meduſa, und diesmal nicht
, ſondern wie ein Sieger unter
en von Flammen."
: mir den Verluſt von zwei Schiffen
:n zum Vorwurfe zu machen haben,

Herbel ſchaute Napoleon mit Er-

eſina, Sire! und Leipzig, Sire!
re!"
: Frankreich; und für Frankreich
t, das Blut der Franzoſen zu ver-
wäre es für mich, und zwar für

ttelte den Kopf.
:rholte er noch feſter als das erſte

ſchrieb er an den Prinz-Regenten
ef, der ſo unſelig geſchichtlich ge-

„Königliche Hoheit!

„Den Factionen, welche mein Land theilen, und Feindschaft der Großmächte Europas preisgege-t, habe ich meine politische Laufbahn vollbracht, ch will mich, wie Themistokles, an den Herd s britischen Volkes setzen. Ich stelle mich unter en Schutz seiner Gesetze, welche ich von Eurer Hoheit eclamire, als den des mächtigsten, des beharrlichsten und des edelmüthigsten von meinen Feinden.

„Napoleon."

Am anderen Tage, den 15. Juli, begab sich Napoleon an Bord des Bellerophon.

Am 15. October landete er in St. Helena.

Als er den Fuß auf die verfluchte Insel setzte, stützte er sich auf den Arm von Herrn Sarranti, und er flüsterte ihm ins Ohr:

„Oh! daß ich den Vorschlag des Capitäns Herbel nicht angenommen habe!"

XLII.

Die Vision.

Der Rest der Geschichte des Capitäns Herbel ist leicht zu begreifen und kurz zu erzählen.

Wie Alles, was an der Rückkehr von 1815 Theil genommen hatte, wurde Pierre Herbel verfolgt.

Erschoß man ihn nicht wie Ney und Labedoyère, so war dies so, weil er den Bourbonen keinen Eid

tte, und weil man wahrhaftig nicht ge-
, worauf man den Proceß hätte gründen
och die Canalactien, die ihm der Kaiser
baares Geld gegeben, verloren ihren gan-
; die Anweisungen auf Holzschläge wurden
annt; die Schöne Thereſe wurde als
rſchiff in Beſchlag genommen und confis-
Banquier endlich, bei dem der Reſt vom
des Capitäns war, fand ſich, da er ſich
politiſchen Ereigniſſe zu Grunde gerichtet
higt, ſeine Bilanz niederzulegen, und gab
nt.

einem ganzen ungeheuren Vermögen ver-
rre Herbel nur etwa fünfzigtauſend Fran-
nen kleinen Pachthof zu retten.

Berthaud war glücklicher oder vielmehr
ſeweſen als er: von der Reaction von 1814
, hatte er die von 1815 nicht erwarten
ging mit ſeiner Corvette, auf der er zu-
racht hatte, was er beſaß, fort.
war aber aus ihm und ſeiner Mannſchaft
Niemand wußte es, und man erfuhr
ihm. Man nahm an, das Schiff ſei bei
rme mit Mann und Maus untergegangen,
Ende, wenn ſich dies ſo zugetragen, Pierre
den Tod eines Seemanns geſtorben war,
hereſe für ihn gebetet, Pierre Herbel Meſ-
t leſen laſſen, und der Eine und der An-
m hatte zu ſeinem Täufling als von einem
, und von einem zweiten Vater für ihn,
je wiederkäme, geſprochen, dann hatten,
nen Augenblick durch den Gießbach, der

ſich darein wirft, oder durch die Lawine, die darein fällt, beunruhigte Fluß, die Dinge des Lebens wieder ihren Lauf genommen, und nach drei Jahren, wenn man von Pierre Berthaud ſprach, ſagte Herbel mit einem Seufzer: „Armer Pierre!“ Thereſe wiſchte eine Thräne ab und murmelte ein Gebet, und das Kind fragte: „Das war mein Pathe, nicht wahr, Papa? Ich liebe meinen Pathen ſehr!“

Und Alles war abgethan.

Ueberdies hatte Pierre Herbel als Philoſoph ſeinen perſönlichen Ruin ertragen. Auf die Quote des väterlichen Vermögens beſchränkt, hätte er nicht mehr gehabt, als er hatte, wenn er eben ſo viel gehabt hätte.

Bei der Rückkehr ſeines Bruders nach Frankreich machte er dieſem den Vorſchlag, ſeinen Pachthof zu verkaufen und den Reſt ſeines Vermögens mit ihm zu theilen.

Der General Herbel ſchlug es aus, indem er ſeinen Bruder als Piraten behandelte. Sodann bekam er ſeinerſeits einen ungeheuren Antheil an der den Emigranten bewilligten Entſchädigungsmilliarde, bot Pierre keine Theilung mit ihm an, — Pierre würde das nicht getheilt haben, ſelbſt wenn er es ihm angeboten hätte, — und jeder Bruder fuhr fort, den andern auf ſeine Weiſe zu lieben, das heißt der Capitän von ganzem Herzen, der General mit einem Theile ſeines Geiſtes.

Was den Knaben betrifft, ſo weiß man ſchon ungefähr, wie er erzogen wurde.

Er wuchs heran.

Man ſchickte ihn nach Paris; er wurde in einem

ges der Hauptstadt untergebracht.
die Mutter, welche alle Tage von
mögen nahmen, um den Sohn zu
n St. Malo aus Sparsamkeit und
Pachthofe mit zwölf bis vierzehn-
Einkommen: die Erziehung von
das Uebrige.
0 eröffnete der Capitän Herbel, —
nfzig Jahre alt war und vor Lange-
um seinen Pachthof wachsen zu sehen,
pitän Herbel eröffnete eines Tags
Rheder von Havre habe ihm Vor-
einer Reise nach West-Indien ge-

lossen abzugehen und an dem Unter-
nehmen, um es zu versuchen, das
ierre zu verdoppeln.
den der Capitän nahm, betrug
anken.
des Glückes waren vorüber! Von
Sturme im Golf von Mexico über-
Dreimaster auf die Alacranas ge-
änke, welche noch viel erschrecklicher
s Alterthums, — das Schiff ver-
n und die besten Schwimmer der
ten die Korallenspitzen, welche aus
rragten, klammerten sich daran an
Verlauf von drei Tagen, sterbend
gelähmt vor Müdigkeit, von einem
aufgenommen.
ur noch nach Hause zurückzukehren;
tän, der nach der Havannah segelte,

brachte ihn auch nach diesem Hafen, wo er ihn an Bord eines zur Rückkehr nach Frankreich segelfertigen Schiffes gab.

Unser alter Corsar kam in der That zurück, jedoch so traurig, den Kopf so gebeugt, daß Niemand glauben konnte, der Schiffbruch seines Dreimasters schlage dergestalt einen Mann danieder, der alle Wechselfälle des Glücks und des Unglücks erschöpft hatte.

Nein, das war es nicht, und was es war, das wagte er nicht zu sagen.

Während der letzten Nacht, die er an diesen Felsen angeklammert, die Kräfte gelähmt, den Magen leer, den Kopf verwirrt durch das gräßliche Tosen der See, die sich um ihn her an den Riffen brach, zubrachte, hatte Herbel das, was ein ungläubiger Geist das Delirium, ein gläubiger Geist eine Vision genannt haben würde.

Gegen Mitternacht, — der Capitän wußte besser als irgend Jemand auf der großen Uhr zu lesen, die man den Himmel nennt, — gegen Mitternacht verschleierte sich der Mond, und die Atmosphäre war folglich verdunkelt; da schien es dem alten Seemanne, es ziehe ein Geräusch über seinem Haupte hin, wie ein Schlagen von Flügeln, und eine Stimme sagte zu den Wellen:

„Besänftigt Euch!"

Das war die Stimme der Meergeister.

Sodann, wie man in der Phantasmagorie von fern eine Gestalt sieht, welche, Anfangs unmerkbar, immer größer wird, bis sie ihren natürlichen Wuchs erreicht, sah der Capitän auf den Wellen hingleitend

Gestalt einer Frau auf sich zukom-
vor ihm stehen blieb. Ein Schauer
ganzen Körper: in dieser Frau, ganz
sie war, erkannte der Capitän voll-

wäre ihm der geringste Zweifel ge-
Zweifel würde bald verschwunden sein.
au zu ihm gelangt war, hob sie den

n stieß einen Schrei aus und wollte
reden; doch dieser legte seine Finger-
e bleichen Lippen, als wollte er ihm
gebieten, und murmelte mit einer so
me, daß der Capitän begriff, das sei
ne eines lebenden Wesens:
schwinde, Pierre! ich erwarte Dich,

Als hätte die Gestalt, nachdem sie ge-
ich die magische Gewalt, die sie über
lt, verloren, sank sie langsam nieder,
Wasser zuerst bis an den Knöcheln,
n Knieen, dann bis am Gürtel, dann
hatte; dann endlich sank der Kopf wie
ter, und die Vision verschwand . . .
Wellen erhoben sich aufs Neue, ein
Regen fiel auf den vereisten Leib
und Alles kehrte in die gewöhnliche
ick.
agte seine Gefährten, doch seine Ge-
anz nur mit ihren Leiden und Gefah-
waren, hatten nichts von dem, was
ehen, — oder vielmehr das, was sich

zugetragen, hatte sich für den Capitän allein zugetragen.

Uebrigens hätte man glauben sollen, diese Erscheinung habe ihm alle seine Kräfte wiedergegeben. Es schien ihm, er könne nicht sterben, bevor er Therese wiedergesehen, da Therese seiner harrte, um selbst zu sterben.

Wir haben gesagt, am andern Tage seien die Schiffbrüchigen von einem spanischen Schiffe entdeckt und von diesem aufgenommen worden; wir haben aber auch gesagt, wie sehr, so wie sie sich Frankreich näherten, die Vision, nicht in den Augen, sondern in der Erinnerung des Capitäns, deutlicher, klarer, reeller geworden sei.

Er landete endlich in St. Malo, von wo er seit achtundzwanzig Monaten abwesend war.

Die erste befreundete Gestalt, die er im Hafen traf, wandte sich von ihm ab.

Er lief auf denjenigen, welcher ihn fliehen zu wollen schien, zu.

„Therese ist also sehr krank?" fragte ihn der Capitän.

„Ah!" erwiederte der Angeredete, sich umwendend, „Sie wissen das?"

„Ja," antwortete Herbel; „doch sie ist also sehr krank?"

„Hören Sie, Sie sind ein Mann, nicht wahr?"

Der Capitän erbleichte.

„Nun wohl, gestern sagte man, sie sei todt."

„Das ist unmöglich!" rief Herbel.

„Wie! unmöglich?" fragte derjenige, welcher ihm diese Auskunft gab.

Ja, sie hat mir gesagt, sie werde auf mich war-
im zu sterben."
erjenige, welcher mit dem Capitän gesprochen
glaubte, er sei ein Narr geworden; doch er
nicht Zeit, ihn über dieses neue Unglück zu
en, denn Pierre, als er einen andern von sei-
reunden erblickte, welcher nach der Promenade
o vorüberkam, lief auf ihn zu und bat ihn, ihm
Pferd zu leihen, was dieser sogleich that, er-
en über seine Blässe und seine verstörten Ge-
üge; wonach sich der Capitän in den Sattel
ig, im Galopp wegritt und nach fünf Minuten
hüre des Schlafzimmers seiner Frau öffnete.
ie arme Therese saß in ihrem Bette und schien
irten. Petrus stand keuchend bei ihrem Kopf-
Seit einer Stunde glaubte er, seine Mutter
e: das Auge starr, hatte sie beständig nach
Zeite von St. Malo geschaut, und nach und
gesagt:
Nun landet Dein Vater ... nun erkundigt sich
Vater nach uns ... nun steigt Dein Vater
ferde ... nun kommt Dein Vater an."
nd in der That, als die Sterbende diese Worte
), hörte man den Galopp eines Pferdes, die
e öffnete sich, der Capitän erschien.
Diese zwei so zärtlich verbundenen Herzen, diese
Leiber, welche selbst der Tod zu trennen zögerte,
n sich nichts zu sagen, sie hatten nur in einer
n Umarmung in einander zu verschmelzen.
Die Umarmung war lang und schmerzlich, und
der Capitän seine Arme löste, war Therese

Das Kind nahm im väterlichen Herzen den Platz seiner Mutter ein.

Dann forderte das Grab den Leichnam, Paris forderte den Knaben, und der Capitän blieb allein.

Von diesem Augenblicke an lebte Pierre Herbel traurig und einsam auf seinem Pachthofe, mit den Erinnerungen an seine Vergangenheit des Ruhms, der Abenteuer, der Leiden und des Glückes.

Von dieser ganzen Vergangenheit blieb ihm nur Petrus; Petrus konnte auch verlangen, was er wollte, auf der Stelle erhielt Petrus, was er verlangt hatte.

Petrus, ein verzogenes Kind in der vollen Bedeutung des Wortes; Petrus, in dem zugleich, für den Capitän Herbel, der Sohn und die Mutter lebten, Petrus hatte sich nie regelmäßig die Rechnung von seinem kleinen Vermögen gemacht.

Drei Jahre lang hatte er übrigens nichts von seinem Vater zu verlangen gehabt; einen Namen unterstützend, der ans Licht zu treten anfing, hatte die Arbeit reichlich alle seine Bedürfnisse bestritten.

Plötzlich aber hatte sich der Horizont des jungen Mannes um seine ganze Liebe für die schöne und aristokratische Regina vergrößert; seine Bedürfnisse hatten sich verdoppelt, verdreifacht; ganz im Gegentheile und im umgekehrten Verhältnisse hatte die Arbeit abgenommen.

Vor Allem hatte Petrus sich geschämt, Lectionen zu geben, und er hatte darauf verzichtet; sodann hatte es ihm demüthigend geschienen, seine Gemälde an den Fenstern der Bilderhändler auszustellen; die Liebhaber könnten wohl zu ihm kommen, die Bilderhändler könnten sich wohl bemühen.

innahmen gemacht wurden, wa-
chtbar geworden.
ster von der Art gesehen, wie
igen, Pferden, Livreebedienten,
ière, Atelier voll von Meubles
esischen Potichen, böhmischem

Quelle nicht vergessen, aus der
ıd er war dahin zurückgekehrt.
ch: es war das Herz eines

Monaten hatte Petrus wach-
ıgt: zweitausend Franken das
ɔ das zweite Mal, zehntausend
hatte immer erhalten, was er

im Herzen, die Schamröthe
besiegt von der unwidersteh-
unter sich bog, hatte er sich end-
an seinen Vater gewandt.
ie Antwort ein wenig auf sich
am davon her, daß, nachdem
rbel den Brief geschrieben, der
tte, von welcher wir Rechen-
ht haben, der Capitän die Ant-

der Lection, die der General
m Augenblicke gegeben hatte,
el die Thüre eintrat, nachdem
Treppe hinabgeworfen hatte.
ıte nehmen wir unsere Erzäh-
ch einer Unterbrechung, deren

Länge nichts zur Entschuldigung hat, als den Wunsch, den wir hegten, dem Leser eine Idee von diesem würdigen, vortrefflichen Manne zu geben, der uns unter einem andern Anblicke als seinem wahren erschienen wäre, hätten wir ihn nur beleuchtet gelassen durch das Licht der Substantive, die der General seinem Namen beifügte, und der Epithete, mit welcher diese Substantive zu verschönern er nie versäumte.

Aber so weitschweifig wir auch gewesen sind, so bemerken wir doch Eines: daß, während wir das moralische Portrait des Capitäns Pierre Herbel gezeichnet haben, sein physisches Portrait völlig von uns vernachlässigt worden ist.

Beeilen wir uns, dieses Vergessen wieder gut zu machen.

XLIII.

Der Sansculotte.

Der Capitän Pierre Herbel, genannt der Sansculotte, war damals siebenundfünfzig Jahr alt.

Es war ein Mann von kleinem Wuchse, mit breiten Schultern, eisernen Armen, mit viereckigem Kopfe, dicht besetzt mit straubigen, krausen Haaren, von einem einst rothen, zu dieser Stunde ergrauenden Blond; ein bretanischer Hercules mit einem Worte.

Seine Augenbrauen, von einer dunkleren Farbe als seine Haupthaare, waren nicht weiß geworden und gaben seinem Gesichte eine erschreckliche Härte; seine durchsichtig himmelblauen Augen aber, sein auf

Zähnen sich leicht öffnender Mund, offen-
ugleich eine vollkommene Güte, eine unend-
nftmuth.
war lebhaft, ungestüm, wie wir ihn an Bord,
Tuilerien, bei seinem Eintritt bei seinem
esehen haben; doch unter diesem ungestümen,
n Wesen verbarg sich das empfindsamste
e mitleidigste Seele der Schöpfung.
langer Zeit gewohnt, den Menschen in La-
befehlen, wo die Gefahr keine Schwäche ge-
drückte sein Gesicht die Gewohnheit des Com-
ns und große Willensenergie aus. In der
ls ob er immer an Bord der Schönen
e gewesen wäre, hatte er in seinem Dorfe,
Verlustes seines Vermögens, das Geheim-
ihrt, sich gehorchen zu machen, und zwar nicht
on den Bauern, welche Thür an Thür mit
nten, sondern auch von den reichsten Herren
lachbarn.
ch den europäischen Frieden gezwungen, im
ange an seinen Fäusten zu nagen, hatte der
, in Ermangelung des Kampfes mit den
n, den Thieren den Krieg erklärt; dieser
seine ganze verzehrende Thätigkeit widmend,
er ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber, und
n Bedauern, daß er es nicht mit Thieren zu
tte, bei denen es der Mühe werth war, —
phanten, Rhinozerosse, Löwen, Tiger und
en, warf er sich, gleichsam sich schämend, daß
n so schwache Thiere kämpfte, auf die Wölfe
Wildschweine.
twer von Therese, entfernt von Petrus,

brachte es der Capitän Herbel dahin, daß er zwei Drittel des Jahres auf zehn bis zwölf Meilen in der Runde in den Wäldern und auf den Heiden, seine Flinte auf der Schulter, seine zwei Hunde voran, umherlief.

Zuweilen blieb er eine Woche, zehn Tage, vierzehn Tage vom Dorfe abwesend, und gab nur Kunde von sich durch die Wildpretkarren, welche er dahin schickte, und die meistens an die dürftigsten Familien adressirt waren; so daß der Capitän, der die Armen nicht mehr mit seinem Almosen nähren konnte, sie mit seiner Flinte nährte.

Der Capitän war also, viel mehr als Nimrod, ein echter Jäger vor dem Herrn.

Nur hatte diese hartnäckige Jagd manchmal ihre Unannehmlichkeiten.

Es ist dem Leser nicht unbekannt, daß, beim gesetzlichen Laufe der Dinge, der absoluteste Jäger in der Regel seine Flinte vom Monat Februar bis zum Monat September an den Kamin hängt. Nicht so war es bei der Flinte des Capitäns: sein Leclerc, — er hatte aus den Werkstätten des berühmten Waffenschmiedes dieses Namens hervorgehende Läufe gewählt, — sein Leclerc ruhte nie, und man hörte immer seinen wohlbekannten Knall in einem oder dem andern Winkel des Departements.

Es ist wahr, da alle Feldhüter, Waldschützen und Gendarmen dieses Departements wußten, in welcher Absicht der Capitän jagte, und welchen Gebrauch er vom Produkte seiner Jagd machte, es ist wahr, sagen wir, daß alle Feldhüter, Waldschützen und Gendarmen, sobald sie den Knall auf einer

örten, auf die andere gingen. Nur in dem
lso, wo der Capitän zu vermessen zugleich
hnurrbart des Wildes und den des Jagd-
mers versengt hatte, entschloß sich der öffent-
ent, Klage zu erheben und den Delinquenten
Gerichte zu führen.
) dabei geschah es noch, daß die Tribunale,
g sie bei Jagdvergehen unter der Restaura-
ıren, wenn sie erfuhren, das Vergehen sei
ansculotte Herbel begangen worden, die
milderten, was auch die Meinung der Richter
chte, und es erhob sich die Buße nie über
nimum. So daß mit hundert Franken Buße
)re der Capitän über zweitausend Franken
ı gab, sich selbst ernährte und herrliche Feder-
be seinem Sohne Petrus schickte, — der sie
ßig mit denjenigen von seinen Collegen theilte,
Küchenstücke malten, was beweisen würde,
Wilderei, wie die Tugend, immer ihren Lohn

Betreff alles Uebrigen war der Capitän ein
Seemann geblieben. Er wußte nicht nur
von den Dingen der Stadt, sondern auch
von den Dingen der Welt.
: Vereinzelung, in der der Seemann verloren
ı der Einsamkeit des Oceans lebt, die Größe
hauspiels, das er beständig vor den Augen
e Leichtigkeit, mit der er jeden Moment um
ben spielt, die Sorglosigkeit, mit der er den
:wartet, — das Leben des Seemanns und
das des Jägers hatten ihn so völlig von
rkehr mit den Menschen bewahrt, daß er, mit

zugetragen, hatte ſich für den Capitän allein zugetragen.

Uebrigens hätte man glauben ſollen, dieſe Erſcheinung habe ihm alle ſeine Kräfte wiedergegeben. Es ſchien ihm, er könne nicht ſterben, bevor er Thereſe wiedergeſehen, da Thereſe ſeiner harrte, um ſelbſt zu ſterben.

Wir haben geſagt, am andern Tage ſeien die Schiffbrüchigen von einem ſpaniſchen Schiffe entdeckt und von dieſem aufgenommen worden; wir haben aber auch geſagt, wie ſehr, ſo wie ſie ſich Frankreich näherten, die Viſion, nicht in den Augen, ſondern in der Erinnerung des Capitäns, deutlicher, klarer, reeller geworden ſei.

Er landete endlich in St. Malo, von wo er ſeit achtundzwanzig Monaten abweſend war.

Die erſte befreundete Geſtalt, die er im Hafen traf, wandte ſich von ihm ab.

Er lief auf denjenigen, welcher ihn fliehen zu wollen ſchien, zu.

„Thereſe iſt alſo ſehr krank?“ fragte ihn der Capitän.

„Ah!“ erwiederte der Angeredete, ſich umwendend, „Sie wiſſen das?“

„Ja,“ antwortete Herbel; „doch ſie iſt alſo ſehr krank?“

„Hören Sie, Sie ſind ein Mann, nicht wahr?“

Der Capitän erbleichte.

„Nun wohl, geſtern ſagte man, ſie ſei todt.“

„Das iſt unmöglich!“ rief Herbel.

„Wie! unmöglich?“ fragte derjenige, welcher ihm dieſe Auskunft gab.

„Ja, sie hat mir gesagt, sie werde auf mich war-
um zu sterben.“
Derjenige, welcher mit dem Capitän gesprochen
, glaubte, er sei ein Narr geworden; doch er
nicht Zeit, ihn über dieses neue Unglück zu
igen, denn Pierre, als er einen andern von sei-
Freunden erblickte, welcher nach der Promenade
nd vorüberkam, lief auf ihn zu und bat ihn, ihm
Pferd zu leihen, was dieser sogleich that, er-
cken über seine Bläſſe und seine verstörten Ge-
züge; wonach sich der Capitän in den Sattel
ang, im Galopp wegritt und nach fünf Minuten
Thüre des Schlafzimmers seiner Frau öffnete.
Die arme Therese saß in ihrem Bette und schien
arten. Petrus stand keuchend bei ihrem Kopf-
. Seit einer Stunde glaubte er, seine Mutter
ire: das Auge starr, hatte sie beständig nach
Seite von St. Malo geschaut, und nach und
gesagt:
„Nun landet Dein Vater ... nun erkundigt sich
Vater nach uns ... nun steigt Dein Vater
Pferde ... nun kommt Dein Vater an.“
Und in der That, als die Sterbende diese Worte
ch, hörte man den Galopp eines Pferdes, die
re öffnete sich, der Capitän erschien.
Diese zwei so zärtlich verbundenen Herzen, diese
Leiber, welche selbst der Tod zu trennen zögerte,
en sich nichts zu sagen, sie hatten nur in einer
en Umarmung in einander zu verschmelzen.
Die Umarmung war lang und schmerzlich, und
der Capitän seine Arme löste, war Therese

Das Kind nahm im väterlichen Herzen den Platz seiner Mutter ein.

Dann forderte das Grab den Leichnam, Paris forderte den Knaben, und der Capitän blieb allein.

Von diesem Augenblicke an lebte Pierre Herbel traurig und einsam auf seinem Pachthofe, mit den Erinnerungen an seine Vergangenheit des Ruhms, der Abenteuer, der Leiden und des Glückes.

Von dieser ganzen Vergangenheit blieb ihm nur Petrus; Petrus konnte auch verlangen, was er wollte, auf der Stelle erhielt Petrus, was er verlangt hatte.

Petrus, ein verzogenes Kind in der vollen Bedeutung des Wortes; Petrus, in dem zugleich, für den Capitän Herbel, der Sohn und die Mutter lebten, Petrus hatte sich nie regelmäßig die Rechnung von seinem kleinen Vermögen gemacht.

Drei Jahre lang hatte er übrigens nichts von seinem Vater zu verlangen gehabt; einen Namen unterstützend, der ans Licht zu treten anfing, hatte die Arbeit reichlich alle seine Bedürfnisse bestritten.

Plötzlich aber hatte sich der Horizont des jungen Mannes um seine ganze Liebe für die schöne und aristokratische Regina vergrößert; seine Bedürfnisse hatten sich verdoppelt, verdreifacht; ganz im Gegentheile und im umgekehrten Verhältnisse hatte die Arbeit abgenommen.

Vor Allem hatte Petrus sich geschämt, Lectionen zu geben, und er hatte darauf verzichtet; sodann hatte es ihm demüthigend geschienen, seine Gemälde an den Fenstern der Bilderhändler auszustellen; die Liebhaber könnten wohl zu ihm kommen, die Bilderhändler könnten sich wohl bemühen.

att daß diese Einnahmen gemacht wurden, wa-
: Ausgaben furchtbar geworden.
an hat ein Muster von der Art gesehen, wie
lebte, mit Wagen, Pferden, Livreebedienten,
ı Blumen, Volière, Atelier voll von Meubles
flandern, chinesischen Potichen, böhmischem
erk.
trus hatte die Quelle nicht vergessen, aus der
ıer schöpfte, und er war dahin zurückgekehrt.
luelle war reich: es war das Herz eines
.
eimal seit sechs Monaten hatte Petrus wach-
Summen verlangt: zweitausend Franken das
lal, fünftausend das zweite Mal, zehntausend
itte Mal. Er hatte immer erhalten, was er
gt.
n Gewissensbiß im Herzen, die Schamröthe
r Stirne, aber besiegt von der unwiderste-
Liebe, die ihn unter sich bog, hatte er sich end-
ı viertes Mal an seinen Vater gewandt.
esmal hatte die Antwort ein wenig auf sich
lassen; dies kam davon her, daß, nachdem
den General Herbel den Brief geschrieben, der
ene motivirt hatte, von welcher wir Rechen-
ıu geben versucht haben, der Capitän die Ant-
lbst brachte.
an erinnert sich der Lection, die der General
Neffen in dem Augenblicke gegeben hatte,
Capitän Herbel die Thüre eintrat, nachdem
Bedienten die Treppe hinabgeworfen hatte.
diesem Momente nehmen wir unsere Erzäh-
ieder auf, nach einer Unterbrechung, deren

nge nichts zur Entſchuldigung hat, als den Wunſch, n wir hegten, dem Leſer eine Idee von dieſem ürdigen, vortrefflichen Manne zu geben, der uns nter einem andern Anblicke als ſeinem wahren erchienen wäre, hätten wir ihn nur beleuchtet gelaſſen ourch das Licht der Subſtantive, die der General ſeinem Namen beifügte, und der Epithete, mit welcher dieſe Subſtantive zu verſchönern er nie verſäumte.

Aber ſo weitſchweifig wir auch geweſen ſind, ſo bemerken wir doch Eines: daß, während wir das moraliſche Portrait des Capitäns Pierre Herbel gezeichnet haben, ſein phyſiſches Portrait völlig von uns vernachläſſigt worden iſt.

Beeilen wir uns, dieſes Vergeſſen wieder gut zu machen.

XLIII.

Der Sansculotte.

Der Capitän Pierre Herbel, genannt der **Sansculotte**, war damals ſiebenundfünfzig Jahr alt.

Es war ein Mann von kleinem Wuchſe, mit breiten Schultern, eiſernen Armen, mit viereckigem Kopfe, dicht beſetzt mit ſtraubigen, krauſen Haaren, von einem einſt rothen, zu dieſer Stunde ergrauenden Blond; ein bretaniſcher Hercules mit einem Worte.

Seine Augenbrauen, von einer dunkleren Farbe als ſeine Haupthaare, waren nicht weiß geworden und gaben ſeinem Geſichte eine erſchreckliche Härte; ſeine durchſichtig himmelblauen Augen aber, ſein auf

nen sich leicht öffnender Mund, offen-
sich eine vollkommene Güte, eine unend-
muth.

r lebhaft, ungestüm, wie wir ihn an Bord,
Tuilerien, bei seinem Eintritt bei seinem
sehen haben; doch unter diesem ungestümen,
Wesen verbarg sich das empfindsamste
e mitleidigste Seele der Schöpfung.

t langer Zeit gewohnt, den Menschen in La-
befehlen, wo die Gefahr keine Schwäche ge-
, drückte sein Gesicht die Gewohnheit des Com-
rens und große Willensenergie aus. In der
als ob er immer an Bord der Schönen
ese gewesen wäre, hatte er in seinem Dorfe,
es Verlustes seines Vermögens, das Geheim-
ewahrt, sich gehorchen zu machen, und zwar nicht
n von den Bauern, welche Thür an Thür mit
wohnten, sondern auch von den reichsten Herren
ier Nachbarn.

Durch den europäischen Frieden gezwungen, im Müssiggange an seinen Fäusten zu nagen, hatte der Kapitän, in Ermangelung des Kampfes mit den Menschen, den Thieren den Krieg erklärt; dieser Uebung seine ganze verzehrende Thätigkeit widmend, wurde er ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber, und mit dem Bedauern, daß er es nicht mit Thieren zu thun hatte, bei denen es der Mühe werth war, — wie Elephanten, Rhinozerosse, Löwen, Tiger und Leoparden, warf er sich, gleichsam sich schämend, daß er gegen so schwache Thiere kämpfte, auf die Wölfe und die Wildschweine.

Wittwer von Therese, entfernt von Petrus,

brachte es der Capitän Herbel dahin, daß er zwei Drittel des Jahres auf zehn bis zwölf Meilen in der Runde in den Wäldern und auf den Heiden, seine Flinte auf der Schulter, seine zwei Hunde voran, umherlief.

Zuweilen blieb er eine Woche, zehn Tage, vierzehn Tage vom Dorfe abwesend, und gab nur Kunde von sich durch die Wildpretkarren, welche er dahin schickte, und die meistens an die dürftigsten Familien adressirt waren; so daß der Capitän, der die Armen nicht mehr mit seinem Almosen nähren konnte, sie mit seiner Flinte nährte.

Der Capitän war also, viel mehr als Nimrod, ein echter Jäger vor dem Herrn.

Nur hatte diese hartnäckige Jagd manchmal ihre Unannehmlichkeiten.

Es ist dem Leser nicht unbekannt, daß, beim gesetzlichen Laufe der Dinge, der absoluteste Jäger in der Regel seine Flinte vom Monat Februar bis zum Monat September an den Kamin hängt. Nicht so war es bei der Flinte des Capitäns: sein Leclerc, — er hatte aus den Werkstätten des berühmten Waffenschmiedes dieses Namens hervorgehende Läufe gewählt, — sein Leclerc ruhte nie, und man hörte immer seinen wohlbekannten Knall in einem oder dem andern Winkel des Departements.

Es ist wahr, da alle Feldhüter, Waldschützen und Gendarmen dieses Departements wußten, in welcher Absicht der Capitän jagte, und welchen Gebrauch er vom Produkte seiner Jagd machte, es ist wahr, sagen wir, daß alle Feldhüter, Waldschützen und Gendarmen, sobald sie den Knall auf einer

die andere gingen. Nur in dem
der Capitän zu vermessen zugleich
des Wildes und den des Jagd-
engt hatte, entschloß sich der öffent-
zu erheben und den Delinquenten
zu führen.
schah es noch, daß die Tribunale,
Jagdvergehen unter der Restaura-
n sie erfuhren, das Vergehen sei
tte Herbel begangen worden, die
was auch die Meinung der Richter
es erhob sich die Buße nie über
So daß mit hundert Franken Buße
Capitän über zweitausend Franken
selbst ernährte und herrliche Feder-
Sohne Petrus schickte, — der sie
enjenigen von seinen Collegen theilte,
icke malten, was beweisen würde,
wie die Tugend, immer ihren Lohn

lles Uebrigen war der Capitän ein
geblieben. Er wußte nicht nur
Dingen der Stadt, sondern auch
ingen der Welt.
ung, in der der Seemann verloren
amkeit des Oceans lebt, die Größe
das er beständig vor den Augen
eit, mit der er jeden Moment um
die Sorglosigkeit, mit der er den
— das Leben des Seemanns und
Jägers hatten ihn so völlig von
den Menschen bewahrt, daß er, mit

ısnahme der Engländer, die ihm, ohne daß er
, warum, seine natürlichen Feinde dünkten, für
ıe eines Gleichen, — was sich bestreiten läßt, und
s wir zuerst bestreiten werden, — eine jungfräu-
ıche Sympathie und Freundschaft hegte.

Die einzige Spalte dieses Herzens, das zugleich von Granit und von Gold, war der Schmerz, verursacht durch den Tod seiner Frau, der armen Thereſe, eines reizenden Körpers, einer heitern Seele, einer ſtillen Ergebenheit.

Als er, den Fuß in das Atelier ſetzend, und nachdem er Petrus umarmt hatte, dieſen anſchaute, wie ein Vater ſeinen Sohn anſchaut, entſtürzten zwei große Thränen ſeinen Augen, und er ſagte, während er dem General die Hand reichte:

„So wie Du ihn ſiehſt, Bruder, nun, ſo iſt er ganz das Ebenbild ſeiner armen Mutter.“

„Das iſt möglich,“ antwortete der General, „doch Du müßteſt Dich erinnern, alter Pirat, der Du biſt, daß ich nie die Ehre gehabt habe, ſeine Frau Mutter zu kennen.“

„Es iſt wahr,“ erwiederte der Capitän mit einer ſanften Stimme voller Thränen, wie jedesmal, wenn er von ſeiner Frau ſprach; „ſie iſt 1823 geſtorben, und wir waren noch nicht verſöhnt.“

„Ah!“ rief der General, „und Du glaubſt alſo, wir ſeien verſöhnt?“

Der Capitän lächelte.

„Mir ſcheint,“ ſagte er, „daß, wenn zwei Brüder ſich umarmt haben, wie wir es gethan, nach mehr als dreiunddreißig Jahren Abweſenheit ...“

„Das beweiſt nichts, Meiſter Pierre; ich Du

h versöhne mich mit einem Banditen Dei-
Ich gebe ihm die Hand, gut! ich umarme
im Grunde des Herzens ist aber eine
welche spricht: „„Ich verzeihe Dir nicht,
te! ich verzeihe Dir nicht, Corsar! ich ver-
nicht, Seeräuber!““
Capitän schaute seinen Bruder lächelnd an,
wußte wohl, daß im Grunde der General
chtige Freundschaft für ihn hegte.
in, als der Brummer geendigt hatte, sagte

! ich verzeihe Dir wohl, daß Du gegen
gedient hast.“
!“ entgegnete der General, „als ob Frank-
e Bürgerin Republik oder Herr Bonaparte
äre; ich habe gegen 93 und gegen 1805
erstehst Du, Wildschütz? und nicht gegen
.“
willst Du, Bruder?“ erwiederte treuherzig
in, „ich glaubte immer, das sei dasselbe.“
wie es mein Vater immer geglaubt hat,“
us, „so wird er es immer glauben; ob
immer das Gegentheil geglaubt haben, mein
nd es immer glauben werden, ich glaube,
e das Gespräch auf einen andern Gegen-
gen.“
ja,“ sprach der General, „auf wie lange
Du uns die Ehre Deines Besuches zu

mein lieber Courtenay, auf sehr kurze Zeit.“
den Namen Courtenay verzichtend, hatte

doch Pierre Herbel denſelben fortwährend ſeinem Bruder, als dem Aelteſten der Familie, gegeben.

„Wie, auf ſehr kurze Zeit?“ ſagten einſtimmig der General und Petrus.

„Ich gedenke noch heute wieder abzureiſen, meine Kinder,“ antwortete der Capitän.

„Heute, mein Vater?“

„Ah! biſt Du denn entſchieden ein Narr, alter Pirat!“ rief der General; „Du willſt im Augenblicke Deiner Ankunft wieder abreiſen?“

„Meine Abreiſe iſt der Unterredung untergeordnet, die ich mit Petrus haben werde,“ ſagte der Capitän.

„Ja, und einer mit den Wildſchützen des Departements Ille und Vilaine verabredeten Jagdpartie.“

„Nein, mein Bruder, ich habe dort einen Freund, welcher im Sterben liegt, einen alten Freund, der behauptet, er werde ſchlecht ſterben, wenn ich ihm nicht die Augen ſchließe.“

„Ah! dieſer iſt Dir vielleicht auch erſchienen,“ fragte der General mit ſeinem gewöhnlichen Skepticismus, „wie Deine Thereſe?“

„Mein Oheim!“ ſagte Petrus, dazwiſchen tretend.

„Ja, ich weiß, mein Bruder glaubt an Gott und an die Geiſter. Aber, Du alter Seewolf, der Du biſt, es iſt ein Glück, daß, wenn es einen Gott gibt, dieſer Gott nicht alle Deine abſcheulichen Räubereien hat verüben ſehen: ſonſt gäbe es weder in dieſer, noch in der andern Welt einen Heiligen für Dich.“

„Wäre dies ſo,“ erwiederte ſanft und den Kopf

n, „das wäre ein Unglück für
nd Surcouf, und ein Grund
nell als möglich zu ihm zurück-

irbt!" rief der General.
ortete Pierre Herbel.
ıe! da wird ein tüchtiger Bandit

n General traurig an.
er General, ganz durchdrungen
as hast Du mich anzuschauen?"
hüttelte den Kopf mit einem

beharrte der General; „ich liebe
he schweigen, wenn man ihnen
en; woran denkst Du? läßt sich

nn ich sterbe, werde das Alles
er von mir sagt!"
s sagte ich?"
r Treue!"" wiederholte der Ca-
wischend, „„da ist ein tüchtiger

nein Vater!" murmelte Petrus.
den General wendend, sagte er.
Sie schalten mich vorhin, und
ürde ich Sie ebenfalls schelten,
rechen Sie!"
terdrückte einen kleinen Husten,
lüpfte, wenn er in Verlegenheit
, was er antworten sollte.
ht es so schlimm mit Deinem

Surcouf? Bei Gott! ich weiß wohl, daß er Gutes hatte, und daß er ein Braver war, eine Art von Jean Benot, und daß er nur darin gefehlt hat, daß er nicht einer andern Sache diente."

„Er hat der Sache des Volkes gedient, mein Bruder, der Sache Frankreichs."

„Die Sache des Volkes! die Sache Frankreichs! haben sie gesagt Frankreich, haben sie gesagt das Volk, so glauben diese verdammten Sansculottes, Alles gesagt zu haben; frage Deinen Sohn Petrus, den Herrn Aristokraten, der Lakaien mit seiner Livree und Wappen an seinem Wagen hat, ob es in Frankreich nichts Anderes gebe, als das Volk."

Petrus erröthete bis ins Weiße der Augen.

Der Capitän wandte an seinen Sohn einen sanften fragenden Blick.

Petrus schwieg.

„Ah! er wird Dir Alles dies erzählen, wenn Ihr nur zu zwei seid, und ohne Zweifel wirst Du noch finden, er habe Recht."

Der Capitän schüttelte den Kopf.

„Ich habe nur ihn als Kind, Courtenay," sagte er, „und das ist ganz das Ebenbild seiner Mutter."

Das war abermals eine von den Antworten, auf die der General nichts zu erwiedern wußte.

Er hustete.

Während er jedoch hustete, fragte er:

„Ich sagte also, ob es so schlecht bei Deinem Freunde Surcouf stehe, daß Dich das abhalte, mit Petrus bei mir zu Mittag zu speisen?"

„Sehr schlecht, mein Freund," erwiederte traurig der Capitän.

ı ist es etwas Anderes," sprach der Ge-
em er aufstand; „ich lasse Dich mit Dei-
e allein, denn ich bin der Erste, der Dir
habt nicht wenig schmutzige Wäsche in
: zu waschen; bleibst Du und willst Du bei
ı, so bist Du willkommen; reisest Du ab,
je Dich nicht wieder, glückliche Reise!"
efürchte, Du siehst mich nicht wieder, Bru-
: Pierre Herbel.
wohl also, umarme mich, alter Bösewicht!"
r öffnete seinem Bruder beide Arme; der
apitän stürzte sich darein, mit einer tiefen
, gemischt mit der Ehrfurcht, die er immer
ältern Bruder bewahrt hatte.
ın, als wollte er einer Rührungsscene ent-
ıe Art von Erregung, welche wenig in
vohnheiten und besonders in seinen Sym-
ıg, entriß sich der General mit Gewalt den
nes Bruders und warf Petrus die letzten

e Abend oder morgen werde ich Sie wieder-
t wahr, mein Herr Neffe?"
r eilte nach der Treppe, die er mit der
eines zwanzigjährigen jungen Mannes
und murmelte dabei:
elsmensch! werde ich ihn denn nie wieder-
nen, ohne wahrzunehmen, daß mir eine
ı Grunde des Auges bleibt!"

XLIV.

Der Vater und der Sohn.

Kaum hatte sich die Thüre hinter dem General geschlossen, als Pierre Herbel zum zweiten Male die Arme gegen seinen Sohn ausstreckte; während dieser seinen Vater an sein Herz drückte, zog er ihn nach einem Sopha fort, auf den er ihn neben sich sitzen ließ.

Dann, als ob er dem Eindrucke der seinem Bruder entschlüpften letzten Worte gehorchte, ließ der Capitän einen Moment seine Augen auf den Herrlichkeiten des Ateliers umherlaufen, auf dem Tapetenwerk mit königlichen Personen, auf den alten Truhen der Renaissance, auf den griechischen Pistolen mit silbernem Knopfe, auf den arabischen Flinten mit Korallenincrustationen, auf den Dolchen mit Vermeilscheiden, auf dem böhmischen Glaswerk, auf dem alten flämischen Silberzeug.

Die Prüfung war kurz, und das Auge des Capitäns hatte nichts von seinem durchsichtigen heitern Lächeln verloren, als er es wieder auf seinen Sohn richtete.

Petrus dagegen schämte sich dieses Luxus, der einen scharfen Contrast mit den kahlen Mauern des Pachthofes Plancoët bildete, und schlug die Augen nieder.

„Nun, mein Kind," fragte der Vater mit dem Tone sanften Vorwurfs, „ist das Alles, was Du mir sagst?"

ein Vater, verzeihen Sie mir," erwiederte
) mache es mir zum Vorwurfe, daß ich
ßt habe, das Bett eines sterbenden Freun-
laſſen, um zu mir zu kommen, der ich
nte."
, iſt es nicht, erinnere Dich wohl, mein
s Du mir in Deinem Briefe ſagteſt."
iſt wahr, mein Vater, entſchuldigen Sie
ſagte Ihnen, ich brauche Geld; doch ich
t: „„Verlaſſen Sie Alles, um es mir ſelbſt
en;"" ich ſagte Ihnen nicht . . ."
ſagteſt mir nicht?" ... wiederholte der Capitän.
ichts, nichts, mein Vater," rief Petrus, indem
umarmte; „Sie haben wohl daran gethan, zu
n, und ich bin glücklich, Sie zu ſehen."
Und dann, Petrus," fuhr der Vater mit einer
, die Umarmung ſeines Sohnes leicht erwärmten
mme fort, „meine Gegenwart war nothwendig,
hatte im Ernſte mit Dir zu reden."

Petrus fühlte ſich behaglicher.

„Ah! ich höre, mein Vater," ſagte er, „Sie kön-
n nicht für mich thun, was ich von Ihnen verlange,
nd Sie wollten mir das ſelbſt ſagen. Sprechen
ir nicht mehr hievon, ich war ein Narr, ich hatte
Unrecht. Mein Oheim hat es mir vor Ihrer An-
kunft begreiflich gemacht, und ich begreife es noch
beſſer, ſeitdem ich Sie ſehe."

Der Capitän ſchüttelte den Kopf mit ſeinem guten
väterlichen Lächeln.

„Nein," ſagte er, „Du begreifſt mich nicht."

Dann zog er ein Portefeuille aus der Taſche,
legte es auf den Tiſch und fügte bei:

„Deine zehntausend Franken sind da.“

Petrus war niedergeschmettert durch diese unerschöpfliche Güte.

„Oh! mein Vater,“ rief er, „nie, nie!“

„Warum nicht?“

„Weil ich überlegt habe, mein Vater.“

„Du hast überlegt, Petrus? was?“

„Folgendes, mein Vater: daß ich seit sechs Monaten Ihre Güte mißbrauche; daß Sie seit sechs Monaten mehr thun, als Sie thun können; daß ich seit sechs Monaten Ihr Ruin bin.“

„Armes Kind, Du ruinirst mich nicht schwer.“

„Ah! Sie sehen wohl, mein Vater

„Nicht Du ruinirst mich, mein

ich habe Dich ru

„Mein Vate

„Ja wohl!“ r Capitän

müthigen Rück ergange

königliches Ve Dich

mehr dieses V ute

gehäuft, denn te

war; Du erin

sammengestür

„Ja, me

Armuth, wel

gerathen sind

„Laß mi

trotz dieser

es sich um

Petrus

„Und so

Du! vor Allem
, sehen, mein Kind. ich
geantwortet haben, e h,
ommend, gefragt: „„Und unser !““
k zu den Knieen des C der
ein Schluchzen aus.
gte Pierre Herbel, „weinst Du, so werde
or wissen, was ich Dir zu sagen habe!“
Vater!“ rief Petrus.
gens werde ich Dir, was ich Dir zu sagen
so gut auch bei einer andern Reise sagen.“
„ nein, sogleich, mein Vater . . .“
c, mein Kind,“ sagte der Capitän, indem
and, um Petrus zu entgehen, „hier ist das
das Du brauchst. Nicht wahr, Du wirst mich
einem Bruder entschuldigen? Du wirst ihm
ich habe gefürchtet, zu spät zu kommen, und
i mit derselben Diligence, die mich gebracht,
er abgereist.“

„Setzen Sie sich, mein Vater; die Diligence geht
Abends um sieben Uhr ab, und es ist zwei Uhr;
e haben also noch fünf Stunden vor sich!“

„Du glaubst?“ erwiederte der Capitän, ohne
nau zu wissen, was er antwortete.

Und maschinenmäßig zog er aus seinem Hosen-
täschchen eine silberne Uhr mit stählerner Kette, die
von seinem Vater herstammte.

Petrus nahm die Uhr und küßte sie. Wie oft
hatte er nicht, ganz klein, mit dem naiven Erstaunen
der Kindheit, die Bewegung dieser Erbuhr gehört!

Er schämte sich der goldenen Kette, die er am
Halse hatte, der Uhr mit dem Wappen in Diaman-

ten, die an dieſer Kette hing, und die er in ſeiner Weſtentaſche trug.

„Oh! oh! theure Uhr!“ murmelte Petrus, während er die alte ſilberne Uhr ſeines Vaters küßte.

Der Capitän begriff nicht.

„Willſt Du ſie?“ fragte er.

„Oh!“ rief Petrus, „die Uhr, welche die Stunde Ihrer Kämpfe, die Stunde Ihrer Siege bezeichnet hat, welche, den Bewegungen Ihres Herzens ähnlich, nie ſchneller geſchlagen im Augenblicke der Gefahr, als in den Tagen der Ruhe, ich bin ihrer nicht würdig. Oh! nein, mein Vater, nie! nie!“

„Du vergiſſeſt zwei andere Stunden, welche ſie auch bezeichnet hat, Petrus, und die die einzigen Data meines Lebens ſind, deren ich mich erinnere: die Stunde Deiner Geburt; die Stunde des Todes Deiner Mutter.“

„Es gibt eine dritte Stunde, die ſie für mich und für Sie von heute an bezeichnen wird, mein Vater: das iſt die Stunde, wo ich meinen Undank erkannt und Sie um Verzeihung gebeten habe.“

„Um Verzeihung, worüber, mein Freund?“

„Mein Vater, geſtehen Sie, daß es Sie die größten Opfer gekoſtet hat, um mir dieſe zehntauſend Franken zu bringen.“

„Ich habe den Pachthof verkauft, das iſt das Ganze; und das hat mich aufgehalten.“

„Sie haben den Pachthof verkauft!“ rief Petrus vernichtet.

„Ja . . . Siehſt Du, er war zu groß für mich allein. Wäre Deine arme Mutter nicht geſtorben,

ättest bei mir gewohnt, dann,
geschehen '
den Pachthof, der von meiner M
ihn verkauft?"
e weil er von Deiner Mutter kam, Petrus:
Dein Gut."
Vater!" rief Petrus.
abe das meinige wie ein Narr verschleu-
Darum war ich also gekommen. Petrus,
as begreifen, ich alter Egoist, der ich bin,
Pachthof um fünfundzwanzigtausend Fran-
t."
ar aber fünfzigtausend Franken werth."
ergissest, daß ich schon fünfundzwanzigtau-
en darauf entlehnt hatte, um sie Dir zu

verbarg seinen Kopf in seinen Händen.
denn, ich bin gekommen, um Dich zu
Du mir die anderen fünfzehntausend lassen

schaute seinen Vater mit einer erschrocke-
an.
für den Augenblick," sagte der Capitän,
nden, wenn Du sie später brauchst, so
s Recht, sie zurückzufordern."
erhob das Haupt.
n Sie fort, mein Vater!"
ise murmelte er:
ist meine Strafe."
also meinen Plan," fuhr der Capitän
werde eine kleine Hütte mitten im Walde
r kaufen; Du kennst mein Leben, Petrus

ich bin ein alter Jäger; ich kann meine Gewehre und meinen Hund nicht mehr entbehren, Petrus; ich werde vom Morgen bis zum Abend jagen. Welch ein Unglück, daß Du kein Jäger bist! Du hätteſt mich beſucht, wir hätten mit einander gejagt."

„Oh! ſeien Sie ruhig, mein Vater, ich werde kommen, ich werde kommen."

„Wahrhaftig?"

„Ich verſpreche es Ihnen."

„Nun wohl, ein Grund mehr. Siehſt Du, es gibt für mich zwei Dinge auf der Jagd: einmal das Vergnügen, zu jagen; ſodann haſt Du keine Idee, welche Menge von Menſchen ich mit meiner Flinte ernähre."

„Ah! mein Vater, wie gut ſind Sie," rief Petrus. Und die Hände und die Augen zum Himmel erhebend fügte er halblaut bei:

„Wie groß ſind Sie!"

„Warte doch," ſagte der Capitän; „denn ich komme zu dem Augenblicke, wo ich auf Dich gerechnet habe."

„Sprechen Sie, mein Vater, ſprechen Sie."

„Ich bin ſiebenundfünfzig Jahre alt, mein Auge iſt noch klar, der Arm noch feſt, das Knie noch ſolid; doch man ſteigt raſch die Seite des Berges hinab, wo ich bin. In einem Jahre, in zwei Jahren, in zehn Jahren kann ſich das Auge trüben, der Arm kann ſchwach werden, das Bein ſtraucheln; dann wirſt Du an einem ſchönen Morgen einen alten, armen guten Mann zu Dir kommen ſehen, der zu Dir ſagt: „„Ich bin es, Petrus, ich tauge zu nichts mehr. Haſt Du einen Winkel in Deinem Hauſe,

nen alten Vater legen kannst? Er
von dem gelebt, was er liebte, er
ht sterben, wie er gelebt hat.""
Vater, Vater," rief schluchzend Petrus,
of wirklich verkauft?"
: morgen, ja, mein Freund."
ven, mein Gott?"
:at, der Notar, hat es mir nicht ge-
:eifst, woran mir lag, war, das Geld
ich nahm die zehntausend Franken,
:st, und hier bin ich."
er," sagte Petrus sich erhebend, „ich
wen Sie den Pachthof meiner Mutter
"

Augenblicke öffnete sich die Thüre des
)er Diener von Petrus erschien, noch
nit einem Briefe in der Hand.
mich in Ruhe!" rief Petrus, indem
ief aus der Hand riß; „ich bin für
ause."
r diesen Brief auf den Tisch werfen
: er, daß die Adresse den Stempel
hatte.
einen Augenblick, der Brief sei für

h die Aufschrift:

Herrn Vicomte Petrus Herbel
von Courtenay."

rasch den Brief.
n dem Notar, bei welchem der
hofes stattgefunden hatte.

Petrus schüttelte den Kopf, als wollte er den Flammenkreis, der ihn umgab, auslöschen und las:

„Herr Vicomte!

„Ihr Vater, der bei mir nach und nach Anlehen im Betrage von fünfundzwanzigtausend Franken gemacht hat, ist vor drei Tagen bei mir erschienen, um an mich seinen Pachthof zu verkaufen, auf dem schon diese Summe von fünfundzwanzigtausend Franken als Hypothek lastete.

„Diese fünfundzwanzigtausend Franken, wie die ersten, sagte er mir, seien für Sie bestimmt.

„Es ist mir der Gedanke gekommen, — entschuldigen Sie mich, Herr Vicomte, — Sie wissen vielleicht nichts von den Opfern, die Ihr Vater für Sie bringt, und daß dieses letzte Opfer ihn völlig zu Grunde richtete.

„Ich glaubte meiner Ehre angemessen, als Notar Ihrer Familie und als Freund Ihres Vaters seit dreißig Jahren, zwei Dinge zu thun: einmal ihm die fünfundzwanzigtausend Franken zu übergeben, die er verlangte, indem ich einen Verkauf, der nicht besteht, vorschützen würde; zweitens Sie von dem Zustande des Verfalles des Vermögens Ihres Vaters zu unterrichten, fest überzeugt, Sie wissen nichts davon, und sobald Sie es erfahren, werden Sie, statt zur völligen Vernichtung dieses Vermögens beizutragen, sich anstrengen, es wiederherzustellen.

„Behalten Sie die fünfundzwanzigtausend Franken, so muß sich der Verkauf realisiren.

„War aber das Bedürfniß, das Sie in Betreff dieser fünfundzwanzigtausend Franken haben, nur

n den Bedürfnissen, die man verschieben oder
mz beseitigen kann, und Sie sind im Stande,
nes oder das andere Mittel diese fünfund-
:ausend Franken innerhalb acht Tagen wieder
: Hände zurückgehen zu lassen, so bliebe Ihr
ıter Eigenthümer des Pachthofes, und Sie
ihm, wie ich glaube, einen ungeheuren Kum-
)aren.
) weiß nicht, wie Sie mein Verlangen quali-
)erden, doch ich denke, es ist das eines red-
lannes und eines Freundes.
ıpfangen Sie u. s. w.

„Peyrat,
„Notar in St. Malo."

Ganze war begleitet von einem der com-
Namenszüge, wie sie vor fünfundzwanzig
die Provinznotare machten.
us athmete auf und drückte den Brief des
ı Notars an seine Lippen, der ihn sicherlich
: diese Ehre bestimmt glaubte.
:in Vater," sagte er, „ich reise heute Abend
:en nach St. Malo ab."
Capitän stieß einen Freudenschrei aus; doch
überlegend fragte er mit einer gewissen Ban-

s willst Du in St. Malo machen?"
)ts . . . Sie zurückbegleiten, mein Vater.
Sie sah, glaubte ich, Sie werden einige Tage
Zubringen. Das ist Ihnen unmöglich: nun
einige Tage bei Ihnen zubringen."
in der That, an demselben Abend, nachdem

er zwei Briefe geschrieben, den einen an Regina, den andern an Salvator, nachdem er seinen Vater zum Mittagessen geführt hatte, — nicht zum General, dessen Vorwürfe oder Sarkasmen sein empfindliches Herz verwundet hätten, sondern in einen Restaurant, wo Beide an einem kleinen Tische ein Mahl voll Innigkeit und Zärtlichkeit machten, stieg Petrus mit seinem Vater in den Wagen von St. Malo und verließ Paris sehr fest in dem Entschlusse, den er gefaßt.

XLV.

Herzenskummer gemischt mit Geld.

Was war dieser Entschluß, den Petrus gefaßt hatte?

Wir werden ihn vielleicht in einem von den beiden Briefen finden, die er geschrieben hatte.

Fangen wir mit dem an, der nach dem Boulevards des Italiens adressirt war:

„Meine geliebte Regina!

„Entschuldigen Sie mich, wenn ich Paris auf einige Tage verlasse, ohne Sie gesehen, ohne Ihnen brieflich oder mündlich etwas von dieser Abreise gesagt zu haben; ein unerwartetes Ereigniß, welches übrigens nichts Beunruhigendes hat, das versichere ich Ihnen, nöthigt mich, meinen Vater nach St. Malo zu begleiten.

'en Sie mich Ihnen ſagen, um E
igen, daß das, was ich ſtolzer Weiſe
gniß bezeichnet habe, einfach eine Ju

: betrifft dieſe Intereſſeſache, — erlauben Sie
Blasphemie und vergeben Sie, daß ich ſie
ıbe! — dieſe Sache betrifft die Perſon, die
reiſten nach Ihnen liebe: — meinen Vater.
ſpreche dies ganz leiſe aus, Regina, aus
Gott könnte mich hören und mich dafür be-
daß ich Sie mehr liebe, als denjenigen, wel-
ne erſte Liebe ſein müßte.
es für Sie eben ſo ſehr Bedürfniß, mir zu
ıß Sie mich lieben, als es für mich Bedürf-
es ſagen zu hören, und wollen Sie mich
weſenheit nicht vergeſſen, ſondern ertragen
durch einen von jenen Briefen, in denen Sie
ut einen Theil Ihrer Seele zuzuſchicken wiſſen,
en Sie mir poste restante nach St. Malo,
ſpäter als heute oder morgen. Ich gedenke
ir die Reiſe und für die Angelegenheit, die
ı ruft, durchaus nothwendige Zeit abweſend
das heißt im Ganzen ſechs Tage.
n Sie, daß ich bei meiner Rückkehr einen
Ihnen finde, der mich erwartet. Oh! ich
ten, ich werde das ſehr nöthig haben.
Wiederſehen, meine geliebte Regina! mein
n verläßt Sie; doch mein Herz, meine
Geiſt, kurz Alles, was in mir liebt,
nen.

Petrus."

Nun, was er Salvator sagte:

„Mein Freund!

„Mit demselben blinden Gehorsam, den Sie für eine letzte Ermahnung Ihres sterbenden Vaters hätten, thun Sie, ich bitte, was ich Ihnen sagen werde.

„Bei Empfang meines Briefes nehmen Sie einen Schätzungs-Commissär und gehen Sie zu mir. Lassen Sie das Inventar meiner Pferde, meines Wagens, meiner Gemälde, meiner Meubles, meiner Waffen, meiner Teppiche, kurz, Alles dessen, was ich besitze, machen; behalten Sie nur für mich, was für die Lebensbedürfnisse streng nothwendig ist.

„Ist das Inventar gefertigt, so lassen Sie jede Sache schätzen.

„Dann lassen Sie Anschlagzettel machen, und kündigen Sie in den Journalen, — das gehört, glaube ich, zur Competenz von Jean Robert, — kündigen Sie den Verkauf eines Künstlermobiliars an.

„Setzen Sie hierfür Sonntag den 16. l. M. fest, damit die Liebhaber Zeit haben, die Gegenstände auf dem Platze zu besichtigen.

„Trachten Sie danach, daß der Commissär, an den Sie sich wenden, gewohnt ist, Kunstgegenstände zu schätzen und zu verkaufen.

„Ich brauche für mein Mobiliar fünfunddreißig bis vierzig tausend Franken.

„Ganz der Ihrige, lieber Salvator.

„Ex intimo corde

„Petrus."

„NS. Bezahlen Sie meinen Bedienten und entlassen Sie ihn."

kannte Salvator; er wußte, bei seiner
rde Alles gethan sein, wie er es wünschte.
That, als er am sechsten Tage nach sei-
zurück kam, fand er den Anschlagzettel
ire, und eine Procession von Neugierigen,
reppe auf und abstiegen.
Anblick schnürte ihm das Herz zusammen.
e nicht den Muth, in sein Atelier zurück-
Ein kleiner Corridor führte unmittelbar
aße nach seinem Zimmer; er trat in sein
bloß sich darin ein, setzte sich mit einem
zer, und ließ seinen Kopf in seine Hände

war mit sich selbst zufrieden und stolz
ntschluß, den er gefaßt hatte; doch diesen
hatte er nicht ohne Kampf und Erschütte-
aßt.
räth, was er dort hatte thun wollen und
Absichten bei seiner Rückkehr waren.
: dorthin gegangen, um es zu verhindern,
chthof dieses guten, trefflichen Vaters, —
Trümmer vom Vermögen des Capitäns,
inen Händen käme; er hatte ein Obdach
zten Tage desjenigen gesichert, welchem
en verdankte. Das war leicht zu thun,
chah, ohne daß es der Notar nur ver-
der Notar zerriß die Scheinurkunde, und
m Abschied von seinem Vater, der zum
: seines Freundes gerufen wurde.
kam er nach Paris, um den zweiten Theil,
es, den schwierigern und besonders den
rn seines Entschlusses zu erfüllen: Petrus

hatte sich, wie wir gesehen, entschlossen, Pferde, Wagen, Meubles, Gemälde, japanesische Potischen, flämische Truhen, Waffen und Teppiche zu verkaufen, um seine Schulden zu bezahlen; sodann, nachdem diese Schulden bezahlt wären, sich wieder an die Arbeit zu begeben, wie ein Schüler in der Loge um den großen Preis von Rom.

Auf seine tollen Ausgaben verzichtend, und besonders zur Arbeit die Zeit verwendend, die er verlor, nicht einmal um Regina zu sehen, sondern um es zu versuchen, sie zu sehen, war Petrus allerdings sicher, sein Leben zu einer bessern Lage, sowohl was die Kunst, als was das Geld betrifft, zurückzuführen. Dann könnte er seinen Vater unterstützen, und sein Vater wäre nicht mehr genöthigt, sich seines letzten Fetzens zu berauben, um den wahnsinnigen Luxus seines Sohnes zu unterhalten.

Allerdings war Alles dies Logik, es war Rechtschaffenheit, es war Vernunft; doch es ist nichts so hart und so schwer zu befolgen, als die Logik, die Rechtschaffenheit, die Vernunft. Darum befolgt man sie meistens nicht. In der That, diesen reizenden Luxus der Augen verkaufen, aus dem er sich eine so süße Gewohnheit gemacht hatte, um sich wieder zwischen vier kahlen Wänden zu finden, war das Etwas, was sich mit Herzensheiterkeit thun läßt? Nein, es war eine schmerzliche Lage und man konnte nur durch einen heftigen Kummer daraus hervorgehen.

Die Armuth an und für sich erschreckte Petrus keineswegs. Mäßig von Natur, sparsam durch sich selbst, hatte er mit fünf Franken täglich großartig

Wäre Regina nicht gewesen, so hätte er sich darum bekümmert, reich zu sein; hatte er nicht zen die drei großen Reichthümer der Schöpfung: eichthum des Talentes, der Jugend und der

erade aber auf seiner Liebe, das heißt auf der seiner Seele, sollte unmittelbar und vielleicht) seine Armuth lasten.

h! die Frau, die sich ins Feuer stürzen würde, ns zu gefallen, die ihr Leben und ihren Ruf würde, um, wie Julie, ihrem unter dem ı des Gartens wartenden Romeo einen nächt= verstohlenen Kuß zu geben, diese Frau würde cht ihre aristokratische Hand in eine schlecht)schuhte Hand fallen lassen.

ıd dann folgt zu Fuße, im Kothe der Straße, au, die Ihr liebt; erwartet ihr Vorüberkommen ße, am Rande von einer der Alleen des Wal= wenn Ihr ihr am Tage zuvor noch auf einem hen, aus den Ställen von Drake oder Crémieux gehenden Pferde reitend begegnet seid!

'berdies macht die Armuth traurig, sie färbt ermaßen an den frischesten und kräftigsten Ge= ı ab. Die Stirne des Armen bewahrt den ck der Sorgen des vorhergehenden Tages und chlaflosigkeit der Nacht.

s ist naiv, es ist kindisch, es ist lächerlich in ugen der Philosophen, was wir sagen, doch hmerzliche Gedanke, fortan nicht in seinem ' oder in seinem Tilbury zu der Soirée kom= u können, zu der Regina in ihrer Caleche ge= n war; sie nicht zu Pferde auf den äußeren

Boulevards kreuzen zu können, wo er ihr zum ersten Male begegnet war, oder in den Alleen des Bois de Boulogne, die sie jeden Tag vorüberkommen sahen, dieser Gedanke erfüllte, allen Philosophen der Erde zum Trotz, das Herz von Petrus mit Traurigkeit. Die Philosophen begreifen wahrhaftig die Liebe nicht, und zum Beweise dient, daß sie, sobald sie verliebt sind, keine Philosophen mehr sind.

Wie fortan eine anständige Figur in den für arme Edelleute so kitzlichen Salons des Faubourg Saint-Germain spielen, wo er, Petrus, nicht unter dem Titel eines Mannes von Talent, sondern als Edelmann von altem Geschlechte empfangen wurde? Der Faubourg Saint-Germain verzeiht einem Edelmanne, daß er Talent hat, unter der Bedingung, daß er nicht von seinem Talente lebt.

Allerdings konnte Petrus, außer dem Boulevard, wo er Regina begegnete, außer den Bois, wo er sie kreuzte, sie zuweilen in ihrem Hause sehen; doch die Begegnungen in der Welt waren der Vorwand dieser Besuche, und dann sah er sie bei ihr, außerdem, daß Petrus sie nicht häufig sehen konnte, selten allein: es war bald Herr de la Mothe-Haudon, bald die Marquise de la Tournelle, Abeille immer, Herr Rappt zuweilen, Herr Rappt, der ihn mit einer verdrießlichen Miene anschaute und ihm bei jedem Zusammentreffen mit dem Blicke zu sagen schien: „Ich weiß, daß Sie mein Todfeind sind; ich weiß, daß Sie meine Frau lieben; aber halten Sie sich gut, ich überwache Sie Beide.“

„Ja, bei Gott! ja, Ihr erbitterter Feind! ja, Ihr Todfeind, der Feind des Bösen, Herr Rappt!“

enn! alle Wohlthaten des Glückes, alle
s Luxus, alle Vortheile des Reichthums
3 sechs Monate lang gehabt, und plötzlich
arauf verzichten.
eberholen, die Lage war schmerzlich.
uth! Armuth! wie viel Herzen, die dem
nahe waren, hast Du hingemäht! wie viel
Blumen der Seele hast Du unter Deiner
u gemacht und in den Wind gestreut!
uth, finstere Göttin, Du hast den Hauch
nse des Todes . . .
war allerdings keine gewöhnliche Frau.
)t . . .
ßt, was dem in den Katakomben verlore-
den begegnet, dem Reisenden, der von
niedergedrückt, auf einem hohlen Steine
f einem alten Grabe, die Stirne mit
deckt, mit Bangigkeit schaut und horcht,
Licht sehen, kein Geräusch hören werde:
einen Schein, er vernimmt einen Ton,
: „Vielleicht!" sagt er.
so bei Petrus: er hatte einen Schein in
unterirdischen Gewölbe schimmern sehen.
icht!" hatte er ebenfalls gesagt. „Keine
um! Sobald ich sie wiedersehe, werde ich
rzählen . . . sowohl meine albernen Eitel-
meinen entlehnten Reichthum! Keinen fal-
mehr! eine einzige Eitelkeit! einen ein-
: für sie arbeiten und ihr meine Successe
u legen. Sie ist keine gewöhnliche Frau
Vielleicht wird sie mich noch mehr lieben."
ne Jugend, durch welche die Hoffnung

ɔt, wie der Sonnenſtrahl durch den Kriſtall! o rei-
ıder Vogel, der den Schmerz ſingt, wenn er die
:eude nicht mehr ſingen kann!

Ohne Zweifel ſagte ſich Petrus, mit Unterſtützung ieſes Entſchluſſes, viele andere Dinge, die wir hier ıicht wiederholen werden. Bemerken wir nur, daß er, während er ſo mit ſich ſelbſt plauderte, ſeine Reiſekleider auszog, ein elegantes Morgencoſtume anlegte, und ſich haſtig wieder ankleidete.

Ohne in ſein Atelier zurückzukehren, wo er die Stiefel krachen und den Dialog an einander ſtoßen hörte, ſtieg er ſodann die Treppe hinab, übergab ſeinen Zimmerſchlüſſel dem Concierge, der ihm dagegen ein Billet überreichte, an welchem Petrus mit dem erſten Blicke die Handſchrift ſeines Oheims erkannte.

Er lud Petrus auf den Tag ſeiner Rückkehr nach Paris zum Diner ein. Der General wünſchte ohne Zweifel zu wiſſen, ob die Lection gefruchtet habe.

Petrus beauftragte den Concierge, auf der Stelle in das Hotel Courtenay zu gehen, ſeinem Oheim zu melden, er ſei zurückgekehrt, und er werde die Ehre haben, auf den Schlag ſechs Uhr aufzuwarten.

XLVI.

Das Lied von der Freude.

Wir haben nicht geſagt, warum ſich Petrus anıleidete, noch wohin er ging; doch der Leſer wird es n errathen haben.

seinem Zimmer mit eines Vo-
ilt. Er hatte beim Concierge
Grunde angehalten, hatte aus
ob man keine anderen Briefe
seines Oheims, hatte maschinen-
rei bis vier Briefe geworfen, die
und auf keinem die Handschrift
t, hatte er sie zurückgeschoben,
ille ein Briefchen mit feiner
wohlriechendem Umschlage ge-
Lippen gehalten, und war über
rungen. Das war der Brief,
1 St. Malo erhalten.
Leute schrieben sich alle Tage:
3 waren adressirt an die gute
na an Petrus selbst.
ihrer ausnahmsweisen Stellung
eschöpft, welche die Trennung
: milderte.
ens der Erste gewesen, der ihr
ihm während seiner Abwesen-
in verloren gegangener Brief,
türzte sie Beide ins Verderben.
verschloß die Briefe von Re-
on Kasse von bewunderungs-
welche wiederum in einer Truhe

von selbst, daß die Truhe bei
fand, ausgenommen sein sollte:
. Mit jener Religion der Liebe,
Gegenstände hegt, wenn man

zieht, wie der Sonnenstrahl durch den Kristall! o reizender Vogel, der den Schmerz singt, wenn er die Freude nicht mehr singen kann!

Ohne Zweifel sagte sich Petrus, mit Unterstützung dieses Entschlusses, viele andere Dinge, die wir hier nicht wiederholen werden. Bemerken wir nur, daß er, während er so mit sich selbst plauderte, seine Reisekleider auszog, ein elegantes Morgencostume anlegte, und sich hastig wieder ankleidete.

Ohne in sein Atelier zurückzukehren, wo er die Stiefel krachen und den Dialog an einander stoßen hörte, stieg er sodann die Treppe hinab, übergab seinen Zimmerschlüssel dem Concierge, der ihm dagegen ein Billet überreichte, an welchem Petrus mit dem ersten Blicke die Handschrift seines Oheims erkannte.

Er lud Petrus auf den Tag seiner Rückkehr nach Paris zum Diner ein. Der General wünschte ohne Zweifel zu wissen, ob die Lection gefruchtet habe.

Petrus beauftragte den Concierge, auf der Stelle in das Hotel Courtenay zu gehen, seinem Oheim zu melden, er sei zurückgekehrt, und er werde die Ehre haben, auf den Schlag sechs Uhr aufzuwarten.

XLVI.

Das Lied von der Freude.

Wir haben nicht gesagt, warum sich Petrus ankleidete, noch wohin er ging; doch der Leser wird es schon errathen haben.

etrus war aus seinem Zimmer mit eines Vo-
flügeln hinabgeeilt. Er hatte beim Concierge
em erwähnten Grunde angehalten, hatte aus
hnheit gefragt, ob man keine anderen Briefe
n habe, als die seines Oheims, hatte maschinen-
die Augen auf drei bis vier Briefe geworfen, die
hm dargereicht, und auf keinem die Handschrift
d, die er gesucht, hatte er sie zurückgeschoben,
einem Portefeuille ein Briefchen mit feiner
t, mit zartem, wohlriechendem Umschlage ge-
en, es an seine Lippen gehalten, und war über
hürschwelle gesprungen. Das war der Brief,
: von Regina in St. Malo erhalten.
ie zwei jungen Leute schrieben sich alle Tage:
riefe von Petrus waren adressirt an die gute
n, die von Regina an Petrus selbst.
egina hatte aus ihrer ausnahmsweisen Stellung
ewisse Stärke geschöpft, welche die Trennung
ei jungen Leute milderte.
etrus war übrigens der Erste gewesen, der ihr
hatte, sie sollte ihm während seiner Abwesen-
icht schreiben: ein verloren gegangener Brief,
stohlener Brief stürzte sie Beide ins Verderben.
er junge Mann verschloß die Briefe von Re-
in eine Art von Kasse von bewunderungs-
ger Eisenarbeit, welche wiederum in einer Truhe
gt war.
s versteht sich von selbst, daß die Truhe bei
erkaufe, der stattfand, ausgenommen sein sollte:
Truhe war heilig. Mit jener Religion der Liebe,
an für gewisse Gegenstände hegt, wenn man

wahrhaftig liebt, hätte es Petrus als eine Ruchlosigkeit betrachtet, sie zu verkaufen.

Bliebe der Mensch fünfundzwanzig bis fünfzig Jahr in derselben mit denselben Meubles ausgestatteten Wohnung, er könnte mit den geringsten Einzelheiten die Geschichte seines Lebens wiederherstellen. Unglücklicher Weise fühlt der Mensch von Zeit zu Zeit die Nothwendigkeit, seine Wohnung zu ändern, und das Bedürfniß, sein Mobiliar zu erneuern.

Bemerken wir, daß der Schlüssel der fraglichen Truhe Petrus nie verließ; er trug ihn an seinem Halse an einer goldenen Kette hängend, sodann versicherte der Schlosser, der sie reparirt hatte, Petrus, der geschickteste Rossignoliste*) würde seine Zeit verlieren, wenn er die Kasse mit dem Diebshaken aufmachen wollte.

Petrus hatte also keine Besorgniß auf dieser Seite. Nun, wie die Könige von Frankreich auf den Stufen von Saint-Denis warten, bis ihr Nachfolger kommt, um sie zu ersetzen, wartete immer ein Brief von Regina am Herzen von Petrus, bis ein anderer Brief kam, um seinen Platz einzunehmen. Dann schloß sich der neue Brief seinen Brüdern in der eisernen Kasse an, die, wenn Petrus in Paris war, sich regelmäßig öffnete, um ein neues Depot zu empfangen, — das heißt, den am vorhergehenden Tage eingelaufenen Brief.

War der Brief geküßt und wieder in seine Tasche gesteckt, so sprang Petrus leicht über die Thürschwelle,

---

*) Einer, der mit dem Dietrich arbeitet.

die Rue Notre-Dame des Champs, schlug
g durch die Rue Chevreuse ein und erreichte
ière Boulevard.
en wir noch nöthig, das Ziel seines Laufes
chnen?
demselben gymnastischen Schritte forteilend,
etrus dem Boulevard des Italiens, und hielt
: kurze Strecke an, ehe er an das Gitter ge-
hinter welchem das Hotel des Marschalls
nothe-Haudon lag.
hdem er das Boulevard inspicirt und sich ver-
atte, daß es beinahe verödet war, wagte es
am Gitter vorüberzugehen.
sah nichts, und es schien ihm nicht, er sei
worden; er kehrte auch wieder um, lehnte
:ine ungeheure Eiche an, und schlug die Augen
Fenstern von Regina auf.
! die Sonne schoß in ihrer Fülle in die Vor-
ınd die Sommerläden waren geschlossen; doch
sicher, es würde sich vor Abend der eine oder
von diesen Läden erheben und die weiße
n sehen lassen, von der er seit einer Ewigkeit
war.
Woge der Reflexionen schlug indessen an
Geist.
s that sie in diesem Augenblicke? war sie zu
dachte sie an ihn gerade zu dieser Stunde,
n ihrer Nähe war?
öde gewöhnlich das Boulevard des Invalides
Zeit zu Zeit fährt ein verirrter Wagen vor-

Einer von diesen Reisenden kam nach der Seite
n Petrus.

Petrus verließ seinen Baum und setzte sich in
Bewegung.

Er kannte längst die Märsche und Gegenmärsche, die er zu machen hatte, um die Blicke der Vorübergehenden und die Inquisitionen der Nachbarn auf eine falsche Spur zu bringen.

Er nahm seinen gymnastischen Schritt wieder an und ging mit der Geschwindigkeit eines äußerst geschäftigen Menschen, den es drängt, am Ziele seines Laufes anzukommen.

Zuweilen war es Regina unmöglich, sich völlig zu zeigen und sich dieser ausdrucksvollen Telegraphie hinzugeben, welche von den Verliebten erfunden wurde, lange ehe es den Regierungen einfiel, ein Mittel der politischen Correspondenz daraus zu machen; dann vermuthete sie aber, Petrus sei da; sie ließ das Ende einer Echarpe, eine Haarlocke flattern; sie ließ durch die Zwischenräume ihrer Jalousie ihren Fächer oder ihr Taschentuch fallen, — manchmal eine Blume.

Ah! Petrus fühlte sich sehr glücklich, wenn es eine Blume war; das bedeutete: „Komm' heute Abend wieder, lieber Petrus; ich hoffe, wir werden einige Augenblicke mit einander zubringen können."

Andere Male erblickte er weder Echarpe, noch Haare, noch Taschentuch, noch Fächer, noch Blumen; doch ohne sie zu sehen, gelang es ihm, ihre Stimme zu hören: es war ein Befehl, den sie einem Dienstboten gab; es war das Geräusch eines Kusses, der auf die Stimme von der kleinen Abeille erscholl, und

Echo — ein köstliches Echo, im Herzen des jun-
Mannes hatte.
Doch die besten Stunden von Petrus waren die
nden des Abends und der Nacht, selbst wenn er
e Hoffnung mehr hegte, Regina zu sehen.
Hatte die junge Frau die Blume fallen lassen
: nicht fallen lassen, welche fallend ein Rendez-
s bezeichnete, — sobald die Dunkelheit einge-
en war, lehnte sich Petrus an seinen Baum an.
hatte seinen Lieblingsbaum, von dem aus er
er sah, wo er besser gesehen wurde.
Die Augen unbestimmt auf die ganze Façade des
ses geheftet, verlor er sich hier in köstlichen Träu-
ereien, in bezaubernden Beschauungen. Regina
te nicht einmal seine Gegenwart; denn sicherlich
de sie, hätte sie geglaubt, Petrus sei hier, Mittel
nden haben, ihr Fenster zu öffnen und ihm auf
Mondstrahle, auf dem Funkeln eines Sternes
Kuß zuzusenden, den er so wohl verdient.
Doch nein, in diesen Nächten, wo ihm nichts ver-
chen war, verlangte Petrus nicht einmal einen
, ein Wort, nur einen Blick.
Sah er sie sodann wieder, so hütete er sich wohl,
zu sagen: „Alle meine Traumstunden, o meine
geliebte Regina! habe ich bei Ihnen zugebracht!"
n, er hätte im Herzen der jungen Frau alle die
rend ihres keuschen Schlafes eingeschlummerten
tlichkeiten aufzuwecken befürchtet.
Er behielt also für sich das süße Geheimniß sei-
nächtlichen Spaziergänge; beglückt durch sein
chen zu der Stunde, wo Regina schlief, wie die

ütter glücklich sind während des Schlafes ihrer
nder.

Gott allein weiß, und Gott allein vermöchte die
reuden ohne Beimischung zu nennen, — denn die
rme menschliche Sprache ist sehr arm, um die inne-
en Glückseligkeiten auszudrücken, — Gott allein ver-
möchte die Freuden ohne Beimischung, die reinen
Gemüthsbewegungen zu nennen, welche die fünfund-
zwanzigjährigen Herzen während dieser Stunden stil-
ler Träumereien und stummer Beschauungen unter
den Fenstern einer geliebten Frau zugebracht, lieb-
kosen. Da gehören der Himmel, die Luft, die Erde
dem Liebenden; nicht allein die Welt, die er unter
seinen Füßen tritt, sondern alle die Welten, die über
seinem Haupte hinrollen. Von den Fetzen der Ma-
terie befreit, strahlt seine Seele wie ein weißer Stern,
in einem reinen Aether zwischen den Menschen und
Gott.

Doch, man muß sagen, die Zeit ist kurz, während
welcher die Engel ihre weißen Flügel der liebenden
Seele leihen, und es kommt zu rasch ein Augenblick,
wo, wenn sie es wagt, ihren Flug wieder zu nehmen,
das Gewicht des Körpers, erschwert durch die Jahre,
sie gebrochen auf die Erde niederfallen macht.

Es versteht sich von selbst, daß Petrus, von sei-
nem Vorübergehenden verjagt, zurückkam, sobald der
Vorübergehende sich entfernt hatte.

Seine Seele schwebte im Himmel mit Engels-
flügeln.

Und es machte doch nicht die geringste Bewegung
die starren Sommerläden zittern; die Secunden, die
Minuten, die Stunden verliefen; ohne Zweifel war

zu spät gekommen, Regina war schon aus-
t.
gleichviel! gegenwärtig oder abwesend, sprach
mit ihr; er erzählte ihr die lange Elegie sei-
geschicke. Wie hatte er, der Wahnsinnige!
können, um ihr zu gefallen, müsse er anders
n, als er war; den Luxus des Reichthums,
t den des Genies aushängen; und, in sei-
ildungskraft, hörte ihn Regina an, hörte sie
zuckte sie die Achseln, nannte sie ihn Kind!
mit ihren zarten weißen Händen durch seine
aarlocken, schaute sie ihn mit ihren erlöschen-
n an und sagte: „Wieder! wieder!“ so daß
sich selbst spottend, Alles erzählte, bis auf
ich seines Vaters, bis auf die Geschichte des
es; und Regina lachte nicht mehr, spottete
or, Regina weinte, und sie sagte zu sich selbst,
sie weinte: „Arbeite, mein Petrus, und sei
n von Genie. Ich werde, das verspreche
die Hand betrachten, die den Pinsel führt,
t den Handschuh, der diese Hand bedeckt.
und begegne ich Dir nicht mehr auf der
de im Walde auf Deinem Apfelschimmel,
schwarzen Schweife und der schwarzen Mähne,
Auge und die Füße der Gazelle hat, welche
rfolgen bestimmt scheint, so werde ich mir
„„Mein Van Dyck arbeitet und bereitet seine
werke für die nächste Ausstellung.““ Arbeite,
elgeliebter Petrus, und sei ein Mann von

us war so weit in seinen Träumereien, als

r das Geräuſch eines Wagens hörte, der von der Seite der Invalides kam.

Er wandte ſich um: es war Regina, die mit der Marquiſe de la Tournelle und dem Marſchall von Lamothe-Haudon nach Hauſe kehrte.

Petrus entfernte ſich zum zweiten Male vom Baume, doch ſo, daß er, wenn er geſehen wurde, nur von Regina erkannt werden konnte.

Noch wagte er es nicht, den Kopf umzudrehen.

Er hörte das ſchrille Geräuſch des Gitters, das geöffnet und wieder geſchloſſen wurde, das Aechzen des coloſſalen Schlüſſels, der ſich im Schloſſe drehte.

Erſt dann wandte er ſich um: die Caleſche war eingefahren.

Es ſchlug halb ſechs Uhr bei den Invaliden.

Man ſpeiste bei ſeinem Oheim auf den Schlag ſechs Uhr: er hatte ungefähr noch zwanzig Minuten.

Petrus verlor keine Zeit und ſtellte ſich wieder auf ſeinen Beobachtungspoſten.

Doch er ſagte ſich ſelbſt, Regina könne nicht ſogleich, nachdem ſie zurückgekehrt, in ihr Zimmer hinaufgehen und ſich an ihren Laden ſtellen; ſie brauchte ein paar Minuten, eine Gelegenheit, einen Vorwand; hatte ſie ihn überhaupt nur geſehen? Man erinnert ſich, daß Petrus es nicht gewagt hatte, den Kopf umzudrehen.

Es ſchlug drei Viertel auf der Uhr der Invaliden.

Während der letzte Schlag noch in der Luft vibrirte, that ſich der Laden auseinander und gehrte zuerſt dem blonden Kopfe von Abeille Durchgang.

erſter Blick ſagte Petrus, ſie wiſſe, er ſei da.
t wie lange war er da? Das hatte Petrus
ergeſſen, das hätte er nicht ſagen können.
s Regina betrifft, ſie ſagte wohl klar mit
ugen: „Es iſt nicht meine Schuld, m[illegible] nahm
t. Ich wollte nicht ausgehen, ich wußte, Du
ich erwartete Dich. Verzeih' mir, ich konnte
über kommen; doch nun bin ich hier . . ."
ann lächelte Regina, als wollte ſie noch bei-
„Sei unbeſorgt, mein Geliebter, ich werde Dir
haft tragen für die Zeit, die Du durch mich
haſt, und es iſt Dir eine Ueberraſchung von
behalten!"
s für eine Ueberraſchung war dies?
ina lächelte immer.
us konnte nicht mehr daran denken, daß die
ſtrich, daß ihn ſein Oheim beim Mittags-
wartete, und daß ſein Oheim, wie Ludwig XIV.,
h gerieth, wenn er warten mußte.
lich nahm Regina eine Roſe, die mitten aus
den Haaren der kleinen Regina Abeille her-
; ſie hob die Roſe bis zur Höhe ihrer Lippen
ließ ſie fallen, indem ſie einen Kuß in den
arf, und ſchloß den Laden wieder.
us ſtieß einen Freudenſchrei aus: er würde
er Nacht wiederſehen.
ſodann der Laden wieder geſchloſſen und
n von erwiederten Küſſen gegen den über-
Kuß gegeben waren, dachte er an ſeinen
zog ſeine Uhr und ſchaute nach der Stunde.
war ſechs Uhr weniger fünf Minuten.
us ſtürzte ſich in die Rue Plumet, ſprin-

gend wie ein junger Hirsch bei seinem ersten Lanciren.

Für einen Läufer von Profession waren es zehn Minuten vom Hotel de Lamothe-Haudon bis zum Hotel Courtenay: Petrus brauchte nur sieben.

Der General Herbel war so höflich gewesen, zwei Minuten auf seinen Neffen zu warten; doch des Krieges müde, setzte er sich an den Tisch, als die zwei Glockenschläge ertönten, welche verkündigten, der verspätete Gast komme so eben an.

Der General hatte seine Krebssuppe zur Hälfte gegessen.

Beim Anblicke des Verspäteten runzelte sich seine Stirne übermäßig, und auf eine so olympische Weise, daß der Oesterreicher Franz, der Petrus ungemein liebte, leise in seiner Muttersprache ein Gebet für ihn verrichtete.

Doch das Gesicht des Generals nahm seine gewöhnliche Heiterkeit bei der beklagenswerthen Erscheinung von Petrus wieder an.

Petrus troff von Schweiß.

„Bei meiner Treue!" sagte der General, „Du hättest einen Augenblick im Vorzimmer bleiben sollen, um das Wasser ablaufen zu lassen: Du wirst Deinen Stuhl durchnässen."

Petrus kam munter dem Gebrumme seines Oheims entgegen.

Der General konnte gegen ihn alle Flammen der Hölle ausspeien: Petrus hatte das Paradies im Herzen.

Er ergriff die Hand seines Oheims, küßte sie und setzte sich ihm gegenüber.

XLVII.

hling, Jugendzeit des Jahres! Jugend, Frühlingszeit des Lebens!

m vier Uhr verließ [redacted] seinen Oheim und den Weg nach der [redacted] Notre-Dame des ps ein.

ge er bei sich eintrat, erhob er den Blick nach i armen Atelier, das in fünf Tagen so ver- ein sollte, und sah dort Licht.

Jean Robert oder Ludovic," murmelte er. nd er ging an dem Concierge mit einer Ver- ng des Kopfes vorüber, welche sagen wollte: nehme den Schlüssel nicht, weil man mich er- ."

er junge Mann täuschte sich nicht: es war Jean t, der ihn erwartete.

uum erschien Petrus auf der Schwelle, als Robert sich in seine Arme stürzte und ausrief: Erfolg, mein lieber Petrus! Erfolg!"

Was für ein Erfolg?" fragte Petrus.

Wenn ich sage Erfolg," fuhr Jean Robert fort, llte ich eigentlich Enthusiasmus sagen."

Wovon sprichst Du? nun!" fragte Petrus lä- ; „denn wenn Du einen Erfolg hattest, werde r applaudiren; wenn Enthusiasmus, so will i theilen."

Wie, was für Erfolg? wie, was für Enthusias- Du hast wohl vergessen, daß ich diesen Mor- en Schauspielern der Porte Saint-Martin vor- ."

habe es nicht vergessen, ich wußte es nicht.
enthusiastischer Erfolg?"
ngeheuer, mein Freund! Sie sind alle wie
rt! Beim zweiten Acte stand Dante auf und
uf mich zu, um mir die Hand zu drücken; beim
n hat mich Beatrice umarmt; — Du weißt, daß
Dorval die Beatrice spielt; und als endlich die
probe vorüber war, fielen mir alle, Schauspieler
, Director, Regisseur, Souffleur, kurz alle Welt
den Hals."
"Bravo, mein Herzlieber!"
eit."
"Und ich brachte Dir meinen Theil Zufrieden-
er mich überrascht. Wir hatten ihn Dir vorausge-
sagt, Ludovic und ich."
Und Petrus stieß einen Seufzer aus.
In sein Atelier zurückkehrend, das er nicht wie-
der gesehen, all' diesen mit so viel Mühe zusammen-
gebrachten Gegenständen der Kunst und der Phan-
taste gegenüberstehend, war es Petrus vor die Seele
getreten, daß er das alles verlassen müsse, und diese
ungemischte Freude Jean Roberts hatte seiner Brust
einen Seufzer entrissen.
"Nun, nun," sagte Jean Robert, "Du kehrst ja
sehr traurig von St. Malo zurück, lieber Freund
und nun ist es an mir, Dich zu fragen: Wa
hast Du?"
"Und an mir ist es, Dir zu antworten:
hast also vergessen?"
"Was?"
"Nun, wenn ich all' diese Dinge wieder sehe,

, all' dieſe großen Käſten, all' dieſe
verlaſſen ſoll, geſtehe ich Dir, daß
ehlt und daß mein Herz blutet."
ıll' das verlaſſen, ſagſt Du?"

Deine W[redacted] als eingerichtetes
n, oder will[redacted] Reiſe machen?"
veißt nicht?"

at Dir nicht geſagt?"

ſo wollen wir von Deinem Stücke

Gott, ſprechen wir von Deinem
ſoll nicht ſagen, ich ſei heiter, wäh-
ı biſt."
:r, nächſten Sonntag werde ich all'
ıſſen."
virſt das alles verkaufen laſſen?"

ſt Deine Meubles?"
:nn das meine Meubles wären,
ht verkaufen laſſen."
ch."
ı erſt dann mir gehören, wenn ich
und ich verkaufe ſie, um ſie zu be-

e."
begreifſt nicht."

, ich ſchäme mich, meinem beſten
Schwächen zu enthüllen."

„Nun, nur zu!“

„Gut denn, mein Lieber, ich war ganz einfach im Zuge, meinen Vater zu ruiniren.“

„Du?“

„Ja, meinen tapfern und würdigen Vater! Ich habe noch zur rechten Zeit innegehalten, mein Freund: in einem Monate wäre es zu spät gewesen.“

„Petrus, mein lieber Freund, ich habe in meiner Schublade drei mit Garat unterzeichnete Billets, nicht blos einer der leserlichsten, sondern auch einer der schätzenswerthesten Unterschriften, die ich kenne: ich brauche nicht zu sagen, daß sie zu Deiner Verfügung stehen.“

Petrus zuckte mit den Achseln, und die Hand seines Freundes drückend, fragte er ihn:

„Und Deine Reise?“

„Erstens, lieber Petrus, würde ich zu traurig reisen, wenn ich Dich traurig wüßte; dann habe ich meine Proben, meine Aufführung.“

„Und dann noch eine andere Sache,“ sagte Petrus lächelnd.

„Wie, noch eine andere Sache?“ fragte Jean Robert.

„Ist es denn zu Ende, Rue Lafitte?“

„O, großer Gott, warum sollte es zu Ende sein' Es ist, als wenn ich Dich fragte: Ist es zu End Boulevard des Invalides?“

„Scht! Jean!“

„Aber Du lässest mich daran denken, Du w sest meine armen dreitausend Franken zurück, r Du nicht wüßtest, was damit anfangen.“

„Mein Lieber, es ist nicht deßhalb, obgleich

te Recht haben könntest: nämlich, daß
haler nicht zureichen würden."
höre: befriedige immerhin mit meinen
rn die Ungeduldigsten; lasse sie auf
ung warten; am Tage nach derselben
cher aufsuchen und zehntausend Fran-
a fünfzehntausend Franken, wenn es
uß, ohne einen Sou Interesse."
Porcher, mein Freund?"
ger Mensch, die rara avis des Juve-
vater der Schriftsteller, der wahre Mi-
ien Künste, von der Vorsehung beauf-
nie Aufmunterungen und Prämien zu
zu lassen. Willst Du, daß ich zu ihm
sage, Du machest ein Stück mit mir?
zehntausend Franken darauf leihen."
ein Narr! Mache ich denn Stücke?"
nicht so dumm, ich weiß das: aber ich
n schreiben."
ich werde theilen."
: gibst mir zurück, wenn Du kannst."
ein Lieber, das wenn ich kann käme
es je käme."
egreife, Du würdest lieber einen Juden
Levi suchen: man hat keine Gewissens-
n zu lassen, sie holen sich immer wie-

uden so wenig als einen andern, mein

Teufel! Teufel! Nun, da sieht man, daß
Grenzen hat. Wie! man ist drama-
steller, man ist im Stande, Zufälle

zu ſchaffen und ſich daraus herauszuhelfen, Situationen zu verwickeln und zu entwickeln; man hat die Prätenſion, Comödien zu machen wie Beaumarchais, Tragödien wie Corneille, Dramen wie Shakespeare, und verwickelt ſich die Füße in der Wolle ſeiner Schafe, wie der Rabe, der den Adler nachahmen will. Wie! man iſt arme fünfundzwanzigtauſend oder dreißigtauſend Franken vielleicht ſchuldig, man hat die Mittel in den Händen oder im Kopfe oder im Herzen, ſie eines Tages zu bezahlen, aber proviſoriſch weiß man nicht, an welchen Helden man ſich wenden ſoll: und was thun?"

„Arbeiten," ſagte im Fond des Atelier eine ſanfte und ſonore Stimme.

Aus dieſen einzigen Worten wird man ahnen, wer der gute Geiſt war, der auf ſolche Weiſe einem unentſchiedenen Freunde und verlegenen dramatiſchen Schriftſteller zu Hülfe kam.

Es war Salvator.

Die beiden Freunde drehten den Kopf zu gleicher Zeit, Jean Robert mit einem Gefühle der Freude, Petrus mit einem Gefühle der Dankbarkeit. Beide boten dem Neuankommenden die Hand.

„Guten Abend, meine Meiſter," ſagte er; „es ſcheint, daß wir bei der großen menſchlichen Frage angekommen waren: „„Iſt es erlaubt zu leben, ohne zu arbeiten?""

„Ganz richtig," ſagte Petrus, „und einem erpichten Arbeiter, Jean Robert, der mit ſechsundzwanzig Jahren mehr gethan, als Akademiker mit vierzig, antwortete ich: „„Nein, hundert Mal nein, lieber Freund, nein!""

ymte die Trägheit? Lassen
fangen, mein Lieber: Sie
Vierteljahre, ja selbst alle
man wird nicht mehr von

anz einfach seine Börse."
cht an, Petrus: wenn Sie
Freunde annehmen würden,
beansprucht."
Niemand annehmen, Freund,"

zeugt," antwortete Salvator;
nd, weßhalb ich kein Anerbie-
ja, daß Sie nichts annehmen

an Robert, indem er sich an
hr Rath ist, daß wir verkaufen?"
antwortete Salvator.
denn," sagte Petrus entschlossen.
" sagte Jean Robert mit einem

," sagte Salvator.
r!" sagte eine vierte Stimme,
go im Hintergrunde des Ateliers

ten die drei Freunde.
o im Zuge zu verkaufen?" fragte
indem er mit zwei offenen Händen
n auf seinen Lippen vortrat.

. . . Darf man wissen?"
, Skeptiker!" sagte Jean Robert.

„Nun, meinetwegen verkauft das Eure, wenn Ihr wollt," ſagte Ludovic; „was das meine betrifft, ſo ziehe ich es aus dem Schaukäſtchen zurück: es hat ſeine Beſchäftigung gefunden."

Und ohne ſich weiter mit dem fraglichen Kaufe zu beſchäftigen, begannen die vier Freunde ein Geſpräch über Kunſt, Literatur und Politik, während der Keſſel vor dem Feuer ſang und ſie ſelbſt eine Taſſe Thee bereiteten.

Der Thee iſt nur gut — zeichnet euch dieſes für Liebhaber wichtige Axiom auf — der Thee iſt nur gut, wenn man ihn ſelbſt bereitet.

Jeder blieb bis Mitternacht.

Aber bei dem Schlage Mitternacht erhoben ſie ſich wie von einem electriſchen Faden berührt.

„Mitternacht!" ſagte Jean Robert, „ich muß nach Hauſe gehen."

„Mitternacht," ſagte Ludovic, „ich muß nach Hauſe gehen."

„Mitternacht," ſagte Salvator, „ich muß gehen."

„Und auch ich," ſagte Petrus.

Salvator bot ihm die Hand.

„Nur wir zwei haben die Wahrheit geſprochen, mein lieber Petrus," ſagte der Commiſſionär.

Jean Robert und Ludovic begannen zu lachen.

Alle vier ſtiegen heiter die Treppe hinab.

An der Thüre blieben ſie ſtehen.

„Soll ich euch allen ſagen," begann Salvator, „wo ihr hingeht?"

„Ja," antworteten die drei jungen Leute.

„Sie, Jean Robert, gehen nach der Rue Lafitte."

Jean Robert machte einen Schritt zurück.

er la nd.
daß ich Ihnen sage,

ovic zurückprallend.

— Nun, Petrus,

sagte Petrus, indem

bert, „wo gehen Sie
nd, daß Sie nicht
tragen können, ohne
n Ihrigen haben."
einer ernsten Miene.

ranti zu retten, den

s.
entfernten sich nach=

sie. Dieser geheim=
Stille ein so großes
eder von ihnen nur
enschheit mit seiner

agola und Fragola

XLVIII.

Rue Lafitte.

Folgen wir jedem unserer Helden: vielleicht machen wir auf diesem Wege einige Schritte vorwärts in unserer Geschichte.

Nach der hierarchischen Ordnung wollen wir mit Jean Robert beginnen.

Es ist weit von der Rue de l'Ouest nach der Rue Lafitte; Jean Robert nahm deßhalb in der Rue de Vaugirard ein Cabriolet, das ihm begegnete, als es leer nach der Barrière du Maine zurückfuhr. Gegen den Schluß des Jahres 1827 endigte Paris bei La Nouvelle Athènes und La Nouvelle Athènes begann bei der Straße Saint-Lazare.

Beim ersten Drittel der Straße ließ Jean Robert den Kutscher halten.

Der Kutscher hatte ihn unnützer Weise nach der Nummer gefragt.

„Ich werde Sie anrufen," hatte Jean Robert geantwortet.

Es schlug auf der Kirche Notre-Dame de Lorette, die damals eben vollendet worden, ein Viertel nach Mitternacht.

Jean Robert bezahlte seinen Kutscher als zufrieden gestellter Poet und befriedigter Liebhaber; dann schlich er in seinen Mantel gehüllt an den Mauern hin. Zu jener Zeit trugen die jungen Leute wie jene Titelblattportraits von Byron, Chateaubriand und Herrn von Arlincourt noch Mäntel.

ngekomm , blieb Jean Robert

: leer. Er zog neben der sicht-
beinahe unsichtbaren Knopf und

zog nicht den Cordon, sondern
ffnen.
te Jean Robert halblaut, indem
ı die Hand des aristokratischen
eß, um ihn für die nächtliche
igen.
nachte ein Zeichen des Verstand-
Jean Robert in sein Stübchen
ine Thüre, die auf eine Diener-

te hinauf.
chloß die Thüre hinter ihm.
e er das Goldstück und sagte:
iselle Nathalie scheint da einen
nacht zu haben: jetzt wundert's
ß sie so elegant ist."
ieg die Treppe mit einer Eile
ich von seiner Kenntniß der Lo-
einem Wunsche zeugte, möglichst
Stock zu kommen, welcher das
en Excursion war.
) wahrscheinlicher, als eine halb
verlorene Gestalt seine Ankunft

athalie?" sagte der junge Mann.
r," antwortete eine Zofe, deren

„Ich habe es nicht vergessen, ich wußte es nicht. Also ein enthusiastischer Erfolg?“

„Ungeheuer, mein Freund! Sie sind alle wie vernarrt! Beim zweiten Acte stand Dante auf und kam auf mich zu, um mir die Hand zu drücken; beim dritten hat mich Beatrice umarmt; — Du weißt, daß die Dorval die Beatrice spielt; und als endlich die Leseprobe vorüber war, fielen mir alle, Schauspieler und Director, Regisseur, Souffleur, kurz alle Welt um den Hals.“

„Bravo, mein Herzlieber!“

„Und ich brachte Dir meinen Theil Zufriedenheit.“

„Danke, Dein Erfolg entzückt mich mehr, als er mich überrascht. Wir hatten ihn Dir vorausgesagt, Ludovic und ich.“

Und Petrus stieß einen Seufzer aus.

In sein Atelier zurückkehrend, das er nicht wieder gesehen, all' diesen mit so viel Mühe zusammengebrachten Gegenständen der Kunst und der Phantasie gegenüberstehend, war es Petrus vor die Seele getreten, daß er das alles verlassen müsse, und diese ungemischte Freude Jean Roberts hatte seiner Brust einen Seufzer entrissen.

„Nun, nun,“ sagte Jean Robert, „Du kehrst ja sehr traurig von St. Malo zurück, lieber Freund, und nun ist es an mir, Dich zu fragen: Was hast Du?“

„Und an mir ist es, Dir zu antworten: Du hast also vergessen?“

„Was?“

„Nun, wenn ich all' diese Dinge wieder sehe, all'

erümpel, all' diese großen Kästen, all' diese
die ich verlassen soll, gestehe ich Dir, daß
Muth fehlt und daß mein Herz blutet."
willst all' das verlassen, sagst Du?"
wiß."
willst Deine W[redacted] als eingerichtetes
ermiethen, oder will[redacted] Reise machen?"
e, Du weißt nicht?"
as?"
Salvator hat Dir nicht gesagt?"
lein."
lun gut, so wollen wir von Deinem Stücke
n."
lein, bei Gott, sprechen wir von Deinem
r. Man soll nicht sagen, ich sei heiter, wäh-
Du traurig bist."
Nein Lieber, nächsten Sonntag werde ich all'
erkaufen lassen."
Wie, Du wirst das alles verkaufen lassen?"
Ja."
Du verkaufst Deine Meubles?"
Lieber, wenn das meine Meubles wären,
ich sie nicht verkaufen lassen."
Erkläre Dich."
Sie werden erst dann mir gehören, wenn ich
ahlt habe, und ich verkaufe sie, um sie zu be-
."
Ich begreife."
Nein, Du begreifst nicht."
So sprich."
Wahrhaftig, ich schäme mich, meinem besten
de meine Schwächen zu enthüllen."

„Nun, nur zu!“

„Gut denn, mein Lieber, ich war ganz einfach im Zuge, meinen Vater zu ruiniren.“

„Du?“

„Ja, meinen tapfern und würdigen Vater! Ich habe noch zur rechten Zeit innegehalten, mein Freund: in einem Monate wäre es zu spät gewesen.“

„Petrus, mein lieber Freund, ich habe in meiner Schublade drei mit Garat unterzeichnete Billets, nicht blos einer der leserlichsten, sondern auch einer der schätzenswerthesten Unterschriften, die ich kenne: ich brauche nicht zu sagen, daß sie zu Deiner Verfügung stehen.“

Petrus zuckte mit den Achseln, und die Hand seines Freundes drückend, fragte er ihn:

„Und Deine Reise?“

„Erstens, lieber Petrus, würde ich zu traurig reisen, wenn ich Dich traurig wüßte; dann habe ich meine Proben, meine Aufführung.“

„Und dann noch eine andere Sache,“ sagte Petrus lächelnd.

„Wie, noch eine andere Sache?“ fragte Jean Robert.

„Ist es denn zu Ende, Rue Lafitte?“

„O, großer Gott, warum sollte es zu Ende sein? Es ist, als wenn ich Dich fragte: Ist es zu Ende, Boulevard des Invalides?“

„Sehr! Jean!“

„Aber Du lässest mich daran denken, Du weisest meine armen dreitausend Franken zurück, weil Du nicht wüßtest, was damit anfangen.“

„Mein Lieber, es ist nicht deßhalb, obgleich Du

Recht haben könntest: nämlich, daß
der nicht zureichen würden."
höre: befriedige immerhin mit meinen
n die Ungeduldigsten; lasse sie auf
ung warten; am Tage nach derselben
cher aufsuchen und zehntausend Fran-
ja fünfzehntausend Franken, wenn es
nuß, ohne einen [redacted] Interesse."
Porcher, mein Freund?"
ziger Mensch, die rara avis des Juve-
rvater der Schriftsteller, der wahre Mi-
önen Künste, von der Vorsehung beauf-
Genie Aufmunterungen und Prämien zu
n zu lassen. Willst Du, daß ich zu ihm
m sage, Du machest ein Stück mit mir?
ir zehntausend Franken darauf leihen."
ist ein Narr! Mache ich denn Stücke?"
ist nicht so dumm, ich weiß das: aber ich
allein schreiben."
und ich werde theilen."
Du gibst mir zurück, wenn Du kannst."
, mein Lieber, das wenn ich kann käme
enn es je käme."
ch begreife, Du würdest lieber einen Juden
me Levi suchen: man hat keine Gewissens-
arten zu lassen, sie holen sich immer wie-

n Juden so wenig als einen andern, mein

el! Teufel! Teufel! Nun, da sieht man, daß
ihre Grenzen hat. Wie! man ist drama-
hriftsteller, man ist im Stande, Zufälle

zu schaffen und sich daraus herauszuhelfen, Situationen zu verwickeln und zu entwickeln; man hat die Prätension, Comödien zu machen wie Beaumarchais, Tragödien wie Corneille, Dramen wie Shakespeare, und verwickelt sich die Füße in der Wolle seiner Schafe, wie der Rabe, der den Adler nachahmen will. Wie! man ist arm, fünfundzwanzigtausend oder dreißigtausend Franken vielleicht schuldig, man hat die Mittel in den Händen oder im Kopfe oder im Herzen, sie eines Tages zu bezahlen, aber provisorisch weiß man nicht, an welchen Helden man sich wenden soll: und was thun?"

„Arbeiten," sagte im Fond des Atelier eine sanfte und sonore Stimme.

Aus diesen einzigen Worten wird man ahnen, wer der gute Geist war, der auf solche Weise einem unentschiedenen Freunde und verlegenen dramatischen Schriftsteller zu Hülfe kam.

Es war Salvator.

Die beiden Freunde drehten den Kopf zu gleicher Zeit, Jean Robert mit einem Gefühle der Freude, Petrus mit einem Gefühle der Dankbarkeit. Beide boten dem Neuankommenden die Hand.

„Guten Abend, meine Meister," sagte er; „es scheint, daß wir bei der großen menschlichen Frage angekommen waren: „„Ist es erlaubt zu leben, ohne zu arbeiten?""

„Ganz richtig," sagte Petrus, „und einem erpichten Arbeiter, Jean Robert, der mit sechsundzwanzig Jahren mehr gethan, als Akademiker mit vierzig, antwortete ich: „„Nein, hundert Mal nein, lieber Freund, nein!""

r

eau jan , (

ate, alle Vierteljahre. ic aue

cht und man wird

en."

bot mir ganz einfach seine Börse."

Sie sie nicht an, Petrus: wenn Sie

st von einem Freunde annehmen würden,

n Vorrang beansprucht."

rde ihn von Niemand annehmen, Freund,"

as.

bin ich überzeugt," antwortete Salvator;

auch der Grund, weßhalb ich kein Anerbie-

hte, ich wußte ja, daß Sie nichts annehmen

n."

Nun," sagte Jean Robert, indem er sich an

vator wandte, „Ihr Rath ist, daß wir verkaufen?"

„Ohne Zögern?" antwortete Salvator.

„Verkaufen wir denn," sagte Petrus entschlossen.

„Verkaufen wir!" sagte Jean Robert mit einem

ufzer.

„Verkaufen wir," sagte Salvator.

„Verkaufen wir!" sagte eine vierte Stimme, welche wie ein Echo im Hintergrunde des Ateliers erwachte.

„Ludovic!" sagten die drei Freunde.

„Wir sind also im Zuge zu verkaufen?" fragte der junge Doctor, indem er mit zwei offenen Händen und einem Lächeln auf seinen Lippen vortrat.

„Ja."

„Und was? . . . Darf man wissen?"

„Unser Herz, Skeptiker!" sagte Jean Robert.

„Nun, meinetwegen verkauft das Eure, wenn Ihr wollt," sagte Ludovic; „was das meine betrifft, so ziehe ich es aus dem Schaukästchen zurück: es hat seine Beschäftigung gefunden."

Und ohne sich weiter mit dem fraglichen Kaufe zu beschäftigen, begannen die vier Freunde ein Gespräch über Kunst, Literatur und Politik, während der Kessel vor dem Feuer sang und sie selbst eine Tasse Thee bereiteten.

Der Thee ist nur gut — zeichnet euch dieses für Liebhaber wichtige Axiom auf — der Thee ist nur gut, wenn man ihn selbst bereitet.

Jeder blieb bis Mitternacht.

Aber bei dem Schlage Mitternacht erhoben sie sich wie von einem electrischen Faden berührt.

„Mitternacht!" sagte Jean Robert, „ich muß nach Hause gehen."

„Mitternacht," sagte Ludovic, „ich muß nach Hause gehen."

„Mitternacht," sagte Salvator, „ich muß gehen."

„Und auch ich," sagte Petrus.

Salvator bot ihm die Hand.

„Nur wir zwei haben die Wahrheit gesprochen, mein lieber Petrus," sagte der Commissionär.

Jean Robert und Ludovic begannen zu lachen.

Alle vier stiegen heiter die Treppe hinab.

An der Thüre blieben sie stehen.

„Soll ich euch allen sagen," begann Salvator, „wo ihr hingeht?"

„Ja," antworteten die drei jungen Leute.

„Sie, Jean Robert, gehen nach der Rue Lafitte."

Jean Robert machte einen Schritt zurück.

bern," sagte er lachend.
wollen Sie, daß ich Ihnen sage,

"

," sagte Ludovic zurückprallend.
us?"

s Invalides. — Nun, Petrus,

hen haben," sagte Petrus, indem
nd drückte.
te Jean Robert, „wo gehen Sie
, lieber Freund, daß Sie nicht
iffe bei sich tragen können, ohne
tück von dem Ihrigen haben."
alvator mit einer ernsten Miene.

, Herrn Sarranti zu retten, den
hinrichtet."
seines Weges.
ngen Leute entfernten sich nach=

war er als sie. Dieser geheim=
der in der Stille ein so großes
, während jeder von ihnen nur
ie ganze Menschheit mit seiner

r liebte Fragola und Fragola

XLVIII.

Rue Lafitte.

Folgen wir jedem unserer Helden: vielleicht machen wir auf diesem Wege einige Schritte vorwärts in unserer Geschichte.

Nach der hierarchischen Ordnung wollen wir mit Jean Robert beginnen.

Es ist weit von der Rue de l'Ouest nach der Rue Lafitte; Jean Robert nahm deßhalb in der Rue de Vaugirard ein Cabriolet, das ihm begegnete, als es leer nach der Barrière du Maine zurückfuhr. Gegen den Schluß des Jahres 1827 endigte Paris bei La Nouvelle Athènes und La Nouvelle Athènes begann bei der Straße Saint-Lazare.

Beim ersten Drittel der Straße ließ Jean Robert den Kutscher halten.

Der Kutscher hatte ihn unnützer Weise nach der Nummer gefragt.

„Ich werde Sie anrufen," hatte Jean Robert geantwortet.

Es schlug auf der Kirche Notre-Dame de Lorette, die damals eben vollendet worden, ein Viertel nach Mitternacht.

Jean Robert bezahlte seinen Kutscher als zufriedenen gestellter Poet und befriedigter Liebhaber; dann schlich er in seinen Mantel gehüllt an den Mauern hin. Zu jener Zeit trugen die jungen Leute, wie jene Titelblattportraits von Byron, Chateaubriand und Herrn von Arlincourt noch Mäntel.

angekommen, blieb Jean Robert

war leer. Er zog neben der sicht-
nen beinahe unsichtbaren Knopf und

cierge zog nicht den Cordon, sondern
m zu öffnen.
lie," sagte Jean Robert halblaut, indem
ldstück in die Hand des aristokratischen
gleiten ließ, um ihn für die nächtliche
u entschädigen.
Concierge machte ein Zeichen des Verstand-
ehrte mit Jean Robert in sein Stübchen
d öffnete eine Thüre, die auf eine Diener-
ppe führte.
n Robert eilte hinauf.
r Concierge schloß die Thüre hinter ihm.
ann betrachtete er das Goldstück und sagte:
„Pest! Mademoiselle Nathalie scheint da einen
schen Handel gemacht zu haben: jetzt wundert's
nicht mehr, daß sie so elegant ist."

Jean Robert stieg die Treppe mit einer Eile
auf, welche zugleich von seiner Kenntniß der Lo-
alitäten, wie von seinem Wunsche zeugte, möglichst
aich in den dritten Stock zu kommen, welcher das
Ziel seiner nächtlichen Excursion war.

Dies war um so wahrscheinlicher, als eine halb
in der Dunkelheit verlorene Gestalt seine Ankunft
zu erwarten schien.

„Bist Du es, Nathalie?" sagte der junge Mann.

„Ja, mein Herr," antwortete eine Zofe, deren

tadelloſer Anzug vollkommen rechtfertigte, was der Concierge ſo eben geſagt.

„Deine Herrin?“

„Sie iſt unterrichtet.“

„Kann ſie mich empfangen?“

„Ich hoffe.“

„Melde mich, Nathalie, melde mich.“

„Will der Herr indeſſen in den Taubenſchlag eintreten?“ fragte die moderne Marton lächelnd.

„Wo Du willſt, Nathalie, wo Du willſt, mein Kind, vorausgeſetzt, daß, wo ich eintrete, ich nicht lange warten muß.“

„O was das betrifft, ſeien Sie ruhig, Sie können ſich rühmen, daß man Sie liebt.“

„Wahr, Nathalie, man liebt mich?“

„Nun Sie verdienen es auch.“

„Schmeichlerin!“

„Ein Mann, von dem man in den Journalen ſpricht.“

„Wohl wahr, aber ſpricht man nicht auch von Herrn von Marande in den Journalen?“

„Ja wohl, aber das iſt nicht daſſelbe.“

„Gut.“

„Er iſt kein Dichter.“

„Nein, dafür iſt er aber Banquier. Ach, Nathalie, wenige Frauen würden, wenn ſie zwiſchen einem Dichter und einem Banquier zu wählen hätten, den erſteren wählen . . .“

„Aber meine Herrin . . .“

„Deine Herrin, Nathalie, iſt keine Frau, das iſt ein Engel.“

„Und ich, was bin denn ich?“

den Taul nſchlag nannte.
izendes kleines Zimmer, ganz per-
ı, wie das Toilettencabinet, das
Sopha's, die Kiſſen, die Vorhänge,
ır perſiſch. Eine Nachtlampe, welche
ıer Ampel von rothem böhmiſchem
ıchtete dieſes kleine Zelt, das dem
es die Sylphen und Undinen für
ıſſchlagen, wenn ſie in ihren Staa-

wenn Frau von Marande Jean
angen konnte, brachte ſie hier eine
zu; ſie hatte das kleine Zimmer
Geſchmack zu dieſem Zwecke und
ingerichtet.
ſich unter dem Dache befand, nann-
t und die junge Frau den Tauben-

ne Zimmer verdiente ſeinen Titel,
s ſich im dritten Stockwerk befand,
man ſich dort zärtlich liebte.
Ausnahme von Frau von Marande,
halie und dem Tapezier, der es ein-
ı der Exiſtenz dieſes Schmetterlings-

ı Schlupfwinkel waren alle die tau-
ı, die den Reichthum wahrer Liebe

bilden, eingeſchloſſen: die abgeſchnittenen Haarlocken, die aus den Haaren gefallenen und am Herzen aufbewahrten Bänder, die welken Bouquets von Parmaveilchen, bis zu den Aderkieſeln herab, welche am Meeresſtrande geſammelt worden, wo die beiden Liebenden ſich zum erſten Male begegnet hatten und mit einander umhergeirrt waren; hier wurden — weit das Koſtbarſte von Allem — die Briefe aufbewahrt, mit Hülfe derer ſie ſeit dem erſten Tage, am dem ſie ſich ihre Liebe geſtanden, ihren Lebenslauf Welle um Welle, Raum um Raum, Blume um Blume an ihrem Blicke vorüberziehen laſſen konnten: jene Briefe, welche beinahe immer eine Kataſtrophe in der Liebe ſind und die man ſich nichtsdeſtoweniger ſchreiben muß, und die man nichtsdeſtoweniger nicht den Muth hat, zu verbrennen; und doch könnte man ſie verbrennen und die Aſche aufbewahren, aber die Aſche iſt das Bild des Todes, das Emblem des Nichts.

Es lag dort auf dem Kamin das kleine Portefeuille, in das beide daſſelbe Datum, den 7. März, eingezeichnet; es lagen dort, zu beiden Seiten des Kaminſpiegels, zwei kleine Blumenbilder, welche Frau von Marande gemalt, als ſie noch ein junges Mädchen geweſen; es war dort ferner als eine ſeltſame Reliquie, an die Jean Robert mit dem Aberglauben der Poeten den vollkommenſten Glauben hatte, über dem Kaminſpiegel der elfenbeinerne Roſenkranz aufgehängt, mit dem Lydia zum erſten Male zur Communion gegangen; es war dort alles vereinigt, was in einem Zimmer, das nicht blos zum Zuſammenſein und zum Glücke, ſondern auch zur Erwartung

timmt ist, das Warten erträglich
doppeln kann.
en wir kaum zu sagen, daß Jean
wartete.
er sich vollständig geweigert, von
s dem Hotel des Herrn von Ma-
, Gebrauch zu machen. Er hatte
ühl, das gewissen auserlesenen
Lydia diesen Widerwillen aus-

te ihm geantwortet:
sich deßhalb auf mich, und suchen
sein, als ich es bin; was ich
glauben Sie mir, kann ich Ihnen
mein Recht."
ert wollte sich die Erklärung die-
en lassen; aber Lydia hatte ihm
eschnitten.
sich auf mein Feingefühl," hatte
agen Sie mich nicht weiter, denn
t, daß ich Ihnen ein Geheimniß
nicht das meine."
ert, der am Ende verliebt wie ein
ie Augen geschlossen und sich an
kleinen Taubenschlag der Rue La-

ie süßesten Stunden seines Lebens

e gesagt, alles süß, selbst das

t, wie in allen anderen, war er
und Gemüthsverfassung voll Reiz

voll Zärtlichkeit, als er das herrliche Geschöpf
rtete, das er anbetete. Er küßte mit der Reih
des Herzens den elfenbeinernen Rosenkranz,
am Hals des Kindes Lydia geruht, als er das
uschen eines Pudermantels und den Schritt von
emanden hörte, der sich näherte.
Er erkannte dieses doppelte Geräusch, und ohne
eine Lippen von dem Rosenkranz zu heben, begnügte
er sich mit einer halben Wendung nach der Thüre.
Der auf dem Elfenbein begonnene Kuß schloß
auf der schauernden Stirn der jungen Frau.
lächelnd.
„Habe ich auf mich warten lassen?“ fragte sie
„So lange als ein Vogel auf sich warten ließe,“
sagte Jean Robert; „aber Sie wissen, liebe Lydia,
der Schmerz mißt sich nicht nach seiner Dauer, sow
dern nach seiner Intensität.“
„Und das Glück?“
„O das Glück läßt sich gar nicht messen.“
„Das ist der Grund, weßhalb es weniger lange
dauert, als der Schmerz? Kommen Sie, mein Herr
Poet, man hat Ihnen Complimente zu machen.“
„Nun, aber . . .“ fragte Jean Robert, der zu
Frau von Marande herabzusteigen denselben Wider
willen fühlte, den er anfangs in den Taubenschlag
hinaufzusteigen gezeigt, „warum nicht hier?“
„Weil ich wollte, daß der Tag für Sie endige,
wie er begonnen, zwischen Ihren beiden Liebhabereien,
den Blumen und dem Wohlgeruch.“
„O meine schöne Lydia!“ sagte der junge Mann
verliebten Blicken auf die junge Frau; „sind Sie

sollte ich,
wie Sie
als wo
„Si
diesen
man S
oder
Hank
ster,
Ha

u[illegible] und ....e Bl. ? Und weßhalb
[illegible]eiden Liebh[illegible] r zu finden,
[illegible] haben, ande [illegible] hin zu gehen,
?"
mir in allen Dingen gehorchen, und
be ich mich dahin entschieden, daß
peeren kröne. Kommen Sie, Dichter,
."
machte sanft seine Hand von der
n Zauberin los und trat ans Fen-
ang er leise emporhielt.
e er, „Herr von Marande ist ja zu

hause?" sagte Lydia gleichgültig.
gte Jean Robert.
die junge Frau.

rwarte Sie . . . Ah, Sie kommen
gel und es genügt nicht, Ihnen ein
."
schwöre Ihnen, daß Sie mich bis-
t."

ie nicht mehr verstehe."
wahr? Und weil Sie sich sagen:
t, diese kleine Frau von Marande

Sie nicht, Lydia; ich weiß, daß Sie
nbetungswürdige Frau, sondern auch
Herz, eine zarte Seele sind."
eln Sie . . . Herr Jean Robert.

Wollen Sie mir, ja oder nein, in mein Zimmer folgen? Es ist mein Recht, Sie dahin zu führen."

„Und Ihr Recht ist ein Geheimniß, das Ihnen nicht angehört?"

„Nein."

„Glücklicher Weise ist es, wie bei jedem Geheimniß, erlaubt, es zu vermuthen."

„Ueberzeugt, daß ich Ihnen in keiner Weise dabei helfe, ist mein Gewissen in Ruhe. Suchen Sie..."

„Ich glaube, daß ich gefunden habe, Lydia."

„Bah!" machte die junge Frau, indem sie ihre Augen öffnete, in denen noch mehr Zweifel als Erstaunen lag.

„Ja."

„Nun, wir wollen hören."

„Wenn ich das Richtige getroffen, werden Sie mir sagen, das ist's?"

„Nur weiter."

„Gut denn, ich kreuzte gestern mit Ihrem Gemahl in der Allee, die nach der Muette führt."

„Zu Pferd oder in einer Caleche?"

„Zu Pferde."

„Allein?"

„Muß ich Ihnen offen antworten?"

„O fahren Sie fort, Lieber, ich bin nicht eifersüchtig."

Und Frau von Marande sprach diese Versicherung mit so viel Freimüthigkeit aus, daß man leicht sehen konnte, es war die Wahrheit, die sie sprach.

„Nein, nein, er war nicht allein; er machte den Cavalier einer reizenden Amazone."

„Ah, wirklich?"

Ihnen el ı ?"
eb[redacted]r kein Ge e

ich dachte, weil Herr von Marande
pel daraus machte, nach dem Gehölz
n als seiner Frau zu gehen, glauben
es Recht zu haben."
nicht gesagt, daß ich ein Recht zu
e, sondern ich sagte Ihnen, daß ich

also nicht richtig vermuthet?"

ı Sie mich eine Frage an Sie richten,

ie darauf antworten?"
rauf an."
ebt es, daß Herr von Marande, der
ürdiges Geschöpf wie Sie zur Frau
Liebhaber aller Frauen zu sein . . ."

Mann seiner eigenen ist."
en das Geheimniß, das ich Ihnen
ann, mein lieber Poet."

hole es Ihnen, weil es nicht mein

n Geheimniß ist es denn?"
imniß des Herrn von Marande . . .

lobert, welcher keine weiteren Einwürfe

ließ sich von der schönen Ariadne durch die
des Labyrinthes des [illegible] Lafitte führen.
un," murmelte er ihr folgend, „es scheint
tens, daß in diesem Labyrinthe kein Minotaurus
i.".

XLIX.

Rue d'Ulm.

Das Zimmer der Frau von Marande befand sich,
wie man weiß, auf der ersten Etage des Corps de
Logis, welches den rechten Flügel des Hotels der
Rue Lafitte oder d'Artois bildete, je nachdem man
uns erlaubt, diese Straße mit ihrem gegenwärtigen
Namen zu benennen, oder ihr den früheren Namen
zu geben verlangt. Wir lassen dort Jean Robert
und Frau von Marande — aus einem Grunde, den
selbst der schwierigste unserer Leser nicht schlecht fin-
den wird — nachdem das Zimmer der Frau von
Marande sorgfältig und doppelt zwischen den beiden
Liebenden und uns geschlossen ist.

Was würden wir auch in dem Zimmer dieser
liebenswürdigen Frau von Marande, die wir von
ganzer Seele lieben, zu thun Gefahr laufen.

Wir kennen dieses Zimmer.

Folgen wir denn jenem frisch unter den Stra
der Sonne sich erschließenden Dichter, den wir
dovic nannten, nach dem minder aristokrati
Quartier, nach welchem er träumend dahin
dort.

der Rue [redacted]Ulm.

‚emand gefragt, wie er dahin gekom-
welche Straßen, würde Ludovic sehr
rden sein.

schlecht geschlossenen Läden des Par-
die Brocante, Babolin, Phares, Baby-
Genossen bewohnten, gewahrte Ludovic
Licht. Dieses Licht wurde abwechselnd
nkler, ein Beweis, daß man noch auf
man es von einem Zimmer ins andere

äherte sich und legte sein Auge an die
: einer, der damit vertraut ist. Aber
nster halb geöffnet war, konnte Ludovic
der Stellung der Personen und des
ie einnahmen, nichts sehen.

sich überzeugt, das war, daß Rose-
nicht in das Entresol hinaufgestiegen,
auf die Anwesenheit des Kindes deu-
: Nachtlampe mit ihrem sanften Lichte,
Zimmer brannte, noch der Rosenstock,
: enthielt, welche seinen Namen trug,
venn sie in ihr Zimmer kam, ans Fenster
vic ihr streng verboten hatte, Blumen
im Zimmer zu haben, wenn sie schlief.
vic lauschte, da er nicht sehen konnte.
d'Ulm, welche bei Tage schon still, wie
iner Provinzstadt, war um diese Zeit
eine Landstraße. Man konnte deßhalb,
ausgesetzt horchte, beinahe wörtlich das
Personen hören, welche das Parterre

„Was haſt Du denn, mein Liebling?“ fragte die Brocante.

Dieſe Frage war offenbar die Folge eines vor der Ankunft Ludovics begonnenen Geſprächs.

Aber Niemand antwortete.

„Nun, ich frage Dich, was Du haſt, mein Juwel,“ wiederholte die Zauberin mit unruhigerer Stimme.

Trotz dieſer verdoppelten Theilnahme dieſelbe Stille.

„O, o! der Liebling und das Juwel, an den Du Dich wendeſt, Mutter Brocante, iſt ein Gaſſenjunge und Grobian, daß er Dir nicht antwortet,“ ſagte Ludovic; „das iſt ohne Zweifel der Schuft von Babolin, der ſchmollt oder den Kranken ſpielt.“

Die Brocante fuhr mit ihren Fragen fort, aber immer ohne die geringſte Antwort zu bekommen, nur konnte man bemerken, daß auf einer unſichtbaren Tonleiter ihre Stimme von dem Tone der Sanftheit bis zum Tone der Drohung ſtieg.

„Wenn Du nicht antworteſt, Babylas,“ ſagte endlich die Zigeunerin, „ſo verſpreche ich Dir, mein Liebling, daß Du einen ſchlimmen Tanz bekommen ſollſt. Hörſt Du?“

Ohne Zweifel glaubte die Perſon oder vielmehr das Thier, an das ſich nach und nach die Fragen richteten, die wir erlauſcht, daß Gefahr für ſeine Haut vorhanden ſei, wenn es länger Stillſchweigen beobachte, denn es antwortete durch ein Knurren, das, ſich ins Unendliche verlängernd, zuletzt in ein ſchrecklich trauriges Geheul überging.

„Was haben wir denn, mein armer Babylas?“ rief die Brocante, indem ſie einen Ton ausſtieß,

ewisse philologische Aehnlichkeit mit dem
:es Lieblingshundes hatte.
s, der diese neue Frage ganz wohl ver-
haben schien, antwortete ohne Zweifel
ieues ausführlicheres Knurren, als das
die Brocante rief mit dem Tone des leb-
:staunens:
möglich, Babylas?"
ntwortete der Hund in seinem Idiom.
in!" rief die Brocante, „Babolin! kleiner

gibt's? was gibt's?" fragte Babolin, zur
seinem ersten Schlaf gerissen.
Karten, Schurke!"
o! Karten um diese Stunde, gut, gut,
t uns nur das noch!"
Karten, sage ich Dir."
Babolin antwortete nur durch eine Art
elches andeutete, daß der gute Alte der
he von Babylas nicht fremd war.
s mich nicht zweimal sagen, elendes Büb-
e die Alte.
wollt Ihr mit Euren Karten um diese
n?" sagte der Straßenjunge in dem Tone
terredners, der daran zu verzweifeln be-
m Gegner Vernunft beizubringen. „Eure
ist hübsch, geht! Wenn die Polizei wüßte,
e Karten zu so ungebührlicher Zeit, zwei
ns, schlagt . . ."
n Gott!" sagte die sanfte Stimme Rose-
„ist es wahr, daß es zwei Uhr Mor-

„Nein, Töchterchen, es ist kaum Mitternacht," sagte Babolin, „sieh nur selbst zu."

Wie um den Streit zu schlichten, schlug die Pendeluhr halb.

„Da hörst Du's ja, es schlägt ein Uhr!" rief Babolin.

„Das heißt halb ein Uhr," warf die Brocante ein, die nicht das letzte Wort haben wollte.

„O ja, halb ein Uhr. Wer sagt das? Dein verwünschter Kuckuck, der nur mit einem Flügel schlägt. Nun, guten Abend, Mama! seid recht freundlich und laßt den armen Babolin ruhig pioncer (schnarchen)."

Wir bitten den Leser wegen des Wortes pioncer um Entschuldigung; aber es war damals noch geläufig.

Die Brocante schien übrigens die Tragweite des Wortes ganz gut zu begreifen, denn sie rief:

„Warte, warte, ich will Dich pioncer, ich!"

Ohne Zweifel begriff Babolin seinerseits, auf welch' unhöfliche Art die Brocante ihn einschläfern oder vielmehr aufwecken wollte, denn er sprang von seinem Bette am Boden auf, und von der Erde auf die Strickpeitsche, nach welcher die Brocante die Hand ausstreckte.

„Ich will nicht die Strickpeitsche von Dir," sagte die Brocante, „sondern die Karten."

„Nun, da sind sie, Eure Karten," indem er sie der Brocante apportirte und die Strickpeitsche hinter seinem Rücken verbarg.

Dann fügte er commentarweise hinzu:

„Wenn das einem nicht den Schweiß austreibt, eine Frau in vorgerücktem Alter ihre Zeit mit sol-

zubringen zu sehen, statt ruhig sich
!"
glich, daß Du in dem Alter, dem
Riesenschritten näherst, so unwissend
Brocante mit einer Bewegung voll
ber Du siehst nichts, Du hörst nichts,
ichts."
ch aber sehe, daß es ein Uhr Morgens
ö höre, daß ganz Paris schnarcht, aus-
wir, und wenn ich Euch bemerke, daß
Augenblick gekommen, dem Beispiel von
is zu folgen."
bemerke Euch (je vous observe)," war
kein sehr reines Französisch: aber man er-
ch wohl, daß die Erziehung Babolins ziem-
nachlässigt war.
,a, scherze, scherze nur, Unglücklicher!" rief die
nte, indem sie ihm die Karten aus der Hand riß.
,Aber Tag des Himmels! Mutter, was wollt
denn, daß ich bemerken soll?" sagte Babolin,
em er ein ungemein energisches und langes Ge-
ll ausstieß.

„Du hast also Babylas nicht gehört?"

„O ja, Deinen Liebling, es fehlt nur noch das, daß man sich verbunden fühlen müßte, den Herrn zu hören."

„Du hast ihn also nicht gehört? wiederhole ich Dir."

„Nun wohl, ich habe ihn gehört."

„Was hat er gethan?"

„Er hat geseufzt."

„Und aus seiner Klage hast Du keinen Schluß gezogen?“

„Doch.“

„Nun gut! Welchen Schluß hast Du daraus gezogen? Wir wollen hören.“

„Würdet Ihr mich schlafen lassen, wenn ich's Euch sage.“

„Ja, Träger!“

„Nun gut, ich habe den Schluß daraus gezogen, daß er an einer Unverdaulichkeit leidet. Er hat diesen Abend wie vier gegessen und hat wohl das Recht, wie zwei zu seufzen.“

„Fort,“ sagte die Brocante wüthend, „lege Dich, elender Gassenjunge! Du wirst in der Haut eines Blödsinnigen sterben, das prophezeie ich Dir!“

„Nun, nun, Mama, beruhigt Euch; Ihr wißt, daß Eure Prophezeiungen keine Worte des Evangeliums sind und da Ihr mich aufgeweckt, so erklärt mir das Knurren von Babylas.“

„Ein Unglück schwebt über unseren Häuptern, Babolin.“

„Ein Unglück?“

„Ein großes Unglück: Babylas heult nicht ohne Ursache.“

„Ich begreife wohl, Brocante, daß Babylas, dem nichts fehlt, der hier wie der Hahn im Korbe ist, nicht zum Vergnügen und ohne Grund heult; aber worüber heult er. Höre, warum seufzest Du, Babylas?“

„Das werden wir sehen, wenn wir seine Karten agen. Komm hierher, Phares!“

Phares folgte dieser Aufforderung nicht.

)ie Brocante rief ihn zum zweiten Male; aber
rähe wich nicht von der Stelle.
Parbleu! um dieſe Stunde," ſagte Babolin,
as nicht zu verwundern: es ſchläft das arme
; ſie hat Recht und ich tadle ſie nicht darob."
Roſe," ſagte die Brocante.
Mutter," antwortete das Kind, ſeine Lectüre
weiten Male unterbrechend.
Laß Dein Buch, Kleine, und rufe Phares."
Phares! Phares!" ſang das junge Mädchen
einer ſanften Stimme, die zu Ludovics Herzen
er Geſang eines Vogels wiedertönte.
)ie Krähe ſprang alsbald aus ihrem Glocken-
, beſchrieb unter dem Plafond vier oder fünf
: und ſetzte ſich dann auf die Schulter des jun-
Mädchens, wie wir ſie ſchon früher in dem Ka-
thun ſahen, in welchen wir den Leſern das In-
der Wohnung der Brocante zeigten.
Aber was habt Ihr denn, Mutter?" fragte das
„Ihr ſcheint ganz bewegt!"
Ich habe ſehr traurige Ahnungen, meine kleine
" antwortete die Brocante; „ſieh, wie unruhig
las iſt, wie Phares beſtürzt iſt; wenn die Kar-
iach alle dem noch ſchlecht liegen, ſo muß man
Alles gefaßt ſein."
Ihr erſchreckt mich, Mutter!" ſagte Roſe-de-

Aber was will ſie denn, die alte Zauberin?"
elte Ludovic, „und wozu denn dem Herzen des
n Kindes Angſt einjagen? Zum Teufel! obgleich
von lebt, und gerade weil ſie davon lebt, weiß
ich wohl, daß ihre Karten Charlatanerie ſind.

„Und aus seiner Klage l
gen?“

„Doch.“

„Nun gut! Welchen Schluß hast Du daraus ge
en? Wir wollen hören.“

„Würdet Ihr mich schlafen lassen, wenn ich's
ich sage.“

„Ja, Träger!“

„Nun gut, ich habe den Schluß daraus gezogen,
aß er an einer Unverdaulichkeit leidet. Er hat
iesen Abend wie vier gegessen und hat wohl das
Recht, wie zwei zu seufzen.“

„Fort,“ sagte die Brocante wüthend, „lege Dich,
elender Gassenjunge! Du wirst in der Haut eines
Blödsinnigen sterben, das prophezeie ich Dir!“

„Nun, nun, Mama, beruhigt Euch. Ihr wißt,
daß Eure Prophezeiungen keine Worte des Evange-
liums sind und da Ihr mich aufgeweckt, so erklärt
mir das Knurren von Babylas.“

„Ein Unglück schwebt über unseren Häuptern,
Babolin.“

„Ein Unglück?“

„Ein großes Unglück: Babylas heult nicht ohne
Ursache.“

„Ich begreife wohl, Brocante, daß Babylas, dem
nichts fehlt, der hier wie der Hahn im Korbe ist,
nicht zum Vergnügen und ohne Grund heult; aber
worüber heult er. Höre, warum seufzest Du, Ba-
bylas?“

„Das werden wir sehen, wenn wir seine Karten
schlagen. Komm hierher, Phares!“

Phares folgte dieser Aufforderung nicht.

ocante rief ihn zum zweiten Male; aber
vich nich von der Stelle.
:u! um dieſe Stunde," ſagte Babolin,
ht zu verwundern: es ſchläft das arme
hat Recht und ich tadle ſie nicht darob."
ſagte die Brocante.
r," antwortete das Kind, ſeine Lectüre
ı Male unterbrechend.
)ein Buch, Kleine, und rufe Phares."
s! Phares!" ſang das junge Mädchen
anften Stimme, die zu Ludovics Herzen
ſang eines Vogels wiedertönte.
ihe ſprang alsbald aus ihrem Glocken-
chrieb unter dem Plafond vier oder fünf
ſetzte ſich dann auf die Schulter des jun-
:ns, wie wir ſie ſchon früher in dem Ka-
ahen, in welchen wir den Leſern das In-
ohnung der Brocante zeigten.
was habt Ihr denn, Mutter?" fragte das
· ſcheint ganz bewegt!"
ıbe ſehr traurige Ahnungen, meine kleine
ortete die Brocante; „ſieh, wie unruhig
, wie Phares beſtürzt iſt; wenn die Kar-
le dem noch ſchlecht liegen, ſo muß man
ıefaßt ſein."
rſchreckt mich, Mutter!" ſagte Roſe-de-

was will ſie denn, die alte Zauberin?"
udovic, „und wozu denn dem Herzen des
es Angſt einjagen? Zum Teufel! obgleich
:bt, und gerade weil ſie davon lebt, weiß
hl, daß ihre Karten Charlatanerie ſind.

Ich hätte gute Luſt, ſie, ihre Krähe und ihre Hunde zu ſtranguliren."

Die Karten waren ſchlecht.

„Wir müſſen auf Alles gefaßt ſein, Roſe!" ſagte die Hexe ſchmerzlich, die, was Ludovic auch davon ſagen mochte, ihr Zauberhandwerk ernſtlich nahm.

„Aber, gute Mutter," ſagte Roſe, „wenn die Vorſehung erlaubt, daß Du vor Deinem Unglück gewarnt werdeſt, ſo muß ſie Dir zugleich auch die Mittel geben, ihm auszuweichen."

„Du liebes Kind!" murmelte Ludovic.

„Nein," ſagte die Brocante, „nein, das iſt das Traurige; ich ſehe das Unglück nahen und weiß ihm nicht zu entkommen."

„Nun denn, die Schöne rückt vor!" ſagte Babolin.

„Ach! mein Gott! mein Gott!" murmelte die Brocante, die Augen zum Himmel erhebend.

„Gute Mutter! gute Mutter!" machte Roſe, „das iſt vielleicht nichts, wir dürfen uns nicht beunruhigen: was für ein Unglück kann uns denn begegnen? Wir haben nie Jemanden etwas Böſes gethan! wir waren nie ſo glücklich; Herr Salvator wacht über uns... ich liebe . . ."

Sie hielt inne; das naive Kind wollte ſagen: „Ich liebe Ludovic!" was ihr der Gipfel des Glücks zu ſein ſchien.

„Du liebſt was?" fragte die Brocante.

„O Du liebſt was?" machte Babolin.

Dann fuhr er mit leiſer Stimme fort: „Sprich doch, Roſette, die Brocante glaubt, Zucker, Honig und getrocknete Trauben ſei alles, was Du liebſt!

gut, die Brocante, herrlich, die Bro-

abolin begann nach einer bekannten Me-
igen:

)en von Herzen, wie Jedermann weiß,
Herrn Lu, Lu, Lu,
Herrn do, do, do,
Herrn Lu,
Herrn do,
Herrn Ludovic heiß ...

:ose-de-Noël warf dem schrecklichen Gassen-
en so süßen Blick zu, daß dieser plötzlich
o sagte:
wohl, nein, nein, Du liebst ihn nicht!
frieden, kleine Schwester meines Herzens?
, Brocante; es scheint mir nicht schwer,
Herr Jean Robert zu machen: Du siehst,
unwillkürlich welche. Ach! es ist entschie-
ache mich zum Dichter."
lles was Rose-de-Noël oder Babolin sagen
ar nicht im Stande, die Brocante aus
men zu reißen.
ängte deßhalb, mit düsterem Tone wieder

hinauf in Dein Bett, mein Kind! Und
das auch thun, Träger!" fügte sie an
vandt, der so heftig gähnte, daß die Kinn-
ade aus den Fugen gingen; „ich werde
sinnen und das Unglück zu beschwören
ge Dich zu Bette, mein Kind."
machte Ludovic aufathmend, „das ist das

: vernünftige Wort, das Du seit einer Stunde
chst, alte Hexe."

Rose-de-Noël stieg in ihr Entresol hinauf; Ba-
in machte sich's wieder in seinem Neste zurecht
d die Brocante schloß, ohne Zweifel um besser nach-
nken zu können, das Fenster.

L.

Paul und Virginie.

Ludovic ging dann über die Straße und stützte sich an das gegenüberliegende Haus; von dort beobachtete er die Fenster von Rose-de-Noël, welche sich durch ihre kleinen weißen Vorhänge erleuchteten.

Seit dem Augenblicke, da die Liebe zögernd in seinem Herzen Einzug gehalten, hatte Ludovic alle Tage und den ganzen Tag von Rose-de-Noël geträumt und einen Theil der Nacht unter den Fenstern des Kindes zugebracht, wie Petrus vor der Thüre seiner Regina auf und ab ging.

Es war eine schöne Sommernacht; die Atmosphäre war von jenem durchsichtigen leuchtenden Blau, das der Himmel von Neapel auf den Golf von Baiä ergießt. Statt des abwesenden Mondes streuten die Sterne ihre hellsten und sanftesten Lichter aus. Man glaubte sich in eine jener tropischen Landschaften versetzt, wo, wie Chateaubriand sagt, die Dunkelheit nicht Nacht, sondern nur die Abwesenheit des Tages ist.

Ludovic genoß, während er die Augen auf die Fenster Rose-de-Noëls heftete, und sein Herz von den süßesten Gefühlen bewegt war, in träumerisches

die unaussprechlichen Süßigkeiten

icht gesagt, daß er kommen würde;
vous zwischen ihm und dem lie-
et; da sie jedoch wußte, daß es
te, daß der junge Mann gegen
n Uhr Morgens nicht da sei, er-
ß sie, sobald sie in ihrem Zimmer
ffnen würde; was ihn überdies in
stärkte, ist, daß die Fenster, kaum
rch den Reflex der Lichter erhellt,
en. Rose-de-Noel hatte das ver-
ein kleines Cabinet gestellt.
ch leise das Fenster und während
auf die Fensterbank stellte, schweifte
oels durch die Straße.
elche noch voll Licht waren, konn-
lang Ludovic in dem Schatten,
Thüre des gegenüberstehenden
nicht erkennen.
tte Alles gesehen, und seine Stimme,
rnung herüber drang, machte, daß
e Tiefe seines Herzens erzitterte.
die Stimme gesagt.
wortete Rose.
rs, als Ludovic konnte Rose mit
me rufen, daß diese Stimme wie
cht erschien?
nun einen Sprung und mit die-
r über die Straße.
der Brocante war einer jener
man sie nur noch an den Ecken

der alten Häuser des Marais findet. Ludovic sprang mehr auf den Eckstein, als er stieg. Oben angekommen, konnte er, wenn er die Hand ausstreckte, die beiden Hände von Rose-de-Noël ergreifen und sie pressen. Er drückte sie lange, ohne etwas zu sagen, nichts anderes murmelnd, als die Worte:

„Rose, liebe Rose!"

Rose murmelte nicht mal den Namen des jungen Mannes; sie sah ihn an und ihre Brust, welche sanft wogte, athmete Leben und Glück.

Was hatten sie auch nöthig, unnütze Worte auszutauschen, diese beiden Kinder, von denen eines so klug wie das andere war, um das Rechte zu fühlen, und eines so unwissend, wie das andere, um den rechten Ausdruck zu finden? Ihr ganzes Herz war in dem zärtlichen Druck aufgegangen. Ihre Stimme hätte kein Wort zu diesem Concerte hinzugefügt, wo die Blicke Lieder sind.

Ludovic hielt Rose-de-Noëls Hände in den seinen, ohne daß Rose daran dachte, sie zurückzuziehen.

Er betrachtete sie mit jener süßen Extase, in die das Kind oder der Blinde, die zum ersten Male das Licht erblicken, getaucht sind.

Und das Stillschweigen brechend, sagte er:

„Ach! Rose! liebe Rose!"

„Freund!" antwortete Rose.

Und in welchem Tone sagte sie jenes einfache Wort Freund? mit welch liebenswürdiger Betonung? wir wüßten es nicht wiederzugeben. Aber dieses eine Wort machte Ludovic vor Entzücken zittern.

„O ja, Dein Freund, Rose!" sagte er; „der zärtlichste, der ergebenste, der ehrfurchtsvollste Freund

:eund, Dein Bruder, meine süße

e Worte aussprach, hörte er ein Ge=
)ritten; dieses Geräusch, obgleich man
)er zu machen suchte, scholl in der ein=
, wie auf dem sonoren Pflaster einer

)emand da!" sagte er.
:i sprang er von seinem Eckstein.
sch über die Straße eilend, suchte er sich
der Rue d'Ulm und der Rue des Postes
zu stellen.
rne gewahrte er zwei Schatten.
ıd dieser Zeit schloß Rose=de=Noël ihr Fen=
, blieb jedoch sicher hinter dem Vorhang

eiden Schatten näherten sich: es waren
ner, die ein Haus zu suchen schienen.
em der Brocante angekommen, blieben sie
rachteten das Parterre, dann den Entresol,
Eckstein, auf welchem vor einem Augen=
Ludovic gestanden.
wollen diese beiden Menschen?" fragte sich
ndem er über die Straße ging und sich an
hinsichtlich, um möglichst nahe zu kommen.
ıg leise vorwärts und hielt sich so gut ver=
ß die beiden Unbekannten ihn nicht gewahr=
den Einen hören konnte, welcher sagte:
ist es."
was will das bedeuten," dachte Ludovic,
seine Kapsel öffnete und das schärfste Se=

hatte, ließ sich von der schönen Ariadne durch die Gänge des Labyrinthes des [redacted] Lafitte führen.

„Nun," murmelte er ihr folgend, „es scheint wenigstens, daß in diesem Labyrinthe kein Minotaurus existirt."

XLIX.

Rue d'Ulm.

Das Zimmer der Frau von Marande befand sich, wie man weiß, auf der ersten Etage des Corps de Logis, welches den rechten Flügel des Hotels der Rue Lafitte oder d'Artois bildete, je nachdem man uns erlaubt, diese Straße mit ihrem gegenwärtigen Namen zu benennen, oder ihr den früheren Namen zu geben verlangt. Wir lassen dort Jean Robert und Frau von Marande — aus einem Grunde, den selbst der schwierigste unserer Leser nicht schlecht finden wird — nachdem das Zimmer der Frau von Marande sorgfältig und doppelt zwischen den beiden Liebenden und uns geschlossen ist.

Was würden wir auch in dem Zimmer dieser liebenswürdigen Frau von Marande, die wir von ganzer Seele lieben, zu thun Gefahr laufen.

Wir kennen dieses Zimmer.

Folgen wir denn jenem frisch unter den Strahlen der Sonne sich erschließenden Dichter, den wir Ludovic nannten, nach dem minder aristokratischen Quartier, nach welchem er träumend dahin schlendert.

Rue

gefragt, wie er dahin gekom-
Straßen, würde Ludovic sehr
in.
t geschlossenen Läden des Par-
ocante, Babolin, Phares, Baby-
n bewohnten, gewahrte Ludovic
Dieses Licht wurde abwechselnd
ein Beweis, daß man noch auf
s von einem Zimmer ins andere

sich und legte sein Auge an die
, der damit vertraut ist. Aber
alb geöffnet war, konnte Ludovic
tellung der Personen und des
ahmen, nichts sehen.
berzeugt, das war, daß Rose-
n das Entresol hinaufgestiegen,
ie Anwesenheit des Kindes deu-
lampe mit ihrem sanften Lichte,
er brannte, noch der Rosenstock,
lt, welche seinen Namen trug,
in ihr Zimmer kam, ans Fenster
streng verboten hatte, Blumen
mer zu haben, wenn sie schlief.
schte, da er nicht sehen konnte.
welche bei Tage schon still, wie
rovinzstadt, war um diese Zeit
ndstraße. Man konnte deßhalb,
tzt horchte, beinahe wörtlich das
n hören, welche das Parterre

„Was haſt Du denn mein Liebling?“ fragte die Brocante.

Dieſe Frage war offenbar die Folge eines vor der Ankunft Ludovics begonnenen Geſprächs.

Aber Niemand antwortete.

„Nun, ich frage Dich, was Du haſt, mein Juwel,“ wiederholte die Zauberin mit unruhigerer Stimme.

Trotz dieſer verdoppelten Theilnahme dieſelbe Stille.

„O, o! der Liebling und das Juwel, an den Du Dich wendeſt, Mutter Brocante, iſt ein Gaſſenjunge und Grobian, daß er Dir nicht antwortet,“ ſagte Ludovic; „das iſt ohne Zweifel der Schuft von Babolin, der ſchmollt oder den Kranken ſpielt.“

Die Brocante fuhr mit ihren Fragen fort, aber immer ohne die geringſte Antwort zu bekommen, nur konnte man bemerken, daß auf einer unſichtbaren Tonleiter ihre Stimme von dem Tone der Sanftheit bis zum Tone der Drohung ſtieg.

„Wenn Du nicht antworteſt, Babylas,“ ſagte endlich die Zigeunerin, „ſo verſpreche ich Dir, mein Liebling, daß Du einen ſchlimmen Tanz bekommen ſollſt. Hörſt Du?“

Ohne Zweifel glaubte die Perſon oder vielmehr das Thier, an das ſich nach und nach die Fragen richteten, die wir erlauſcht, daß Gefahr für ſeine Haut vorhanden ſei, wenn es länger Stillſchweigen beobachte, denn es antwortete durch ein Knurren, das, ſich ins Unendliche verlängernd, zuletzt in ein ſchrecklich trauriges Geheul überging.

„Was haben wir denn, mein armer Babylas?“ rief die Brocante, indem ſie einen Ton ausſtieß,

gewisse philologische Aehnlichkeit mit dem
ihres Lieblingshundes hatte.
las, der diese neue Frage ganz wohl ver-
zu haben schien, antwortete ohne Zweifel
i neues ausführlicheres Knurren, als das
n die Brocante rief mit dem Tone des leb-
Erstaunens:
es möglich, Babylas?"
" antwortete der Hund in seinem Idiom.
olin!" rief die Brocante, „Babolin! kleiner

s gibt's? was gibt's?" fragte Babolin, zur
us seinem ersten Schlaf gerissen.
ine Karten, Schurke!"
o! o! Karten um diese Stunde, gut, gut,
fehlt uns nur das noch!"
ine Karten, sage ich Dir."
Babolin antwortete nur durch eine Art
, welches andeutete, daß der gute Alte der
rache von Babylas nicht fremd war.
s es mich nicht zweimal sagen, elendes Büb-
agte die Alte.
is wollt Ihr mit Euren Karten um diese
thun?" sagte der Straßenjunge in dem Tone
Hunterredners, der daran zu verzweifeln be-
einem Gegner Vernunft beizubringen. „Eure
das ist hübsch, gebt! Wenn die Polizei wüßte,
die Karten zu so ungebührlicher Zeit, zwei
rgens, schlagt . . ."
mein Gott!" sagte die sanfte Stimme Rose-
, „ist es wahr, daß es zwei Uhr Mor-
?"

„Nein, Töchterchen, es ist kaum Mitternacht,“ sagte Babolin, „sieh nur selbst zu.“

Wie um den Streit zu schlichten, schlug die Pendeluhr halb.

„Da hörst Du's ja, es schlägt ein Uhr!“ rief Babolin.

„Das heißt halb ein Uhr,“ warf die Brocante ein, die nicht das letzte Wort haben wollte.

„O ja, halb ein Uhr. Wer sagt das? Dein verwünschter Kuckuck, der nur mit einem Flügel schlägt. Nun, guten Abend, Mama! seid recht freundlich und laßt den armen Babolin ruhig pioncer (schnarchen).“

Wir bitten den Leser wegen des Wortes pioncer um Entschuldigung; aber es war damals noch geläufig.

Die Brocante schien übrigens die Tragweite des Wortes ganz gut zu begreifen, denn sie rief:

„Warte, warte, ich will Dich pioncer, ich!“

Ohne Zweifel begriff Babolin seinerseits, auf welch' unhöfliche Art die Brocante ihn einschläfern oder vielmehr aufwecken wollte, denn er sprang von seinem Bette am Boden auf, und von der Erde auf die Strickpeitsche, nach welcher die Brocante die Hand ausstreckte.

„Ich will nicht die Strickpeitsche von Dir,“ sagte die Brocante, „sondern die Karten.“

„Nun, da sind sie, Eure Karten,“ indem er sie der Brocante apportirte und die Strickpeitsche hinter seinem Rücken verbarg.

Dann fügte er commentarweise hinzu:

„Wenn das einem nicht den Schweiß austreibt, eine Frau in vorgerücktem Alter ihre Zeit mit sol-

mheiten zubringen zu ſehen, ſtatt ruhig ſich
ı legen!"
es möglich, daß Du in dem Alter, dem
mit Rieſenſchritten näherſt, ſo unwiſſend
te die Brocante mit einer Bewegung voll
g; „aber Du ſiehſt nichts, Du hörſt nichts,
kſt nichts."
n ich aber ſehe, daß es ein Uhr Morgens
ich höre, daß ganz Paris ſchnarcht, aus-
wir, und wenn ich Euch bemerke, daß
Augenblick gekommen, dem Beiſpiel von
is zu folgen."
bemerke Euch (je vous observe)," war
ein ſehr reines Franzöſiſch: aber man er-
wohl, daß die Erziehung Babolins ziem-
chläſſigt war.
ſcherze, ſcherze nur, Unglücklicher!" rief die
indem ſie ihm die Karten aus der Hand riß.
Tag des Himmels! Mutter, was wollt
, daß ich bemerken ſoll?" ſagte Babolin,
ein ungemein energiſches und langes Ge-
eß.
aſt alſo Babylas nicht gehört?"
, Deinen Liebling, es fehlt nur noch das,
ſich verbunden fühlen müßte, den Herrn

haſt ihn alſo nicht gehört? wiederhole ich

wohl, ich habe ihn gehört."
hat er gethan?"
at geſeufzt."

„[illegible] einer Klage ziehst Du keinen Schluß [illegible]"

„[illegible]."

„[illegible] Geheul ziehst Du daraus ge[illegible]"

„[illegible], wenn ich's [illegible]"

„[illegible]"

„[illegible] den Schluß daraus gezogen, [illegible]. Er hat [illegible] und hat wohl das [illegible]"

„[illegible]" [illegible] zürnend, „lege Dich, [illegible]. [illegible] in der Haut eines [illegible], das prophezeie ich Dir!"

„[illegible] beruhigt Euch; Ihr wißt, daß Eure Beschwörungen keine Worte des Evangeliums sind und da Ihr mich aufgeweckt, so erklärt mir das Knurren von Babylas."

„Ein Unglück schwebt über unseren Häuptern, Babolin."

„Ein Unglück?"

„Ein großes Unglück: Babylas heult nicht ohne Ursache."

„Ich begreife wohl, Brocante, daß Babylas, dem nichts fehlt, der hier wie der Hahn im Korbe ist, nicht zum Vergnügen und ohne Grund heult; aber worüber heult er. Höre, warum seufzest Du, Babylas?"

„Das werden wir sehen, wenn wir seine Karten schlagen. Komm hierher, Phares!"

Phares folgte dieser Aufforderung nicht.

nte rief zum zweiten Male; aber
nicht von der Stelle.
um dieſe Stunde," ſagte Babolin,
ju verwundern: es ſchläft das arme
Recht und ich tadle ſie nicht darob."
gte die Brocante.
antwortete das Kind, ſeine Lectüre
lale unterbrechend.
Buch, Kleine, und rufe Phares."
Phares!" ſang das junge Mädchen
ten Stimme, die zu Ludovics Herzen
j eines Vogels wiedertönte.
ſprang alsbald aus ihrem Glocken=
:b unter dem Plafond vier oder fünf
e ſich dann auf die Schulter des jun=
wie wir ſie ſchon früher in dem Ka=
n, in welchen wir den Leſern das In=
ung der Brocante zeigten.
habt Ihr denn, Mutter?" fragte das
eint ganz bewegt!"
ſehr traurige Ahnungen, meine kleine
ete die Brocante; „ſieh, wie unruhig
ie Phares beſtürzt iſt; wenn die Kar=
:em noch ſchlecht liegen, ſo muß man
ßt ſein."
reckt mich, Mutter!" ſagte Roſe=de=

; will ſie denn, die alte Zauberin?"
oic, „und wozu denn dem Herzen des
lngſt einjagen? Zum Teufel! obgleich
und gerade weil ſie davon lebt, weiß
daß ihre Karten Charlatanerie ſind.

Ich hätte gute Luſt, ſie, ihre Krähe und ihre Hunde zu ſtranguliren."

Die Karten waren ſchlecht.

„Wir müſſen auf Alles gefaßt ſein, Roſe!" ſagte die Hexe ſchmerzlich, die, was Ludovic auch davon ſagen mochte, ihr Zauberhandwerk ernſtlich nahm.

„Aber, gute Mutter," ſagte Roſe, „wenn die Vorſehung erlaubt, daß Du vor Deinem Unglück gewarnt werdeſt, ſo muß ſie Dir zugleich auch die Mittel geben, ihm auszuweichen."

„Du liebes Kind!" murmelte Ludovic.

„Nein," ſagte die Brocante, „nein, das iſt das Traurige; ich ſehe das Unglück nahen und weiß ihm nicht zu entkommen."

„Nun denn, die Schöne rückt vor!" ſagte Babolin.

„Ach! mein Gott! mein Gott!" murmelte die Brocante, die Augen zum Himmel erhebend.

„Gute Mutter! gute Mutter!" machte Roſe, „das iſt vielleicht nichts, wir dürfen uns nicht beunruhigen: was für ein Unglück kann uns denn begegnen? Wir haben nie Jemanden etwas Böſes gethan! wir waren nie ſo glücklich; Herr Salvator wacht über uns... ich liebe . . ."

Sie hielt inne; das naive Kind wollte ſagen: „Ich liebe Ludovic!" was ihr der Gipfel des Glücks zu ſein ſchien.

„Du liebſt was?" fragte die Brocante.

„O Du liebſt was?" machte Babolin.

Dann fuhr er mit leiſer Stimme fort: „Sprich doch, Roſette, die Brocante glaubt, Zucker, Honig und getrocknete Trauben ſei alles, was Du liebſt!

gut, die Brocante, herrlich, die Bro-

abolin begann nach einer bekannten Me-
igen:

ben von Herzen, wie Jedermann weiß,
Herrn Lu, Lu, Lu,
Herrn do, do, do,
Herrn Lu,
Herrn do,
Herrn Ludovic heiß ...

loſe-de-Noël warf dem ſchrecklichen Gaſſen-
en ſo ſüßen Blick zu, daß dieſer plötzlich
d ſagte:
wohl, nein, nein, Du liebſt ihn nicht!
ſrieden, kleine Schweſter meines Herzens?
), Brocante; es ſcheint mir nicht ſchwer,
Herr Jean Robert zu machen: Du ſiehſt,
unwillkürlich welche. Ach! es iſt entſchie-
ache mich zum Dichter."
lles was Roſe-de-Noël oder Babolin ſagen
ar nicht im Stande, die Brocante aus
men zu reißen.
ängte deßhalb, mit düſterem Tone wieder

hinauf in Dein Bett, mein Kind! Und
das auch thun, Träger!" fügte ſie an
wandt, der ſo heftig gähnte, daß die Kinn-
abe aus den Fugen gingen; „ich werde
ſinnen und das Unglück zu beſchwören
ge Dich zu Bette, mein Kind."
machte Ludovic aufathmend, „das iſt das

ernünftige Wort, das Du seit einer Stunde
, alte Hexe."
ose-de-Noël stieg in ihr Entresol hinauf; Ba-
machte sich's wieder in seinem Neste zurecht
die Brocante schloß, ohne Zweifel um besser nach-
en zu können, das Fenster.

L.

Paul und Virginie.

Ludovic ging dann über die Straße und stützte
ich an das gegenüberliegende Haus; von dort beob-
achtete er die Fenster von Rose-de-Noël, welche sich
durch ihre kleinen weißen Vorhänge erleuchteten.

Seit dem Augenblicke, da die Liebe zögernd in
seinem Herzen Einzug gehalten, hatte Ludovic alle
Tage und den ganzen Tag von Rose-de-Noël ge-
träumt und einen Theil der Nacht unter den Fen-
stern des Kindes zugebracht, wie Petrus vor der
Thüre seiner Regina auf und ab ging.

Es war eine schöne Sommernacht; die Atmosphäre
war von jenem durchsichtigen leuchtenden Blau, das
der Himmel von Neapel auf den Golf von Baiä er-
gießt. Statt des abwesenden Mondes streuten die
Sterne ihre hellsten und sanftesten Lichter aus. Man
glaubte sich in eine jener tropischen Landschaften ver-
setzt, wo, wie Chateaubriand sagt, die Dunkelheit nicht
Nacht, sondern nur die Abwesenheit des Tages ist.

Ludovic genoß, während er die Augen auf die
Fenster Rose-de-Noëls heftete, und sein Herz von
den süßesten Gefühlen bewegt war, in träumerisches

:bet; da ſie jedoch wußte, daß es
me, daß der junge Mann gegen
:in Uhr Morgens nicht da ſei, er-
aß ſie, ſobald ſie in ihrem Zimmer
öffnen würde; was ihn überdies in
beſtärkte, iſt, daß die Fenſter, kaum
urch den Reflex der Lichter erhellt,
den. Roſe-de-Noel hatte das ver-
ein kleines Cabinet geſtellt.
ſich leiſe das Fenſter und während
auf die Fenſterbank ſtellte, ſchweifte
Noels durch die Straße.
welche noch voll Licht waren, konn-
t lang Ludovic in dem Schatten,
:r Thüre des gegenüberſtehenden
:, nicht erkennen.
atte Alles geſehen, und ſeine Stimme,
fernung herüber drang, machte, daß
ie Tiefe ſeines Herzens erzitterte.
die Stimme geſagt.
ıtwortete Roſe.
ers, als Ludovic konnte Roſe mit
mme rufen, daß dieſe Stimme wie
acht erſchien?
: nun einen Sprung und mit die-
er über die Straße.
ſe der Brocante war einer jener
e man ſie nur noch an den Ecken

der alten Häuser des Marais findet. Ludovic sprang mehr auf den Eckstein, als er stieg. Oben angekommen, konnte er, wenn er die Hand ausstreckte, die beiden Hände von Rose-de-Noel ergreifen und sie pressen. Er drückte sie lange, ohne etwas zu sagen, nichts anderes murmelnd, als die Worte:

„Rose, liebe Rose!"

Rose murmelte nicht mal den Namen des jungen Mannes; sie sah ihn an und ihre Brust, welche sanft wogte, athmete Leben und Glück.

Was hatten sie auch nöthig, unnütze Worte auszutauschen, diese beiden Kinder, von denen eines so klug wie das andere war, um das Rechte zu fühlen, und eines so unwissend, wie das andere, um den rechten Ausdruck zu finden? Ihr ganzes Herz war in dem zärtlichen Druck aufgegangen. Ihre Stimme hätte kein Wort zu diesem Concerte hinzugefügt, wo die Blicke Lieder sind.

Ludovic hielt Rose-de-Noels Hände in den seinen, ohne daß Rose daran dachte, sie zurückzuziehen.

Er betrachtete sie mit jener süßen Extase, in die das Kind oder der Blinde, die zum ersten Male das Licht erblicken, getaucht sind.

Und das Stillschweigen brechend, sagte er:

„Ach! Rose! liebe Rose!"

„Freund!" antwortete Rose.

Und in welchem Tone sagte sie jenes einfache Wort Freund? mit welch liebenswürdiger Betonung? wir wüßten es nicht wiederzugeben. Aber dieses eine Wort machte Ludovic vor Entzücken zittern.

„O ja, Dein Freund, Rose!" sagte er; „der zärtlichste, der ergebenste, der ehrfurchtsvollste Freund

.nd, Dein Bruder, meine süße

Worte aussprach, hörte er ein Ge-
ten; dieses Geräusch, obgleich man
zu machen suchte, scholl in der ein-
ie auf dem sonoren Pflaster einer

nd da!" sagte er.
ang er von seinem Eckstein.
ber die Straße eilend, suchte er sich
lue d'Ulm und der Rue des Postes
llen.
wahrte er zwei Schatten.
r Zeit schloß Rose-de-Noël ihr Fen-
jedoch sicher hinter dem Vorhang

Schatten näherten sich: es waren
ein Haus zu suchen schienen.
Brocante angekommen, blieben sie
1 das Parterre, dann den Entresol,
, auf welchem vor einem Augen-
c gestanden.
diese beiden Menschen?" fragte sich
über die Straße ging und sich an
ich, um möglichst nahe zu kommen.
vorwärts und hielt sich so gut ver-
iden Unbekannten ihn nicht gewahr-
inen hören konnte, welcher sagte:

ill das bedeuten," dachte Ludovic,
ıpfel öffnete und das schärfste Se-

cirmeſſer herausnahm, um im gefährlichen Fall eine Waffe zu haben.

Aber die beiden Männer hatten ohne Zweifel Alles geſehen, was ſie ſehen wollten, hatten Alles geſagt, was ſie zu ſagen hatten; denn ſich umwendend, ſchritten ſie quer über die Straße und entfernten ſich durch die Rue des Poſtes.

„O, o!“ murmelte Ludovic, „ſollte Roſe-de-Noel wirklich eine Gefahr bevorſtehen, wie die Brocante prophezeit?“

Roſe hatte ſich, wie geſagt, zurückgezogen und das Fenſter geſchloſſen; aber wie wir ebenfalls geſagt, war ſie hinter dem Vorhange ſtehen geblieben; durch eine Ecke der Scheibe ſah ſie die beiden Männer ſich durch die Rue des Poſtes entfernen.

Als die beiden Männer verſchwunden waren, öffnete ſie das Fenſter wieder und zeigte ſich aufs Neue.

Ludovic ſtellte ſich auf ſeinen Eckſtein und nahm die beiden Hände des jungen Mädchens wieder.

„Was war es denn, Freund?“ fragte ſie.

„Nichts, liebes Röschen,“ antwortete Ludovic. „Ohne Zweifel zwei Verſpätete, die nach Hauſe gingen.“

„Ich hatte Furcht,“ ſagte Roſe.

„Ich auch,“ murmelte Ludovic.

„Du auch,“ ſagte das junge Mädchen, „Du! Du hatteſt Furcht? Ich konnte wohl Furcht haben, denn die Brocante hatte mir Angſt eingejagt . . .“

Ludovic machte ein Zeichen mit dem Kopfe, welches beſagen wollte: „Wahrhaftig! Ich weiß es wohl.“

„Ich muß Dir ſagen, lieber Freund,“ fuhr Roſe

Zuge war — das Buch zu lesen,
:ben, Du weißt, Paul und Virginie.
)sch ist! so hübsch, daß ich nicht daran
Bette zu legen."
:e Rose!"
wahr; ich wußte jedoch, daß Du
. Nun, ich ging nicht herauf . . .
ur?"
. mein Kind, daß die Brocante Dich
"
)tig; aber sieh, ich habe keine Furcht

auch, daß Paul und Virginie Dich
èn, daß Du nicht daran gedacht, her=

e Dir, daß es mir war, als wenn
) als wenn dieser Traum mich in
3 Lebens zurückführte, die ich längst
doch, Ludovic, Du, der Du so viele
es wahr, daß man schon gelebt, ehe
:lt kommt?"
tind, Du entblätterst da mit Deinen
das große Geheimniß, das die Men=
ausend Jahren mit der Loupe be=

Du also nichts darüber?" antwortete
)er Miene.
ı! aber warum machst Du mir diese

will es Dir sagen: weil es mir bei
Beschreibung des Landes, welches
ie bewohnten, jener großen Wälder,

jener frischen Cascaden, jener leuchtenden Wasser, jenes azurblauen Himmels, weil mir bei dieser Lecture war, als hätte ich in meinem ersten Leben, in einem Lande, dessen ich mich erst erinnere, seit ich Paul und Virginie gelesen, einem Lande wie das ihre gewohnt, mit Bäumen voll großer Blätter, Früchten wie mein Kopf, mit ungeheuren Wäldern, mit einer goldenen Sonne, mit einem himmelblauen Meere. Sieh' zum Beispiel, das Meer, ich habe es niemals gesehen; und wenn ich nun die Augen schließe, so ist es mir, als läge ich in einem Hamak, wie der von Paul und eine Frau schwarz wie Domingo wiege mich, indem sie mir ein Lied singe. Ach, mein Gott! mein Gott! es scheint mir wenig zu fehlen, so erinnere ich mich der Worte des Liedes, das sie mir singt. Warte! warte! . . ."

Und Rose-de-Noël schloß die Augen und machte einen Versuch, im tiefsten Grunde ihres Gedächtnisses nachzuforschen.

Aber Ludovic drückte ihr lächelnd die Hand.

„Strenge Dich nicht an, kleine Schwester," sagte er, „es wäre unnütz, wie Du sagtest, es ist ein Traum; Kind, Du würdest Dich doch einer Sache nicht erinnern, die Du weder gesehen, noch gehört."

„Es ist möglich, daß es ein Traum ist," sagte Rose-de-Noël traurig; „aber jedenfalls habe ich im Traume ein sehr schönes Land gesehen."

Und sie versank in eine süße und tiefe Träumerei.

Ludovic ließ sie träumen; denn durch die Dunkelheit sah er ihr Lächeln über seinem Haupte strahlen.

Da diese Träumerei jedoch seiner Ansicht nach etwas zu lange dauerte, sagte er:

ıte hatte Dir also Angst eingejagt,

elte Rose, den Kopf von oben nach
hne jedoch ganz bei dem zu sein,
te.
ı den Gedanken des Kindes wie in

n das schöne Land der Tropen.
ıte ist ein thöricht Weib," versetzte
) selbst ausschelten will."
e Rose-de-Noël erstaunt.
) durch Salvator ausschelten lassen
der junge Mann etwas verlegen,
bei euch ein freies Wort sprechen,
nicht wahr?"
ß das Kind vollends ganz aus sei-

ein freies Wort, Freund," sagte
ganze und volle Herrschaft; alles
gehört ihm."

Sachen und Leute."
)ich doch hoffentlich weder unter die
er die Leute, Rose-de-Noël?" fragte

r, mein Freund," antwortete das

e Ludovic lächelnd, „Du gehörst
liebe, kleine Rose?"

em Titel?"
nicht denen, die man liebt?"

„Du liebſt Salvator?“

„Mehr als Alles in der Welt.“

„Du? . . .“ rief Ludovic mit einer Art von Erſtaunen, das ſich in einem Seufzer ausſprach.

Und wirklich das Wort lieben im Munde dieſes jungen Mädchens und auf einen Andern angewandt als ihn, verſetzte Ludovics Herz einen harten Stoß.

„Du liebſt alſo Salvator mehr als Alles in der Welt?“ drängte er, als er ſah, daß Roſe-de-Noël ihm nicht antwortete.

„Mehr als Alles in der Welt,“ antwortete das Kind.

„Roſe!“ ſagte Ludovic traurig.

„Nun, was haſt Du denn, mein Freund?“

„Du frägſt, was ich habe, Roſe?“ rief der junge Mann, der nahe daran war, ins Schluchzen auszubrechen.

„Gewiß.“

„Du begreifſt alſo nicht?“

„Nein, wahrhaftig nicht.“

„Sagteſt Du mir nicht, Roſe, daß Du Salvator mehr als Alles auf der Welt liebeſt?“

„Ja, das ſagte ich Dir und ich wiederhole es; wiefern kann Dir dies Kummer verurſachen?“

„Ihn mehr als Alles auf der Welt lieben, heißt das nicht, mich weniger als ihn lieben, Roſe?“

„Dich! weniger als ihn! . . . Dich! was ſagſt Du da, mein Ludovic? . . . Ich liebe ja Salvator wie einen Bruder, wie einen Vater . . . während ich Dich . . .“

)u mich, : se?..." fuhr der
or Freude fort.
ch Dich, mein Freund, liebe . . .

Sprich, Rose, wie liebst Du mich?"

ie Paul geliebt."
einen Freudenschrei aus.
Kind! Noch einmal! noch einmal!
nterschied zwischen der Liebe, die Du
) aller andern Liebe! Sage mir,
alvator thun würdest! Sage mir,
) thun würdest!"
) höre Ludovic: zum Beispiel, wenn
ürbe, o! ich wäre sehr traurig! ich
lich! ich würde mich niemals trösten!
Du stürbest, Du... wenn Du stür-
rholte das junge Mädchen leiden-
Du stürbest, würde auch ich sterben!"
liebe Rose!" rief Ludovic.
f die Zehenspitze stellend und die
n Mädchens an sich ziehend, gelang
ppen auf das gleiche Niveau mit
1 bringen und sie voll Inbrunst zu

Augenblicke an war zwischen den
uten ein Austausch nicht von Wor-
nen, sondern von den reinsten Ge-
ßesten Gemüthsbewegungen. Ihre
einen Schlag und ihr Athem ver-
iem Athem.

Wer in diesem Momente vorübergekommen wäre, und sie so mitten in dieser heitern Nacht umschlungen gesehen, hätte so zu sagen ein Stück ihrer Liebe, eine Blume aus diesem Strauße, eine Note aus diesem Concert mit sich fortgetragen.

Es war wirklich nichts anbetungswürdiger, als diese Mischung zweier reinen Seelen, zweier unentweihten Herzen, die von der Liebe nichts, als ihr geheimnißvolles Entzücken, ihre poetischen Extasen verlangen: es war das süßeste, was die Feder und der Pinsel seit der liebenden Eva im Blumenparadiese bis zur Mignon von Göthe herab geschaffen, dieser andern Eva, welche am äußersten Ende der Civilisation nicht mehr im Eden des Berges Ararat, sondern in den Gärten Böhmens geboren ist. Wie viel Uhr war es? Sie wären in große Verlegenheit gekommen, wenn sie es hätten sagen müssen, die armen Kinder.

Val de Grace, Saint Jacques du Hautpas und Saint Etienne mochten die Viertelstunden, die halben Stunden, die Stunden mit der ganzen Kraft ihres Hammers schlagen, sie hörten es nicht und der Blitz hätte in die Straße einschlagen können, sie hätten ihm sicher nicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als dem unbekannten Ziel der vom Himmel fallenden Sterne.

Und doch machte ein weit schwächeres Geräusch, als die Stimmen der Uhren Ludovic plötzlich erzittern.

Rose-de-Noël hatte gehustet.

Ein kalter Schweiß trat dem jungen Manne auf die Stirne.

juſten, er erkannte ihn:
ſo viel Mühe bekämpft
z! Verzeihung, Roſe,

z, wofür. Was habe ich Dir zu ver-
eund?" ſagte ſie.
ılt, mein geliebtes Kind."
ſagte das erſtaunte und zu gleicher
Aufmerkſamkeit Ludovics entzückte

Kind hörte — mit Ausnahme von
ıie mit ſolcher Beſorgtheit von ſich

Du hatteſt kalt, Du haſt gehuſtet;
mußt Dich in Dein Zimmer zurück-

:n!" ſagte ſie.
ıch dieſes Wort mit einem Tone aus,
ıen wollen: „Aber ich glaubte, wir
er bleiben!"
wortete deßhalb auch auf den Ge-
ıf das Wort.
ıe liebe Roſe," ſagte er, „nein, un-
ußt Dich zurückziehen; es iſt nicht
r Dir dies ſagt, ſondern der Arzt,
t."
denn, böſer Arzt!" ſagte ſie traurig.
ſie mit ihrem ſüßeſten Lächeln hinzu:
rſehen, mein liebſter Freund!"
ſie dies ſagte, beugte ſie ſich ſo tief
b, daß die Locken ihrer Haare die
ıen Mannes berührten.

„O! Rose! . . . Rose!“ murmelte er liebevoll.

Dann sich auf die Zehenspitzen stellend, erhob er seinen Kopf, verlängerte seinen ganzen Körper, so daß seine Lippen sich auf der gleichen Höhe mit der weißen Stirne des jungen Mädchens befanden.

„Ich liebe Dich, Rose!“ sagte er leise, indem er diese reine Stirne küßte.

„Ich liebe Dich!“ wiederholte das junge Mädchen, indem sie den Kuß ihres Geliebten empfing.

Dann verschwand sie und kehrte so rasch in ihren Käfig zurück, daß man hätte glauben können, sie sei fortgeflogen.

Ludovic sprang auf die Erde, aber er hatte nicht Zeit gehabt, drei Schritte rückwärts zu machen — denn er wollte beim Weggehen nicht einen Moment den Anblick des Fensters verlieren — als dieses Fenster sich wieder öffnete.

„Ludovic!“ sagte die sanfte Stimme Rose-de-Noëls.

Der junge Mann sprang vorwärts und war wieder auf dem Eckstein, ohne zu wissen, wie er heraufgekommen.

„Rose,“ sagte er, „bist Du unwohl?“

„Nein,“ antwortete das junge Mädchen, den Kopf schüttelnd, „aber ich erinnere mich.“

„Wie! Du erinnerst Dich! und wessen?“

„Daß ich gelebt habe, ehe ich lebte,“ sagte sie.

„Mein Gott!“ sagte Ludovic, „bist Du toll?“

„Nein; Du weißt, in dem schönen Lande, das ich eben wiedersah, als ich Kind war und wie Virginie in einem Hamak lag, und daß meine Wärterin eine gute Negerin, mit Namen . . . warte . . .

ten wunderlichen
! . . . und daß
während sie me

ng auf eine Wiegenmelodie, die ersten
, als ob sie sich nur schwer und eines
nderen ihrem Gedächtnisse vergegen-

)do! dodo! piti monde a maman!
man chanter, maman cuit vous nanan!"

c betrachtete Rose-de-Noel mit tiefem Er-

rte, warte," fuhr diese fort:

„Vaisseau qui là, si vou te sage,
Porté poissons, porté bagage . . ."

Rose! Rose!" rief Ludovic, „weißt Du wohl, Du mich erschreckst?"
„Warte, warte," sagte Rose, „das Kind antete:

Mauvais, bon Dié! pas vée droumi,
Moi vlé danger . . .

Die Mutter:

Ça vou di là, Zami!
Paix bouche à vou, n'a pas fait moi la peine!
Fermé grands yeux, tendé coulé fontaine . .

„Rose! Rose!"

arte doch, es iſt noch nicht aus; das Kind ort:

Mauvais, bon Dié! pas vlé droumi,
Moi vlé danser . . .

Die Mutter:

Ça vous di la, Zami!
Fourré dans fleurs pitis bras, piti tête;
Moi voir là-bas cherché vous méchant bête!
Ce chien la mer qui rodé dans bois nous,
Si vous pas bon, li caler nanan vous.
Ti monde à moi! n'a pas fait moi la peine,
Fermé grands yeux, tendé coulé fontaine.

Das Kind:

Maman bon Dié! moi vlé droumi,
Pas vlé danger . . .

Die Mutter:

Oui nanan pour Zami,
Li va grandi! Li va droumi, droumi!.."

Roſa hielt inne.
Ludovic keuchte.
„Das iſt Alles!" ſagte das Kind.
Und ſie huſtete noch einmal.
„Gehe jetzt zurück, gehe zurück," ſagte Ludovi
: werden ſpäter wieder davon ſprechen . . . J
Du erinnerſt Dich an mich, liebe Roſe; ja, v

t, wir haben schon einmal gelebt,
der Welt erblickten."
sprang von dem Eckstein herab.
ch!" rief ihm Rose zu, indem sie

)," gab ihr Ludovic so laut zurück,
zenden Worte noch durch das halb
r dringen konnten. „O!" sagte er
e seltsam! Das ist wohl ein creo-
sie mir da gesungen. Woher kam
:ind, als die Brocante es auflas?
ch werde ich Salvator darüber be-

ich Alles täuschen, wenn Salvator
e-de-Noël wüßte, als er davon sagt."
zenblick schlug es drei Uhr und ein
Lichtstreifen, der sich im Osten
, daß der Tag nicht mehr zu er-
erde.
(, liebes Kind meines Herzens,"
Bis morgen!"
ı Rose-de-Noel diese Worte gehört
Herzen ein Echo fänden, öffnete
ieder und das Kind rief Ludovic zu:
"

LI.

Boulevard des Invalides.

elche zur gleichen Stunde auf dem
alides, Hotel de la Mothe Houdan,

vor sich ging, obgleich im Grunde mit den beiden Scenen, welche wir so eben erzählt, durchaus ähnlich, war doch in der Form verschieden.

Bei Rose-de-Noël war die Liebe noch in der Knospe.

Bei Regina öffnete sie den Kelch.

Bei Frau von Marande war sie in voller Blüthe.

Welches ist der köstlichste Moment der Liebe? Mein ganzes Leben habe ich dieses Räthsel gesucht, ohne es finden zu können. Ist es die Stunde, wo sie entsteht? ist es die Stunde, wo sie wächst? ist es die Stunde, wo sie, nahe am Stillestehen, als duftende und süße Frucht in das goldene Kleid der Reife fällt?

Welches ist der Augenblick, wo die Sonne ihre schönsten Strahlen hat? Ist es im Morgenrothe? Ist es im Mittagsglanze? Ist es um die Stunde, wo sie, zum Untergang sich neigend, den Rand ihrer purpurnen Scheibe in die lauen Wogen des Meeres taucht?

O! ein Anderer möge das sagen, ein Anderer möge es aussprechen, ein Anderer möge entscheiden, wir würden zu sehr fürchten, uns über eine so wichtige Frage zu täuschen.

Dies ist denn auch der Grund, weßhalb wir nicht zu sagen wissen, wer von Jean Robert, Ludovic oder Petrus der Glücklichste und wer die süßesten Freuden der Liebe bot, Frau von Marande, Rose-de-Noël oder Regina.

Damit man jedes beneide und vergleiche, wollen wir sagen, welche Worte, welche Blicke, welches Lächeln der Trunkenheit die beiden Liebenden, oder

en Verliebten . . . finden wir ein
:r, finden wir ein Wort, schöne Le-
ien Gedanken zu malen: die beiden
in, die beiden Liebenden? — welche
Blicke, welches Lächeln der Trunken-
Liebenden in dieser hellen und glän-
austauschten.

oar gegen halb ein Uhr vor dem Gitter
ingekommen.

er ein Langes und Breites sieben bis
auf dem Boulevard des Invalides ge-
, zu sehen, ob ihn Niemand beobachte,
sich an der Ecke, welche die rechtwinklige
nd bildete, in welche das Gitter eingefügt

and dort ungefähr seit zehn Minuten, die
mit einem gewissen düstern Ausdruck auf die
jenen Sommerläden geheftet, durch die er kein
gewahrte; er begann zu zittern, daß Regina
zum Rendezvous kommen könne, als er ein
es hm! hm! ganz leise aussprechen hörte, was
die Anwesenheit einer zweiten Person auf der
ern Seite der Mauer deutete.

Petrus antwortete mit einem ähnlichen hm! hm!
Und wie wenn diese beiden einsilbigen Worte
ieselbe Zauberkraft gehabt, wie das Wort Sesam,
ffnete sich die kleine, zehn Schritte von dem Gitter
ntfernte Thür auf geheimnißvolle Weise, ohne daß
man selbst die Hand bemerkte, die sie aufzog.

Während dieser Zeit hatte sich Petrus an der
Mauer von dem Gitter nach der Thüre hingeschlichen.

„Sind Sie es, meine gute Nanon?“ fragte

Petrus leiſe, als er mit ſeinen verliebten Augen durch die Dunkelheit der finſtern Lindenallee, welche bis zur Thüre führte, jene alte Frau bemerkte, die jeder andere, als er, für ein Phantom gehalten haben würde.

„Ich bin es," antwortete Nanon im gleichen Tone; denn es war wirklich die gute alte Amme Regina's.

O, die Ammen! von der Amme der Phädra bis herab zu der Giulietta's, von der Amme Giulietta's bis zu der Regina's!

„Und die Prinzeſſin?" fragte Petrus.

„Sie iſt hier."

„Sie erwartet uns?"

„Ja."

„Aber es iſt weder Licht an dem Fenſter ihres Zimmers, noch ihres Gewächshauſes."

„Sie iſt am Rondel des Gartens."

Nein, ſie war nicht mehr dort, ſie war am Ende der Allee, wo ſie wie eine weiße Viſion erſchien.

Petrus flog ihr entgegen.

Zwei Worte vermiſchten ſich zwiſchen vier Lippen.

„Liebe Regina!"

„Lieber Petrus!"

„Sie hatten mich alſo gehört?"

„Ich hatte Sie vermuthet."

„Regina!"

„Petrus!"

Man hätte es für das Echo des erſten Kuſſes halten können, der ſich wiederholte.

Dann zog Regina Petrus lebhaft fort.

„Nach dem Rondel," ſagte ſie.

len, mei e Liebe."
n jungen Leute, ſchnellfüßig, wie
talante, ſchweigſam wie die Sylphen
e, ohne ſie zu krümmen, über die
Blumenthals hinſchweben, kamen
icke nach dem Theile des Gartens,
Rondel nannte.
in welchem Petrus und Regina
war das ſüßeſte Liebesneſt, das
onnte: ſcheinbar von allen Seiten
umſchloſſen, wie das Rondel eines
inthes, begriff man nicht, wo ein
e, und war man drinnen, wie man
nen ſollte; die Bäume, die ſchon
e ſehr nahe bei einander ſtanden,
Wipfeln ſo unentwirrbar mit ihren
gen, daß man es für die Maſchen
von grüner Seide halten konnte,
iebenden, die ſich darunter befan-
zweier in einem ungeheuren Netze
tterlinge gab.
ren die Blätter nicht ſo eng ver-
Strahlen der Sterne nicht hätten
nnen; aber mit welcher Schüchtern-
ich durch dieſe Blätter zu ſtehlen,
cher Vorſicht ſchienen ſie die Sma-
denen Sand zu ſtreuen.
ndel war es noch dunkler, als an-

tlich gekleidet, ganz weiß, wie eine

Soirée im Hotel, aber Regina hatte

Zeit gefunden, ihre Salontoilette mit einem großen Pudermantel von gesticktem Battist mit weiten Aermeln zu vertauschen, der ihre prachtvollen Arme sehen ließ; nur um Petrus nicht warten zu lassen, hatte sie ihre Juwelen anbehalten.

Ihr Hals war mit einer Schnur feiner Perlen umgeben, die wie eben so viele Tropfen hart gewordener Milch erschienen; zwei Diamanten, jeder von der Größe einer Erbse, glänzten in ihren Ohren; ein Strom von Brillanten war in ihre Haare ergossen und Bracelets von Smaragd, Rubin, Saphir, in allen Formen, Ketten, Blumen und Schlangen umwanden ihre Arme.

Sie war entzückend schön! Von glänzender und feiner Weiße wie der Mond und rings, wie dieser, von Sternen umgeben!

Als Petrus anhalten, aufathmen, stehen konnte, war er ganz geblendet. Niemand weniger, als dieser junge Mann, der Maler, Dichter und Liebender zugleich war, konnte sich Rechenschaft von dem Feengemälde geben, das er vor Augen hatte; dies leuchtende und schauernde Gebölz, dieser moosige, von Veilchen und Leuchtwürmern durchzogene Boden, von welchen die Einen ihren Duft, die Anderen ihr Licht ausstrahlten! auf einem nahen Zweige eine Nachtigall, welche ihr nächtliches Lied sang und ihren Rosenkranz melodischer Töne abperlte, und sie, Regina! sie! auf seinen Arm gestützt! berauschend und berauscht! Der Mittelpunkt dieses reizenden Gemäldes! Eine Statue von rosa Alabaster! . . .'

Man wird zugeben, daß dies mehr war, als es brauchte, um einen Gleichgültigen verliebt und einen

t zu machen; es war ein voller,
achtstraum, — ein Traum der
ückes.
ich all diesen Berauschungen hin.
ecklich für den armen Petrus! mit-
Berauschungen war auch die des

Regina ohne Perlen, ohne Diaman-
, ohne Smaragde, ohne Saphir im-
ewesen, denn sie wäre Frau geblie-
s bei ihrem Namen Regina genug
sein, mußte sie nicht auch ein wenig

es das, was sich Petrus zugleich
ummer seufzend sagte: er erinnerte
isses, das er seiner Geliebten zu

n Mund, um ihr Alles zu sagen;
, als ob noch viele andere Worte,
ütbigenden Geständnisses auf seinen
, auf der Schwelle seines Herzens

ter!" murmelte er leise.
ina sich auf eine Moosbank setzte,
ren Füßen, ihre Hände küssend und
velen, welche ihre Arme bedeckten,
: suchend, auf den er seine Lippen

ohl, daß alle diese Bracelets Petrus

n Sie mich, mein Freund," sagte
mmen wie ich war. Ich wollte Sie

nicht warten lassen; und dann hatte ich Eile, Sie zu sehen. Helfen Sie mir, mich dieser Juwelen entledigen."

Dann drückte sie ein Schloß nach dem andern an ihren Bracelets auf und ließ alle diese in Gold gefaßten Rubinen, Smaragde und Saphire wie einen Funkenregen um sich her fallen.

Petrus wollte sie aufheben.

„O, lassen Sie das, lassen Sie das!" sagte sie mit jener aristokratischen Sorglosigkeit des Reichthums, „das ist Nanons Sache. Sieh, mein vielgeliebter Petrus, da sind meine Arme und meine Hände: sie gehören jetzt ganz Dir; keine Ketten mehr, nicht mal goldene; keine Fesseln mehr, nicht mal diamantene!"

Was sollte man darauf sagen? Niederknien und anbeten.

Petrus überließ sich, wie der Indier, der süßen Träumerei, der stummen Betrachtung der Schönheit, einer Trunkenheit, die der des Hadschidschs glich.

Nach einem stummen Augenblicke, während welches sein Blick in den von Regina versunken und seine Seele in der Seele des jungen Mädchens wieder aufzuleben schien, rief er in leidenschaftlicher Begeisterung:

„O meine geliebte Regina! Gott kann mich jetzt zu sich rufen, denn ich habe die Hände und die Lippen jener unbekannten Blume berührt, welche man das menschliche Glück nennt, und ich habe gelebt. Nie, selbst in den kühnsten Hoffnungen nicht, hatte in süßester Traum mir einen kleinen Theil der Freuden gegönnt, die Sie wie eine wohlthätige Göttin über mich ausstreuen. Ich liebe Sie, Regina,

eben Ausdruck, über Zeit und Leben hinaus,
ie Ewigkeit scheint mir kaum zu genügen, um
i zu wiederholen: Ich liebe Dich, Regina, ich
Dich!"
ie junge Frau ließ von selbst ihre Hand auf
Lippen fallen.
egina saß, wie gesagt, und Petrus lag zu ihren
i; aber die Hand Regina's küssend, erhob er
lb; den Arm um ihren Hals schlingend, erhob
ganz.
o kam es, daß er aufrecht stand und sie saß.
uf diese Weise beherrschte er sie mit der ganzen
seines Wuchses.
un trat ihm der Gedanke an seine Armuth
vor die Seele und er stieß einen Seufzer aus.
egina zitterte: sie verstand wohl, daß dies ein
er des Schmerzes und nicht der Liebe sei.
Was haben Sie denn, mein Freund?" fragte
t einem gewissen Schrecken.
Ich? Nichts!" sagte Petrus, den Kopf schüttelnd.
Gewiß," sagte Regina, „Sie sind traurig, Petrus;
n Sie, ich will es."
Ich hatte schweren Kummer, meine Freundin."
Sie?"
a."
Wann?"
n letzter Zeit."
und Sie haben mir nichts davon gesagt, Petrus?
was ist Ihnen denn geschehen? Sprechen
prechen Sie!"
d Regina erhob den Kopf, um Petrus besser
en.

Seine schönen Augen waren voll Liebe und glänz-
n wie die in ihrem Haare zerstreuten Diamanten.

Wenn nichts dagewesen, als die Augen Regina's,
o hätte Petrus vielleicht gesprochen.

Aber es waren auch Diamanten da.

Die Diamanten blendeten ihn.

O! war es nicht wirklich ein grausames Geständ-
niß, das darin bestand, dieser großen Dame, die
ebenso reich als schön, zu enthüllen, daß sie einen
armen Teufel von Maler zum Geliebten habe, dessen
Meubles man in vier bis fünf Tagen im Aufstreich
verkaufe?

Und dann dieser arme Teufel von Maler, war
er bei dem Geständniß seiner Armuth gegenüber der
reichen Frau nicht gezwungen, zu gleicher Zeit seiner
makellosen Freundin zu gestehen, daß er ein schlech-
ter Sohn habe sein müssen?

Diesmal noch fehlte ihm der Muth.

„Böse," sagte er, „ist es nicht ein tiefer Kum
mer, Paris verlassen und sechs Tage leben zu mü
sen, ohne Sie zu sehen?"

Regina zog ihn an sich, indem sie ihm die Stir
darbot.

Petrus preßte seine Lippen mit einem Zitt
der Freude darauf, das seine Gesichtszüge erhell

In diesem Augenblicke berührte das aufsteig
Licht des Mondes gerade die Stirne von Petru

Als sie ihn durch dieses doppelte Licht so
zend beleuchtet sah, konnte Regina einen Schr
Bewunderung nicht zurückhalten.

„Sie sagen mir bisweilen, Petrus, d
schön sei."

Mann unterbrach sie.
es Ihnen immer, Regina!" rief er;
mit meinen Lippen, so doch mit meinem

ıssen Sie mich Ihnen einmal sagen, daß
ıb!"
' sagte Petrus erstaunt.
Sie mich Ihnen sagen, daß Sie schön
ıß ich Sie liebe, mein edler van Dyk. Ich
im Louvre das Portrait des großen Ma-
ı Talent Ihnen Gott gegeben und dessen
Ihnen gebe. Als ich mich erinnerte, in
Liebesgeschichte van Dyks mit der Gräfin
les erzählen gehört zu haben, war ich im
hnen zu sagen . . . — sieh, wie sich das
ſst, mein Petrus, daß ich Dich in jenem
ıicht traf! — ich war im Begriffe, Dir
Ich gehöre Ihnen, wie sie ihm gehörte,
nd schön wie er, und ich liebe Dich gewiß
als sie ihn liebte!"
stieß einen Freudenschrei aus.
ieß er sich neben ihr nieder, umschlang
und zog sie sanft an sich.
bog sich wie ein Palmbaum unter dem
, und ihr Haupt auf Petrus' Brust sen-
sie lächelnd die rascheren Schläge des
eren jeder ihr sagte: „Regina, ich liebe

r wirklich eine reizende Gruppe, diese
gen Leute, so eng umschlungen, und der
Glückes hätte sie sollen in dieser Ekstase

vor sich ging, obgleich im Grunde mit den beiden Scenen, welche wir so eben erzählt, durchaus ähnlich, war doch in der Form verschieden.

Bei Rose-de-Noël war die Liebe noch in der Knospe.

Bei Regina öffnete sie den Kelch.

Bei Frau von Marande war sie in voller Blüthe.

Welches ist der köstlichste Moment der Liebe? Mein ganzes Leben habe ich dieses Räthsel gesucht, ohne es finden zu können. Ist es die Stunde, wo sie entsteht? ist es die Stunde, wo sie wächst? ist es die Stunde, wo sie, nahe am Stillestehen, als duftende und süße Frucht in das goldene Kleid der Reife fällt?

Welches ist der Augenblick, wo die Sonne ihre schönsten Strahlen hat? Ist es im Morgenrothe? Ist es im Mittagsglanze? Ist es um die Stunde, wo sie, zum Untergang sich neigend, den Rand ihrer purpurnen Scheibe in die lauen Wogen des Meeres taucht?

O! ein Anderer möge das sagen, ein Anderer möge es aussprechen, ein Anderer möge entscheiden, wir würden zu sehr fürchten, uns über eine so wichtige Frage zu täuschen.

Dies ist denn auch der Grund, weßhalb wir nicht zu sagen wissen, wer von Jean Robert, Ludovic oder Petrus der Glücklichste und wer die süßesten Freuden der Liebe bot, Frau von Marande, Rose-de-Noël oder Regina.

Damit man jedes beneide und vergleiche, wollen wir sagen, welche Worte, welche Blicke, welches Lächeln der Trunkenheit die beiden Liebenden, oder

Verliebten . . . finden wir ein
, finden wir ein Wort, schöne Le-
‹ Gedanken zu malen: die beiden
., die beiden Liebenden? — welche
Blicke, welches Lächeln der Trunken-
Liebenden in dieser hellen und glän-
austauschten.
ɔar gegen halb ein Uhr vor dem Gitter
ıngekommen.
er ein Langes und Breites sieben bis
. auf dem Boulevard des Invalides ge-
‹ zu sehen, ob ihn Niemand beobachte,
sich an der Ecke, welche die rechtwinklige
and bildete, in welche das Gitter eingefügt

stand dort ungefähr seit zehn Minuten, die
n mit einem gewissen düstern Ausdruck auf die
,lossenen Sommerläden geheftet, durch die er kein
,t gewahrte; er begann zu zittern, daß Regina
cht zum Rendezvous kommen könne, als er ein
ines hm! hm! ganz leise aussprechen hörte, was
ıf die Anwesenheit einer zweiten Person auf der
.ndern Seite der Mauer deutete.

Petrus antwortete mit einem ähnlichen hm! hm!

Und wie wenn diese beiden einsilbigen Worte dieselbe Zauberkraft gehabt, wie das Wort Sesam, öffnete sich die kleine, zehn Schritte von dem Gitter entfernte Thür auf geheimnißvolle Weise, ohne daß man selbst die Hand bemerkte, die sie aufzog.

Während dieser Zeit hatte sich Petrus an der Mauer von dem Gitter nach der Thüre hingeschlichen.

„Sind Sie es, meine gute Nanon?“ fragte

Petrus leiſe, als er mit ſeinen verliebten Augen durch die Dunkelheit der finſtern Lindenallee, welche bis zur Thüre führte, jene alte Frau bemerkte, die jeder andere, als er, für ein Phantom gehalten haben würde.

„Ich bin es," antwortete Nanon im gleichen Tone; denn es war wirklich die gute alte Amme Regina's.

O, die Ammen! von der Amme der Phädra bis herab zu der Giulietta's, von der Amme Giulietta's bis zu der Regina's!

„Und die Prinzeſſin?" fragte Petrus.

„Sie iſt hier."

„Sie erwartet uns?"

„Ja."

„Aber es iſt weder Licht an dem Fenſter ihres Zimmers, noch ihres Gewächshauſes."

„Sie iſt am Rondel des Gartens."

Nein, ſie war nicht mehr dort, ſie war am End der Allee, wo ſie wie eine weiße Viſion erſchien.

Petrus flog ihr entgegen.

Zwei Worte vermiſchten ſich zwiſchen vier Lippe

„Liebe Regina!"

„Lieber Petrus!"

„Sie hatten mich alſo gehört?"

„Ich hatte Sie vermuthet."

„Regina!"

„Petrus!"

Man hätte es für das Echo des erſten Ki halten können, der ſich wiederholte.

Dann zog Regina Petrus lebhaft fort.

„Nach dem Rondel," ſagte ſie.

ine Lieb."
n Leute schnellfüßig, wie
schweigsam wie die Sylphen
e sie zu krümmen, über die
enthals hinschweben, kamen
ch dem Theile des Gartens,
el nannte.
elchem Petrus und Regina
das süßeste Liebesnest, das
: scheinbar von allen Seiten
hlossen, wie das Rondel eines
s, begriff man nicht, wo ein
nd war man drinnen, wie man
sollte; die Bäume, die schon
ehr nahe bei einander standen,
seln so unentwirrbar mit ihren
n, daß man es für die Maschen
n grüner Seide halten konnte,
benden, die sich darunter befan-
weier in einem ungeheuren Netze
erlinge gab.
n die Blätter nicht so eng ver-
rahlen der Sterne nicht hätten
nen; aber mit welcher Schüchtern-
durch diese Blätter zu stehlen,
er Vorsicht schienen sie die Sma-
nen Sand zu streuen.
el war es noch dunkler, als an-

ich gekleidet, ganz weiß, wie eine

irée im Hotel, aber Regina hatte

Zeit gefunden, ihre Salontoilette mit einem großen Pudermantel von gesticktem Battist mit weiten Aermeln zu vertauschen, der ihre prachtvollen Arme sehen ließ; nur um Petrus nicht warten zu lassen, hatte sie ihre Juwelen anbehalten.

Ihr Hals war mit einer Schnur feiner Perlen umgeben, die wie eben so viele Tropfen hart gewordener Milch erschienen; zwei Diamanten, jeder von der Größe einer Erbse, glänzten in ihren Ohren; ein Strom von Brillanten war in ihre Haare ergossen und Bracelets von Smaragd, Rubin, Saphir, in allen Formen, Ketten, Blumen und Schlangen umwanden ihre Arme.

Sie war entzückend schön! Von glänzender und feiner Weiße wie der Mond und rings, wie dieser, von Sternen umgeben!

Als Petrus anhalten, aufathmen, stehen konnte, war er ganz geblendet. Niemand weniger, als dieser junge Mann, der Maler, Dichter und Liebender zugleich war, konnte sich Rechenschaft von dem Feengemälde geben, das er vor Augen hatte; dies leuchtende und schauernde Gehölz, dieser moosige, von Veilchen und Leuchtwürmern durchzogene Boden, von welchen die Einen ihren Duft, die Anderen ihr Licht ausstrahlten! auf einem nahen Zweige eine Nachtigall, welche ihr nächtliches Lied sang und ihren Rosenkranz melodischer Töne abperlte, und sie, Regina! sie! auf seinen Arm gestützt! berauschend und berauscht! Der Mittelpunkt dieses reizenden Gemäldes! Eine Statue von rosa Alabaster! . . .

Man wird zugeben, daß dies mehr war, als es brauchte, um einen Gleichgültigen verliebt und einen

machen; es war ein voller,
tstraum, — ein Traum der

.
ll dieſen Berauſchungen hin.
ch für den armen Petrus! mit-
rauſchungen war auch die des

gina ohne Perlen, ohne Diaman-
ohne Smaragde, ohne Saphir im-
eſen, denn ſie wäre Frau geblie-
bei ihrem Namen Regina genug
in, mußte ſie nicht auch ein wenig

es das, was ſich Petrus zugleich
mmer ſeufzend ſagte: er erinnerte
iſſes, das er ſeiner Geliebten zu

en Mund, um ihr Alles zu ſagen;
t, als ob noch viele andere Worte,
müthigenden Geſtändniſſes auf ſeinen
n, auf der Schwelle ſeines Herzens

päter!“ murmelte er leiſe.
Regina ſich auf eine Moosbank ſetzte,
t ihren Füßen, ihre Hände küſſend und
Juwelen, welche ihre Arme bedeckten,
latze ſuchend, auf den er ſeine Lippen

e.
ah wohl, daß alle dieſe Bracelets Petrus

ldigen Sie mich, mein Freund,“ ſagte
gekommen wie ich war. Ich wollte Sie

t warten lassen; und dann hatte ich Eile, Sie zu en. Helfen Sie mir, mich dieser Juwelen entigen."

Dann drückte sie ein Schloß nach dem andern a ihren Bracelets auf und ließ alle diese in Gold efaßten Rubinen, Smaragde und Saphire wie einen Funkenregen um sich her fallen.

Petrus wollte sie aufheben.

„O, lassen Sie das, lassen Sie das!" sagte sie mit jener aristokratischen Sorglosigkeit des Reichthums, „das ist Nanons Sache. Sieh, mein vielgeliebter Petrus, da sind meine Arme und meine Hände: sie gehören jetzt ganz Dir; keine Ketten mehr, nicht mal goldene; keine Fesseln mehr, nicht mal diamantene!"

Was sollte man darauf sagen? Niederknien und anbeten.

Petrus überließ sich, wie der Indier, der süßen Träumerei, der stummen Betrachtung der Schönheit, einer Trunkenheit, die der des Hadschidschs glich.

Nach einem stummen Augenblicke, während welches sein Blick in den von Regina versunken und seine Seele in der Seele des jungen Mädchens wieder aufzuleben schien, rief er in leidenschaftlicher Begeisterung:

„O meine geliebte Regina! Gott kann mich jetzt zu sich rufen, denn ich habe die Hände und die Lippen jener unbekannten Blume berührt, welche man das menschliche Glück nennt, und ich habe gelebt. Nie, selbst in den kühnsten Hoffnungen nicht, hatte mein süßester Traum mir einen kleinen Theil der Freuden gegönnt, die Sie wie eine wohlthätige Göttin über mich ausstreuen. Ich liebe Sie, Regina,

er Zeit und Leben hinaus,
mir kaum zu genügen, um
Ich liebe Dich, Regina, ich

von selbst ihre Hand auf

t, und Petrus lag zu ihren
Regina's küssend, erhob er
hren Hals schlingend, erhob

ufrecht stand und sie saß.
rschte er sie mit der ganzen

Gedanke an seine Armuth
er stieß einen Seufzer aus.
erstand wohl, daß dies ein
nd nicht der Liebe sei.
nn, mein Freund?" fragte
chrecken.
Petrus, den Kopf schüttelnd.
, „Sie sind traurig, Petrus;
"
Kummer, meine Freundin."

ichts davon gesagt, Petrus?
denn geschehen? Sprechen

n Kopf, um Petrus besser

Seine schönen Augen waren voll Liebe und glänzen wie die in ihrem Haare zerstreuten Diamanten.

Wenn nichts dagewesen, als die Augen Regina's, so hätte Petrus vielleicht gesprochen.

Aber es waren auch Diamanten da.

Die Diamanten blendeten ihn.

O! war es nicht wirklich ein grausames Geständniß, das darin bestand, dieser großen Dame, die ebenso reich als schön, zu enthüllen, daß sie einen armen Teufel von Maler zum Geliebten habe, dessen Meubles man in vier bis fünf Tagen im Aufstreich verkaufe?

Und dann dieser arme Teufel von Maler, war er bei dem Geständniß seiner Armuth gegenüber der reichen Frau nicht gezwungen, zu gleicher Zeit seiner makellosen Freundin zu gestehen, daß er ein schlechter Sohn habe sein müssen?

Diesmal noch fehlte ihm der Muth.

„Böse," sagte er, „ist es nicht ein tiefer Kummer, Paris verlassen und sechs Tage leben zu müssen, ohne Sie zu sehen?"

Regina zog ihn an sich, indem sie ihm die Stirne darbot.

Petrus preßte seine Lippen mit einem Zittern der Freude darauf, das seine Gesichtszüge erhellte.

In diesem Augenblicke berührte das aufsteigende Licht des Mondes gerade die Stirne von Petrus.

Als sie ihn durch dieses doppelte Licht so glänzend beleuchtet sah, konnte Regina einen Schrei der Bewunderung nicht zurückhalten.

„Sie sagen mir bisweilen, Petrus, daß ich schön sei."

unge Mann unterbrach sie.
sage es Ihnen immer, Regina!" rief er;
cht mit meinen Lippen, so doch mit meinem

, lassen Sie mich Ihnen einmal sagen, daß
sind!"
?" sagte Petrus erstaunt.
n Sie mich Ihnen sagen, daß Sie schön
daß ich Sie liebe, mein edler van Dyk. Ich
n im Louvre das Portrait des großen Ma-
en Talent Ihnen Gott gegeben und dessen
h Ihnen gebe. Als ich mich erinnerte, in
e Liebesgeschichte van Dyks mit der Gräfin
ioles erzählen gehört zu haben, war ich im
Ihnen zu sagen . . . — sieh, wie sich das
rifft, mein Petrus, daß ich Dich in jenem
nicht traf! — ich war im Begriffe, Dir
Ich gehöre Ihnen, wie sie ihm gehörte,
sind schön wie er, und ich liebe Dich gewiß
:, als sie ihn liebte!"
s stieß einen Freudenschrei aus.
ließ er sich neben ihr nieder, umschlang
e und zog sie sanft an sich.
a bog sich wie ein Palmbaum unter dem
d, und ihr Haupt auf Petrus' Brust sen-
te sie lächelnd die rascheren Schläge des
deren jeder ihr sagte: „Regina, ich liebe

war wirklich eine reizende Gruppe, diese
ungen Leute, so eng umschlungen, und der
s Glückes hätte sie sollen in dieser Ekstase
t.

Das Wort erstarb auf ihren Lippen. Was hatten sie sich zu sagen? Der Athem von Petrus liebkoste die Haare der jungen Frau und ließ sie erzittern, wie eine Sinnpflanze unter dem Hauche eines Vogels.

Sie hatte die Augen geschlossen und genoß im Innern die unaussprechlichen Freuden, welche die Religion die Sterblichen hoffen läßt, wenn sie in einer andern Welt unter dem Blicke des Herrn erwachen werden.

Eine Stunde verfloß auf solche Weise in dieser berauschenden Lethargie; Jedes genoß seinerseits das Glück, das es dem Andern gab, und sog es wollüstig schweigend ein, wie wenn ein zu lautes Aussprechen eines solchen Glückes die Sterne, die es beleuchteten, eifersüchtig machen müßte.

Aber weder das Eine noch das Andere entging dem Einfluß der liebevollen Umarmung; ihr Athem wurde gepreßter, ihr Blick feuchter; ihr Hauch schien eine Klage; ihr Blut schien wie eine ansteigende Fluth das Herz überschwemmt zu haben und schlug in den Arterien ihrer Stirne.

Regina wachte plötzlich wie ein Kind auf, das sich einem bösen Traume entreißt, und an allen Gliedern zitternd, während die Lippen an denen des jungen Mannes beinahe klebten, murmelte sie:

„Geh . . . geh . . . verlasse mich, Petrus!“

„Schon!“ sagte der junge Mann, „schon! . . . Warum Dich verlassen, mein Gott?“

„Ich sagte Dir, Du sollst gehen, Inniggeliebter; geh . . . geh!“

„Droht uns eine Gefahr, angebeteter Engel?“

eine große, eine furchtbare!“
; erhob sich und sah um sich.
ı ließ ihn wieder sich setzen und sagte mit
)eln, das dem Schreck nicht fremd ist:
, die Gefahr ist nicht, wo Du sie suchst,
nd.“
st sie denn?“ fragte Petrus.
st in uns, sie ist in unsern Herzen, sie ist
Lippen, sie ist in dem Drucke Deiner Arme,
:tten der meinen . . . Habe Mitleid mit
ıs . . . ich liebe Dich zu sehr!“
ıa! Regina!“ rief Petrus, indem er den
jungen Mädchens zwischen seine Hände
sie leidenschaftlich küßte.
Druck dauerte unbeschreiblich lange. In
rigen und doch reinen Kuß, wie der von
n, vermischten sich ihre Seelen. Ein Stern
Himmel und schien einige Schritte von
allen.
ı riß sich mit einer letzten Anstrengung aus
ı des jungen Mannes.
n wir nicht vom Himmel wie er, mein
ter Petrus,“ sagte Regina, indem sie ihn
beiden in Thränen der Liebe getauchten
ab.
; nahm sie bei der Hand, zog sie an sich
te ihr einen Kuß auf die Stirne, der nicht
er den Lippen eines Bruders hätte sein

Angesichte Gottes, der uns sieht,“ sagte
ngesichte der Sterne, die seine Augen sind,

gebe ich Dir dieſen Kuß als Zeichen der höchſten Achtung und der tiefſten Ehrfurcht."

„Danke, mein Freund," ſagte Regina. „Deine Stirne."

Petrus gehorchte, und die junge Frau gab ihm den Kuß zurück, den ſie ſo eben von ihm empfangen.

In dieſem Moment ſchlug es Drei und Nanon erſchien.

„In einer halben Stunde wird es Tag ſein," ſagte ſie.

„Du ſiehſt, Nanon," machte Regina, „wir ſagen uns Lebewohl."

Sie trennten ſich.

Aber in dem Augenblicke, als ihre Hände ſich loslaſſen wollten, hielt Regina Petrus' Hand.

„Freund," ſagte ſie, „morgen, hoffe ich, wirſt Du einen Brief von mir erhalten."

„Ich hoffe daſſelbe," ſagte der junge Mann.

„Aber einen guten Brief."

„Alle Deine Briefe ſind gut, Regina, mir iſt der letzte immer der Beſte."

„Dieſer wird der Beſte der Beſten ſein."

„O mein Gott! ich bin ſo glücklich, daß ich mich beinahe fürchte."

„Habe keine Furcht und ſei glücklich!" ſagte Regina.

„Was wirſt Du mir denn in dieſem Briefe ſagen, meine innig geliebte Freundin?"

„O habe Geduld und warte; müſſen wir uns nicht Glück für die Tage aufbewahren, wo wir uns nicht mehr ſehen?"

„Dank, Regina; Du biſt ein Engel."

derſehen, Freund!“
? nicht wahr?“
nachte Nanon, „wie ich ſagte, da bricht

kte den Kopf und ging weg, den Blick
der jungen Frau gewandt.
e Nanon und was ſprach ſie vom

Momente bedeckte ſich der Himmel in den
enden mit einem Schleier, die Nachtigall
ſingen, die Sterne verſchwanden am
der ganze für ſie geſchaffene Feenzau-
ihrem letzten Kuß verſchwunden.

LII.

Die Rue de Jeruſalem.

hatte, als er die drei jungen Leute ver-
„Ich will Herrn Sarranti zu retten
an in acht Tagen hinrichtet.“
er die drei jungen Leute hatte Jeden
gehen laſſen, eilte er nach der Rue
durch die Rue de la Harpe und über
Michel, dann an dem Quai hin und
elben Momente, in dem jeder ſeiner
inem Rendez-vous kam, ſtand er vor
Präfectur.
erſte Mal hielt der Concierge Salvator
ihn:
ehen Sie?“

Wie das erſte Mal nannte ſich Salvator.

„Verzeihung, mein Herr,“ ſagte der Concierge, „ich hatte Sie nicht erkannt.“

Salvator ging vorüber.

Dann ging er über den Hof, trat unter dem Bogen ein, ſtieg in das zweite Stockwerk und kam in das Vorzimmer, wo ſich der Huiſſier des Dienſtbureaus befand.

„Herr Jackal?“ fragte Salvator.

„Er erwartet Sie,“ antwortete der Huiſſier, indem er die Thüre zum Cabinet des Herrn Jackal öffnete.

Salvator trat ein und gewahrte den Polizeichef in der Tiefe eines Voltaire-Fauteuil begraben.

Als Herr Jackal den jungen Mann erſcheinen ſah, erhob er ſich und ging ihm lebhaft entgegen.

„Sie ſehen, daß ich Sie erwartete, lieber Herr Salvator,“ ſagte er zu ihm.

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ ſagte Salvator nach ſeiner Gewohnheit mit ziemlich viel Stolz und Verachtung.

„Haben Sie mir nicht geſagt,“ fragte ihn Jackal, „daß es ſich ganz einfach um eine kleine Expedition in der Umgegend von Paris handle?“

„Allerdings,“ antwortete Salvator.

„Laſſen Sie ſatteln,“ ſagte Herr Jackal zu dem Huiſſier.

Dieſer ging.

„Setzen Sie ſich, lieber Herr Salvator,“ ſagte Jackal, indem er dem jungen Mann einen Sitz anwies. „In fünf Minuten können wir gehen. Ich

rdre gegeben, die Pferde aufgezäumt in Be-
ſt zu halten."
lvator ſetzte ſich, aber nicht auf den Stuhl,
ı Herr Jackal angewieſen, ſondern auf einen
entfernteren.
n hätte glauben können, der junge Mann mit
nen Inſtincte meide die Berührung mit dem
de der Polizei.
r Jackal bemerkte dieſe Bewegung, zeigte
r durch eine leichte Bewegung der Augbrauen,
ſie bemerkt.
ın zog er ſeine Tabaksdoſe aus der Taſche,
ner Naſe tüchtig mit Tabak zu und ſagte,
er ſich in ſeinen Fauteuil zurücklehnte und
lle abnahm:
iſſen Sie, woran ich dachte, als Sie eintraten,
)err Salvator?"
:in, mein Herr, ich habe keine Ahnungsgabe,
es nicht mein Beruf."
ın wohl, ich fragte mich, woher Sie dieſe
)er Liebe zur Menſchheit haben mögen?"
ıs meinem Gewiſſen, mein Herr," antwortete
r, „und ich habe immer vor Allem, ſelbſt
Verſen des Virgil, jenen Vers des cartha-
Dichters bewundert, der ihn vielleicht nur ge-
veil er ein Sclave war:

sum et nil humani a me alienum puto *).

---

*) Ich bin ein Menſch und achte nichts Menſchliches
r fremd.

„Ja, ja," sagte Herr Jackal, „ich kenne den Vers; er ist von Terenz, nicht wahr?"

Salvator machte ein Zeichen der Bejahung mit dem Kopfe.

Herr Jackal fuhr fort:

„Wahrhaftig, mein lieber Herr Salvator," sagte er, „wenn das Wort Philantrop noch nicht existirte, man müßte es für Sie schaffen. Der glaubwürdigste Journalist der Welt — wenn ein Journalist je glaubwürdig war — würde morgen schreiben, daß Sie mich um Mitternacht aufgesucht, um mich mit einer guten Handlung zu verbinden, die man ihm nicht glaubte; noch mehr, man würde bei Ihnen irgend ein Interesse bei dieser uninteressirten Handlung voraussetzen. Ihre politischen Freunde würden nicht ermangeln, Sie zu desavouiren, und ganz laut zu schreien, Sie seien an die bonapartistische Partei verkauft; denn sich so darauf zu pikiren, diesem Herrn Sarranti das Leben zu retten, der aus der andern Welt kömmt, den Sie vielleicht nie gesehen, als in dem Augenblicke, da er auf der Place de l'Assomption verhaftet wurde: diese Beharrlichkeit, mit der Sie einem Gerichtshofe beweisen wollen, daß er sich absolut getäuscht hat und daß er einen Unschuldigen verurtheilte, heißt das nicht, würden Ihre politischen Freunde sagen, den eclatantesten Beweis des Bonapartismus geben?"

„Einen Unschuldigen retten, Herr Jackal, heißt einen Beweis von Rechtlichkeit geben. Ein Unschuldiger gehört keiner Partei an oder vielmehr er gehört zur Partei Gottes."

„Ja, ja, gewiß, und das ist klar und genügend für mich, der ich Sie von langer Zeit her kenne und

it alten Zeiten weiß, daß Sie, wie man sagt, reidenker sind. Ja, ich weiß, daß man t ankäme, wollte man so fest gewurzelte Mei- n angreifen. Man wird es deßhalb auch blei- assen. Aber, wenn es Jemand unternähme, man Sie zu verleumden suchte? . . ."

Das wäre verlorene Mühe, mein Herr: Nie- würde es glauben."

Ich war in Ihrem Alter," sagte Herr Jackal iner leichten Tinte von Melancholie; „ich hatte Meinesgleichen dieselbe Ansicht, die Sie davon ı. Ich habe es seitdem bitter bereut und habe Mephistopheles gerufen — Sie haben Ihre ion gemacht, lieber Herr Salvator, erlauben daß ich die meinige mache — ich habe wie Me- topheles gerufen: „„Glaube unser einem. Dieses ıze ist nur für einen Gott gemacht! Es findet in einem ewigen Glanze, uns hat er in die Fin- uß gebracht . . .""

„Gut," sagte Salvator, „ich werde Ihnen wie Doctor Faust antworten: „„Allein ich will!""

„Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang!" fuhr r Jackal fort, die Citation zu Ende führend.

„Was wollen Sie?" antwortete Salvator, „der mel hat mich so geschaffen. Die einen sind von ur zum Bösen getrieben; ich dagegen fühle mich h einen natürlichen Instinct, durch eine unwider- liche Macht zum Guten getrieben. Damit will Ihnen sagen, mein Herr Jackal, daß alle Philo- en, die pedantischsten und die geschwätzigsten, n sie sich mit einander verbänden, mich nicht von nem Vorsatz abzubringen vermöchten."

„O Tugend! Tugend!“ murmelte Herr Jackal mit einer Art Entmuthigung, indem er traurig den Kopf schüttelte.

Salvator glaubte, daß der Augenblick gekommen sei, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Seiner Ansicht nach entwürdigte Herr Jackal melancholisch die Melancholie.

„Da Sie mir die Ehre erzeigt, mich zu empfangen, Herr Jackal,“ sagte er, „so erlauben Sie mir, mit wenigen Worten Sie an den Zweck meiner Expedition zu erinnern, die ich Ihnen vorgestern vorgeschlagen.“

„Ich höre, lieber Herr Salvator,“ antwortete Herr Jackal.

Aber kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als der Huissier die Thüre wieder öffnete und meldete, daß der Wagen angespannt sei.

Herr Jackal erhob sich.

„Wir können auf dem Wege plaudern, lieber Herr Salvator,“ sagte er und nahm seinen Hut, indem er dem jungen Mann ein Zeichen machte, daß er vorangehen möge.

Salvator verbeugte sich und ging.

Als sie in den Hof gekommen waren, setzte Herr Jackal, nachdem er den jungen Mann in den Wagen hatte steigen lassen, den Fuß auf den Tritt und fragte:

„Wohin gehen wir?“

„Auf den Weg von Fontainebleau nach der Cour-de-France.“

Herr Jackal wiederholte den Befehl.

y die Ri Macon," fügte der junge

lue Macon?" fragte Herr Jackal.
r vorüber, wir haben dort einen
itzunehmen."
n ich das gewuß " rief Herr Jackal,
Berline ſtatt des Coupé befohlen."
Salvator, „ſeien Sie ruhig, er wird
."
, Nr. 4," ſagte Herr Jackal.
fuhr ab.
iden ſpäter hielt er vor der Thüre
tor.
: ein, indem er die Gangthüre mit
öffnete.
er den Fuß auf die erſte Stufe der
etzt, als das obere Ende ſich erhellte.
ien mit einem Lichte in der Hand
Sterne, den man von der Tiefe
erblickt.
. Salvator?" ſagte ſie.

zurück?"
erde erſt Morgen um acht Uhr nach

einen Seufzer aus.
te dieſen Seufzer mehr als daß er

ts," ſagte er, „es hat keine Gefahr."
rhin Roland mit."
n zu holen."
r rief Roland.

Als ob er nichts, als dieſen Ruf gehört, kam der Hund die Treppe herabgeſprungen und legte die beiden Tatzen auf den Hals ſeines Herrn.

„Und ich?“ fragte Fragola traurig.

„Komm!“ ſagte Salvator.

Wir haben ſo eben das junge Mädchen einem Sterne verglichen.

Ein Stern, der am Himmel hingleitet, und in einigen Secunden den Raum von einem Horizonte zum andern durchmißt, gleitet nicht ſchneller daran hin, als Fragola an der Rampe der Treppe hinab.

Sie lag in dem Arme des jungen Mannes.

Dort beſchwichtigten ſie das ruhige Lächeln und das glänzende Auge Salvators.

„Bis Morgen, oder vielmehr heute um acht Uhr,“ ſagte ſie.

„Bis heute um acht Uhr.“

„Geh, mein Salvator,“ ſagte ſie, „Gott iſt mit Dir.“

Und ſie folgte dem jungen Manne mit den Augen, bis die Thüre geſchloſſen war.

Salvator nahm ſeinen Platz bei Herrn Jackal wieder ein und rief zum Kutſchenſchlag hinaus:

„Folge mir.“

Und als wenn Roland wüßte, wohin es ginge, folgte er nicht nur, ſondern ſprang ſogar in der Richtung der Barrière Fontainebleau voraus.

LIII.

Das Schloß von Viry.

ir diejenigen unserer Leser, welche den Zweck
:pedition Salvators, Herrn Jackals und Ro-
nicht wissen sollten, wollen wir einige Worte
em sagen, was zwei Tage vorher geschehen.
s Salvator die von dem Könige für die Rück-
es Abbé Dominique bestimmte Frist mit Riesen-
:n herannahen sah, hatte er Herrn Jackal auf-
t und zu ihm gesagt:
Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, Sie
Mal aufzusuchen, so oft ich Ihnen eine Unge-
keit mitzutheilen oder ein Uebel, das wieder
macht werden könnte, zu bezeichnen hätte."
In der That, mein lieber Herr Salvator," ant-
e Herr Jackal, „ich erinnere mich, das gesagt
ben."
Nun gut, ich komme, um mit Ihnen von der
theilung des Herrn Sarranti zu sprechen."
Ah! Sie kommen, um mit mir von dieser Ver-
ung zu sprechen."
Ja."
Gut denn, sprechen wir davon," hatte Herr
gesagt, indem er seine Brille abnahm.
alvator fuhr fort:
Mein Herr, wenn Sie die Ueberzeugung hätten,
err Sarranti unschuldig ist, würden Sie, um
retten, Alles thun, was in Ihren Kräften

„Natürlich, lieber Herr Salvator.“

„Gut denn, ſo werden Sie mich verſtehen; ich habe dieſe Ueberzeugung.“

„Unglücklicher Weiſe,“ hatte Herr Jackal geſagt, „beſitze ich ſie nicht.“

„Ich komme deßhalb zu Ihnen, um Sie Ihnen zu geben; ich habe nicht bloß die Ueberzeugung, ſondern auch den Beweis von der Unſchuld des Herrn Sarranti.“

„Sie, lieber Herr Salvator? Ah! um ſo beſſer.“

Salvator beſtätigte das, was er durch ein Zeichen des Kopfes andeutete.

„Sie haben dieſen Beweis?“

„Ja.“

„Nun gut, warum zeigen Sie ihn mir nicht in dieſem Falle?“

„Ich komme eben, um Sie zu bitten, mir ihn ans Tageslicht bringen zu helfen.“

„Ganz zu Ihrer Verfügung, lieber Herr Salvator: ſprechen Sie raſch.“

„Nein, ich komme nicht um zu ſprechen; Worte ſind keine Beweiſe; ich komme, um zu handeln.“

„So handeln wir.“

„Können Sie über die nächſte Nacht verfügen?“

Herr Jackal warf Salvator von der Seite einen Blick zu, raſch wie der Blitz.

„Nein,“ ſagte er.

„Und über die übernächſte Nacht?“

„Gewiß; nur muß ich wiſſen, wie viel Zeit Sie mich in Anſpruch nehmen.“

„Für einige Stunden bloß.“

on innerhalb Paris oder außer-

s."
n ungefähr?"
Teilen."

Sie also bereit sein?"
ren Diensten."
ir?"
t an mit Leib und Seele."
so, um Mitternacht?"
m Mitternacht."
tte Herrn Jackal verlassen.
Morgens.
n war er an einem Menschen
r so fest in einer langen Re-
ehendem Kragen stack, daß sie
, um das Gesicht zu verdecken.
iter darauf geachtet.
Herrn Jackal Besuche machten,
te Gründe, ihre Besuche nicht
machen.
zu Herrn Jackal hinaufgegangen.
rrn Gérard.
eine Art Freudenschrei ausge-
war hinter ihnen ins Schloß

atte beinahe eine Stunde ge-

wir später erfahren, was der
iferenz gewesen; für den Augen-

blick ſind wir genöthigt, Salvator, Herrn Jackal und Roland auf dem Wege nach Fontainebleau zu folgen.

Der Weg wurde raſch zurückgelegt.

An dem Pont Godeau angekommen, ſagte Salvator zu dem Kutſcher, er ſolle halten, und man ſtieg aus.

„Ich glaube," ſagte Herr Jackal, „daß wir unſern Hund verloren; das wäre ſchade, denn er hat das Ausſehen eines ſehr geſcheidten Thieres."

„Er iſt von außerordentlicher Geſcheidtheit," ſagte Salvator; „im Uebrigen werden Sie ſehen."

Herr Jackal und Salvator folgten dem Apfelbaumweg, den unſere Leſer bereits kennen und der an dem Gitter des Parkes endigte.

Vor dem Gitter fanden ſie Roland, der ſie erwartete und im Mondlicht ausgeſtreckt und den Kopf erhoben dalag, ganz wie die großen egyptiſchen Sphinxe.

„Da!" ſagte Salvator.

„Hübſches Beſitzthum!" ſagte Herr Jackal, indem er ſeine Brille aufſetzte und durch das Gitter in die Tiefe des Parkes blickte. „Und wie kommt man da hinein?"

„O ſehr leicht, wie Sie ſehen werden!" antwortete Salvator. „Auf, Braſil!"

Der Hund ſprang mit einer Bewegung auf die vier Pfoten.

„Ich glaubte, Sie hießen Ihren Hund Roland," ſagte Herr Jackal.

„In der Stadt, ja; aber auf dem Lande nenne ich ihn Braſil. Das iſt eine ganze Geſchichte, die ich Ihnen an ihrem Orte erzählen werde. — Da Braſil!"

alvator w... an den Theil der Mauer gekom-
den er zu besteigen die Gewohnheit hatte.
rasil hatte sich auf die Aufforderung seines
genähert.
alvator nahm ihn und hob ihn mit ausgestreck-
rmen in die Höhe, wie wir es ihn bei der er-
Expedition, der wir angewohnt, haben thun
, bis zur Mauerkappe, an welcher sich Brasil
eiden Vorderpfoten anklammerte, während er
ie beiden Hinterpfoten auf die Schulter setzte.
Spring!" sagte Salvator.
)er Hund sprang und fiel auf der andern Seite
.
Ah! ah!" machte Herr Jackal, „ich fange an
greifen, das ist eine Art, uns den Weg zu zeigen."
Allerdings. Nun kömmts an uns," sagte Sal-
, indem er sich mit der Kraft der Fäuste bis
r Mauerkappe emporschwang und sich rittlings
ie Mauer setzte.
Von hier aus bot er Herrn Jackal beide Hände
agte:
Nun Sie!"
Ah!" antwortete dieser, „das ist unnöthig."
nd er schwang sich, wie Salvator zuvor gethan,
iner Leichtigkeit auf die Mauer, die der junge
n nicht entfernt bei ihm vermuthet hatte.
reilich hatten die Hände bei seiner Magerkeit
großes Gewicht zu tragen.
Dann brauche ich mich nicht weiter um Sie zu
ern," sagte der junge Mann.
nd sprang auf der andern Seite hinab.
)err Jackal that das Gleiche mit einer Leichtig-

keit und Gewandtheit, die von großer gymnaſtiſcher Uebung zeugte.

„Nun,“ ſagte Salvator, indem er Brasil mit einer Geberde zurückhielt, „wiſſen Sie, wo wir ſind?“

„Nein,“ ſagte Herr Jackal; „aber ich hoffe, daß Sie mir die Güte erzeigen, es mir zu ſagen.“

„Wir ſind im Schloſſe von Viry.“

„Ah! ah! Viry! . . . Was iſt das?“

„Ich will Ihrem Gedächtniß aufhelfen: im Schloſſe von Viry, bei dem ehrenwerthen Herrn Gérard.“

„Bei dem ehrenwerthen Herrn Gérard? Hm! . . . der Name iſt mir nicht unbekannt.“

„Nein, ich glaube wenigſtens; es iſt das Beſitzthum, das er ſeit längeren Jahren nicht mehr bewohnte und das er an Herrn Lorédan de Valgeneuſe vermiethet hatte, um Mina dort zu verbergen.“

„Mina? . . . welche Mina?“ fragte Herr Jackal.

„Es iſt das junge Mädchen, das in Verſailles entführt worden.“

„Ah! ſchön! Und was iſt aus ihr geworden?“

„Wollen Sie mir erlauben, Ihnen eine kleine Anecdote zu erzählen, Herr Jackal?“

„Erzählen Sie, mein lieber Herr Salvator; Sie wiſſen, wie gerne ich Ihnen zuhöre.“

„Nun gut, einer meiner Freunde in Rußland (er war in St. Petersburg) hatte die Unklugheit, als er bei einem großen Herrn ſpielte, eine ſehr ſchöne, mit Diamanten beſetzte Tabatière auf den Spieltiſch zu legen; die Tabatière war verſchwunden. Er hielt große Stücke auf die Tabatière.“

„Das läßt ſich begreifen.“

veniger wegen der Diamanten, als
on, die sie ihm geschenkt."
: aus beiden Gründen große Stücke
en."
t, da er ebenso große Stücke aus einem
if hielt, als Sie aus zwei Gründen,
er sein Mißgeschick dem Herrn des Hau-
m er alle Arten von Umschweifen an-
ı ihm endlich zu sagen, daß ein Dieb in
ıse sei. Aber zu seiner großen Verwun-
en der Herr des Hauses nicht sonderlich

en Sie mir das genaue Signalement Ihrer
"" sagte er zu ihm.
Freund gab es ihm.
,"" sagte er, „„ich werde versuchen, sie
bekommen.""
werden sich wohl an die Polizei wenden?""
eineswegs; das wäre das Mittel, sie nie
sehen. Sagen Sie im Gegentheil Nieman-
ort von dem Diebstahl.""
welches Mittel werden Sie denn an-

ist meine Sache: ich werde es Ihnen
n ich Ihnen die Tabatière wieder zurück-

Verfluß von acht Tagen erschien der große
einem Freunde.
es diese?"" fragte er ihn, indem er eine
vorwies.
iß!"" sagte mein Freund.
ist Ihre Tabatière?""

„„Gewiß.““

„„Gut, ſo nehmen Sie ſie; aber legen Sie ſie nie mehr auf die Spieltiſche; ich begreife, daß man ſie Ihnen geſtohlen; ſie iſt zehntauſend Franken wie eine Kopeke werth.““

„„Wie zum Teufel konnten Sie ſie aber wieder bekommen?““

„„Es war einer meiner Freunde, der ſie Ihnen genommen: ein Graf ſo und ſo.““

„„Und Sie haben es gewagt, ſie wieder von ihm zu verlangen?““

„„Sie wieder von ihm verlangen? O nein, er würde ſich durch eine ſolche Reclamation verletzt gefühlt haben.““

„„Wie haben Sie es dann gemacht?““

„„Wie er es ſelbſt gemacht: ich habe ſie ihm geſtohlen.““

„Ha, ha!“ machte Herr Jackal.

„Begreifen Sie das Gleichniß, lieber Herr Jackal?“

„Ja; Herr von Valgeneuſe hatte Mina Juſtin entführt.“

„Das iſt's: und ich habe Mina Herrn von Valgeneuſe entführt.“

Herr Jackal ſtopfte ſeine Naſe mit Tabak voll.

„Ich habe nichts davon gewußt,“ ſagte er.

„Nein.“

„Wie kam es, daß Herr von Valgeneuſe nicht zu mir kam, um ſich bei mir zu beſchweren?“

„Wir haben die Sache mit einander abgemacht lieber Herr Jackal.“

„Wenn die Sache abgemacht iſt . . .“ ſagte d Polizeimann.

h Ihnen sagte, Herr Gérard hatte
ngen Jahren verlassen."
nach dem Diebstahl des Herrn Sar-
erschwinden seines Neffen und sei-
Thatsachen kenne ich; sie wurden
ndlungen vor den Assisenhof ver-

und Weise, wie der Neffe und die
Gérard verschwanden, Ihnen be-

wissen, Herr Sarranti hatte seine
der Sache beharrlich geleugnet."
echt; denn als Herr Sarranti das
erließ, waren die beiden Kinder voll-
und spielten auf dem Grasplatz."
enigstens gesagt."
Herr Jackal," sagte Salvatar, „ich
iesen Kindern geworden ist."

e, lieber Herr Salvator, Sie inter-
st!"
Mädchen wurde durch einen Messer-
e Gérard getödtet und der kleine
rn Gérard ertränkt."
Absicht?" fragte Herr Jackal.
n, daß er sowohl Pflegevater, als
war."

„O was ſagen Sie mir da, lieber Herr Salvator. Ich habe Madame Gérard nicht gekannt . . .“

„Die niemals Madame Gérard, ſondern einfach Orſola war.“

„Das iſt möglich; aber ich habe Herrn Gérard, den ehrenwerthen Herrn Gérard, wie man ihn nannte, gekannt.“

Und die Lippe des Herrn Jackal zog ſich zu einem Lächeln zuſammen, das nur ihm eigenthümlich war.

„Nun,“ ſagte Salvator, „der ehrenwerthe Herr Gérard ertränkte den kleinen Jungen, während ſeine Frau dem kleinen Mädchen den Hals abſchnitt.“

„Und Sie können mir die Beweiſe davon liefern?“ ſagte Herr Jackal.

„Gewiß.“

„Wann?“

„Augenblicklich . . . wenn Sie mir nur folgen wollen.“

„Da ich mal ſo weit gegangen bin . . .“ ſagte Herr Jackal.

„So muß man auch bis zum Ende gehen, nicht wahr?“

Herr Jackal machte mit dem Kopfe und den Schultern ein Zeichen der Zuſtimmung.

„Kommen Sie,“ ſagte Salvator.

Und Beide gingen an der Parkmauer hin bis zum Hauſe, während Salvator mit Stimme und Geberden Braſil zurückhielt, der durch eine unſichtbare und unbekannte Macht nach einem Punkte des Parkes hingezogen ſchien.

LIV.

Jackal bedauert, daß Salvator ein rechtschaffener Mann.

So kamen sie bis zu dem Perron des Schlosses.
Das Schloß war ganz dunkel; kein Fenster war
t; offenbar war es öde und verlassen.
„Warten wir hier einen Augenblick, mein lieber
Jackal," sagte Salvator; „ich will Ihnen sagen,
das geschehen."
„Nach Ihrer Vermuthung?"
„Nach meiner Ueberzeugung. Wir haben vor
den Teich, wo man den kleinen Knaben ertränkt
und hinter uns den Keller, wo man dem kleinen
chen den Hals abgeschnitten. Fangen wir mit
Keller an."
„Ja; aber um mit dem Keller anzufangen, muß
ı ins Haus hinein kommen."
„Das darf Sie nicht beunruhigen; das letzte Mal,
ich hier war, dachte ich, man könnte eines Tages
erkommen wollen und nahm den Thürschlüssel
Treten wir ein."
Roland wollte den beiden Männern folgen.
„Ganz schön, Brasil!" sagte Salvator. „Bleiben
da, bis der Herr uns ruft."
Brasil setzte sich und wartete.
Salvator trat zuerst ein.
Herr Jackal folgte ihm.
Salvator schloß die Thüre hinter sich.
„Sie sehen im Dunkeln wie die Katzen und Luchse,
t wahr, Herr Jackal?" fragte Salvator.

„Vermittelſt meiner Brille," ſagte Herr Jackal, indem er ſie bis zur Stirne emporhob; „ja, mein lieber Herr Salvator . . . ich ſehe genug, wenigſtens ſo viel, daß mir kein Unglück begegnet."

„Gut denn, ſo folgen Sie mir."

Salvator ging durch den Corridor zur Linken.

Herr Jackal folgte ihm.

Der Corridor führte über ein Dutzend Stufen, wie man ſich erinnert, zur Küche hinab, und die Küche in den Speiſekeller, wo ſich die furchtbare Scene ereignete, die wir erzählt haben.

Salvator ging ohne Aufenthalt durch die Küche.

„Hier iſt der Ort," ſagte er.

„Wie, hier?" fragte Herr Jackal.

„Hier wurde Madame Gérard erdroſſelt."

„Ah, hier."

„Ja, — nicht wahr, Braſil, hier?" ſagte Salvator, die Stimme erhebend.

Man hörte ein Geräuſch, wie eine Waſſerhoſe; durch eine Scheibe des Fenſters fiel der Hund brummend zu den Füßen ſeines Herrn und des Herrn Jackal nieder.

„Was ſoll das?" fragte der Polizeimann zurückprallend.

„Es iſt Braſil, der Ihnen zeigt, wie die Sache vor ſich gegangen."

„O! o!" machte Herr Jackal, „hätte etwa Braſil durch Zufall die arme Madame Gérard erdroſſelt?"

„Er ſelbſt."

„Dann iſt ja Braſil ein elender Meuchelmörder, der eine Kugel verdient."

rasil ist ein edler Hund, der den Montyon=
erdient."
klären Sie sich."
rasil hat Madame Gérard erdrosselt, weil sie
griff war, die kleine Leonie zu ermorden; er
das Kind, er hörte es schreien, er kam —
ahr, Brasil?"
asil ließ ein unheimliches und langes Geheul
men.
Jetzt," fuhr Salvator fort, „wenn Sie daran
n, daß es hier geschehen, so zünden Sie ein
an und betrachten Sie die Steinplatten."
ls wenn es die einfachste Sache von der Welt
ein Feuerzeug, Schwefelhölzchen und ein Licht
ch zu tragen, zog er aus seiner Redingote ein
phorfeuerzeug und einen Wachsstock.
ünf Secunden später war der Wachsstock an=
det und warf ein Licht umher, daß Herr Jackal
en Augen blinzte.
Man hätte glauben sollen, wie bei den Nacht=
n sei die Finsterniß sein Tag.
„Beugen Sie sich hinab," sagte Salvator.
Herr Jackal beugte sich hinab.
Eine leichte röthliche Farbe bedeckte die Stein=
en.
Salvator deutete mit dem Finger darauf.
Man hätte leugnen können, daß dieser Fleck ein
eck, so schwach war er; aber Herr Jackal er=
ihn ohne Zweifel als solchen, denn er machte
Einwurf.
Nun wohl," sagte er, „was beweist dieses Blut?

Es kann ebensogut das Blut von Madame Gérard als von der kleinen Leonie sein."

„Dieses," sagte Salvator, „ist aber wirklich das Blut von Madame Gérard."

„Wie erkennen Sie es?"

„Warten Sie."

Salvator rief Brasil.

„Brasil!" sagte er, „warm! hier! warm!"

Und er zeigte dem Hunde die Blutspur.

Der Hund legte die Nase auf die Steinplatte; aber er zog brummend die Lefzen zurück und suchte den Stein zu beißen.

„Sie sehen!" sagte Salvator.

„Ich sehe, daß Ihr Hund wüthend ist, das ist Alles, was ich sehe."

„Warten Sie! . . . Jetzt will ich Ihnen das Blut der kleinen Leonie zeigen."

Herr Jackal sah Salvator mit tiefem Erstaunen an.

Salvator nahm den Wachsstock aus den Händen von Herrn Jackal und sagte, indem er in den Raum ging, welcher auf den Holzkeller folgte, und in der Richtung der Thüre, welche in den Garten führte, auf den Steinplatten andere röthliche Flecken zeigte:

„Sehen Sie, das ist das Blut des kleinen Mädchens. — Nicht wahr, Brasil?"

Diesmal näherte Brasil sanft seine Lefzen der Steinplatte, als wollte er sie küssen. Er stieß ein peinliches Geheul aus und berührte die Steinplatte mit der Spitze seiner Zunge.

„Da sehen Sie!" sagte Salvator. „Das kleine

war noch nicht ganz hingewürgt; während
Orsola erdrosselte, rettete sich jene in den

t, hm!" machte Herr Jackal; „dann?"
n gut; das ist, was das kleine Mädchen be-
später werden wir uns mit dem kleinen Jun-
chäftigen."
das Wachslicht auslöschend, gab er es Herrn
zurück.
n gingen Beide in den Garten.
er," sagte Salvator, „sind wir im zweiten
des Drama's. Hier ist der Teich, wo Herr
den kleinen Victor ertränkte, während Ma-
Bérard das kleine Mädchen ermordete."
vier Schritten war man am Ufer des Teiches.
n, Brasil," rief Salvator, „sag' uns ein
wie Du den Leichnam Deines jungen Herrn
n Wasser gezogen."
sil, als wenn er ganz gut verstanden, was
n ihm erwartete, ließ es sich nicht zwei Mal
er stürzte sich in den Teich, schwamm unge-
zum dritten Theile, tauchte unter, erschien
und legte sich dann mit einem unheimlichen
zu Boden.
ahrlich, ein Hund," sagte Herr Jackal, „der
her Munito in Schach geschlagen hätte."
arten Sie, warten Sie!" versetzte Salvator.
warte," machte Herr Jackal.
vator führte Herrn Jackal an den Fuß eines
Gehölzes.
t forderte er ihn auf, seinen Wachsstock wie-
zünden.

Herr Jackal gehorchte.

„Sehen Sie," sagte Salvator, indem er dem Polizeimann eine tiefe Narbe in dem Stamme eines der Bäume zeigte, welche das Gehölz bildeten, „sehen Sie und sagen Sie mir, was das ist!"

„Es scheint mir das Loch einer Kugel zu sein," sagte Herr Jackal.

„Und ich bin dessen gewiß," sagte Salvator.

Dann nahm er ein kleines spitzes Messer, das als Messer, Dolch und Skalpel dienen konnte, schnitt in die Wunde des Baumes und alsbald fiel ein kleines Stück Blei heraus.

„Sie sehen! Die Kugel ist noch da," sagte er.

„Ich sage nicht nein," machte Herr Jackal; „aber was beweist eine Kugel in dem Stamm eines Baumes? Man mußte sehen, durch was sie vorher ging, ehe sie hierher gelangte."

Salvator rief Brasil.

Brasil kam herbei.

Salvator nahm den Finger des Herrn Jackal und legte ihn zuerst auf die rechte und dann auf die linke Seite Brasils.

„Fühlen Sie nicht?" fragte er.

„Allerdings fühle ich."

„Was?"

„Etwas wie zwei Narben."

„Gut," sagte Salvator, „Sie fragten, durch was die Kugel gegangen: Sie wissen es jetzt."

Herr Jackal betrachtete Salvator mit steigender Bewunderung.

„Jetzt kommen Sie!" sagte Salvator.

„Wo gehen wir hin?" fragte Herr Jackal.

„Wohin Horaz ſagt, daß man gehen müſſe, zur
vicklung: Ad eventum festina.“
„Ach, lieber Herr Salvator,“ rief Herr Jackal,
lches Unglück, daß Sie ein rechtſchaffener Mann
!“
Und er folgte Salvator.

LV.

Das leere Neſt.

„Jetzt,“ ſagte Salvator, indem er an dem Teiche
ging,“ jetzt begreifen Sie alles, nicht wahr?“
„Noch nicht ganz,“ ſagte Herr Jackal.
„Nun, während man das kleine Mädchen im
ler tödtete, ertränkte man den kleinen Knaben in dem
iche. Braſil lief auf das Geſchrei des kleinen Mäd-
ns herbei, erdroſſelte Orſola oder Madame Gérard,
e Sie wollen; dann nachdem er Madame Gérard
würgt, ſuchte er ſeinen andern Freund, den kleinen
aben, fand ihn in der Tiefe des Teiches, trug ihn
f den Grasplatz, erhielt eine Kugel durch den Leib,
, nachdem ſie ihm durch den Leib gegangen, ſich
dem Stamm des Baumes feſtſetzte, wo wir ſie
den. Der grauſam verwundete Hund rettete
heulend. Dann nahm der Mörder den Leich-
des kleinen Knaben, trug ihn fort und begrub ihn.“
„Begrub ihn,“ machte Herr Jackal, „und wo das?“
„Wo Sie ihn ſehen werden.“
Herr Jackal ſchüttelte den Kopf.
„Wo ich ihn ſelbſt geſehen,“ fügte Salvator hinzu.

Herr Jackal ſchüttelte abermals den Kopf.

„Aber, wenn Sie ihn ſehen? . . .“ ſagte Salvator.

„Wahrlich, wenn ich ihn ſehe . . .“ machte Herr Jackal.

„Was werden Sie dann ſagen?“

„Ich werde ſagen, daß er da iſt.“

„Auf denn!“ ſagte der junge Mann.

Er verdoppelte den Schritt.

Wir kennen den Weg, den ſie einſchlagen. Wir ſahen das eine Mal Herrn Gérard, das andere Mal Herrn Salvator ihn einſchlagen; das erſte Mal das Verbrechen, das zweite Mal die Rechtlichkeit.

Braſil ging zehn Schritt vor ihnen und drehte ſich jede fünf Minuten um, um zu ſehen, ob man ihm folge.

„Da ſind wir,“ ſagte Salvator, indem er in das Gebüſch trat.

Herr Jackal folgte ihm auf dem Fuße.

Braſil jedoch blieb, wie wenn er ſich getäuſcht ſähe, ſtehen.

Statt mit der Schnauze die Erde zu beſchnüffeln und den Boden mit den Pfoten aufzuſcharren, blieb er aufrecht, von allen Seiten Luft einſchnoppernd und brummend.

Salvator, der in allen Gedanken Braſils eben ſo leicht zu leſen ſchien, als Braſil in den ſeinen, begriff, daß etwas Ungewöhnliches vor ſich gehe.

Er ſah um ſich.

Sein Blick ruhte auf Herrn Jackal: der Mond beleuchtete ihn in dieſem Augenblicke.

an hatte ein seltsames Lächeln auf

also, daß hier der Ort sei?" fragte

nigstens hier," antwortete Salvator.
ote er sich an den Hund und rief:
rasil!"
herte seine Schnauze der Erde; dann
Kopf erhebend, ein trauriges Geheul

sagte Salvator, „haben wir uns ge-
n guter Brasil? Suche!... Suche!..."
rasil schüttelte den Kopf, als wollte er
es sei unnöthig zu suchen.
' sagte Salvator zu dem Hunde, „sollte?.."
ch selbst auf die Kniee werfend, that er,
und hätte thun sollen, das heißt, er steckte
d tief in die Erde.
Sache war um so leichter, als die Erde erst
rchgejätet schien und war.
?" fragte Herr Jackal.
," sagte Salvator mit rauher Stimme,
letzte Hoffnung verschwand, „der Leichnam
ubt."
ist bedauerlich," sagte Herr Jackal, „Teufel!
eufel! Das wäre ein Probe gewesen . . .
ie wohl."
des sichtlichen Widerwillens, den er hatte,
d mit dieser Erde in Berührung zu brin-
Salvator seinen Arm bis an die Schulter
ube und wiederholte, als er aufstand, mit
esichte und schweißgebadeter Stirne:

„Der Leichnam wurde gestohlen!"

„Gut!" sagte Herr Jackal, „durch wen?"

„Durch den, welcher ein Interesse hatte, ihn verschwinden zu lassen."

„Sind Sie sicher, daß hier ein Leichnam war?" fragte Herr Jackal.

„Ich sage Ihnen, daß ich hier an diesem Platze, von Roland, von Brasil, wie Sie wollen, geführt, das Skelett des kleinen Victor gefunden, der dort begraben worden, nachdem ihn sein Oheim ertränkt und Roland aus dem Wasser gezogen. — Nicht wahr, Roland, er war da?"

Roland stand auf, stemmte seine beiden Pfoten gegen Salvators Brust und ließ ein langes, trauriges Geheul hören.

„Wann war er da?" fragte Herr Jackal.

„Noch vorgestern," sagte Salvator; „er wurde also in der gestrigen Nacht fortgeschafft."

„Natürlich!... Natürlich!" versetzte Herr Jackal, ohne daß man eine Veränderung in seiner Stimme oder in seinem Gesichte bemerken konnte, „da Sie behaupten, er sei vorgestern noch dagewesen."

„Ich behaupte nicht, ich versichere," sagte Salvator.

„Teufel! Teufel! Teufel!" wiederholte Herr Jackal.

Salvator sah dem Polizeimann ins Gesicht.

„Gestehen Sie," sagte er zu ihm, „daß Sie im Voraus wußten, wir würden hier nichts finden!"

„Herr Salvator, ich glaube alles, was Sie mir sagen, und da Sie mir sagten, wir würden hier etwas finden . . ."

„Gestehen Sie mir, Sie ahnen, wer den Leichn gestohlen!“

„Wahrhaftig, mein lieber Herr Salvator, ich e nichts.“

„Sacrebleu! mein lieber Herr Jackal,“ rief der Mann, „Sie haben heute nicht Ihren scharfen Tag.“

„Ich gestehe,“ antwortete Herr Jackal mit vollener Bonhomie, „diese nächtliche Scene, in i öden Parke, am Rande einer Grube, ist nicht net, auch selbst dem Schlauesten Scharfsinn zu n, und ich mag thun, was ich will, ich ahne , wer das Skelett fortgenommen.“

„Wenigstens kann es nicht Herr Sarranti sein, r im Gefängniß ist.“

„Nein,“ sagte Herr Jackal; „aber seine Mitdigen könnten es sein; denn wer sagt, daß der nam nicht von Herrn Sarranti hierher gelegt den sei? wer sagt, daß Herr Sarranti das Kind t ertränkt, das der Hund herausgezogen?“

„Ich! ich! ich!“ machte Salvator, „ich sage es! der Beweis . . . Aber nein, Gott sei Dank! ich e einen bessern, als den zu finden . . . Sie geben nicht wahr, daß der, welcher den Leichnam fortommen, der Mörder ist?“

„Sie geben sehr weit.“

„Oder wenigstens sein Mitschuldiger?“

„Es wäre allerdings einiger Verdacht vorhanden.“

„Roland hieher!“ sagte Salvator.

Der Hund kam.

„Holla! Roland, es ist Jemand während der

letzten Nacht hierhergekommen, nicht wahr, mein Hund?"

Der Hund bellte.

„Suche! Roland, suche!" sagte Salvator.

Roland beschrieb einen Kreis, schien eine Fährte zu erkennen und stürzte nach dem Gitter zu.

„Ganz schön! Roland! ganz schön!" sagte Salvator, „gehen wir nicht zu rasch."

Und Herr Jackal folgte Roland, indem er sagte: „Ein vortrefflicher Leithund, Herr Salvator, ein vortrefflicher Leithund! Wenn Sie sich je seiner entschlagen wollten, so kenne ich einen, der einen guten Preis dafür bezahlen würde."

Der Hund folgte bellend der Fährte.

Nach zwanzig Schritten machte er einen Satz und wandte sich dann nach links.

„Gehen wir links, Herr Jackal," sagte Salvator.

Herr Jackal gehorchte wie ein Automat.

Nach zwanzig weiteren Schritten ging der Hund wieder rechts.

„Gehen wir rechts, Herr Jackal," sagte Salvator.

Und Herr Jackal gehorchte mit derselben Pünktlichkeit.

Nach zehn Schritten blieb der Hund inmitten eines dichten Gehölzes stehen.

Salvator drang hinter ihm in das Gehölz.

„Ah!" sagte er, „der, welcher die Gebeine des Kindes fortschleppte, hatte die Absicht, sie hier niederzulegen; er hat sogar die ersten Hiebe mit der Hacke in die Erde gethan, aber er fand den Ort

r genug und setzte seinen Weg fort, nicht
land?"
d stieß einen Klageschrei aus und schlug
n Weg nach dem Gitter ein.
Gitter blieb er stehen, machte jedoch den
hinüberzusetzen.
ist unnöthig, daß wir zuvor im Innern des
chen," sagte Salvator; „der Leichnam ist
gebracht worden."
fel! Teufel!" sagte Herr Jackal, „das Git-
schlossen und das Schloß scheint mir solid."
sagte Salvator, „wir werden sicher einen
er ein Brecheisen finden, um es aufzusprem-
s Schlimmste wäre, wenn wir über die
lettern müßten, wie wir schon einmal ge-
ir würden die Fährte auf der andern Seite
rs wieder verfolgen."
Salvator ging nach der Mauer, in der Ab-
zu ersteigen.
!" sagte Herr Jackal, indem er ihn am
l zurückhielt, „ich weiß etwas noch kürzeres."
indem er aus seiner Tasche einen kleinen
t Dieterichen zog, machte er dreimal den
und beim dritten Male öffnete sich die Thüre
) einen Zauber.
il ging zuerst hinein und fand, wie Salvator
sehen, augenblicklich die Fährte.
Fährte führte an der Mauer hin und quer-
in der geradesten Linie auf die Landstraße.
geackertes Feld durchschneidend, sah man auch
Spur von Schritten.

„Sehen Sie," ſagte Salvator, „ſehen Sie! ſehen Sie!"

„Ja, ich ſehe," ſagte Herr Jackal. „Unglücklicher Weiſe ſind dieſe Schritte nicht unterſchrieben."

„Bah!" ſagte Salvator, „vielleicht finden wir die Unterſchrift am Ende der Fährte."

Aber die Fährte lief auf der Landſtraße aus, den königlichen Weg, der vierundſiebzig Fuß breit und gepflaſtert war.

Roland ging bis an das Pflaſter, dann erhob er den Kopf und heulte.

„Ein Wagen wartete hier," ſagte Salvator; „der Mann iſt mit dem Leichnam eingeſtiegen."

„Nun?" fragte Herr Jackal.

„Nun, ich muß eben ſuchen, wo er ausgeſtiegen."

Herr Jackal ſchüttelte den Kopf.

„Ach, lieber Herr Salvator," ſagte er, „ich fürchte ſehr, daß Sie ſich viel vergebliche Mühe machen."

„Und ich, Herr Jackal," ſagte Salvator, hitzig geworden, „ich bin überzeugt, daß wir etwas herausbringen."

Herr Jackal machte mit dem Munde das kleine Geräuſch, welches den Zweifel anzeigt.

„Die Fährte verloren," verſetzte er, „Madame Gérard erdroſſelt, die beiden Kinder todt . . ."

„Ja," ſagte Salvator, „aber die beiden Kinder ſind nicht todt."

„Wie! die beiden Kinder wären nicht todt?" rief Herr Jackal, das lebhafteſte Erſtaunen heuchelnd; „Sie ſagten mir doch, der Junge ſei ertränkt worden."

„Ja, aber ich habe Ihnen die Blutſpur des klei-

n Mädchens gezeigt, das ſich rettete ... und ... iſt gerettet."

„Ah!" ſagte Herr Jackal; „und lebt es noch ner?"

„Es lebt noch!"

„Ah! das wirft wirklich ein helles Licht auf die che, namentlich wenn ſie ſich erinnert."

„Sie erinnert ſich."

„Das wäre eine ſehr peinliche Erinnerung für s Mädchen," ſagte Herr Jackal, den Kopf ſchüt- nd.

„Ja," ſagte Salvator; „aber ſo lebhaft auch r Mitleid ſein mag, mein lieber Herr Jackal, welche ufregung ihr dieſe Erinnerung verurſachen mag — es ſich um das Leben eines Menſchen handelt, erden Sie ſie dennoch fragen, nicht wahr?"

„Ganz gewiß: es iſt meine Pflicht."

„Das iſt alles, was ich für den Augenblick wiſ- n möchte. Nun aber ſehe ich den Tag anbrechen; enn Sie nach Paris zurückkehren wollten, Herr ackal, will ich Sie nicht länger aufhalten."

Und Salvator machte eine Bewegung, um über n Graben zu gehen.

„Wo wollen Sie hin?" fragte Herr Jackal.

„Nach dem Wagen, den wir beim Pont Godeau hen ließen."

„Gut!" ſagte Herr Jackal, „es iſt des Wagens ache, zu uns zu kommen."

Dabei zog er aus ſeiner ungeheuren Taſche eine feife, die er an ſeine Lippen ſetzte und mit der er nen ſo ſcharfen Ton hervorbrachte, daß man ihn ne halbe Meile weit hören mußte.

„Sehen Sie," sagte Salvator, „sehen Sie! sehen Sie!"

„Ja, ich sehe," sagte Herr Jackal. „Unglücklicher Weise sind diese Schritte nicht unterschrieben."

„Bah!" sagte Salvator, „vielleicht finden wir die Unterschrift am Ende der Fährte."

Aber die Fährte lief auf der Landstraße aus, den königlichen Weg, der vierundsiebzig Fuß breit und gepflastert war.

Roland ging bis an das Pflaster, dann erhob er den Kopf und heulte.

„Ein Wagen wartete hier," sagte Salvator; „der Mann ist mit dem Leichnam eingestiegen."

„Nun?" fragte Herr Jackal.

„Nun, ich muß eben suchen, wo er ausgestiegen."

Herr Jackal schüttelte den Kopf.

„Ach, lieber Herr Salvator," sagte er, „ich fürchte sehr, daß Sie sich viel vergebliche Mühe machen."

„Und ich, Herr Jackal," sagte Salvator, hitzig geworden, „ich bin überzeugt, daß wir etwas herausbringen."

Herr Jackal machte mit dem Munde das kleine Geräusch, welches den Zweifel anzeigt.

„Die Fährte verloren," versetzte er, „Madame Gérard erdrosselt, die beiden Kinder todt . . ."

„Ja," sagte Salvator, „aber die beiden Kinder sind nicht todt."

„Wie! die beiden Kinder wären nicht todt?" rief Herr Jackal, das lebhafteste Erstaunen heuchelnd; „Sie sagten mir doch, der Junge sei ertränkt worden."

„Ja, aber ich habe Ihnen die Blutspur des klei-

hens gez gt, das ſich rettete ... und ...
tet."
ſagte Herr Jackal; „und lebt es noch

bt noch!"
das wirſt wirklich ein helles Licht auf die
nentlich wenn ſie ſich erinnert."
rinnert ſich."
wäre eine ſehr peinliche Erinnerung für
en," ſagte Herr Jackal, den Kopf ſchüt-

ſagte Salvator; „aber ſo lebhaft auch
ſein mag, mein lieber Herr Jackal, welche
ihr dieſe Erinnerung verurſachen mag —
um das Leben eines Menſchen handelt,
ſie dennoch fragen, nicht wahr?"
gewiß: es iſt meine Pflicht."
ſt alles, was ich für den Augenblick wiſ-
Nun aber ſehe ich den Tag anbrechen;
nach Paris zurückkehren wollten, Herr
l ich Sie nicht länger aufhalten."
alvator machte eine Bewegung, um über
zu geben.
ollen Sie hin?" fragte Herr Jackal.
dem Wagen, den wir beim Pont Godeau
n."
ſagte Herr Jackal, „es iſt des Wagens
uns zu kommen."
zog er aus ſeiner ungeheuren Taſche eine
er an ſeine Lippen ſetzte und mit der er
arfen Ton hervorbrachte, daß man ihn
Meile weit hören mußte.

Dieser Ton wurde drei Mal wiederholt.

Fünf Minuten später hörte man das Rollen eines Wagens auf der Landstraße.

Der Wagen war der des Herrn Jackal.

Die beiden Männer stiegen ein.

Roland, der unermüdlich schien, lief voraus.

Um acht Uhr Morgens kam der Wagen an der Barrière Fontainebleau vorüber.

„Lassen Sie mich Sie bei Ihrem Hause absetzen, Herr Salvator, es ist unser Weg," sagte Herr Jackal.

Salvator hatte keinen Grund, die Artigkeit des Herrn Jackal zurückzuweisen.

Er ließ es schweigend geschehen.

Der Wagen hielt in der Rue Macon vor Nr. 4.

„Nun," sagte Herr Jackal, „ein anderes Mal werden wir glücklicher sein, lieber Herr Salvator."

„Ich hoffe," sagte Salvator.

„Auf Wiedersehen!" machte Herr Jackal.

„Auf Wiedersehen!" antwortete Salvator.

Salvator sprang aus dem Wagen, der Schlag schloß sich und das Coupé fuhr in großem Trab davon.

„O! Dämon!" sagte Salvator, „ich habe Dich im Verdachte, daß Du besser als ich weißt, wo der Leichnam des armen Kindes ist."

Und bei diesen Worten öffnete er die Thüre und trat bei sich ein.

„Thut nichts," sagte er, „bleibt doch Rose-de-

begann die Treppe hinaufzusteigen, welche
its in Sprüngen zurückgelegt.
u es, Freund?" sagte eine Stimme oben
heplatz.
) bin es," rief Salvator.
sich in Fragola's Arme.
lugenblick vergaß er die furchtbare Täu-
: Nacht in der süßen Umarmung, die ihn
en ließ.
kam zuerst wieder zu sich.
ein, Salvator," sagte sie; „seit sieben
Morgen wartet eine alte Frau auf Dich,
unglücklich ist, aber nicht sagen will,
nen macht."
lte Frau!" rief Salvator, „das ist die

in das Zimmer stürzend, rief er:
:-Noël! Rose-de-Noël!"
antwortete die Brocante, „als ich diesen
ihr Zimmer kam, war das Zimmer offen
ie Kleine fort."
:ief Salvator, indem er sich mit der Faust
ne schlug, „ich hätte mir's denken sollen,
Augenblick, wo ich den Leichnam des
ht mehr fand, man zu gleicher Zeit die
erschwinden lassen werde!"

LVI.

Vive l'ampleur! *)

Erklären wir jetzt, wie der Leichnam fehlte, welen Salvator und Herr Jackal in dem Park von Sirh zu suchen vergeblich gekommen waren.

Man wird sich erinnern, daß Salvator, als er Herrn Jackal verließ, einem Individuum begegnete, das, obgleich die Rauhheit der Jahreszeit noch durchaus nicht zu einer solchen Vorsichtsmaßregel nöthigte, in einen ungeheuren Winterüberrock gehüllt war, dessen Kragen ihm als Maske zu dienen bestimmt schien.

Dieser Mensch, dem Herr Jackal nur eine oberflächliche Aufmerksamkeit geschenkt hatte, war hinter ihm die Treppe hinaufgestiegen und hatte sich unter dem wohlbekannten Namen Gérard melden lassen.

Es war in der That Herr Gérard.

Wenn man die Eile sah, mit der er den Hof durchmessen und unter den Bogengang getreten, der zu dem Chef der geheimen Polizei führte; wenn man die ängstliche Besorgtheit beobachtete, mit der er den Theil des Gesichtes zu Boden senkte, der zwischen seinem Hut und seinem Rockkragen frei blieb, mußte man unwillkürlich mit Abscheu den Kopf abwenden, denn ein Beobachter erkannte alsbald in diesem Menschen den Polizeispion in der vollen Bedeutung des Wortes.

---

*) Es lebe die Weite!

gesagt, man meldete Herrn Gérard.
e des Cabinets von Herrn Jackal ging
Besuchende trat ein.
" sagte Herr Jackal, „da ist der ehren=
Gérard. Kommen Sie, mein lieber
ı Sie!"
ne Ihnen vielleicht ungelegen?" fragte

ɜ? — Sie mir ungelegen kommen?

zu gütig, mein ɟ rr!" machte Gérard.
s wollte ich gera zu Ihnen schicken.
elegen kommen, ɔie, mein Getreuer,
ein Liebling! Nein, nein, Herr Gérard,
ɛ das nicht im Ernste."
mir, als wären Sie auf."
iß, ich habe so eben einem Ihrer Freunde
egeben."
ıeiner Freunde — welchem?"
alvator."
e ihn nicht," sagte Herr Gérard er=

r er kennt Sie, befürchte ich wenig=

glaubte, Sie wollten ausgehen."
hofften unserer kleinen Plauderei aus=
dankbarer!"
ckal . . ."
ɹen Sie Ihren Hut ab; Sie sehen im=
wenn Sie fliehen wollten . . . so, gut
setzen Sie sich. Wo zum Teufel wür=
heitereren Kameraden, einen liebens=

würdigeren Luſtigmacher als mich finden, Undankbarer! Abgeſehen davon, daß, während Sie über dem König wachen, ich über Ihnen wache. Ja, ich war im Begriffe, auszugehen: aber Sie kommen und ich bleibe . . . Ausgehen, ja wohl! ich werde meine wichtigſten perſönlichen Angelegenheiten opfern, um die Freude zu haben, einen Augenblick mit Ihnen zu plaudern. Nun, was haben Sie mir Neues zu erzählen, ehrenwerther Herr Gérard?"

„Wenig, mein Herr."

„Um ſo ſchlimmer, um ſo ſchlimmer!"

Herr Gérard ſchüttelte den Kopf, wie ein Mann, der ſagt: „Die Verſchwörung bricht nicht aus!"

„Aber weiter?" fragte Herr Jackal.

„Man hat Ihnen geſtern einen Mann gebracht, den ich vor dem Café Foy arretiren ließ."

„Was that er dort?"

„Er machte unmäßige napoleoniſche Propaganda."

„Erzählen Sie mir das, lieber Herr Gérard."

„Denken Sie ſich . . ."

„Zuerſt ſeinen Namen?"

„Ich weiß ihn nicht, mein Herr . . . Sie begreifen, daß es unklug von mir geweſen wäre, ihn darum zu fragen."

„Sein Signalement?"

„Nun, es war ein großer, ſtarker, kräftiger Mann, mit einem bis ans Kinn zugeknöpften langen Rock, und einem rothen Band im Knopfloche."

„Ein Offizier außer Dienſten."

„Das habe ich mir auch geſagt, namentlich als ich ſeinen Hut mit breitem Rand ſah, der über den Kopf hereingedrückt war und keck auf dem Ohre ſaß."

err Gérard, nicht übel für einen
te Herr Jackal; „Sie werden ſehen,
Ihnen machen können. Fahren

as Kaffeehaus, und da mir ſeine
Verdächtiges hatte, ſo folgte ich

érard, gut.“
m einen Tiſch und verlangte eine
und eine Caraffe mit Branntwein,
: „„Ich kann meinen Kaffee nur
ich liebe den Gloria*)!““ Und
ſich, als wollte er ſehen, ob ihm
e.“
antwortete ihm?“
ann, als dächte er, er habe nicht
hen, fuhr er fort: „„Es lebe der

l! Teufel!“ machte Herr Jackal.
aufrühreriſch. „Vive le gloria!
te man: vive la gloire!“
), was ich dachte, und da unter
Regierung kein Grund vorhanden,
rufen, ſo war mir dieſer Mann

. Räuber der Loire! . . .“
an einen dem ſeinigen gegenüber-
tſchloſſen, meine Ohren und Augen
n.“

aſſe ſchwarzen Kaffees mit Brannt-

„Bravo, Herr Gérard!“

„Er verlangte ein Journal . . .“

„Welches?“

„Ah, das weiß ich nicht.“

„Das ist ein Fehler, Herr Gérard.“

„Ich glaube, es war der Constitutionnel.“

„Es war der Constitutionnel.“

„Sie glauben?“

„Ich weiß gewiß.“

„Wenn Sie gewiß wissen, Herr Jackal . . .“

„Er verlangte den Constitutionnel . . . Fahren Sie fort.“

„Er verlangte den Constitutionnel; aber ich sah, daß es purer Betrug war; denn, sei es Zufall, sei es Verachtung, er hielt die Lectüre beständig verkehrt bis zu dem Augenblicke, da einer seiner Freunde in das Café trat.“

„Woran sahen Sie, daß es einer seiner Freunde war, Herr Gérard?“

„Daran, daß er von Kopf bis zu Fuß genau wie er selbst angezogen war; nur war er bedeutend abgeschabter.“

„Kehrte wohl vom Champ d'Asile*) zurück . . . Fahren Sie fort, Herr Gérard.“

„Es war zweifelsohne sein Freund.

„Die Sache ist um so weniger zweifelhaft; als der, welcher eintrat, gerade auf den Sitzenden zu ging und ihm die Hand bot.

---

*) Name eines Asyls, daß die französischen Refugiés nach der Restauration in Texas zu gründen beabsichtigten. D. Uebers.

Tag,"" ſagte der Erſtere in rauhem Tone.
Tag,"" ſagte der Andere im ſelben Tone;
ſo eine Erbſchaft gemacht?""
"
Du.""
cum das?""
ı, weil Du ganz neu herausgeputzt biſt.""
ine Frau hat mich ſo zu meinem Geburts-
pirt.""
ch glaubte, man habe die Bezahlung er-
""
ein, und ich glaube auch, wir müſſen noch einige
ſerem Correſpondenten in Wien Credit geben.""
Dem Herzog von Reichſtadt," machte Herr Jackal.
„Das habe ich mir auch geſagt," verſetzte Herr
ırd.
„„Du weißt,"" fuhr der erſte Militär fort, „„daß
genannte Correſpondent von Wien nach Paris
ımen ſollte?""
„„Ich weiß es,"" antwortete der Andere; „„aber
wurde daran gehindert.""
„„Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.""
„Hm! hm! Herr Gérard, was ſagen Sie? nichts Bedeutendes? aber ich finde es ſchon genug, was Sie da geſagt, und wenn nichts weiter dazu kömmt ..."
„Es kömmt noch weiter dazu, mein Herr."
„Gut; fahren Sie fort, fahren Sie fort, mein Herr Gérard."
Und zum Zeichen der Befriedigung zog Herr Jackal ſeine Tabaksdoſe heraus und ſtopfte ſich die Naſe voll Tabak.
Herr Gérard fuhr fort.

„Bravo, Herr Gérard!“

„Er verlangte ein Journal . . .“

„Welches?“

„Ah, das weiß ich nicht.“

„Das iſt ein Fehler, Herr Gérard.“

„Ich glaube, es war der Conſtitutionnel.“

„Es war der Conſtitutionnel.“

„Sie glauben?“

„Ich weiß gewiß.“

„Wenn Sie gewiß wiſſen, Herr Jackal . . .“

„Er verlangte den Conſtitutionnel . . . Fahren Sie fort.“

„Er verlangte den Conſtitutionnel; aber ich ſah, daß es purer Betrug war; denn, ſei es Zufall, ſei es Verachtung, er hielt die Lectüre beſtändig verkehrt bis zu dem Augenblicke, da einer ſeiner Freunde in das Café trat.“

„Woran ſahen Sie, daß es einer ſeiner Freunde war, Herr Gérard?“

„Daran, daß er von Kopf bis zu Fuß genau wie er ſelbſt angezogen war; nur war er bedeutend abgeſchabter.“

„Kehrte wohl vom Champ d'Asile*) zurück . . . Fahren Sie fort, Herr Gérard.“

„Es war zweifelsohne ſein Freund.

„Die Sache iſt um ſo weniger zweifelhaft; als der, welcher eintrat, gerade auf den Sitzenden zu ging und ihm die Hand bot.

---

*) Name eines Aſyls, daß die franzöſiſchen Refugiés nach der Reſtauration in Texas zu gründen beabſichtigten. D. Ueberſ.

„“ ſagte der Erſtere in rauhem Tone.
„“ ſagte der Andere im ſelben Tone;
ne Erbſchaft gemacht?““

;?““
Du ganz neu herausgeputzt biſt.““
t hat mich ſo zu meinem Geburts-

:, man habe die Bezahlung er-

) glaube auch, wir müſſen noch einige
:ſpondenten in Wien Credit geben.““
)on Reichſtadt,“ machte Herr Jackal.
mir auch geſagt,“ verſetzte Herr

' fuhr der erſte Militär fort, „„daß
reſpondent von Wien nach Paris

,““ antwortete der Andere; „„aber
ehindert.““
t iſt nicht aufgehoben.““
:r Gérard, was ſagen Sie? nichts
r ich finde es ſchon genug, was
venn nichts weiter dazu kömmt ...“
ch weiter dazu, mein Herr.“
Sie fort, fahren Sie fort, mein

chen der Befriedigung zog Herr
ksdoſe heraus und ſtopfte ſich die

uhr fort.

„Der zuerſt Anweſende ſagte dann:

„„Wahrlich eine hübſche Redingote.““

„Dabei fuhr er ihm mit der Hand über das Tuch.

„„Sehr ſchön,““ antwortete der Andere ſtolz.

„„Ein herrlicher Strich.““

„„Elbeuftuch, ganz einfach.““

„„Etwas weit, vielleicht.““

„„Wie, etwas weit?““

„„Ich meine: Deine Redingote, ich finde ſie etwas weit für einen Soldaten.““

„Das beweist,“ bemerkte Herr Jackal, „daß es ein Militär war und daß Sie ſich nicht getäuſcht, Herr Gérard.“

„„Warum etwas weit?““ antwortete der Offizier; „„die Kleider können nie weit genug ſein; ich bin für die großen Sachen: ich habe Alles lieb, was weit iſt: Vive l'empereur!““

„Vive l'empereur! wie, es lebe der Kaiſer! ruft er gelegentlich einer Redingote?“

„Ich weiß wohl, daß das in keinem großen Bezügniſſe ſteht,“ verſetzte Herr Gérard etwas verlegen; „aber ich hörte vive l'empereur! rufen.“

Herr Jackal ſchnupfte eine zweite Priſe mit großem Geräuſch.

„Nehmen wir an, daß er: vive l'empereur! gerufen.“

„Ja, nehmen wir das an,“ ſagte Herr Gérard, den die Discuſſion ſichtlich in Verlegenheit ſetzte, „Sie begreifen wohl, daß ich das Café verließ, als ich dieſen aufrühreriſchen Ruf hörte, der mehre Perſonen ſich umzudrehen veranlaßte.“

„Ich begreife.“

e fand ich zwei Agenten; ich be-
einen Mann und entfernte mich
t am Rockkragen faſſen ſah."
Herr Gérard! aber es iſt erſtaun-
n Mann gar nicht geſehen, auch
apport darüber gemacht."
Sie indeſſen, daß der Mann arre-
Jackal."
utete.
rſchien.
errn Gibaſſier rufen," ſagte Herr

ing.
verfloſſen, während welcher Herr
ſeines Bureaus durchwühlte.
s," ſagte er, „abſolut nichts."
rat ein.
Herr Jackal.
r wartet."
ten."
ſeien nicht allein."
r. Herr Gibaſſier iſt wie Sie,
chüchterner Mann, der nicht gerne
an ſollte wirklich glauben, es ſei
dem Veilchen: es verräth ſich nur
. Treten Sie in dieſes Zimmer

der wirklich kein größeres Ver-
ſehen zu laſſen, als Herr Gibaſ-
das Nebenzimmer, deſſen Thüre er
ch ſchloß.

ɛten Sie ein, Gibaſſier!" rief Herr Jackal;
. allein."
)aſſier trat, wie immer, mit lächelndem Geſichte

Was ſoll das heißen, Gibaſſier," rief Herr
.. „Man macht wichtige Gefangennehmungen
ch weiß nichts davon!"
Gibaſſier ſtreckte den Hals vor und riß die
en auf, wie ein Menſch, welcher ſagt: „Erklären
ſich!"
„Geſtern," fuhr Herr Jackal fort, „hat man
en Mann arretirt, welcher Vive l'empereur! ge-
fen."
„Wo das, Herr Jackal?"
„Im Café Foy, Herr Gibaſſier."
„Im Café Foy? Der Mann hatte ja gar nicht Vive l'empereur! gerufen."
„Was rief er denn?"
„Vive l'ampleur!" *)
„Sie täuſchen ſich, Herr Gibaſſier."
„Erlauben Sie mir zu verſichern, daß ich deſſen ſicher bin, was ich vorbringe."
„Und wie können Sie deſſen gewiß ſein?"
„Ich war es ſelbſt," ſagte Gibaſſier.
Herr Jackal ſchob ſeine Brille in die Höhe un betrachtete Gibaſſier mit jenem ſtummen Lächeln, d ihm eigen war.
„Das iſt's, wenn man doppelte Polizei ha ſagte endlich Jackal. „Das braucht's noch, daß e ſolche Myſtification vorkömmt."

*) Es lebe die Weite!

Thüre s Zimmers tretend, in wel-
rd eing offen war, ſagte er:
r Gérard, Sie können wieder ein-

alſo allein?“ fragte Herr Gérard
e.
r beinahe allein,“ verſetzte Herr Jackal.
t mit ſeiner gewöhnlichen Schüchtern-

halb Gibaſſier gewahrte, machte er
rück
er, „was iſt das?“
r?“
Herr.“
ien ihn?“
: wohl!“
errn Jackal ſich herab
:: „Das iſt mein [illegible]

nahm Herrn Gérard an der Hand.
r Herr Gérard,“ ſagte er, „ich ſtelle
baſſier, meinen Unterbrigadechef, vor.“
te er ſich an Gibaſſier und fuhr fort:
r Gibaſſier, ich ſtelle Ihnen Herrn
unſerer ergebenſten Agenten, vor.“
rd!“ machte Gibaſſier.
renwerthe Herr Gérard von Vanvres,
.“
erbeugte ſich mit einer gewiſſen re-
e und ging beinahe rücklings hinaus.
Sie kennen?“ fragte Herr Gérard
rr Gibaſſier weiß alſo? . . .“

LVI.

Vive l'ampleur! *)

Erklären wir jetzt, wie der Leichnam fehlte, welchen Salvator und Herr Jackal in dem Park von Viry zu suchen vergeblich gekommen waren.

Man wird sich erinnern, daß Salvator, als er Herrn Jackal verließ, einem Individuum begegnete, das, obgleich die Rauhheit der Jahreszeit noch durchaus nicht zu einer solchen Vorsichtsmaßregel nöthigte, in einen ungeheuren Winterüberrock gehüllt war, dessen Kragen ihm als Maske zu dienen bestimmt schien.

Dieser Mensch, dem Herr Jackal nur eine oberflächliche Aufmerksamkeit geschenkt hatte, war hinter ihm die Treppe hinaufgestiegen und hatte sich unter dem wohlbekannten Namen Gérard melden lassen.

Es war in der That Herr Gérard.

Wenn man die Eile sah, mit der er den Hof durchmessen und unter den Bogengang getreten, der zu dem Chef der geheimen Polizei führte; wenn man die ängstliche Besorgtheit beobachtete, mit der er den Theil des Gesichtes zu Boden senkte, der zwischen seinem Hut und seinem Rockkragen frei blieb, mußte man unwillkürlich mit Abscheu den Kopf abwenden, denn ein Beobachter erkannte alsbald in diesem Menschen den Polizeispion in der vollen Bedeutung des Wortes.

---

*) Es lebe die Weite!

gesagt, 1 ete Herrn Gérard.
re des Cabinets von Herrn Jackal ging
Besuchende trat ein.
!" sagte Herr Jackal, „da ist der ehren=
Gérard. Kommen Sie, mein lieber
en Sie!"
nme Ihnen vielleicht ungelegen?" fragte
b.
as? — Sie mir ungelegen kommen?

ıb zu gütig, mein Herr!" machte Gérard.
ies wollte ich gerade zu Ihnen schicken.
ıgelegen kommen, Sie, mein Getreuer,
mein Liebling! Nein, nein, Herr Gérard,
ıir das nicht im Ernste."
r mir, als wären Sie auf."
wiß, ich habe so eben einem Ihrer Freunde
gegeben."
meiner Freunde — welchem?"
Salvator."
ıne ihn nicht," sagte Herr Gérard er=

ber er kennt Sie, befürchte ich wenig=

) glaubte, Sie wollten ausgehen."
.e hofften unserer kleinen Plauderei aus=
Undankbarer!"
jackal . . ."
legen Sie Ihren Hut ab; Sie sehen im=
s wenn Sie fliehen wollten . . . so, gut
ın setzen Sie sich. Wo zum Teufel wür=
en heitereren Kameraden, einen liebens=

ɔigeren Luſtigmacher als mich finden, Undank-
ːr! Abgeſehen davon, daß, während Sie über
ı König wachen, ich über Ihnen wache. Ja, ich
r im Begriffe, auszugehen: aber Sie kommen und
bleibe . . . Ausgehen, ja wohl! ich werde meine
ıchtigſten perſönlichen Angelegenheiten opfern, um
ːe Freude zu haben, einen Augenblick mit Ihnen
u plaudern. Nun, was haben Sie mir Neues zu
ːrzählen, ehrenwerther Herr Gérard?"

„Wenig, mein Herr."

„Um ſo ſchlimmer, um ſo ſchlimmer!"

Herr Gérard ſchüttelte den Kopf, wie ein Mann, der ſagt: „Die Verſchwörung bricht nicht aus!"

„Aber weiter?" fragte Herr Jackal.

„Man hat Ihnen geſtern einen Mann gebracht, den ich vor dem Café Foy arretiren ließ."

„Was that er dort?"

„Er machte unmäßige napoleoniſche Propaganda."

„Erzählen Sie mir das, lieber Herr Gérard."

„Denken Sie ſich . . ."

„Zuerſt ſeinen Namen?"

„Ich weiß ihn nicht, mein Herr . . . Sie begreifen, daß es unklug von mir geweſen wäre, ihn darum zu fragen."

„Sein Signalement?"

„Nun, es war ein großer, ſtarker, kräftiger Mann, mit einem bis ans Kinn zugeknöpften langen Rock, und einem rothen Band im Knopfloche."

„Ein Offizier außer Dienſten."

„Das habe ich mir auch geſagt, namentlich als ich ſeinen Hut mit breitem Rand ſah, der über den Kopf hereingedrückt war und keck auf dem Ohre ſaß."

r Gérard, nicht übel für einen
Herr Jackal; „Sie werden sehen,
Ihnen machen können. Fahren

as Kaffeehaus, und da mir seine
Verdächtiges hatte, so folgte ich

Gérard, gut.“
an einen Tisch und verlangte eine
und eine Caraffe mit Branntwein,
gte: „„Ich kann meinen Kaffee nur
; ich liebe den Gloria*)!““ Und
m sich, als wollte er sehen, ob ihm
ctete.“
and antwortete ihm?“
Dann, als dächte er, er habe nicht
prochen, fuhr er fort: „„Es lebe der

Teufel! Teufel!“ machte Herr Jackal.
ulich aufrührerisch. „Vive le gloria!
s sagte man: vive la gloire!“
s auch, was ich dachte, und da unter
lichen Regierung kein Grund vorhanden,
ce! zu rufen, so war mir dieser Mann
ig.“
ut! . . . Räuber der Loire! . . .“
gte mich an einen dem seinigen gegenüber-
isch, entschlossen, meine Ohren und Augen
zu halten.“

kleine Tasse schwarzen Kaffees mit Brannt-

„Bravo, Herr Gérard!“

„Er verlangte ein Journal . . .“

„Welches?“

„Ah, das weiß ich nicht.“

„Das ist ein Fehler, Herr Gérard.“

„Ich glaube, es war der Constitutionnel.“

„Es war der Constitutionnel.“

„Sie glauben?“

„Ich weiß gewiß.“

„Wenn Sie gewiß wissen, Herr Jackal . . .“

„Er verlangte den Constitutionnel . . . Fahren Sie fort.“

„Er verlangte den Constitutionnel; aber ich sah, daß es purer Betrug war; denn, sei es Zufall, sei es Verachtung, er hielt die Lectüre beständig verkehrt bis zu dem Augenblicke, da einer seiner Freunde in das Café trat.“

„Woran sahen Sie, daß es einer seiner Freunde war, Herr Gérard?“

„Daran, daß er von Kopf bis zu Fuß genau wie er selbst angezogen war; nur war er bedeutend abgeschabter.“

„Kehrte wohl vom Champ d'Asile*) zurück . . . Fahren Sie fort, Herr Gérard.“

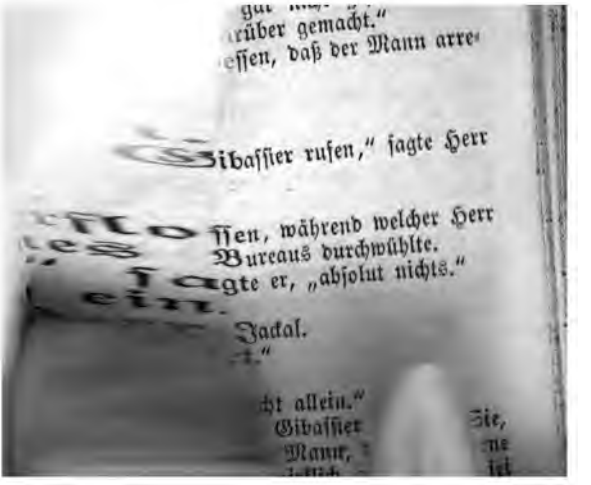
„Es war zweifelsohne sein Freund.

„Die Sache ist um so weniger zweifelhaft; als der, welcher eintrat, gerade auf den Sitzenden zu ging und ihm die Hand bot.

---

*) Name eines Asyls, daß die französischen Refugiés nach der Restauration in Texas zu gründen beabsichtigten. D. Uebers.

Tag,"" sagte der Erstere in rauhem Tone.
Tag,"" sagte der Andere im selben Tone;
lso eine Erbschaft gemacht?""
"
Du.""
um das?""
, weil Du ganz neu herausgeputzt bist.""
ine Frau hat mich so zu meinem Geburts-
irt.""
glaubte, man habe die Bezahlung er-
in, und ich glaube auch, wir müssen noch einige
rem Correspondenten in Wien Credit geben.""
m Herzog von Reichstadt," machte Herr Jackal.
s habe ich mir auch gesagt," versetzte Herr
Du weißt,"" fuhr der erste Militär fort, ""daß
annte Correspondent von Wien nach Paris
n sollte?""
Ich weiß es,"" antwortete der Andere; ""aber
rde daran gehindert.""
"Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.""
Hm! hm! Herr Gérard, was sagen Sie? nichts
utendes? aber ich finde es schon genug, was
da gesagt, und wenn nichts weiter dazu kömmt ..."
"Es kömmt noch weiter dazu, mein Herr."
"Gut; fahren Sie fort, fahren Sie fort, mein
r Gérard."
Und zum Zeichen der Befriedigung zog Herr
ackal seine Tabaksdose heraus und stopfte sich die
ase voll Tabak.
Herr Gérard fuhr fort.



„Der zuerst Anwesende sagte dann:

„„Wahrlich eine hübsche Redingote.““

„Dabei fuhr er ihm mit der Hand über das Tuch.

„„Sehr schön,““ antwortete der Andere stolz.

„„Ein herrlicher Strich.““

„„Elbeuftuch, ganz einfach.““

„„Etwas weit, vielleicht.““

„„Wie, etwas weit?““

„„Ich meine: Deine Redingote, ich finde sie etwas weit für einen Soldaten.““

„Das beweist,“ bemerkte Herr Jackal, „daß es ein Militär war und daß Sie sich nicht getäuscht, Herr Gérard.“

„„Warum etwas weit?““ antwortete der Offizier; „„die Kleider können nie weit genug sein; ich bin für die großen Sachen: ich habe Alles lieb, was weit ist: Vive l'empereur!““

„Vive l'empereur! wie, es lebe der Kaiser! ruft er gelegentlich einer Redingote?“

„Ich weiß wohl, daß das in keinem großen Bezügnisse steht,“ versetzte Herr Gérard etwas verlegen; „aber ich hörte vive l'empereur! rufen.“

Herr Jackal schnupfte eine zweite Prise mit großem Geräusch.

„Nehmen wir an, daß er: vive l'empereur! gerufen.“

„Ja, nehmen wir das an,“ sagte Herr Gérard, den die Discussion sichtlich in Verlegenheit setzte, „Sie begreifen wohl, daß ich das Café verließ, als ich diesen aufrührerischen Ruf hörte, der mehre Personen sich umzudrehen veranlaßte.“

„Ich begreife.“

: fand ich zwei Agenten; ich be=
einen Mann und entfernte mich
n am Rockkragen faſſen ſah."
i Herr Gérard! aber es iſt erſtaun=
en Mann gar nicht geſehen, auch
Rapport darüber gemacht."
ce Sie indeſſen, daß der Mann arre=
Jackal."
läutete.
r erſchien.
: Herrn Gibaſſier rufen," ſagte Herr

er ging.
uten verfloſſen, während welcher Herr
ten ſeines Bureaus durchwühlte.
nichts," ſagte er, „abſolut nichts."
ſier trat ein.
fragte Herr Jackal.
baſſier wartet."
eintreten."
, Sie ſeien nicht allein."
wahr. Herr Gibaſſier iſt wie Sie,
ein ſchüchterner Mann, der nicht gerne
t; man ſollte wirklich glauben, es ſei
mit dem Veilchen: es verräth ſich nur
rſüm. Treten Sie in dieſes Zimmer
rard."
rard, der wirklich kein größeres Ver=
ſich ſehen zu laſſen, als Herr Gibaſ=
) in das Nebenzimmer, deſſen Thüre er
ter ſich ſchloß.

„Treten Sie ein, Gibaſſier!“ rief Herr Jackal; „ich bin allein.“

Gibaſſier trat, wie immer, mit lächelndem Geſichte ein.

„Was ſoll das heißen, Gibaſſier,“ rief Herr Jackal. „Man macht wichtige Gefangennehmungen und ich weiß nichts davon!“

Gibaſſier ſtreckte den Hals vor und riß die Augen auf, wie ein Menſch, welcher ſagt: „Erklären Sie ſich!“

„Geſtern,“ fuhr Herr Jackal fort, „hat man einen Mann arretirt, welcher Vive l'empereur! gerufen.“

„Wo das, Herr Jackal?“

„Im Café Foy, Herr Gibaſſier.“

„Im Café Foy? Der Mann hatte ja gar nicht Vive l'empereur! gerufen.“

„Was rief er denn?“

„Vive l'ampleur!“ *)

„Sie täuſchen ſich, Herr Gibaſſier.“

„Erlauben Sie mir zu verſichern, daß ich deſſen ſicher bin, was ich vorbringe.“

„Und wie können Sie deſſen gewiß ſein?“

„Ich war es ſelbſt,“ ſagte Gibaſſier.

Herr Jackal ſchob ſeine Brille in die Höhe und betrachtete Gibaſſier mit jenem ſtummen Lächeln, das ihm eigen war.

„Das iſt's, wenn man doppelte Polizei hat,“ ſagte endlich Jackal. „Das braucht's noch, daß eine ſolche Myſtification vorkömmt.“

---

*) Es lebe die Weite!

also allein?" fragte Herr Gérard

beinahe allein," verſetzte Herr Jackal.
mit ſeiner gewöhnlichen Schüchtern-

alb Gibaſſier gewahrte, machte er
ück
r, „was iſt das?"
?"
herr."
n ihn?"
wohl!"
rn Jackal ſich herabbeugend, flüſterte
„Das iſt mein Offizier aus dem

nahm Herrn Gérard an der Hand.
Herr Gérard," ſagte er, „ich ſtelle
aſſier, meinen Unterbrigadechef, vor."
er ſich an Gibaſſier und fuhr fort:
Gibaſſier, ich ſtelle Ihnen Herrn
nſerer ergebenſten Agenten, vor."
d!" machte Gibaſſier.
enwerthe Herr Gérard von Vanvres,

rbeugte ſich mit einer gewiſſen re-
und ging beinahe rücklings hinaus.
Sie kennen?" fragte Herr Gérard
r Gibaſſier weiß alſo? . . ."

„Alles, mein lieber Herr Gérard!“

Der Meuchelmörder wurde leichenblaß.

„Das darf Sie aber in keiner Weise beunruhigen,“ sagte Herr Jackal, „Herr Gibassier ist mein anderes Ich.“

„O, mein Herr,“ stotterte der Spion, „warum haben Sie mich diesem Menschen vorgestellt?“

„Erstens, weil es gut ist, sich zu kennen, wenn man im selben Regimente dient.“

Dann fügte er mit einem Tone hinzu, der jede Sylbe bei Herrn Gérard tief ins Herz dringen ließ:

„Und ist es nicht wichtig, daß er Sie kennt, um Sie frei zu machen, wenn ein ungeschickter Mensch Sie arretiren würde?“

Bei dem Gedanken, daß er arretirt werden könnte, sank Herr Gérard in den Fauteuil à la Voltaire.

Aber Herr Jackal war nicht sehr empfindsam; er ließ Herrn Gérard auf seinem Throne und setzte sich auf einen einfachen Stuhl ihm gegenüber.

LVII.

Ein guter Rath.

Herr Jackal ließ Herrn Gérard einige Secunden, um sich zu erholen.

Endlich schlug Herr Gérard seinen Blick langsam zu ihm auf.

Herr Jackal machte eine Bewegung mit den Schultern.

„Was wollen Sie,“ sagte er zu ihm mit schein-

homie, „das ist eben eine
lgeschlagen.“

der Ehrenlegion.“
Gérard, man muß es gestehen,

Herr Jackal, „haben Sie mir
Ernsteres mitzutheilen?“
rr, ich gestehe es.“
! Teufel! . . . so ist es also an
u sagen, was Sie vielleicht in-

l schob seine Brille hinauf und
ugen auf den Mitunterredner,
i stechenden Blicke unwillkürlich

r ihm durch höhere Ordre hei-
eimann hatte deßhalb nicht auf
r Tortur verzichtet: er vermochte
eitere und stoische Gemüth des
r in dem Gefängniß der Verur-
n einem Augenblicke zum andern
chte alles über den freien und
érard.
Gérard wohl; deßhalb erblaßte
des Herrn Jackal.
er das Hotel der Rue Jerusa-
er es, wie der Patient, der von
ung kömmt.
war mehr oder weniger immer
die gewöhnliche oder die außer-
andelte.

Diesmal hatte Herr Jackal die außergewöhnliche Frage für ihn in Bereitschaft.

Herr Gérard lieh erblassend dem, was ihn interessiren sollte, sein Ohr.

Aber die Katze hielt die Maus in ihren Krallen und machte sich das Vergnügen, mit ihr zu spielen.

Herr Jackal zog die Tabaksdose aus seiner Tasche, tauchte die zwei Finger hinein und nahm eine ungeheure Prise heraus, die er mit großer Wollust schnupfte.

Herr Gérard wagte es nicht, den Polizeimann zum Sprechen zu drängen und lauschte mit einer Resignation, die nicht von einer gewissen Ungeduld frei war.

„Sie wissen, lieber Herr Gérard," sagte endlich Herr Jackal, „daß in acht Tagen die Frist abgelaufen ist, welche König Karl X. Herrn Sarranti zuerkannt?"

„Ich weiß es," murmelte Herr Gérard, indem er auf Herrn Jackal einen Blick voll Unruhe warf.

„Sie wissen ferner, daß der Abbé Dominique übermorgen zurück sein kann . . . vielleicht morgen oder heute schon?"

„Ja, ja, ich weiß auch das," antwortete der Philantrop an allen Gliedern zitternd.

„O, wenn Sie aber so schon bei dem ersten Worte zittern, das ich an Sie richte, lieber Herr Gérard, so würden Sie sicher ohnmächtig werden, wenn Sie wüßten, um was es sich handelte; und wären Sie ohnmächtig, so würden Sie nicht mehr hören, was ich Ihnen zu sagen habe und was wahrscheinlich noch interessanter ist."

Sie?" f e Herr Gérard, „das

ben Sie von Abbé Dominique zu
ch Ihnen gesagt, daß der Papst
en wird?"
thmete wieder auf.
" sagte er.
Seine Heiligkeit Gregor XVI., das
nge."
thmete noch mehr auf.
ab ihm Zeit, seine Lungen mit

er, „nein, das ist es nicht, was
ben."
tt!" murmelte Herr Gérard, „ich
fürchten?"
r Herr Gérard, sind Sie so wenig
e nicht wissen, daß der Mensch,
tur, unausgesetzt im Kampfe mit
gibt, keinen Augenblick Ruhe hätte,
digen Gefahren kennte, durch die
er nur durch ein Wunder ent-

lte Herr Gérard, „das ist eine
Sie da aussprechen, Herr Jackal."
dies anerkannt," versetzte Herr
ch verbeugte, „so wünsche ich eine
ichten."
ie, mein Herr, machen Sie sie."
Herr Gérard . . . eine geringe

nicht, mein Herr; ich glaube mir

nicht den Vorwurf machen zu dürfen, vier Verse in meinem Leben gelesen zu haben."

„Nun, die Dichter behaupten, daß die Todten bisweilen aus ihrem Grabe aufstehen. Glauben Sie daran?"

Herr Gérard murmelte fünf oder sechs unverständliche Worte und begann heftiger, denn je zu zittern.

„Ich hatte bis jetzt nicht daran geglaubt," versetzte Herr Jackal; „aber eine Thatsache, die allerneuestens zu meiner Kenntniß kam, hat mich in dieser Sache derart erbaut, daß ich eine These darüber jetzt aufrecht zu erhalten im Stande wäre; nein, sie stehen nicht von selber auf, aber man kann sie auferstehen machen."

Herr Gérard entfärbte sich immer mehr.

„Hören Sie die Anecdote; ich überlasse Ihnen die Würdigung derselben. Ein Mann von Ihrem Temperamente, von Ihrem Charakter, Ihrer Gesinnung, kurz ein Philantrop, hatte in einem bösen Augenblick — man ist leider nicht vollkommen, lieber Herr Gérard, ich weiß die Wahrheit mehr als irgend Jemand! — seinen Neffen ertränkt; und da er nicht wußte, was mit der Leiche anfangen, — man weiß immer nicht, was mit den Leichen anfangen! das ist's meist, was den Untergang der Leute herbeiführt, welche andere umbringen — und nicht wissend, was mit der Leiche anfangen, hat er sie in einem dichten Gehölze seines Parkes begraben."

Herr Gérard stieß einen Seufzer aus und senkte den Kopf.

„Dort glaubte er ihn wohl verborgen. Er ist

; aber der Boden besitzt nicht
genheit, die man bei ihm vor-
un gar diesen Morgen — ei, du
ann ging gerade weg, als Sie
zu mir und sagt mir wörtlich:
ackal, in acht Tagen wird man
inrichten.""
daß ich erstaunte, lieber Herr
wortete, es gebe keinen Unschul-
die Justiz das Schuldig ausge-
r jedoch Stillschweigen auf, in-

n hinrichten will, ist unschuldig
huldigen kenne ich '"
g seinen Kopf in seinen Händen.
iel ich konnte, verneint," fuhr
aber der Fremde hemmte meine
te:
über eine Nacht verfügen?""
antwortete ich ihm.
hste Nacht?""
hste Nacht ist besetzt.""
übernächste Nacht?""
zu einer Excursion?" sagte ich

rsion.""
daß ich zu wissen wünschte, wohin

n Paris oder außerhalb von

n Paris.""

„Und es wurde ausgemacht, daß nicht in dieſer, ſondern in der folgenden Nacht mir der Beweis in die Hände geliefert werden ſolle, daß nicht der, den man hinrichten wollte, ſondern im Gegentheil ein Menſch, der ſich in Freiheit befinde, der Schuldige ſei.“

„Sie nahmen alſo die Excurſion an?“ ſtotterte Herr Gérard.

„Konnte ich anders? ich frage Sie, der Sie ein Mann von Verſtand, Sie wiſſen, was meine Aufgabe iſt? Prudhon hat ein Bild davon gemacht: Die Gerechtigkeit das Verbrechen verfolgend. Sie wiſſen, daß die Deviſe des Philoſophen von Genf: Vitam impendere vero! auch die meinige iſt. Ich mußte ſagen: Ich werde kommen!“

„Und Sie kamen?“

„Zum Teufel! ich mußte wohl, ich wurde requirirt; aber ich ſagte Ihnen, ich gehe nicht in der nächſten Nacht; ich gehe erſt in der übernächſten Nacht — übernächſten Nacht, Sie hören?“

„Ja,“ antwortete Herr Gérard, der wirklich hörte, aber ohne zu verſtehen, und deſſen Zähne wie Caſtagnetten klapperten.

„Ah! ich wußte es wohl,“ machte Herr Jackal, „daß ich Sie durch dieſe Erzählung intereſſiren würde.“

„Aber, mein Herr, worauf zielt das ab, was Sie mir da ſagen, was iſt das Reſultat der vertraulichen Mittheilung, die Sie mir machen?“ ſtotterte Herr Gérard, ſich zum Sprechen anſtrengend.

„Was? Wie! Sie merken das nicht? Ich ſagte mir: Herr Gérard iſt ein Philantrop; wenn er weiß daß ein armer Teufel eine derartige Gefahr läuft

ihn bringe, so wird er sich an
ten Teufels, dieses unglücklichen
bauerlichen Meuchlers stellen: er
fühlen, als wenn er selbst schul-
be mich nicht getäuscht, wie mir
lieber Herr Gérard?"
o nein! . . ." rief dieser.
erste Erfolg veranlaßt mich fortzu-
um Mitternacht, gehe ich mit die-
ntropen auf das Land; er gleicht
icht, Herr Gérard; denn man kann
hen Philantrop und Philantrop ist
wie Molière sagte, zwischen Reisig-
isigbündel sei ein Unterschied; ich
n wir unsere Richtung nehmen wer-
nichts davon gesagt; aber mit einer
, die ich meiner langen Erfahrung
h, daß es die Richtung der Cour-de-
d."
de-France!"
sind wir dort angekommen, so schla-
eg nach rechts oder nach links ein,
hrscheinlich; wir treten, — wie? ich
— wahrscheinlich in einen Park.
dort das Vorhandensein eines Ske-
Loche. Wir nehmen ein Protocoll
ringen die Frucht dieser peinlichen
m Procurator des Königs, der sich
chforschungen gezwungen sieht, den
der Justiz zu bitten, die Execution
nti zu verschieben."
Sarranti?" rief Herr Gérard.

„Sagte ich, des Herrn Sarranti? Der Name ist mir entschlüpft: Ich habe, ich weiß nicht weßhalb, ewig den Namen dieses Teufels von Menschen im Munde . . . Man verschiebt also die Execution. Man decretirt die Arrestation des wirklich Schuldigen — eine neue Instruction beginnt . . . Sie begreifen doch, nicht wahr?"

„Gewiß," antwortete Herr Gérard, in dessen Blicken durch eine schwarze Wolke der rothe Galgen der Gehenkten ersichtbar zu werden schien.

„Es ist eine furchtbare Lage für den armen Mörder," sagte Herr Jackal, „denn sehen Sie mal den braven Mann; er geht in der Sonne des lieben Gottes spazieren, die beiden Hände in den Taschen, frei wie die Luft; plötzlich sieht er elende Gendarmen kommen, die ihn aus der Sonne wegschleppen, um ihn in den Schatten zu schleudern, und ihm die Hände aus den Taschen reißen, um ihn zu fesseln; er wird seine unschuldige Ruhe zerstört, seine gewöhnliche Heiterkeit vernichtet sehen und das, ich weiß nicht durch welche brutale Formalität, durch welches minutiöse Detail; dann wird er bereuen, daß er den Weg des Heils nicht benützte, den ich ihm geöffnet."

„Aber gibt es denn einen solchen?" rief Herr Gérard.

„Wahrhaftig, lieber Herr Gérard," sagte der Polizeimann, „Sie müssen einen sehr harten Kopf, ein sehr stumpfes Gehirn und ein sehr kurzes Gedächtniß haben."

„Ach, mein Gott!" rief der ehrenwerthe Herr Gérard, „ich höre dennoch mit beiden Ohren."

hen Sie," machte Herr Jackal. „Das be-
aß das Resultat nicht immer im Verhältniß
Geistesfähigkeit steht. Habe ich Ihnen nicht
aß ich mich weigerte, die Expedition in der
Nacht zu unternehmen?"
erdings."
ß ich sie von der morgenden Nacht auf die
rmorgen verschoben?"
as sagten Sie."
m gut!"
r Gérard hatte den Mund offen und wartete.
ahrhaftig!" sagte Herr Jackal, die Achseln
über eine solche Stupidität. „Das ist ja das
Kunst und man muß ein so ehrbarer Mann
Sie, um nicht bereits begriffen zu haben."
r Gérard machte einige verzweifelte Bewe-
mit Kopf und Händen, die, verbunden mit
hen Tönen, welche aus seinem Halse hervor-
sagen wollten: „Fahren Sie fort!"
h weiß wohl, daß das in keinem Bezügnisse
en steht," fuhr Herr Jackal fort; „daß Sie
teresse haben, den Mörder eines Andern zu
en. Aber nehmen Sie doch mal einen Augen-
, — was sich eigentlich gar nicht annehmen
- daß das Verbrechen statt von einem Andern
nen begangen worden wäre, daß statt von
Andern begraben worden zu sein, der Leich-
n Ihnen begraben worden wäre. Nehmen
, daß der Schauplatz des Verbrechens ein
um wäre, das Ihnen gehörte ... das Schloß
y zum Beispiel: nehmen Sie an, Sie kennten
hölz und den Baum, dessen geheimnißvollem

Schatten der Leichnam anvertraut worden; nehmen Sie an, Sie wüßten, daß in der Nacht von morgen oder übermorgen sich das Gericht nach dem Schlosse von Viry begeben und eine Untersuchung in dem Parke anstellen müßte; nun, was würden Sie in der Nacht zu thun haben, die Ihnen ein Freund verschafft, während der Nacht von morgen auf übermorgen zum Beispiel?"

„Was ich zu thun hätte? . . ."

„Ja . . ."

„Damit man ihn nicht fände . . ."

„Den Leichnam? — Ja."

„Ich müßte . . ."

Herr Gérard trocknete sich den Schweiß von der Stirne, der in dicken Tropfen über dieselbe rollte.

„Nun, vollenden Sie doch! Sie müßten . . ."

„Ich müßte ihn weg . . ."

„Weg . . ."

„Wegschaffen, verschwinden lassen."

„Gottlob! . . . Ah, lieber Herr Gérard, welch' träge Phantasie haben Sie! Sie müssen sie durch die Landluft, durch die Nachtluft auffrischen. Ich verabschiede Sie denn für heute und morgen. Es wird ein glänzender Tag werden; das ist ein Glück für einen Naturliebhaber. Gehen Sie auf das Land, gehen Sie, und wer weiß, ob in dem Gehölz von Meudon oder Vanvres — die Gehölze sind die Tröst-einsamkeiten für Fischer wie er — wer weiß, ob Sie nicht den armen Teufel von Mörder finden, den Sie mit Ihrer gewöhnlichen Milde vor einer kleinen Gefahr, in die er läuft, retten."

reise Sie!" rief Herr Gérard, indem er
s Polizeimannes küßte. „Danke!"
sagte Herr Jackal, indem er verächtlich
zurückstieß, „glauben Sie denn, daß ich
ie, um Ihren elenden Rumpf zu retten.
ehen Sie, Sie sind gewarnt; das Uebrige
he."
ard stürzte aus dem Cabinet des Herrn

machte der Letztere mit einem Blick
e, die sich hinter Jenem schloß.

LVIII.

scher, der seine Vorsichtsmaßregeln trifft.

rard verließ in aller Eile das Hotel de

Quai angekommen, warf er sich in
und rief dem Kutscher zu:
ie Stunde und zehn Franken für die
nn Du zwei Meilen in einer Stunde

ssig . . . wohin, Bourgois?"
anvres."
rlauf von einer Stunde war man in

n Sie mich, Bourgois?" fragte der
die Bedingungen gut fand.
rard sann einen Augenblick nach. Er
se Pferde und Wagen; aber er fürchtete

eine Indiscretion von Seiten ſeines Kutſchers: er dachte, ein Fremder tauge mehr, ein Mann, mit dem er nie mehr zu thun hätte, nachdem ſeine Rechnung mit ihm ausgeglichen war.

Er beſchloß deßhalb ſeinen Limouſiner zu behalten.

Er befürchtete einzig, daß wenn er ihn zum ſelben Preiſe behielte, es einigen Verdacht erwecken könnte. Das Verlangen raſcher zu gehen, hatte ihn eine Unklugheit begehen laſſen; man durfte eine zweite nicht begehen.

„Danke," ſagte er, „ich habe die Perſon, welcher ich nacheilte, um einige Minuten verfehlt. Sie iſt nach Viry-ſur-Orge."

„Fatal, Bourgois, fatal."

„Ich möchte ſie aber wohl heute noch ſehen," murmelte Herr Gérard, als wenn er mit ſich ſelbſt ſpräche.

„Man kann Sie nach Viry-ſur-Orge führen, Bourgois; ſieben Meilen, das iſt bald zurückgelegt."

„Ah, ja; aber Du begreifſt," ſagte Herr Gérard, „mit den kleinen Wagen fahre ich für drei Franken nach Viry-ſur-Orge."

„Ich kann Sie allerdings nicht für drei Franken dahin bringen; aber in den kleinen Wagen, merken Sie wohl, werden Sie mit Leuten aller Art zuſammen geworfen, während Sie in meinem Fiacre allein ſind."

„Weiß wohl, weiß wohl," ſagte Herr Gérard, der namentlich allein zu ſein wünſchte, „und das verdient überlegt zu werden."

„Nun, Bourgois, was würden Sie dem armen
rnabé geben, wenn er Sie nach Viry führte?“
„Er müßte mich auch wieder zurücknehmen.“
„Man wird Sie wieder zurücknehmen.“
„Und dann auch auf mich warten.“
„Man wird Sie erwarten.“
„Nun, das macht? . . . Sei vernünftig.“
„Für hin und zurück dreißig Franken.“
„Und für das Warten?“
„Die Warteſtunden werden Sie mit vierzig Sous
ahlen. Ich hoffe, daß Sie dagegen nichts einzu-
nden haben.“
Es ließ ſich allerdings dagegen nichts einwenden.
n ſich das Anſehen des Handelns zu geben, han-
te er fünf Franken ab und der Handel wurde für
ufundzwanzig Franken hin und zurück und vierzig
us die Stunde Wartegeld abgeſchloſſen.
Nachdem man über dieſen Preis übereingekom-
n war, nahm Herr Gérard den Schlüſſel des
hloſſes von Viry zu ſich und ſtieg, nachdem man den
den Pferden des Meiſter Barnabé gepfiffen, wie-
: in den Wagen.
„Ueber Fromenteau?“ fragte der Kutſcher.
„Ueber Fromenteau, wenn Du willſt,“ antwor-
e Herr Gérard, dem der Weg, den man einſchlug,
ichgültig war, wenn man nur ankam.
Der Wagen fuhr in großem Trabe ab.
Meiſter Barnabé war ein Ehrenmann, der ſein
ld auf rechtmäßige Weiſe verdienen wollte.
Als Herr Gérard deßhalb nach Viry kam, war
noch heller Tag und man konnte wahrhaftig nicht
can denken, bei hellem Sonnenſchein an die trau-

rige Ausgrabung zu gehen, die ihn nach dem Schlosse führte.

Herr Gérard, der sich jetzt mehr als je in seinen Hut vertieft, stieg aus dem Wagen und befahl dem Kutscher, den er im Wirthshause zurückließ, sich bis elf Uhr auszuruhen.

Präcis um elf Uhr sollte er vor dem Schloßthore sein.

Herr Gérard öffnete die Thüre und schloß sie hinter sich, nachdem er sich den Blicken von einem Dutzend Kinder und einigen alten Frauen entzogen, welche das Geräusch eines Wagens herbeigezogen.

Man begreift die Aufregung des Philanthropen, als er den Fuß wieder in die Wohnung seines Bruders setzte, wo er eines der Kinder desselben hingemordet.

Auch werden wir nicht zu schildern brauchen, wie es ihm das Herz zusammengeschnürt, als er den Perron hinaufstieg und den Fuß in das umheimliche Haus setzte.

Als er am See vorüberkam, wandte er den Kopf ab.

Nachdem er die Thüre des Vestibules hinter sich geschlossen, mußte er sich an die Mauer stützen, die Kraft fehlte ihm.

Er stieg in sein Zimmer hinauf.

Die Fenster dieses Zimmers, wird man sich erinnern, gingen auf den Teich.

Aus dem Fenster dieses Zimmers hatte er Brasil untertauchen und den Leichnam des kleinen Victor herbeischleppen sehen.

die Vorhänge zusammen, um den Teich
n.
zusammengezogenen Vorhänge machten
düster.
e es nicht, in diesem düstern Zimmer zu

lbe Kerzen staken in zwei Leuchtern,
Kamin schmückten.
hatte die Vorsicht gehabt, eine Zünd-
el mitzubringen.
ete die Lichter an.
artete er etwas ruhiger die Nacht.
eun Uhr, als es ganz dunkel geworden,
s sei Zeit, sich hinauszubegeben.
elte sich zuerst darum, einen Spaten zu

te ein solcher in dem Schoppen des
ers sein.
rard ging hinab, sah sich gegenüber dem
in der Dunkelheit wie ein Spiegel von
hl glänzte, dann schlich er in den kleinen
ach dem Küchengarten führte, und suchte
g, dessen er bedurfte.
hoppen mit den Werkzeugen war mit
issel verschlossen. Der Schlüssel steckte

glücklicher Weise ein Fenster vorhanden.
rard näherte sich dem Fenster, in der
Scheibe einzubrechen, die eiserne Fenster-
nen und durch das Fenster in das Ge-
u dringen.
ie Scheibe eben zerbrechen wollte, hielt

er inne, mit Schrecken an den Lärm denkend, der durch das Zerbrechen der Scheibe entſtehen würde.

Der Unglückliche erſchrak vor allem.

Er blieb deßhalb zaudernd und die Hand auf dem Herzen ſtehen.

Sein Herz ſchlug, daß die Seiten zerſpringen zu wollen ſchienen.

Er verlor auf dieſe Weiſe mehr als eine Viertelſtunde.

Endlich erinnerte er ſich, daß er einen Diamanten am kleinen Finger hatte.

Der koſtbare Stein glitt knirſchend über die vier Seiten des Glaſes hin und Herr Gérard brauchte bloß an das Glas zu ſtoßen, daß es fiel.

Er wartete noch einen Augenblick, ſtieß an das Glas und ſteckte zu gleicher Zeit den Arm durch die Oeffnung.

Die Stange drehte ſich und das Fenſter ging aus einander.

Herr Gérard blickte rings umher, um ſich zu verſichern, daß die Nacht ganz ſtille ſei und ſtieg über die Brüſtung des Fenſters.

Nachdem er einmal in dem kleinen Häuschen war, taſtete und ſuchte er nach dem Werkzeug, deſſen er bedurfte.

Er fiel auf zwei bis drei Handgriffe von Werkzeugen, ehe er den Handgriff eines Spatens zu packen kriegte.

Endlich gelang es ihm.

Er nahm den Spaten und ging denſelben Weg zurück.

Es ſchlug zehn Uhr.

s überlegte, daß er einen weit kürzeren Weg
, wenn er durch das Gitter des Parkes ginge,
nach dem Pont Godeau führte, als wenn er
r an dem verwünschten Teiche vorüberginge,
inen Blick auf sich zog und nach der furchtbaren
ıtion, die er vornehmen wollte, noch weit mehr
ıch ziehen würde.
r faßte zu gleicher Zeit einen andern Entschluß.
lämlich den Kutscher wissen zu lassen, daß er
n dem Gitter des Gartens erwarte, das nach
bene zu ging, statt ihn, wie er ihm gesagt, an
Gitterthor zu erwarten, das nach dem Dorfe
ng.
)err Gérard öffnete diese letztere Thüre, legte
ı Spaten in eine Ecke und schlich sich an den
ern hin, um nach dem Wirthshaus zu kommen.
luf dem Wege änderte er abermals seinen
hluß.
in Wagen, welcher am Parkthore stand, konnte
erksamkeit erregen, da alle Welt wußte, daß
Haus unbewohnt sei.
s war klüger, daß der Kutscher auf der Land-
nach Fontainebleau wartete, hundert Schritt
der Cour-de-France.
lls er an dem Wirthshause angekommen war,
)err Gérard durch die Fenster.
r sah seinen Mann, der eine Flasche Wein trank
mit Fuhrleuten Karten spielte.
)err Gérard hatte wenig Lust, sich in dem
shause zu zeigen, wo er erkannt werden konnte,
ich er sich schrecklich verändert, seit er Viry ver-
hatte.

Da Barnabé indeſſen nicht ahnen konnte, daß er hinter dem Fenſter ſtehe und mit ihm zu ſprechen wünſche, ſo ſah ſich Herr Gérard genöthigt, die Thüre zu öffnen und dem Kutſcher ein Zeichen zu geben, er ſolle zu ihm kommen.

Eine Viertelſtunde verfloß, ehe Herr Gérard dieſen Entſchluß gefaßt.

Er hoffte noch immer, es werde Jemand herauskommen, dem er den Auftrag geben könnte, Barnabé zu ſagen, daß ſein Reiſender etwas mit ihm ſprechen müſſe.

Niemand kam.

Herr Gérard ſah ſich deßhalb genöthigt, einzutreten.

Wenn wir ſagten „einzutreten", ſo begingen wir einen Irrthum; Herr Gérard trat nicht ein, ſondern öffnete die Thüre halb und rief mit zitternder Stimme:

„He, Barnabé!"

Herr Barnabé war ganz bei ſeinen Karten; Herr Gérard mußte deßhalb den Namen dreimal wiederholen und hob jedesmal den Ton ſeiner Stimme.

Endlich ſah Barnabé auf.

„Ah, ah!" ſagte er. „Sind Sie es, Bourgois?"

„Ja, ich bin's," ſagte Herr Gérard.

„Sie wollen gehen? . . ."

„Noch nicht."

„Das iſt ein Glück! Die armen Thiere ſind noch nicht ausgeruht."

„Nein, das iſt's auch nicht."

„Was denn?"

„Ich habe Dir zwei Worte zu ſagen."

Das können Sie, ich bin sogleich zu Ihren
sten."
nd indem er aufstand und auf seinem Wege
Spieler derangirte, als möglich, kam er nach
hüre.
lle Gesichter der derangirten Trinker waren
ft nach der Thüre gerichtet.
err Gérard warf sich in den Schatten des Cor-
s zurück.
O! o!" sagte einer der Weingäste, „glaubt sich
Bourgois etwa entehrt, wenn er in ein Wirths-
eintritt?"
Es ist ein vermöglicher Liebhaber," sagte ein
rer lächelnd.
Dann hat er sein Knie und nicht seinen Kopf
die Thüre gesteckt," sagte ein Dritter.
Thor," versetzte der Erste, „er hat ja gesprochen."
Nun?"
Man spricht doch nicht mit dem Knie."
Da bin ich, Bourgois," sagte Barnabé; „was
zu Diensten?"
érard erklärte ihm die Veränderung, die in
Programm eingetreten war und daß er ihn auf
andstraße statt an dem Eingangsthore des
sses erwarten solle.
ie Auseinandersetzung des Herrn Gérard wurde
häufige: „Hm! hm!" unterbrochen.
err Gérard begriff, daß in den Veränderungen,
mit dem ersten Plane vorgegangen waren,
er Barnabé etwas nicht nach seinem Sinne

Als er endlich seinen Wunsch gehörig auseinandergesetzt, sagte Barnabé:

„Aber wenn wir uns auf der Landstraße nicht finden sollten?"

„Wie sollten wir uns denn nicht wieder finden?"

„Wenn Sie zum Beispiel vorübergehen, ohne mich zu sehen."

„Da ist keine Gefahr, ich habe gute Augen."

„Ja, sehen Sie, es gibt Leute, deren Gesicht schwächer wird, wenn sie einen Wagen seit vierzehn Stunden haben und dem Kutscher fünfzig Franken schuldig sind. Ich kannte Bürger, zum Beispiel, ich sage das nicht wegen Ihnen, Gott bewahre, Sie haben das ehrlichste Gesicht, das jemals ein Mensch auf Erden besessen! ich sagte, daß ich Bürger gekannt, die, nachdem sie mich den ganzen Tag behalten, sich gegen fünf Uhr Abends nach der Passage Dauphine oder nach der Passage Vero-Dodat führen ließen und sagten: „Erwarten Sie mich hier, Kutscher; ich komme wieder."

„Nun?" fragte Herr Gérard.

„Nun . . . und nicht wieder kamen."

„O!" sagte Herr Gérard, „nicht möglich, mein Freund . . ."

„Ich glaube Ihnen, ich glaube Ihnen; aber sehen Sie doch . . ."

„Mein lieber Freund," sagte Herr Gérard, „ist es nur das?"

Damit zog er zwei Louisd'ors aus der Tasche und gab sie Meister Barnabé.

Meister Barnabé benützte einen Lichtstrahl, der

ie halbgeöffnete Thür fiel, um ſich zu ver-
n, daß die Louisd'ors gut ſeien.
an wird Sie hundert Schritt oberhalb der
e-France erwarten und zwar von elf Uhr
ausgemacht. Von dem Augenblick, wo man
iſt, kein Einwurf mehr."
ber ich habe einen zu machen."
elchen?"
enn . . . wenn . . ."
r Gérard wagte nicht zu vollenden.
enn was?"
enn ich Dich nicht finden ſollte?"
o?"
uf der Landſtraße."
arum ſollten Sie mich da nicht finden?"
eil Du voraus bezahlt biſt . . ."
ie mißtrauen alſo Barnabé?"
u haſt ja auch mir mißtraut."
ie haben keine Nummer, aber ich habe eine . . .
ar eine famoſe! eine Nummer, die allen denen
ringt, welche ſie an ſich vorüberkommen ſehen,
mmer 1."
ch wünſchte weit mehr," ſagte Herr Gérard,
ächte denen Glück, die darin ſind."
ie bringt auch dieſen Glück, Nummer 1 bringt
elt Glück."
m ſo beſſer, um ſo beſſer," ſagte Herr Gérard,
er den Enthuſiasmus ſeines Kutſchers zu
n ſuchte.
nd man wird Sie von elf Uhr an auf der
aße erwarten, weil Sie's mal ſo wollen."
ut," ſagte Herr Gérard leiſe.

„Hundert Schritte oberhalb der Cour-de-France. Ist es so recht?"

„Ja, ja," sagte Herr Gérard, „es ist so recht, mein Freund; aber es ist unnöthig, so laut zu schreien."

„Ja, ja, stille! und da Sie Gründe haben, sich zu verbergen . . ."

„Ich habe keine Gründe!" sagte Herr Gérard. „Warum wollen Sie, daß ich Gründe habe, mich zu verbergen?"

„O das geht mich nichts an. Von dem Augenblicke, da ich bezahlt bin, nicht gesehen, nicht gekannt. Um elf Uhr wird man am fraglichen Orte sein."

„Ich werde suchen, Sie nicht warten zu lassen."

„O lassen Sie mich warten, ich werde mich nicht beklagen. Sie haben mich auf die Stunde genommen: ich würde Sie, wenn Sie wollen, bis ans Thal Josaphat führen und Sie würden wahrscheinlich der Einzige sein, der in einem Fiacre zum jüngsten Gericht käme."

Und ganz vergnügt über seinen Witz trat Barnabé wieder in das Wirthshaus, während Herr Gérard, den Schweiß abtrocknend, der ihm von der Stirne rann, auf den Weg nach dem Schlosse zurückging.

LIX.

Ein schwierig unterzubringender Gegenstand.

Herr Gérard fand die T
seinen Spaten an der Mauer

die Thüre mit dem Schlüssel und steckte
in die Tasche.
itterte er und blieb, die Augen fest auf
es Schlosses geheftet, stehen.
ster war erhellt.
nblick des Schreckens machte den Elen-
f bis zu den Füßen schauern.
rinnerte er sich der beiden Lichter, die
t hatte stehen lassen.
nun die Unklugheit, die er begangen.
le, die er gesehen, konnten auch Andere
ußte, daß das Schloß unbewohnt war,
lle konnte vielen Vermuthungen Raum

ard ging deßhalb beschleunigten Schrit-
i Schlosse, immer die Blicke von dem
end, stieg rasch den Perron hinauf und
eppen hinan.
ein Licht aus und wollte eben auch das
chen, als er dachte, er müßte durch den
en und ohne Licht die Treppe hinab-

noch keinen Moment früher daran ge-
r beherrschte ihn die Furcht, daß man
en möchte.
diese materielle Furcht vorüber war,
e wieder.
nte Herrn Gérard in den Corridors und
ppen eines verlassenen Hauses beun-

Aehnlichkeit auch zwischen beiden
Mörder fürchten: Geister.

„Hundert Schritte oberhalb der Cour-de-France. Ist es so recht?"

„Ja, ja," sagte Herr Gérard, „es ist so recht, mein Freund; aber es ist unnöthig, so laut zu schreien."

„Ja, ja, stille! und da Sie Gründe haben, sich zu verbergen . . ."

„Ich habe keine Gründe!" sagte Herr Gérard. „Warum wollen Sie, daß ich Gründe habe, mich zu verbergen?"

„O das geht mich nichts an. Von dem Augenblicke, da ich bezahlt bin, nicht gesehen, nicht gekannt. Um elf Uhr wird man am fraglichen Orte sein."

„Ich werde suchen, Sie nicht warten zu lassen."

„O lassen Sie mich warten, ich werde mich nicht beklagen. Sie haben mich auf die Stunde genommen: ich würde Sie, wenn Sie wollen, bis ans Thal Josaphat führen und Sie würden wahrscheinlich der Einzige sein, der in einem Fiacre zum jüngsten Gericht käme."

Und ganz vergnügt über seinen Witz trat Barnabé wieder in das Wirthshaus, während Herr Gérard, den Schweiß abtrocknend, der ihm von der Stirne rann, auf den Weg nach dem Schlosse zurückging.

LIX.

Ein schwierig unterzubringender Gegenstand.

Herr Gérard fand die Thüre halb offen und seinen Spaten an der Mauer lehnend.

ie Thüre mit dem Schlüssel und steckte
i die Tasche.
erte er und blieb, die Augen fest auf
Schlosses geheftet, stehen.
r war erhellt.
lick des Schreckens machte den Elen-
is zu den Füßen schauern.
nnerte er sich der beiden Lichter, die
atte stehen lassen.
un die Unklugheit, die er begangen.
die er gesehen, konnten auch Andere
ste, daß das Schloß unbewohnt war,
konnte vielen Vermuthungen Raum

d ging deßhalb beschleunigten Schrit-
Schlosse, immer die Blicke von dem
d, stieg rasch den Perron hinauf und
pen hinan.
i Licht aus und wollte eben auch das
n, als er dachte, er müßte durch den
und ohne Licht die Treppe hinab-

ch keinen Moment früher daran ge-
eherrschte ihn die Furcht, daß man
möchte.
ese materielle Furcht vorüber war,
ieder.
Herrn Gérard in den Corridors und
en eines verlassenen Hauses beun-

nig Aehnlichkeit auch zwischen beiden
und Mörder fürchten: Geister.

In der Dunkelheit fürchtete Herr Gérard hinter sich gehen zu hören, ohne zu wissen, was ging.

Er fürchtete sich an seiner Redingote gepackt zu fühlen, ohne zu wissen, wer ihn packte.

Er fürchtete, bei der Krümmung des Corridors sich plötzlich einem Gespenst gegenüberzusehen, einem Kinder- oder Frauengespenst.

Waren in diesem Hause nicht zwei oder vielleicht drei Mordthaten geschehen?

Deßhalb ließ Herr Gérard ein Licht angezündet.

Er konnte durch zwei Thüren hinausgehen: die Thüre des Perrons und die Thüre des Speisekellers.

Als er in das Vestibule kam, zögerte er.

Gegenüber von dem Perron war der Teich, der furchtbare Teich!

Ehe er an die Thüre des Speisekellers kommen konnte, mußte er durch den gewölbten Keller gehen, wo Orsola erdrosselt worden war.

Herr Gérard erinnerte sich der Blutflecken auf den Steinplatten.

Er zog es jedoch vor, durch den Speisekeller hinauszugehen; er war nicht umsonst in dieser Stimmung.

Er hielt das Licht in der einen Hand, nahm den Spaten mit der andern, stieg die Treppe links, ging durch die Küche, zögerte einen Augenblick, ehe er die Thüre zum Speisekeller aufstieß, und schüttelte den Kopf, daß der Schweiß herabtroff, denn da seine beiden Hände beschäftigt waren, konnte er sich die Stirne nicht abtrocknen.

Endlich stieß er mit dem Fuße die Thüre des

llers auf; der Wind blies durch die zerbro-
Fensterrahmen, das Licht erlosch.
blieb in der Dunkelheit, gewissermaßen der
ne der Finsterniß.
Schrei entschlüpfte ihm zu gleicher Zeit, wäh-
e Flamme erlosch; dann schauerte er und
: er hatte Angst, der Ton seiner Stimme
die Todten auferwecken.
mußte durch den Speisekeller gehen oder wie-
ickgehen.
ückgehen: und wenn das Gespenst von Orsola
zte! . . .
s in dieser, mehr als das Blatt des Pappel-
itternden, Seele während der fünf Secunden
, welche er brauchte, um durch das düstere
e zu gehen, wäre unmöglich zu beschreiben.
lich erreichte er die Holzkammer.
t glaubte er sich beinahe gerettet.
r die Thüre, die in den Park führte, war
en, der Schlüssel steckte nicht; der Riegel war
:, lief nicht mehr in der Schließkappe und
nd dem ersten Rütteln.
Kräfte waren nahe daran, dem Unglücklichen
nst zu versagen.
schien ihm unmöglich, wieder durch den
ller zu gehen, ohne vor Schreck zu sterben.
nahm alle seine Kräfte zusammen.
Schloß gab nach: die Thüre ging auf.
frische Wind von Außen schlug an seine
Stirne und machte den Schweiß auf seinem
zu Eis.

Aber diese Empfindung schien ihm unendlich wohlthuend nach der erstickenden Atmosphäre des Souterrains.

Er athmete die reine Nachtluft!

Seine Lungen dehnten sich aus.

Er öffnete den Mund, um Gott zu danken; er wagte es nicht.

Wenn ein Gott lebte, wie konnte er, Gérard, frei, und Herr Sarranti im Gefängniß sein?

Freilich schlief Herr Sarranti aller Wahrscheinlichkeit nach jenen ruhigen Schlaf, der dem Gerechten die Kraft gibt, das Schaffot zu besteigen, während er dagegen wachte, Gewissensbisse und Schrecken im Herzen, und seine Kniee zitterten, seine Hände und seine Stirne von Schweiß troff.

Und in welch' furchtbarer Absicht wachte er? Was war die schreckliche That, die ihm zu thun blieb?

Er mußte die Gebeine seines Opfers ausgraben und verbergen.

Hatte er dazu den Muth? Hatte er vor Allem die Kraft?

Er wollte es wenigstens versuchen.

Mit raschem und beinahe festem Schritte durchmaß er den ganzen offenen und hellen Raum vom Schlosse bis zum Parke.

Als er sich jedoch unter dem Schatten der großen Bäume sah, als das geheimnißvolle und murmelnde Dunkel des Waldes sich zu seiner Rechten und Linken ausbreitete, packte ihn die eisige Hand des Schreckens von Neuem bei den Haaren.

in der Allee, die nach dem dichten

große Eiche zu ſehen; er begann
nterſcheiden.
hte ihn zurückziehen, ſo viel ſie
orwärts gehen.
:eclich fortgeſchleppt, als der ge=
zum Schaffot.
ick fragte er ſich, ob das Schaffot
en ſei, was er zu thun im Be=

der ihn getroffen, ohne daß er
ihn auf der Stelle und ohne Lei=
tte ihn geſegnet.
kampf beim Ausſpruch eines Ur=
niß, dieſes heiße und kalte Vor=
, der Henker und ſeine finſtere
malte Schaffot, deſſen beide ma=
on Weitem ſieht, die Stufen, die
ſte fehlen, unterſtützt von Dienern
porſteigen muß, das Brett, das
dreieckige Eiſen, das in der dop=
das iſt der wahrhaft grauſame,
unmögliche Tod!
vas in den Augen des Meuchel=
graben des Leichnams, dem Tod
ausgraben, den Vorzug gab vor
aing und Papavoine.
ſſen in das dichte Gebüſch und
Arbeit.
an das richtige Loch finden.
r und ſuchte mit der Hand.

Da Barnabé indeſſen nicht ahnen konnte, daß er hinter dem Fenſter ſtehe und mit ihm zu ſprechen wünſche, ſo ſah ſich Herr Gérard genöthigt, die Thüre zu öffnen und dem Kutſcher ein Zeichen zu geben, er ſolle zu ihm kommen.

Eine Viertelſtunde verfloß, ehe Herr Gérard dieſen Entſchluß gefaßt.

Er hoffte noch immer, es werde Jemand herauskommen, dem er den Auftrag geben könnte, Barnabé zu ſagen, daß ſein Reiſender etwas mit ihm ſprechen müſſe.

Niemand kam.

Herr Gérard ſah ſich deßhalb genöthigt, einzutreten.

Wenn wir ſagten „einzutreten", ſo begingen wir einen Irrthum; Herr Gérard trat nicht ein, ſondern öffnete die Thüre halb und rief mit zitternder Stimme:

„He, Barnabé!"

Herr Barnabé war ganz bei ſeinen Karten; Herr Gérard mußte deßhalb den Namen dreimal wiederholen und hob jedesmal den Ton ſeiner Stimme.

Endlich ſah Barnabé auf.

„Ah, ah!" ſagte er. „Sind Sie es, Bourgois?"

„Ja, ich bin's," ſagte Herr Gérard.

„Sie wollen gehen? . . ."

„Noch nicht."

„Das iſt ein Glück! Die armen Thiere ſind noch nicht ausgeruht."

„Nein, das iſt's auch nicht."

„Was denn?"

„Ich habe Dir zwei Worte zu ſagen."

Das können Sie, ich bin sogleich zu Ihren
ten."
nd indem er aufstand und auf seinem Wege
Spieler derangirte, als möglich, kam er nach
üre.
le Gesichter der derangirten Trinker waren
nach der Thüre gerichtet.
err Gérard warf sich in den Schatten des Cor=
zurück.
O! o!" sagte einer der Weingäste, „glaubt sich
Bourgois etwa entehrt, wenn er in ein Wirths=
eintritt?"
s ist ein vermöglicher Liebhaber," sagte ein
er lächelnd.
Dann hat er sein Knie und nicht seinen Kopf
die Thüre gesteckt," sagte ein Dritter.
Thor," versetzte der Erste, „er hat ja gesprochen."
Nun?"
Man spricht doch nicht mit dem Knie."
Da bin ich, Bourgois," sagte Barnabé; „was
u Diensten?"
érard erklärte ihm die Veränderung, die in
rogramm eingetreten war und daß er ihn auf
andstraße statt an dem Eingangsthore des
ses erwarten solle.
ie Auseinandersetzung des Herrn Gérard wurde
häufige: „Hm! hm!" unterbrochen.
err Gérard begriff, daß in den Veränderungen,
mit dem ersten Plane vorgegangen waren,
r Barnabé etwas nicht nach seinem Sinne

Als er endlich seinen Wunsch gehörig auseinandergesetzt, sagte Barnabé:

„Aber wenn wir uns auf der Landstraße nicht finden sollten?"

„Wie sollten wir uns denn nicht wieder finden?"

„Wenn Sie zum Beispiel vorübergehen, ohne mich zu sehen."

„Da ist keine Gefahr, ich habe gute Augen."

„Ja, sehen Sie, es gibt Leute, deren Gesicht schwächer wird, wenn sie einen Wagen seit vierzehn Stunden haben und dem Kutscher fünfzig Franken schuldig sind. Ich kannte Bürger, zum Beispiel, ich sage das nicht wegen Ihnen, Gott bewahre, Sie haben das ehrlichste Gesicht, das jemals ein Mensch auf Erden besessen! ich sagte, daß ich Bürger gekannt, die, nachdem sie mich den ganzen Tag behalten, sich gegen fünf Uhr Abends nach der Passage Dauphine oder nach der Passage Vero-Dodat führen ließen und sagten: „Erwarten Sie mich hier, Kutscher; ich komme wieder."

„Nun?" fragte Herr Gérard.

„Nun . . . und nicht wieder kamen."

„O!" sagte Herr Gérard, „nicht möglich, mein Freund . . ."

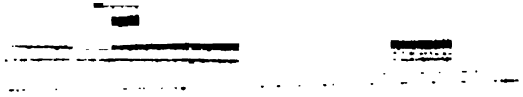
„Ich glaube Ihnen, ich glaube Ihnen; aber sehen Sie doch . . ."

„Mein lieber Freund," sagte Herr Gérard, „ist es nur das?"

Damit zog er zwei Louisd'ors aus der Tasche und gab sie Meister Barnabé.

Meister Barnabé benützte einen Lichtstrahl, der

die halbgeöffnete Thür fiel, um sich zu ver-
ern, daß die Louisd'ors gut seien.
Man wird Sie hundert Schritt oberhalb der
de-France erwarten und zwar von elf Uhr
ie ausgemacht. Von dem Augenblick, wo man
lt ist, kein Einwurf mehr."
Aber ich habe einen zu machen."
Welchen?"
Wenn . . . wenn . . ."
err Gérard wagte nicht zu vollenden.
Wenn was?"
Wenn ich Dich nicht finden sollte?"
Wo?"
Auf der Landstraße."
Warum sollten Sie mich da nicht finden?"
Weil Du voraus bezahlt bist . . ."
Sie mißtrauen also Barnabé?"
Du hast ja auch mir mißtraut."
Sie haben keine Nummer, aber ich habe eine . . .
war eine famose! eine Nummer, die allen denen
bringt, welche sie an sich vorüberkommen sehen,
Nummer 1."
Ich wünschte weit mehr," sagte Herr Gérard,
brächte denen Glück, die darin sind."
Sie bringt auch diesen Glück, Nummer 1 bringt
Welt Glück."
Um so besser, um so besser," sagte Herr Gérard,
n er den Enthusiasmus seines Kutschers zu
en suchte.
Und man wird Sie von elf Uhr an auf der
traße erwarten, weil Sie's mal so wollen."
Gut," sagte Herr Gérard leise.



3 9015 01480 3061